Der

Bauern-Spiegel

oder

Lebensgeſchichte

des

Jeremias Gotthelf.

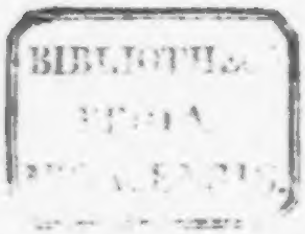
Zweite durchgeſehene und vermehrte Ausgabe.

Burgdorf, 1839.

Druck und Verlag von C. Langlois.

Р.О. денш. 500 іс

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS



B 4

Vorrede zur zweiten Ausgabe.

Grüß Gott Euch wieder, liebe Leute, und dank ech Gott! Meine treuherzige Gabe habt Ihr treuherzig auf- und zu Herzen genommen; ich weiß, daß ſie ſchon manchem armen Kind Segen gebracht hat. Viele haben mir einen freundlichen Dank geboten, daß ich ſie der Mühe werth geachtet, den Spiegel ihnen vorzuhalten, und daß ich den Glauben gehabt, dieſes Vorhalten führe zur Beſſerung, und nicht zu eitlem Zorn. Das war mir ein gut Zeugniß, daß ich Euch, ihr lieben Leute, beſſer kenne, als viele andere Leute. Hätte ich guten Freunden mein Büchlein vor dem Druck gezeigt, ſie hätten es verbrannt, und vielleicht mich damit, nur damit ich nicht von Euch todtgeſchlagen würde. Und als dasſelbe gedruckt war unvermuthet, da hatten meine Freunde große Angſt um mich, und fragten bekümmert an jedem Schauſaaltag: ob man mich nicht mit abgeſchlagenem Kopf in die Inſel gebracht, damit man mir ihn wieder zurecht- und beſſer aufſetze? Aber ich wanderte wohlgemuth und wohlbehalten unter Euch herum, und wer weiß ob nicht freundliche Blicke von Mareilene und Aennelene mich begleiteten. Einige ärgerte der Titel; das Buch hätte man aller Leute Spiegel heißen ſollen, und nicht Bauernſpiegel, denn es kämen ja Leute aller Art darin vor, meinten ſie. Aber bedenket, das Bauernleben bildet doch eigentlich den Grund und Boden des Buches, aus andern Ständen wandeln nur einige Geſtalten flüchtig über dieſen Boden.

Auch will ich Euch jetzt, da Ihr mich ſo vernünftig aufgenommen, aufrichtig berichten, daß dieſer Titel ein

Lockvogel war. Hitzig auf dem Lesen seid Ihr eben nicht, wenn Ihr etwas lesen sollt, so muß man es Euch apparti beitzen, und diese Beitze lag im Wort Bauernspiegel. Jetzt kann ich den Titel nicht mehr ändern, sonst kennt man das Buch nicht mehr. Einige meinten: den Herren, die doch immer die Nase zuvorderst hätten, hätte auch die Ehre eines Herrenspiegels zuerst gebührt; oder werden nun böse, daß er noch nicht nachgeliefert wurde.

Aber bedenket, wenn man nur einen Herrenspiegel machen, wenn man alle ihre Verkehrtheiten, Thorheiten, Narrheiten beschreiben wollte, so müßte man ein Buch machen so groß wie eine Zehntscheuer; oder, da eine Zehntscheuer bald nicht größer zu sein braucht als der Hosensack eines Seeländers, und die sind bekanntlich klein, da die Seeländer die Zwilche sparen müssen, auch große Säcke nicht nöthig haben, da sie desto größere Gläser haben, so groß wie der berüchtigte Bettlerpalast in der Länggaß bei Bern sammt seinen wohlverschlossenen Behältern, aus welchen genialisch theurer Mist für die Stadtäcker gezogen, oder den armen Leuten batzenweise zugemessen wird, was ihr eigenstes Eigenthum gewesen war. Zu dem gibt es freilich reiche und arme, brave und schlechte Bauern, aber alle machen doch nur einen Stand aus; aber wie vielerlei Herrenstände, die in ihrer Lebensweise durchaus verschieden sind, gibt es nicht, und wie ließen sich wohl alle in ein Buch zusammenbringen, da man sie nirgends zusammen findet? Wo sieht man z. B. alte und neue Herren beisammen? Vielleicht am Maskenball. Aber wer will da erkennen: ob unter der Harlekinsmaske ein alter oder neuer Narr steckt? Wer will Advokaten und Pfarrer unter einen Hut bringen? Redet man einem Advokaten von einem Pfarrer, so kömmt es ihm in den letzen Hals, er hustet, daß ihm der Bauch gnappet. Redet man einem Pfarrer von einem Advo-

katen, so kömmt es dem Pfarrer in die Naſe, und er muß nießen, daß es ihm weh thut in allen Seiten. Treffen ſie ſich wunderſamer Weiſe in einem Stübli oder Futtergang, ſo gramſelt es ihnen krebsartig in den Beinen, und ſie gehen hinter ſich ſo ſtreng ſie mögen. Wirthe, Kaufleute, Kuderhändler, Aerzte ſind freilich anderer Art; die findet man zwiſchen aller Leute Beinen. Aber dieſe Herren würden ſich denn doch ärgern, nur ſo zwiſchen fremden Beinen dargeſtellt zu werden ſo nebenbei. Es wäre auch zum Theil ungerecht. Es gibt unter ihnen Leute, die aufrecht ſtehen, akurat wie die reſpektabelſten Männer, und bekanntlich kann man zwiſchen fremden Beinen nur tief gebückt exiſtiren. Dann gibt es aber Herren, die ſich ſtellen, als ob ſie anderen Menſchen auf den Köpfen ſtünden, die, wenn ſie beim Bären oder Löwen oder irgend bei einem andern Thier hinter einem Gütterli ſitzen, von dem man nicht weiß, ſoll es einen Schoppen oder eine Halbe vorſtellen, ſich gebehrden, als ob ſie Napoleon und ſeine alte Garde im Maul und Talleyrand und Metternich hinter den Ohren hätten. So müßte, wenn keine Herren-Sorte übergangen werden ſollte, man wenigſtens ſieben Herrenſpiegel hinter einander reihen; und vor ſo einer weitläufigen Geſchichte grauſet es mir, da von Natur Niemand ungerner ſitzt und ſchreibt als ich. Zudem ſind die Herren gar aufbegehriſcher Art, die Alten und die Neuen, und die Letztern faſt noch mehr als die Erſtern, wie Kinder auch kitzliger ſind als Greiſe.

Zudem ſind die Herren b'ſinnte Köpfe, die Jahre lang es nicht vergeſſen, wenn man ihnen den Hut nicht abgezogen oder anderer Meinung geweſen iſt, als ſie; würden ſie mir es je vergeſſen, wenn ich mich unterſtünde, ihre Majeſtät im Hausrock zum Vorſchein zu bringen? Doch kömmt Zeit kömmt Rath, und was ſonſt noch Alles kömmt, weiß Niemand.

Vor allem aus muß ich nur dafür sorgen helfen, daß dieses Büchlein etwas reputierlicher unter die Leute kömmt, und das gibt mir bei der wenigen Zeit, die ich übrig habe, viel zu thun. Man wird es dem Buch nicht ansehen, aber dem Ungeübten rauben auch Kleinigkeiten viele Zeit. Hauptveränderungen sind keine gemacht worden, selbst die Recensenten veranlaßten mich nicht dazu; sie ging wider ihre Gewohnheit über Verdienen mild und schonend mit mir um. Nur zwei im berühmten Intelligenzblatt der Stadt Bern würdigten mich vornehmen und zermalmenden Tadels. Der Erstere entfloß den pontinischen Sümpfen, der Andere wahrscheinlich einem lieben Mitbürgerchen. Wahrscheinlich aus burgerlichem Zutrauen sucht der Letztere eine Kraft in mir, die aus meiner bekannten Selbstgefälligkeit fließen und das schlechte Buch bei einer neuen Auflage in ein besseres umwandeln werde.

Aber lieber Mitburger, da thust du mir zu viel Ehre an. Aus dieser Quelle sprudelt mir keine so wunderthätige Kraft. Oder hast du mich je unter den jungen Laffen gesehen, die jungen reichen Mädchen nachstellen, fast ehe sie unterwiesen sind, die mit merkwürdiger Schamlosigkeit jeder erledigten Stelle nachkriechen oder das Papachen kriechen lassen, die mit stupider Frechheit den Glauben wie eine Fahne vor sich her tragen: weil der Vater etwas sei, und zwar Gott weiß warum, so müßten die Söhne noch eine Potenz mehr sein, Gott möge ihnen ein Zeichen aufgedrückt haben, welches er wolle! Darum, lieber Mitburger, urtheile nicht mehr vorschnell über mich, du könntest dich täuschen in mir.

Ein bedeutender Theil des Publikums hat den Stab gebrochen über den zweiten sogenannten politischen Theil; gar nicht hieher gehöre er, meinte man, daß gar zu viel geschwatzt werde, tadelte man. Aber gab es nicht eine Zeit, wo bei dem einen Theil des Volkes das Leben einen

politiſchen Aufflug nahm und dem andern Theil Politik einzutrichtern verſucht wurde? Soll dann in dieſer Schilderung des Volkslebens dieſe Seite desſelben nicht dargeſtellt werden dürfen, ja nicht viel mehr dargeſtellt werden müſſen? Was kann ich dafür, daß man den Leuten die Politik ſo erleidete, daß jetzt Niemand mehr etwas davon hören mag? Und daß in dieſem Theil viel geſchwatzt wird, was kann ich dafür? Wie tritt ſeit 1832 bei vielen Leuten die Politik hervor in That oder Geſchwätz! und iſt dieſes Geſchwätz kurz oder breit? Auch taucht wieder bei den jetzigen Leuten ein Glaube auf, der bei den ehemaligen Leuten gegolten: Wer nicht Großrath ſei oder irgend ein Bein von einem Großrath, den gehe die ganze Geſchichte nichts an. Dieſe Neugläubigen will ich freundlich bitten, meine Liebe zu meinem Ländchen mir zu verzeihen. Ja mein Ländchen liebe ich, und dieſe Liebe iſt's, die mich ſtark gemacht — ein Schwacher hätte den Bauernſpiegel nicht geſchrieben. Und um dieſer Liebe willen habe ich den zweiten Theil nicht ungeſchaffen, ſondern ihn noch mit Zuſätzen vermehrt. Was kann ich dafür, daß es in mir ſprudelt und kocht, wenn ich das Glück dieſes Ländchens durch ſelbſtſüchtige Leidenſchaftlichkeit niedergetreten, durch Frechheit zerſtört, durch Laſter aufgezehrt, durch ſchnöde Geldſucht ausgebeutet, durch Unbedachtſamkeit, Rechthaberei oder Leichtſinn untergraben ſehe. Verzeiht mir nun, wenn es auch überkocht. Bin ich doch ein im Lande gebornes Kind, und Landeskinder waren auch meine Väter ſeit einer ſchönen Reihe von Jahren; erlaubt man doch manchem fremden beſternten oder verlöcherten Buben das große Wort zu führen über unſeres Hauſes heiligſte Angelegenheiten. Ich, ein Kind der Freiheit, ein Mann des Worts ſollte unſere Hausgötter, Freiheit und Frömmigkeit nicht vertheidigen dürfen mit der Schärfe des freien Worts!

Und findet man dennoch mein Beginnen Unrecht, so verzeihe man mir um meiner Liebe willen, die mich zum Reden zwang. Man verzeihe mir auch, wenn Jemand unschuldig sich getroffen glaubt, ich wollte es nicht; und die schuldig Getroffenen mögen glauben, daß ich nicht um ihretwillen die freie Rede mir erlaubt, sondern aus Liebe zum theuren Vaterland. Wer aber diese Liebe mir verübeln will, dem will ich verzeihen.

Nun lebt wohl, liebe Leute, für dießmal und zürnet nüt!

Lebe aber auch du wohl, mein lieb Büchlein, mein Erstgebornes! Du sollst wandern gehen in fremder Herren Länder, sollst an fremde Thüren klopfen, sollst um freundliche Herberge bitten! Zage nicht! gute Leute gibt es auch dort. Sprichst du auch in fremder Mundart, sieht man dich anfangs auch mit mißtrauischen Augen an für einen verdächtigen Wältsch, so gedulde dich nur, man wird bald den ehrlichen Schweizer in dir erkennen, der wohl etwas wunderlich redet, aber doch gar treu es meint. Und wenn du ihnen treue Kunde bringst von dem leider viel bereisten aber wenig bekannten Lande, denn eines Volkes Sinn und Sitte liegen nicht auf der Heerstraße, finden sich nicht in den zur Unnatur verzehrten Mimeligestalten, so werden sie dir sicher freundliche Herberge geben als einem nicht unwillkommenen Gaste. Und wo du freundliche Gesichter findest, mein lieb Büchlein, da theile freundliche Grüße aus von denen, die hinter den Bergen wohnen.

Jeremias Gotthelf.

Inhalt.

		Seite
Kapitel 1.	Meine Kindheit	1
— 2.	Wie ein Vater Kinder prellt	16
— 3.	Das Lehen	30
— 4.	Der Großvater ſtirbt. — Eine Theilung	42
— 5.	Der Vater ſtirbt	48
— 6.	Wie man, ohne zu erben, kann helfen theilen	50
— 7.	Die Bettlergemeinde	59
— 8.	Der Güterbub als Kindemeitſchi . . .	63
— 9.	Der Güterbub wird ein Gaſſenbub . .	84
— 10.	Die chriſtlichen Zigeuner	93
— 11.	Meine Herrlichkeit hat ein Ende, und eine Gemeinde hat einen Einfall	108
— 12.	Wie es mir unter braven Leuten übel geht	111
— 13.	Wie ein pfiffiger Bauer und eine noch pfiffigere Bäuerin ausſehen	128
— 14.	Von einem berühmten Schulmeiſter und einem berühmten Pfarrer, die mich unterweiſen, und wie?	136
— 15.	Wie ich ein Knecht ward	149
— 16.	Fürio! das Haus brennt	157
— 18.	Fürio! es brennt auch im Herzen . .	162
— 19.	Wie man lieben und arbeiten kann . .	172
— 20.	Wie böſer Wein Hochzeit macht . . .	176
— 21.	Wie ein Pfarrer einen kann aus dem Himmel fallen laſſen	182
— 22.	Wie ich und Aenneli rechnen	193
— 23.	Wie Gott mir Aenneli nimmt . . .	196
— 24.	Wie ich an den Menſchen mich zu rächen ſuche	202
— 25.	Die Rache und ihre Folgen	207
— 26.	Wie ich Rekrut werde und allerlei Betrachtungen mache. — Mein Aufenthalt in franzöſiſchen Dienſten	212
— 27.	Wie ich aus einem Rekrut zu einem Mann werde	221

Seite

Kapitel 28. Wie man uns die Träume vertreibt und den Abschied gibt 237
— 29. Meine Heimkunft 242
— 30. Meine Krankheit und dem Spital seine 248
— 31. Wie ich zu Geld, einem Erbe, einer Kutte, fast zu einer Weltsche kam . . . 254
— 32. Mein Aemtlihunger, und wie ich abgespiesen werde 260
— 33. Der gute Rath 286
— 34. Der schöne Tag 294
— 35. Wie ich suche und finde, aber nicht das Rechte. 299
— 36. Wie ich ein altes Schloß fand, aber neue Leute dabei 304
— 37. Wie ich eine bleibende Stätte finde . 318
— 38. Potz Wetter, Weiberlärm! 331
— 39. Wie meine Bauern kannegießern . . 339
— 40. Zwei lustige Vögel, und wie meine Bauern sie fliegen lehren 353
— 41. Von vielen wüsten Vögeln und ihrem wüsten Treiben 359
Worterklärungen 377

Erſtes Kapitel.

Meine Kindheit.

Ich bin geboren in der Gemeinde Unverſtand, in einem Jahre, welches man nicht zählte nach Chriſtus. Mein Vater war der älteſte Sohn eines Bauern, der einen ziemlich großen Hof beſaß, und noch vier Söhne und drei Töchter hatte. Großvater und Großmutter waren von altem Schrot und Korn; beide viereckigt und rüſtig früh und ſpät. Er war Meiſter in Feld und Stall. Das Erſtere bebaute er mit großem Fleiße, aber nach alter Mode, nahm lieber ein Klafter Naturgras, deſſen Same ihn nichts koſtete, als drei Klafter Pflanzengras, zu dem er den Samen hätte kaufen müſſen. Aus dem Stalle zog er die Zinſen der ſchuldigen Kapitale. Er mäſtete alle Jahre Etwas, aber dazu brauchte er lieber das Korn aus dem Speicher, als daß er mehr Erdäpfel gepflanzt hätte als ſein Vater. Im Hauſe ſchaltete und rumorte die Großmutter, und Alles mußte ſich da vor ihr ducken, auch der Großvater. Sie kochte alles ſelbſt für die Menſchen und die Schweine, beſorgte den Garten und die Plätze ſo viel möglich allein und ſpann dabei Kuder faſt zu Tode. Das Geld hatten ſie im Genterli und die Großmutter immer ſo viel Recht dazu als der Großvater. Ich erinnere mich noch gar wohl, daß, als einmal der Großvater ſehr munter von einem Märit heim kam, ich die Großmutter in der Nacht aufſtehen, dem Großvater die Hoſen erleſen und das Geld zählen ſah und ſie brummeln hörte: dä het afa g'hudlet, es hät es ſtifs Säuli gäh, was er verſoffe het; dem will ig morn d's Kapitel leſe. Richtig waren ſie am Morgen über eine

Stunde lang im Stübli. Niemand wußte, was sie verhandelt hatten, aber der Großvater kam nie mehr so lustig heim. Beide konnten Gedrucktes lesen und besonders der Großvater las oft laut aus dem Schatzkästlein und dem wahren Christenthum; schreiben und Geschriebenes lesen konnten sie nicht, auch nicht rechnen; doch machte der Großvater wackere Bauernfünfe, und kein Anken-, kein Garnhändler, obgleich die Letztern besonders durchtriebene Schälke sind, konnte die Großmutter um einen Vierer beluren. Daher hielten Beide auf dem Lernen eben nicht viel; wenn eins ihrer Kinder nur nothdürftig lesen und beten konnte, so glaubten sie es überflüssig geschickt. Nur der jüngste Sohn, der nicht gern arbeitete und doch der Augapfel war, konnte ein wenig schreiben und rechnen. Mein Vater schien von allen das vernachlässigtste Kind zu sein. Er konnte dem Großvater am frühesten in der Arbeit helfen und wurde nun fast von der ersten Jugend weg als Knecht gebraucht, wie ich ihn oft klagen hörte. Füttern, handeln, Pflug halten und säen that der Großvater selbst, aber bei jeder wüsten und schweren Arbeit mußte mein Vater an der Spitze sein, und was die andern Brüder nicht thun mochten, das kam an ihn, und wenn etwas mißlang oder krumm gemacht wurde, so ging es über ihn aus. Als Beispiel erzählte er manchmal, wenn Steuerholz zu fällen gewesen sei, bei schlechtem Wetter oder an wüsten Orten, so hätte er der erste und letzte dabei sein müssen, an die Fuhrungen seien dann seine Brüder gefahren. Ich erinnere mich noch wohl, daß sie gewöhnlich bei ihrer Heimkunft nicht stehen konnten und lebendige Feuerspritzen vorstellten. Darüber schmählte der Großvater niemals; es ging nicht aus seinem Gelde, und er hielt es für Gewohnheit und Recht, daß bei solchen Gelegenheiten jeder so viel zu sich nehme, als er vermöge; ja ich glaube, er hätte sie ausgelacht oder gar abgeputzt, wenn sie anders heimgekommen wären. Man kann sich bei solcher Erziehung und solchen Verhältnissen meinen Vater gar vorstellen. Er war ein guter Arbeiter, dem aber befohlen werden mußte; er war roh, aber nicht ohne Gefühl; er sprach nicht viel, nur im Zorn, der aber selten

ausbrach, konnte er nicht schweigen, sondern tobte fürchterlich. Ich glaube, er habe seine Hintansetzung gefühlt, sich aber damit getröstet, daß der Großvater für seine viele Arbeit ihm später ein Einsehen thun werde. Uebrigens war er nicht gewohnt zu denken, auch nicht an die Zukunft, er ließ die Dinge gehen, wie sie mochten, und nahm sie wie sie kamen. So kam er auch zu einer Frau, sicher wie viele Andere, ohne recht zu wissen wie, und ganz bestimmt ohne eigentlich eine Frau zu wollen. Meinen Großeltern soll die Heirath gar nicht recht gewesen sein; nicht daß sie den Vater nicht gerne heirathen gesehen hätten; zu essen hatten sie vollauf, aber nie genug Hände zur Arbeit, nur die Person war ihnen nicht recht. Meine Mutter war eine Krämerstochter, sie soll hübsch, aber auch gefallsüchtig gewesen sein, in der Haushaltung und auf dem Felde nichts gethan, sondern den Laden abgewartet und auf der Bank vor demselben gethan haben, als ob nähe oder lisme, was sie leider bös genug konnte. Niemand konnte begreifen, wie mein Vater und sie zusammen kamen; aber Wein und Tanz, Nacht und Luft wirken unbegreifliche Dinge. Meinen Großeltern hatte sie viel zu glatt gestrählte Haare, und that viel zu zimpfer nach Art einiger Krämertöchter, unter denen es aber auch ganz scharmante Kinder giebt. Sie wollten sie nicht ins Haus, ein unehlich Großkind wollten sie aber auch nicht. Darum drangen sie auf die Heirath, zu welcher weder Vater noch Mutter von Herzensgrund Lust hatten, wie sie sich oft genug vorhielten, wenn die Noth sie gegenseitig offenherzig machte. Das Geld zu dieser Hochzeit gab der Krämer, meine Großeltern nahmen Schneider und Schuster auf die Stör, ließen die Hochzeitkleider dem Sohn machen, ob er aber auch Geld habe? darum kümmerten sie sich nicht, und Geld zu fordern ließ sich nicht leicht eines ihrer Kinder einfallen. Hie und da gab es ein Trinkgeld von einem Stück Vieh oder einer Fuhr, oder sie konnten sich zuweilen einen kleinen Vortheil machen; allein das ging natürlich schnell darauf. Meine Tanten sollen z. B., wenn sie auf einen Märit gingen, immer ein Stück Brod und einige dürre Birnen im Sack gehabt haben, damit wenn sie Nie-

mand zu Gast hielt, sie nicht Hungers sterben müßten. Die aßen sie dann freilich nicht in der Tanzstube.

Diese Tanten (ich sage dieses hier, weil später nichts mehr von ihnen vorkömmt) wurden alle noch schlechtere Hausmütter als meines Vaters Frau, obgleich meine Großmutter nicht Rühmens genug machen konnte, wie sie dieselben werchen lasse. Ja! dreinschlagen und spinnen mußten sie tüchtig, auch fegen und putzen Haus und Stube; aber von der Haushaltung lernten sie nichts, die machte die Großmutter und begehrte auf, wenn sich eins ihrer Meitschenen in der Küche aufhalten wollte. Ob sie gewaschen seien? gab Niemand acht, und wenn eine mehr als einmal in der Woche strählen wollte, so machte Großmutter die Faust und nahm die Zöpfen selbst in die Hand. Es ging bei ihnen wie in einem Taubenhaus, denn die Großmutter war berühmt und ihr Rühmen machte, daß man meinte, welche Wunderwerke sie aus ihren Töchtern erziehe. Alle drei erhielten Bauernsöhne, wurden aber die unverständigsten und unsäuberlichsten, und bei allem Geiz die kostbarsten Hausfrauen, weil sie nichts zu Ehren ziehen konnten. Der Mann der Aeltesten schlug von Haus, wurde ein Trunkenbold und fiel im Rausche todt. Der Mann der Zweiten starb vor Verdruß, als er einst den ganzen Fleischvorrath wegen Mangel Salzens und Räucherns von den Würmern zerfressen sah. Die Dritte starb glücklicherweise schon in dem ersten Kindbette, weil sie in dummem Stolz, um zu zeigen, wie sie eine sei, gleich am zweiten Tage mit ihrem Volk Erdäpfelstock und saures Muß aß. Die meisten Leute konnten dieses nicht begreifen; ich habe es aber seitdem oft erlebt, daß die berühmtesten Weiber die Töchter am schlechtesten erziehen, eben darum, weil sie allein berühmt sein und nichts an die Töchter lassen wollen, diese blos für Maschinen gebrauchen, und sie nie zu der wichtigen Haushaltungskunst vernünftig anleiten.

Meine Mutter blieb also in ihrem elterlichen Hause, der Vater in dem seinigen; denn der Großvater hätte ihn ungern verloren, und meinem Vater kam es nicht in den Sinn, etwas für sich anzufangen. Freilich erhielt er noch

immer keinen Lohn, und mußte von meiner Mutter später oft Vorwürfe hören, wie wenig er ihr und den Kindern gekramt, und daß er in drei Jahren zwei einzige Male mit ihr im Wirthshause gewesen. Alles, was die Großeltern thaten, war, daß sie ihrer Sohnsfrau in die Kindbette jedesmal ein Ankenbälli sandten, worüber aber die Großmutter jedesmal dem Ankenträger geklagt haben soll, wenn sie ihm nicht die gewohnte Portion abliefern konnte. Meine Mutter hatte bereits drei Kinder, als ihr Vater starb und die Herrlichkeit zu Ende ging. Ihr Vater war früher Schuhmacher oder Schneider gewesen, ich erinnere mich nicht mehr welches, und hatte sich ein hübsches Stück Geld erworben. Nun fuhr der Hoffahrtsteufel ihm in den Leib, er schämte sich zu Fuß zu gehen, stellte ein Bernerwägeli, dann ein Sitzwägeli und endlich einen Charabanc an. Sein Häuschen war ihm zu schlecht, er baute ein großes schönes Haus; Weib und Kind wurden auch angesteckt, schämten sich der Arbeit, wollten Alles am Schönsten haben. Die Frau that es den Bäuerinnen zuvor und wollte die beste Frau in der ganzen Gemeinde sein, und das kostet auf dem Lande viel. Die Kinder suchten in Pracht und Großthun alle Andern zu übertreffen. Jedes nahm Geld aus der Losung so viel ihm beliebte, ordentliche Buchhaltung wurde keine geführt, kein Inventari gemacht. So minderte sich das baare Geld immer mehr, verlegene Waaren waren ganze Haufen da, daher auch zunehmende Verlegenheit, wenn etwas bezahlt werden sollte. Nun nahm der Kredit ab, die Waaren mußten theuer gekauft werden, und als endlich der Krämer, wahrscheinlich aus innerm Gram, der ihn in der letzten Zeit noch zum Trinken brachte, starb, war viel zu wenig da, und nun Noth und Elend, wo früher Uebermuth und Ueberfluß war.

Jetzt wäre der Zeitpunkt da gewesen, wo mein Vater noch etwas für sich mit Nutzen hätte anfangen und seine erschrockene und lind gewordene Frau zur Arbeit und zur Haushaltung gewöhnen können: aber er hätte darüber sinnen müssen, und dieses war ihm, als ob man ihm Feuer unter die Nase hielt. Er wußte daher nichts

anzufangen, als Frau und Kinder zu sich zu nehmen, und dieses that er auch erst am Tage, als sie ihr Haus räumen mußten. Es war ihm zuwider, die Großeltern um ein leeres Stübchen im Küherstöckli zu fragen, sie gönnten ihm auch das Wort nicht, und wer weiß wie es gegangen wäre, wenn nicht mein Großvater dem Vater einen Trämmel hätte müssen zur Sage führen helfen. Nach vollbrachtem Werk tranken sie unterwegs eine Halbe und dann noch eine, weil der aufgestellte Wein meinen Großvater gar gut dünkte. Der Wein that ihnen die Herzen und auch die Mäuler auf. Sie hatten einander lange nie so lieb gehabt; wer zuerst von dem Stübli zu reden anfing, weiß ich nicht, aber als sie nach Hause kamen, war die Sache abgemacht. Den folgenden Tag zog meine Mutter ein, und obgleich es im Säet war, hatte doch der Großvater ein Pferd erlaubt, um ihren Grümpel zu führen. Natürlich ward nicht doppelte Haushaltung gemacht, dazu hatte der Vater kein Geld, meine Mutter und die Kinder mußten hinüber ins große Haus zum Essen. Wie es hierbei meiner Mutter zu Muthe war, kann man sich leicht vorstellen, und ebenso, welche Augen ihr von der ganzen übrigen Familie gemacht wurden. Als sie noch im Flor war, kam sie ein oder zwei Mal zu Großvaters im höchsten Staat. Meines Vaters Brüder und Schwestern sahen sie scheu und neidisch von der Seite an, sie war eben auch nicht am freundlichsten mit ihnen, und keins kam ins Hinterstübli, wohin die Großmutter den Kaffee getragen hatte, so oft man ihnen rief, und keins hätte je in ihrem Krämerladen etwas gekauft.

Man kann sich nun die Schadenfreude denken, mit welcher sie ihre Schwäger und Schwägerinnen ansahen, nachdem ihr Vater geldstaget hatte; sie hatten immer etwas zu zäpfleu beim Essen und bei der Arbeit. Großvaters waren nach ihrer Art nicht böse mit ihr, allein sie konnten sich, und besonders die Großmutter, nicht enthalten, ihr alle Augenblicke zu sagen: es wird di ungwans düeche; dann folgte gerne eine Nutzanwendung, daß man es nicht besser vermöge, wenn man bei Ehre und Gut bleiben wolle. Allerdings that meiner Mutter Essen und Arbeit

sehr ungewohnt. Es wollte sie fast zerreißen, daß sie in der Küche nicht mehr bröseln konnte, wann sie wollte; daß Erdäpfelsuppe und schlecht gekochtes Kraut am Morgen den Kaffee ersetzen sollte; daß manches Kaffee getrunken wurde, von dem sie nichts bekam. Sie brachte es nie dahin, Erdäpfel und Milch zusammen zu essen ohne zu verschütten, besonders seit sie merkte, daß man ihr auspasse um sie auszulachen. Im Stöckli schickte es sich nicht wohl, etwas besonders zu machen, man hätte es gemerkt, wenn sie gefeuert hätte. Doch die Noth macht erfinderisch. Im Winter wurde manches Kaffee beim Heizen gemacht, und und die Milch, welche die Mutter für die Kinder erhielt, dazu gebraucht, und im Sommer soll sie, wie man ihr nachredet, um Mitternacht aufgestanden sein, um etwas für den Tag z'weg z'mache, in der Hoffnung, man merke um diese Zeit das Feuer nicht. An Geld fehlte es der Mutter lange nicht, sie hatte sich Sackgeld gemacht und später viel überflüssigen Flitterstaat verkauft. Bei der Arbeit auf dem Felde ging es ihr nicht besser, sie konnte dieselbe kaum aushalten, bei aller Mühe arbeitete sie immer weniger und schlechter als die Andern; je mehr sie schwitzte, desto mehr sah sie die Andern sich Blicke zuwerfen und spotten. Sie mußte alle Tage hören: das sei was angers als vor em Lade bocke und g'fätterle. Meine Mutter war im Grunde nicht böse, und wenn man sie mit Liebe und Nachsicht behandelt hätte, so wäre sie verständig genug gewesen, sich nach und nach in ihre Lage zu schicken, und ganz sicher eine bessere Hausfrau geworden, als ihre Schwägerinnen alle, denn sie war weit gescheuter als diese. Auf diese Weise wurde sie muthlos und bitter, sie bemühte sich nicht mehr die Sachen besser zu machen, sondern ihre Zunge kam auch in Gang und wurde so scharf und schneidend, daß die Uebrigen am Ende froh waren zu schweigen. Zu diesem Allem sagte mein Vater wenig oder nichts, er wußte nie recht, mit wem er es eigentlich halten sollte. Am Tage schämte er sich seiner Frau bei der Arbeit, beim Essen ärgerte sie ihn, und er nahm sich vor, ihr Nachts hinter dem Umhang abzukapiteln, aber dazu kam es nie. Hinter dem Umhang fing dann die Frau an zu jammern und zu

schimpfen über das Betragen ihrer Verwandten und wußte es in ein solches Licht zu stellen, daß der Vater sich fest vornahm, es nicht mehr zu dulden, sondern gleich am folgenden Tag mit Eltern, Brüdern und Schwestern tüchtig aufzubegehren; aber dazu kam es wieder nie. Sobald es Tag war, hielt er es im Herzen wieder mit seinen Verwandten, des Nachts dann wieder mit seiner Frau. Das ging so lange bis sie sich trennten.

Nachdem meine Mutter ungefähr ein Jahr in dieser Lage gewesen war, wurde ich geboren. Nun wird sich mancher wundern, woher ich das Alles wissen könne, was ich bis dahin erzählt, da ich doch nicht dabei gewesen bin? Nur Geduld, er wird es schon erfahren! aber wundern wird man sich nicht, daß meine Mutter in ihrer Gemüthsbeschaffenheit in der Kindbette ernstlich krank wurde, so daß sie nicht im Stande war, mich zu säugen und mich zu besorgen.

Die Großmutter hätte es nie zugelassen, eine Hebamme zu rufen, sie glaubte noch einmal so geschickt als eine solche zu sein. Sie stund meiner Mutter in der schweren Stunde getreulich bei, und förderte mich glücklich ans Licht der Welt, welches ich mit ungewöhnlichem Klaggeschrei erblickt haben soll. Sie nahm mich, als sie die Schwäche meiner Mutter sah, sofort zu sich, machte dem Korbe, worin ich lag, Platz auf dem Ofentritt in ihrem Stübli und betrachtete mich nicht nur als ihr Kind, sondern erwies mir auch mehr Zärtlichkeit als früher ihren acht Kindern zusammen genommen. Während der ersten Tagen meines Lebens glaubte man, ich würde sterben. Die gute Großmutter wird mich wahrscheinlich schon von Anfang an mit lauter Nidle getränkt und diese mein Magen nicht vertragen haben. So lange ich im großelterlichen Hause war, hatte ich immer mein besonderes Näpfchen bei Tische, worein Großmutter aus den großen Kachlen, welche für die Uebrigen hingestellt waren, das Bessere obenab geblasen hatte. Meine Kränklichkeit erregte große Angst, ich möchte vor der Taufe sterben, dann wären die Eltern Schuld, wenn mir durch diese Versäumniß die Seligkeit fehlen würde. Im ganzen Hause hingen alle fest an dem

Vorurtheil, ohne Taufe könne man nicht selig werden; dabei glaubten sie doch an einen gütigen Gott, an einen Vater im Himmel. Aber in unserm Hause war es halt auch so wie in hundert andern, man glaubte gar Vieles, aber zweierlei that man nicht. Man untersuchte erstlich nicht woher man das hätte, was man glaubte, ob es in der Bibel seinen Grund hätte, oder ob es käme, ohne daß man wußte woher, wie die Schaben ins wollene Zeug. Daher kam es, daß man die Leidensgeschichte Jesu und seine Auferstehung gleich fest glaubte, wie irgend eine erlogene Teufelserscheinung oder eine Hexengeschichte, und auch gleich als ungläubig den verdammte, der an der evangelischen Wahrheit, und den, der an den dummen Mährlein zweifelte.

Zweitens stellte man dasjenige, was man von allen vier Winden her glaubte, nie zusammen, untersuchte nie, ob es auch zusammen passe. So glaubte man an Gottes Allmacht, und doch, daß ein altes Weib das Vieh verheren und Kapuziner sogar Menschen tödten könnten mit bloßem Worte, gerade wie Gott die Welt, Adam und Eva geschaffen. Der Großvater konnte gar trostlich beim Schlafengehen des Unser Vater und Vater vergieb mir meine Schulden, wie ich meinen Schuldnern auch vergebe, beten, und Handkehrum zu der Großmutter sagen: ig hoffe doch, daß Riggis Joggi einist e fürige Ma werdi, wenn e gerechte Gott im Himmel isch; dä Donners Schelm het mer hütt wieder e ganzi Furen abg'fahre, u der Marchstei lyt ganz blutt und krumm. Daß ich getauft werde alsbald, darüber war man also einig, auch darüber, daß Großvater und Vater Göttene, Großmutter Gotte sein sollten; dem Vater war das Tschämele zuwider, er war nie ein großer Redner und bei solcher Gelegenheit vollends nicht, und die früheren Male soll er immer in seiner Herzensangst seinen Hut ganz zerdrückt und verdreht haben; auch konnte man so die Kindbette ersparen, und das zürnte Niemand, als vielleicht meine Mutter, welche im Herzen schon lange auf die Züpfen der Gevattersleute gerechnet hatte. Ueber meinen Namen aber entstund ein gewaltiger Streit. Meine Mutter hätte gern einen hoffärtigen gehabt

und Fritz gefiel ihr gar wohl, vielleicht daß ein alter Schatz so geheißen. Meine Großeltern wollten von diesem nichts hören, der sei ihnen zu herrschelig; sie bestanden auf Christi, das sei ein Name, der im Leben und im Sterben etwas zu bedeuten habe. Allen zum Erstaunen hatte hier mein Vater eine eigne Meinung, er verwarf die beiden vorgeschlagenen Namen und beharrte auf Jeremias. Gründe für eine Sache konnte mein Vater nie angeben, also auch hier nicht, um so hartnäckiger blieb er bei seiner Meinung. Das habe ich in meinem Leben immer gesehen, daß Leute von der Bildung oder vielmehr Unbildung meines Vaters, um so eigensinniger bei ihrem Willen beharren, je weniger sie dafür zu sagen wissen. Entweder hatten ihn meine Klagelieder, die ich bei meinem Eintritte in die Welt sang oder brüllte, oder eine unerklärliche Ahnung meiner traurigen Schicksale zu diesem Namen bestimmt. Zuerst gab ihm meine Mutter nach, weil Jeremias doch vornehmer klang als Christi und nicht jeder Bettelbube so hieß; dann auch die Großeltern, weil Jeremias ein biblischer Prophetenname sei und sie keinen Jeremias kannten, der bei Spiel und Tanz der erste war, wie es wohl irgend ein Fritz sein mochte, den sie kannten.

Es soll furchtbar gewittert, die Großmutter die Schuhe mehr als einmal verloren und ihren Hochzeitkittel übel zugerichtet haben, als man mich zur Taufe trug. Doch schlug es mir nicht übel sondern gut zu, wogegen sicher manches Kind an dem zu frühen unvernünftigen Taufgang sterben mag. Wahrscheinlich hatten die raschen Bewegungen der Großmutter, die mich absolut tragen wollte, und doch immer mit ihren Schuhen zu thun hatte, meinem Magen die Nidle verdauen helfen, oder er war derselben mehr gewohnt geworden; kurz ich wurde gesund. Das aber dieses Gesundwerden nicht natürlichen Ursachen, sondern der wunderbaren Kraft der Taufe zugeschrieben, die Vorurtheile vermehrt und verstärkt wurden, kann man sich leicht denken. Die Taufe eines Enkels, welcher der Großvater zum Erstenmale beiwohnte, stimmte ihn weich, und gutmüthiger als vernünftig kramte er der Mutter Allerlei. Dieses schmeckte ihr natürlich besser als das

Doktorzeug, und beförderte ihre Geneſung nicht. Es iſt merkwürdig, daß die Menſchen nie am rechten Ort und in der rechten Zeit entweder vernünftig oder gutmüthig ſein können; bald ſind ſie zu verſtändig, bald zu gutmüthig, noch mehr aber weder das Eine noch das Andere.

Ich war alſo ein ſehr werthes Kind, und wurde natürlich ein ſehr fettes, denn darin zeigt ſich bei gar vielen Leuten, die nichts gelernt, wann ſie gutmüthig, wann ſie vernünftig ſein ſollen, die Liebe, daß ſie den Kindern ſo viele und ſo gute Speiſe einſchoppen, als zum Mund hinein mag; an die Folgen denken ſie nicht. Es war früher der Großmutter Stolz geweſen, im Sommer ihre Pflanz- und Flachsplätze, im Winter ihre Schweine und ihren Kuder an der Stange zeigen zu können und rühmen zu hören; jetzt mußte ich gezeigt und gerühmt ſein Sommer und Winter. Wer etwas von ihr wollte, der mußte mir nur recht flattiren, dann konnte er der Gewährung ſeiner Bitte ſicher ſein. Sie ferggete mich überall mit ſich herum, in der Küche, in dem Garten, und wenn ſie ſpann, ſo trieb der eine Fuß das Rad, der andere die Wiege. Der Großvater hatte mich faſt eben ſo lieb, obgleich ihm Anfangs das Geſchrei des Nachts zuwider geweſen war. Als ich mich nach und nach entwickelte und das innere Leben durch Zeichen und Töne kund geben konnte, da ſoll der Großvater nie vom Felde oder einem Gange heimgekommen ſein, ohne zuerſt nach mir zu ſehen. Großmutter behauptete ſteif und feſt, es gebe nicht nur kein ſo ſchweres, ſondern auch kein ſo witziges und frommes Kind, als ihren Miaßli; ich könne ſchon beten, behauptete ſie, als ich kaum ein halb Jahr alt war, weil ich zuweilen zufällig die Händchen zuſammen legte.

Man ſollte dieſem nach glauben, ich ſei den andern Hausgenoſſen um ſo unwerther geworden, je werther mich die Großeltern hielten, denn man ſieht ſonſt meiſt, daß, wenn Menſchen oder Thiere von den Einen mit beſonderer Liebe behandelt werden, die Andern ſie haſſen und insgeheim verfolgen. Es iſt auch natürlich, indem die meiſten Menſchen nur ein beſtimmtes Maß von Liebe haben. Erhalten die Einen zu viel davon, ſo zieht es den Andern

zu wenig. Auch müssen gar oft unter der Meisterlosigkeit eines Hausgenossen, eines Kindes oder einer Katze, Alle leiden, und Verdruß ausstehen; das macht nicht gutes Blut, und die Meisterlosigen müssen es entgelten, wenn sie sich schon dessen nicht vermögen, denn an ihrer Meisterlosigkeit sind andere Schuld. Ueberhaupt sind die Menschen zum Neid geneigt, und wenn einer geliebt wird, so hassen ihn viele schon deßwegen, auch wenn er ihnen nie in den Weg gekommen. Schlug ja doch Kain den Abel aus Neid todt, obgleich Abel nichts dafür konnte, daß des Kains Opfer Gott nicht angenehm war. So ging es aber nicht. Ich war nicht nur Allen lieb, sondern zum Theil Ursache, daß sich die Einen auch mehr liebten, und oft den Andern ein Ableiter großelterlicher Scheltungen. Ich war gar ein freundliches Kind, neugierig, fragte viel, und hieß daher gar kurzweilig. Meines Vaters Brüder waren sonst die unfreundlichsten Menschen, und gaben um einen Kreuzer, so nöthig sie ihn hatten, kein gutes Wort, mir aber konnten sie nicht widerstehen. Es kam ihnen nicht in den Sinn, den Großeltern zu lieb, mir zu flattiren; dazu waren sie zu holzböckisch. Sie waren überhaupt nicht gewohnt, Jemand Liebe zu zeigen oder etwas zu Lieb zu thun. Man war in unserm Hause nicht gewohnt zu zanken, aber gute Worte gab man sich eben auch nicht. Die Großeltern hatten ein rauhes Aeußere, liebten zwar ihre Kinder, aber hatten weder Zeit noch Geschick, es ihnen zu zeigen.

So waren die Kinder sauertöpfig geworden, und wenn man aus sauern Gesichtern Essig ziehen könnte, so hätten wir nie zu kaufen gebraucht. Mir aber lachten sie von Weitem entgegen, jeder wollte mich haben, und welchen ich beim Bein nahm, der hub mich auf den Arm und trug mich in den Stall zu den Pferden und Kühen. Die Großmutter wunderte sich oft darüber, daß sie mit mir so freundlich seien, sie wußte nicht, daß eigentlich jeder Mensch Liebe in der Brust hat, auch wenn sie hart wie Felsen scheint; daß in der That viele Menschen die Liebe nicht zeigen können, gewöhnlich weil sie in der Jugend zurückgedrängt worden. Niemand aber kann Liebe nach

Außen ziehen und ſie hervorlocken, wie ein unſchuldig Kind.

Meine Tanten durften ſich zuweilen mit mir verſäumen, dafür erhielt ich von ihnen als Kram immer alle Birnenſchnitze, die ihnen an der Märiten übrig blieben. Am glücklichſten wurden durch mich meine Geſchwiſter, zwei Mädchen und ein Knabe. Bis dahin hätten ſie nirgends ſein ſollen, ſie waren allenthalben im Wege, am Tiſch, im Haus und um's Haus. Alles fuhr über die Burſche aus: war Etwas zerbrochen, ſie hatten es gethan; verloren, ſie hatten es verſchleipft; zertreten, ſie hatten da gegürtet. Jedes klagte, ſie ſeien einem immer unter den Füßen und doch zu nichts zu brauchen, und wie viel Haarüpfe, Stöße, Ohreten es da abſetzte, kann Niemand zählen. Natürlich wurden ſie auf dieſe Weiſe nicht die Beſten, und weil ſie doch Alles gethan haben ſollten, ſo thaten ſie was ſie konnten; und weil ſie Niemand liebte, ſo liebten ſie wieder Niemanden. Mein Vater nahm ſie ſo wenig in Schutz, als er meine Mutter beſchirmte. Er hatte es ungern, wenn es um ihretwillen Verdruß gab, und hielt daher immer die Kinder im Fehler; zwar prügelte und ſchimpfte er ſie ſelten aus, aber gute Worte gab er ihnen eben ſo wenig. Meine Mutter nahm ſich ihrer oft an, allein nicht aus eigentlicher Theilnahme und Mitleiden, ſondern aus Widerſpruchsgeiſt, und weil ſie nicht dulden wollte, daß man ihnen befehle, weil es ihre Kinder ſeien. Sie war ihnen daneben aber nichts weniger als eine zärtliche Mutter, dazu war ihre Selbſtſucht zu groß; ſie machten ihr zu wenig und gaben ihr zu viel zu thun, und wenn ſie zu keiner Arbeit zur rechten Zeit kam, ſo ſollten immer die Kinder Schuld ſein. Es giebt gar viele Leute dieſer Art, die ihre Obliegenheiten nicht erfüllen mögen, und die Urſache davon nie bei ſich ſelbſt, ſondern bei andern ſuchen und es dieſe entgelten laſſen. Die Kinder waren immer ſchlecht gekleidet. Die Großeltern nahmen zweimal im Jahr Schneider und Schuhmacher, und im Herbſt eine Lismerin auf die Stör, ſo erhielten die Geſchwiſter an Kleidern und Schuhen auch ihren Theil. Ihre alten Kleider aber wollte die Großmutter

nicht durch den Schneider plätzen laſſen, das ſolle die Mutter thun, ſie verrichte ſonſt nicht viel, und ihr bischen Nähen trage nichts ab. Die Mutter erhielt auch die Wolle zu den Winterſtrümpfen für ihren Mann und die Kinder; man konnte aber darauf zählen, daß dieſe Strümpfe um Weihnacht nie fertig waren, und die Kinder entweder mit blauen Beinen herumliefen, oder die Fetzen der letztjährigen ihnen zu den Schuhen heraushingen. Die Großeltern konnten ſich dann nicht enthalten, nach den Strümpfen zu fragen und zu ſticheln, und jedesmal wenn die Mutter um ihrer Saumſeligkeit willen, oder weil ſie ſich lieber eine neue Blegi an ein altes Gloſchli nähte, als für die Kinder lismete, einen Stich erhalten, fand ſie eine Urſache, die Kinder zu prügeln.

So wie ich heranwuchs, änderte ſich das Verhältniß meiner Geſchwiſter zum Hauſe. Kinder werden immer zu Kindern hingezogen, denn in ihnen liegt ja auch der Trieb, ſich mitzutheilen, ſich anzuſchließen; ſo hing ich mit Leib und Seele an meinem Bruder und meinen Schweſtern. Je ſeltener ich anfänglich zu ihnen kommen konnte, deſto ſtärker wurde dieſe Liebe, deſto glücklicher war ich, wenn ich einmal eine Stunde mit ihnen g'ſätterlen konnte. Meine Geſchwiſter kamen nämlich, außer um zu eſſen, ſelten in's großväterliche Haus, man duldete ſie ungern und ſie kamen ungern, weil ſie entweder auf Schläge oder auf Tadel zählen konnten. So wie ich eines anſichtig wurde, ruhete ich nicht, bis es bei mir war, und ſo lange es bei mir war, durfte ihm Niemand etwas thun. Was ich hatte, jeden Leckerbiſſen, theilte ich mit ihnen. Die Großmutter machte in ihrer Schwäche gegen mich den Großvater manchmal lachen, und doch war er nicht ſtärker. Im Speicher waren die Vorräthe von dürrem Zeug: Aepfel, Birnen, Kirſchen und Zwetſchen lagen da ganze Kaſten voll; in den Speicher zu kommen war meine Seligkeit, denn allemal trug ich alle Säcke voll hinaus. Nun war es recht lächerlich, wie die Großmutter, wenn ſie in den Speicher gehen wollte, nicht ruhte, bis ich es bemerkte, oder, wenn ich nicht in der Stube war, mit dem Speicherſchlüſſel im ganzen Hauſe herumlief, bis ſie

mich ansichtig wurde und ich den Speicherschlüssel sah. Natürlich hängte ich mich alsobald an ihre Schürze und wollte mit. Sie aber stellte sich dann immer als wollte sie mich durchaus nicht mitlassen, schalt mich aus, daß ich Alles sehen müsse, was ich nicht solle; drohte, sie wolle mich dem Großvater verklagen, der gewöhnlich aus irgend einem Stalle dem Spiel lachend zusah. Nach und nach erlaubte sie mir mitzugehen, aber versicherte bestimmt, sie werde mir durchaus nichts geben, und das Ende vom Lied war immer, daß ich mit gefüllten Säcken unter vielem Balgen der Großmutter herauskam, die aber doch, wenn ich einen Sack zu füllen vergessen hatte, mich selbst darauf aufmerksam gemacht hätte. Mit den eroberten Schätzen eilte ich zu meinen Geschwistern, theilte redlich mit ihnen und machte dadurch auch sie, die nie zu dergleichen Herrlichkeiten gekommen waren, glücklich. Daher liebten sie mich, und trugen alle mögliche Sorgfalt für mich, und wenn sie in Feld oder Wald etwas fanden, von dem sie glaubten, es freue mich, so brachten sie es mir. So wurden meine Geschwister dem ganzen Hause befreundeter, den Großeltern lieber, und als Folge davon zeigten sie sich gefälliger, betrugen sich besser und wurden ihres Lebens ordentlich froh, weil sie allenthalben sein durften, ohne verschüpft und mit Schlägen bedroht zu werden. Selbst meine Mutter hatte die Liebe der Andern zu mir zu genießen, wurde als meine Mutter mehr als Sohnsfrau gehalten und darauf gesehen, daß ihr das Nöthige nicht fehle. Ich glaube zwar, sie habe mich beneidet, obgleich sie mich an sich zu locken suchte, wahrscheinlich um mich auszufragen, was im Hause getrieben, was, besonders über sie, geredet werde? Ich hatte sie auch lieb, doch war ich nicht gern bei ihr in ihrer Stube, es war mir zu enge dort und unwohl. Die Mutter war, was hoffärtigen Mädchen gerne geschieht, eine Hotsch geworden; das Stübchen lüftete sie nicht, räumte nicht auf, sie selbst war entweder unvernünftig geputzt oder eine Schlampe, das erstere immer seltener, das letztere alle Tage.

Man kann sich denken, wie glücklich mir auf diese Weise die ersten Tage meines Lebens verflossen! Ich war

der Mittelpunkt einer großen Haushaltung und nicht nur ein gesegnetes Kind, sondern auch der Segen Anderer, denn von mir aus kam die Liebe in die verschiedenen Glieder und ein heiteres Lebensloos schien mir bestimmt, aber der Vater im Himmel hatte es anders beschlossen.

Zweites Kapitel.

Wie ein Vater Kinder prellt.

So war ich über fünf Jahre alt geworden, als wir einmal an einem Sonntage Dorf bekamen, was eine sehr seltene Sache in unserm Hause war. Auf einem Wägeli kam ein großer dicker Bauer und ein mächtiges vierschrötiges Mädchen mit plumpen Gesichtszügen, kleinen Augen und gewaltigen Händen. Ihr Staat zeigte von Reichthum, aber sie hatte ihn angezogen, als ob ein Küherknecht ihre Kammerjungfer gewesen wäre (so äußerte sich meine Mutter); ihr ganzes Betragen trug das Gepräge bäuerischen Stolzes und Hochmuthes. Der jüngste Sohn nahm das Roß ab, das einen halbcentnerschweren Kommet an hatte und in demselben daher trampelte, fast wie die Tochter in ihrem Putz. Die Großeltern empfingen die Gäste mit sichtbarer Freude; auf meine übrigen Onkeln und Tanten hingegen wirkte die Erscheinung dieser Leute, wie das Erblicken eines Habichts auf eine Truppe Tauben, sie schossen nach allen vier Winden hin. Einige Zeit lang sah man noch bald das eine, bald das andere hinter einer Ecke oder aus einem Thürspalt hervorgucken; bald aber verschwanden sie alle und Keines zeigte sich mehr bis am späten Abend, ja zwei der Onkel kamen erst am Morgen wieder zum Vorschein. Die Gäste wurden in die Hinterstube geführt, welche in jedem Bauernhause eine sehr wichtige Rolle spielt und noch oft vorkommen wird. Die Großmutter ging alsobald wieder in die Küche, nachdem sie mit der Schürze die weißgefegten Bänke abgewischt

hatte, ich, an ihrem Kittel hängend, natürlich mit. Großmutter wollte in der Ordnung aufwarten und vor allem mit einem Kaffee, weißes Brod gehörte dazu, nachher aber mit Allem, was Sitte iſt. Nun war viel zu thun: Kaffee mußte geröſtet, gemahlen, Brod, Wein geholt, Nidle gewellt, Fleiſch herabgeſchnitten, Aepfelſchnitze gewaſchen, Küchliteig angemacht, und vor allem ein tüchtiges Feuer angeblaſen und unterhalten werden. Sie war eine rüſtige Frau, aber zehn Beine und zwanzig Hände hatte ſie doch nicht, ſie rief daher Stüdeli, Liſebethli, Bäbeli, dann Stüdi, Liſebeth, Bäbi! aber Niemand gab Beſcheid; ſie rief Hansli, Joggeli, Chriſti, Peterli, und wieder Hans, Joggi, Chriſten, Peter! aber Niemand kam. Man kann ſich denken, welchen Zorn die gute Großmutter verwerchete, ſogar ich bekam einen Mupf, dazu durfte ſie ihn nicht laut werden laſſen und Alles mußte doch gemacht werden, wenn ſie nicht mit Schanden beſtehen ſollte, ob welchem Gedanken es ihr faſt g'ſchmuchten wollte. Trotz meinem erhaltenen Mupf tröſtete ich die Großmutter und verſicherte ſie: ich und meine Geſchwiſter wollten ihr ſo gut und beſſer helfen als die Andern; und ſo geſchah es auch. Wir vier armen Kinder halfen mit Jubel und Luſt die Mahlzeit bereiten, die uns aus dem Hauſe in die Wüſte, in's Elend trieb. Kätheli holte das Brod und wuſch die Schnitze, Benzli holte den Wein und Anneli röſtete, mahlte, erwellte, und alle machten der Großmutter es zum Dank, vor allem ich, der zum Feuer ſah und ihr das Leiterli hielt, als ſie Speck und Fleiſch herunterſchnitt. Der Kaffee war bald gemacht, und, nachdem ein ſchön gelöchert Tiſchlachen gebreitet war, aufgetragen, aus dem Buffert mit Glasfenſtern die geblümten Kacheli herausgenommen, mit der Schürze der Staub ausgewiſcht und eingeſchenkt. Was beim Kaffee weiter vorging, weiß ich nicht, ich mußte heraus zu meinem Feuer, dorthin vergaß Großmutter nicht mir meinen Theil zu bringen.

Nachdem Großmutter den Nidlehafen noch einmal zugefüllt hatte, denn ſie machte heute den Kaffee recht weiß, und die Gäſte ihre Kacheli umgeſtürzt ins Blättli geſtellt und das Meitſchi betheuert hatte: es müßt ſi S..l oben

ab gäh, wenn es noch mehr nähme, führte der Großvater die Gäste hinaus, ihnen seine Herrlichkeit zu zeigen. Sami, der jüngste Sohn, stolperte einige Schritte hintendrein, kam aber nicht recht mit Reden z'weg und blieb im Stall beim Roß zurück und musterte das Pferdgeschirr, als ob er ein Sattler werden wollte. Wenn ich Scheiter holte, so sah ich den Großvater, wie er neben dem Bauern herwanderte durch Wald und Felder, sah hintendrein die Tochter marschiren und dachte dabei nichts anders, als es geschähe darum, damit die Großmutter, die ärger schwitzte als eine arme Seele im Fegfeuer, mit allen ihren Gerichten fertig werden könnte. Großvater stand oft stille und verwarf die Hände, dann verwarf sie der Bauer auch, und die Tochter glaubte ich einige Male sogar zu hören. Unterdessen war das Fleisch lind geworden, die Küchli standen an der Wärme, ein Theil des Weines bereits in einer schönen Flasche auf dem Tische, da mußte Sami die Spazierenden rufen, welche endlich so langsam daher kamen als möglich, damit man ja nicht glaube, sie hätten etwa Lust zu Speis und Trank. Meine Geschwister wurden, jedes mit einer Küchelschnitte, fortgeschickt, ich durfte mit der Großmutter in die Stube, wohin man endlich gelangte, nachdem sie unzählige Male „göt doch yche" hatte sagen müssen. In meinem Leben kommen mir nicht viele Dinge wieder so wunderlich und seltsam vor, als dieses Essen, und was sich dabei zutrug. Ich war gewohnt, daß man beim Essen sonst nicht viel sprach; Jedes aß wacker und ohne Unterbrechung fort, sei es Erdäpfel oder Kraut, bis es fertig war; dann wischte es den Mund mit dem Aermel, den Löffel mit dem Tischtuch ab, pflanzte die Ellbogen auf den Tisch, hielt die Kappe vor's Gesicht und ging dann seiner Wege. Hie und da gab der Vater einem Sohne einen Schnauz oder klagte über ein Mißgeschick oder die schlechten Zeiten ꝛc., oder die Großmutter sprach zu einem der Kinder: hest no nit gnue? es düecht mi, du chöntisch's afe mache.

Wie gieng das jetzt anders zu! Da bot die Großmutter die Schüsseln herum und legte den Gästen gar wohl aufs Teller, als ob sie keine Arme hätten; sie sagte in einem

fort: nät doch! äßit doch! Dann entſchuldigte ſie ſich, daß man es ſo ſchlecht bei ihnen habe, daß ſie nicht beſſer aufwarten könne, und rief dann wieder: Sami, ſchävch doch y, u mach G'ſundheit! Obgleich alles gut war, aßen der Bauer und ſeine Tochter doch als ob ihnen das Eſſen zuwider ſei, ſie gabelten auf dem Teller herum, als ob ſie Spreuer auf demſelben hätten, und doch rühmten ſie die Großmutter und ihr Eſſen; mit dem Trinken machten ſie es ebenſo, nur der Bauer nahm zuweilen im Vergeß einen großen Schluck. Zwiſchendurch wurde viel geredet und gerühmt, ich kannte den Großvater gar nicht wieder ob dem Gerühmſel, das er anbrachte über ſeine Habe und über ſeine Kinder. Daß die Großmutter eine Welle Tuch nach der andern zu zeigen brachte, und nicht ruhte, bis ſie das Breneli, ſo hieß nämlich das große Menſch, in den Speicher geführt und ihm dort ihre Schätze gezeigt hatte, wunderte mich weniger. Hinwiederum rühmten auch der Bauer und ſeine Tochter ſo viel ſie z'Platz kommen konnten. Der Erſtere, wie viel Heu er dem Küher gebe, wie viel Korngarben er gemacht, und von Ausgeliehenem ließ er mehr als ein Wort fallen. Die Letztere, wie frühe ſie aufſtehe, für wie viel Schweine und wie viele Menſchen ſie koche, wie viel ſie zwiſchendurch ſpinne ꝛc. Das Reden ſchien ihnen Hunger zu machen, je länger ſie aßen und tranken, deſto geſchwinder wurden ſie mit ihren Gläſern fertig und deſto geſchwinder räumten ſie ihre Teller ab. Ja als es zu dunkeln anfing und von der Heimreiſe die Rede war, konnte Sami mit Einſchenken nicht fertig werden, ſo daß es der Großmutter Angſt machte, ſie hätte nicht Wein genug holen laſſen, und ſie nach und nach mit Preſſiren nachließ; aber ſie nahmen unpreſſirt; es war als ob ſie Alles reue, was ſie übrig laſſen müßten. Ich ſaß da ganz voll Verwunderung, hatte längſt genug und konnte mich endlich nicht enthalten zu ſagen: Großmutter, es düecht mi, ſi chöntis afe mache! Ich erhielt die erſte Ohrfeige in meinem Leben, ohne zu wiſſen, was ich eigentlich gefehlt, und wurde zur Stube hinausgeſchickt. Dieſe Behandlung ſchmerzte mich tief, ich weinte bitterlich bis Sami das Roß einſpannte, die Gäſte aufbrachen und

aufsaßen unter vielen Dankſagungen und Entſchuldigungen von allen Seiten. Großvater hieß den Sami mitgehen, weil es bös ſei durch den Wald zu fahren, wenn man nicht recht bekannt ſei. Sami ging und kam den Abend nicht wieder. Es war ein trauriger Abend, nichts als Schelten und Brummen im Hauſe. Die weggelaufenen Söhne und Töchter ſtellten ſich nach und nach wieder ein, wurden furchtbar ausgeſcholten, und wenn nicht allzu viel Verſäumtes nachzuholen geweſen wäre, ſo daß die Großmutter keine Zeit zum Prügeln hatte, die Töchter keine, ſich prügeln zu laſſen, ſie hätte eine nach der andern in die Finger genommen. Unter all dem Lärmen ſchlief ich betrübt ein und erwachte erſt am andern Morgen wieder, als die Großmutter mit der alten Liebe mich aufweckte und ich wie gewohnt zum Großvater ins Bett konnte.

Alles ſah am Morgen noch zerſtört aus; wo man hinſah, ſteckten Einige die Köpfe zuſammen und flüſterten mit einander. Ich glaubte, ſie klagten ſich ihre geſtern erhaltenen Scheltungen, bis ich von der Mutter die Wahrheit vernahm. Sie lockte mich beiſeits um mich auszufragen, wie in der Stube alles zu- und hergegangen, was geredet, was gegeſſen worden und wie man einander angeſehen u. ſ. w. Hier hörte ich, die Gäſte ſeien der reiche Bauer Riegenug zu Unſegen ſammt ſeiner Tochter geweſen, welche der Onkel Sami heirathen ſolle. Nun zog die Mutter los zuerſt über den Bauer und ſeine Tochter, dann über Großvaters. Ueber die erſten wußte ſie hundert Geſchichten von ihrem Geiz und Stolz und dem gewöhnlich damit verbundenen Unverſtand. So behauptete ſie, der Bauer ſtehle ſeinen Knechten die Knöpfe von den Kleidern; von ſeiner Frau und Tochter, daß ſie immer beim Spinnen auf dem bloßen Hemde ſäßen, um die Kittel nicht zu verribſen, und ihre Erdäpfelröſti thäten ſie auf die Fenſterſimſe an die Sonne, um ſie zu wärmen und Holz zu ſparen. Großvaters ſeien aber um nichts beſſer, ſonſt würden ſie einen ſolchen Geizbund nicht ins Haus begehren, aber es wäre ihnen recht, wenn ihre Söhne des Teufels Großmutter heiratheten, ſobald ſie nur goldene Hörner und einen ſilbernen Schwanz hätten u. ſ. w. Die Heirath

war allerdings richtig geworden, das vernahmen die Hausgenossen, aber erst dadurch, daß zu ungewohnter Zeit Schneider und Schuhmacher, sogar eine Nähterin auf die Stör kamen, um an der Ausstattung von Sami zu arbeiten, bei welcher die Großeltern ungewohnte Freigebigkeit zeigten. Der Großvater hatte zur Kleidung Tuch erlaubt, welches einen Thaler die Elle kostete, die Großmutter gab vom schönsten flächsenen Tuch für zwei Hemder her: nur der Schuster konnte lange nicht zur Arbeit kommen, weil Sami Stiefel wollte, der Großvater aber nur Schuhe bewilligte, doch gab er am Ende auch nach. Daß dieses den Neid der Uebrigen erweckte, kann man sich leicht denken, daß Niemand dem Sami das Pferd füttern und anspannen wollte am Hochzeittag, ebenfalls, doch ließ man sich weiter keine grauen Haare wachsen, man hatte Ahnung von dem, was nachkam. Daß am Abend die junge Frau heim kam, fiel noch nicht auf, aber allgemeine Bestürzung verbreitete sich unter den jungen Leuten, als am andern Morgen ein Knabe mit einer großen aber magern Kuh anlangte, welche einen Meyen aufgebunden hatte, als der Kuh zwei mächtige Schweine folgten und diesen endlich ein Wagen mit Schaft, Trögli, Bett, Spinnrad, Wiegle u. s. w.

Nun erst erfuhr man, daß die junge Frau bei uns, statt, wie man erwartete hatte, bei ihren Eltern bleiben solle. Das erschreckte Alle, erstlich weil sie nicht gefiel und man so viel Böses von ihr gehört hatte, und weil man überhaupt nicht gern den gewohnten Trabb durch eine Fremde mochte unterbrochen sehen. Doch fand man bald Ursache zum Lachen und vergaß für den Augenblick die Bestürzung. Als der Trossel abgepackt werden sollte, fand man Trog und Schaft sehr schwer und fürchtete sie zu verletzen; daher packte man sie auf dem Wagen aus. Zum Vorschein kam nun das sämmtliche Zeug der jungen Frau; aber Alles ungewaschen. Wahrscheinlich hatte sie zu Hause die Seife gereut und das Holz, und gefunden, Großvaters könnten wohl beides liefern. Stück für Stück wurde nun herausgenommen, denn nichts war ordentlich eingepackt, und Alle, die damit zu thun hatten, sorgten

dafür, daß kein Fleck, kein Schmutz unbemerkt blieb; Alles ließ sie an, wie Fahnen, im Winde flattern. Und merkwürdig war's, wie die junge Frau mit der größten Schamlosigkeit zusah und mit aller Gleichgültigkeit diese Lüsteten geschehen ließ.

Den folgenden Tag stand die junge Frau in der Küche herum, wenn die Großmutter in derselben wirthschaftete, beguckte Alles, und sprach zuerst davon, wie sie es zu Hause gemacht, dann hatte sie nach und nach an dem, was die Großmutter machte, etwas auszusetzen; fand zu viel Anken in der Pfanne, als jene die Suppe machte, und blies noch mehr von den Milchkacheln, welche die Großmutter auf den Tisch stellen wollte, oben ab in den Nidelkübel. Ueberall war ich ihr im Wege. Sie hatte meinen Ausruf noch nicht vergessen; hatte immer ein böses Wort für mich, und nur, daß ich mich fest an der Großmutter hielt, sicherte mich vor Mißhandlungen. Meine Geschwister jagte sie, so oft sie sich blicken ließen, zur Küche hinaus.

Am zweiten Tag griff sie schon mehr ein, und so alle Tage mehr, bis sie die Großmutter ganz aus ihrem Regiment verdrängt hatte Man fühlte auch alsobald die Aenderung. Das Essen wurde spärlicher, schlechter. Alle murrten, meine Mutter stichelte: es scheine, man fange an, den Schweinen zu geben, was den Menschen gehöre, und den Menschen, was den Schweinen zukommen sollte. Sie erhielt aber alsobald die Antwort: für eine verhungerte Krämerstochter sei das noch lange viel zu gut. Niemand konnte das Benehmen der Großmutter sich erklären. Sie, die sonst so resolute Frau, ließ sich Alles gefallen; nur hie und da hörte man einen Seufzer von ihr, wenn sie noch fleißiger, als früher, hinter ihrem Kuder saß. Man vergaß, daß die Großmutter auf Erden Reichthum am höchsten hielt, daß sie also auch vor reichen Leuten den größten Respekt haben mußte. Sie war es gewohnt, alle Leute, die minder reich waren, als sie, nach ihrer Weise von oben herab zu behandeln; selbst den Pfarrer, auf dem sie übrigens viel hielt, ließ sie es immer fühlen, daß er keinen Hof habe, wie sie; dagegen sah sie jedem

Reichern mit ordentlicher Andacht nach. Nun war ihre Schwiegertochter reich, daher hatte ſie Reſpekt vor ihr, und durfte ihr Recht gegen ſie nicht behaupten. Noch lag eine andere Urſache ihres Benehmens im Hintergrunde, die Niemand kannte, die aber bald auf eine furchtbare Weiſe an den Tag kommen ſollte.

An einem Samstag vor einem heiligen Sonntag ging mein Großvater fort an das Gericht zu Unverſtand, denn er war Gerichtsſäß. Man pflegt an vielen Orten Gemeinden, Gerichte, Steigerungen an einem Samstage abzuhalten. Solche Verſammlungen ſind Gelegenheiten, wo man ein Gläschen über den Durſt trinken und einige Stunden in die Nacht hinein verweilen kann, ohne daß die Weiber darüber räſonniren dürfen, die, beiläufig geſagt, auf die Titel ihrer Männer ſich viel einbilden, den Geſchäften aber, die mit dem Titel zuſammenhängen, nicht nachfragen, und über manche Stunde branzen, die der Mann bei denſelben zubringen muß. Auf den Samstag folgt dann kein Werktag, ſondern der Sonntag; an dieſem kann man, ohne etwas zu verſäumen, ordentlich ausſchlafen, und ein ſchwerer Kopf hindert an keiner Arbeit. Ob aber der liebe Gott an ſeinem Tage an ſolchen ſchweren Köpfen ein beſonderes Wohlgefallen habe, daran denkt man nicht; und ob ſolche ſchwere Köpfe an den lieben Gott und ihre unſterbliche Seele ordentlich denken können, darum bekümmert man ſich wieder nicht, und doch bin ich überzeugt, ſind die Meiſten, die alſo thun, nicht gottlos, aber ſie denken halt zuerſt an ihren Nutzen, dann an ihre Bequemlichkeit, dann an ihre Weiber, und erſt, wenn ſie nichts mehr anderes zu denken wiſſen, an den lieben Gott. Daß alſo mein Großvater an das Gericht ging, den ganzen Tag wegblieb, fiel Niemand auf; eben ſo nicht, daß die Großmutter den Sami am Abend fortſandte, mit dem Bedeuten: er ſolle den Großvater heimbegleiten, weil es gar finſter werde und der Alte nicht mehr ſo viel erleiden möge. Spät kamen ſie zuſammen heim, Niemand achtete ſich ihrer. Am Sonntag war es ſchön Wetter. Viele aus unſerm Hauſe gingen zur Kirche, auch mein Vater, nur meine Mutter nicht. Seit ihrem Unglück mußte man

sie fast zwingen, in den Gottesdienst zu gehen, und später, als die Kleider ihr zu fehlen anfingen, ging sie gar nicht mehr hin.

Nach und nach kamen alle zurück, bis an meinen Vater, den Niemand seit der Kirche gesehen haben wollte. Man setzte sich zu Tische, ärgerte sich über das schmutzige Tischtuch, die schlechte verdünnte Suppe und brummte über die kleinen Stücke Fleisch, aber aufreden durfte doch Niemand. Da wurde plötzlich die Thüre aufgerissen, mein Vater stürzte herein mit rollenden Augen, wie ihn Niemand noch gesehen hatte, auf den Großvater zu und brüllte: Isl's wahr, best de dem Donners Schnuderbub da d'r Hof ums halb Geld verkauft?

Und eine Stille ward, als ob der Donner eingeschlagen hätte; mehrere Minuten lang sprach Niemand ein Wort. Meinen Vater hatte Wuth und Haß sprachlos gemacht. Großvaters und die jungen Eheleute waren erschrocken ü er den so schnell an den Tag gekommenen Kauf, der ein Geheimniß bleiben sollte noch eine Zeitlang, theils weil man die andern Brüder noch zu Gunsten Sami's als Knechte ohne Lohn benutzen, theils weil man das Unangenehme, welches natürlich das Ruchtbarwerden dieser unväterlichen Handlung nach sich ziehen mußte, verschieben wollte. Großvater hatte sich bei der Fertigung einige Maaß Wein mehr nicht reuen lassen, um sich bei seinen Kollegen Stillschweigen zu erkaufen, und einen ganzen Kloben an den Schreiber, daß er spät Abends eine Fertigung noch vornehme, nachdem alle Leute verlaufen waren, und am folgenden Morgen wußten die Kirchenleute Alles. Wie war das möglich? Das hätte der gute Großvater gar gut wissen können; allein die Menschen wissen oft gar nicht, was sie selbst thun, und können es sich daher nicht erklären, wenn andere das Gleiche machen. Wenn Hausväter um Mitternacht, oder erst gegen Morgen nach Hause kommen, so sagt ihnen ihr Gewissen, daß sie gefehlt, ihre Erfahrung, daß die Weiber sie tüchtig abputzen, oder mit ihnen kupen werden. Nun sinnen die Männer, auf welche Weise sie das Wetter abwenden können: die Einen kramen Wein, ein Brödtli, die meisten aber,

instinktmäßig die schwache Seite der Weiber auffindend, bringen sie nicht etwas für den Hunger oder den Durst, sondern etwas für den G'Wunder nach Hause. Sie wissen, daß, sobald sie eine ordentliche Neuigkeit vorwerfen können, die Frau die Sünden des Mannes vergißt und sich fest beißt in die Sünden des Nachbars.

Gar manche Frau branzt auch mit dem Manne gar nicht, weil er spät heimkommt, sondern nur, um Neuigkeiten und Geheimnisse herauszupressen, wie man einen Schwamm drückt, damit das Wasser heraus läuft. So geht es in manchem Hause, so ging es bei Großvater und so auch bei andern Gerichtssäßen; und sicher nicht nur zu Unverstand, sondern an andern Orten mehr, und sicher nicht nur bei den Gerichtssäßen, sondern auch bei den Sittenrichtern. Ja, man sagt, diese erwarteten nicht einmal die Nacht, um zu plaudern, sondern schon des Mittags bei der Fleischsuppe fingen sie an, und ehe man mit dem Fleische fertig sei, wisse man über den Tisch weg die ganze Verhandlung, von welcher sie eben kommen. So war es diesmal gegangen, wie andere Male, und doch konnte es der Großvater nicht begreifen und behauptete steif und fest, es müsse Jemand unter dem Bett versteckt oder am offenen Fenster gewesen sein. Des Vaters Brüder waren verstummt; an so etwas hatten sie nie gedacht, überhaupt nie daran gedacht, daß das bestehende Verhältniß ändern könnte; sie brauchten lange Zeit, die Sache zu fassen, und dann noch längere Zeit, bis die bei ihnen von unten auf kochende Wuth Worte gebildet und zum Mund hinausgetrieben hatte. Es lohnte sich wohl der Mühe, in Zorn zu kommen über diesen Kauf. Der Großvater hatte den Hof von seinem Vater gekauft und zwar um die gleiche Summe, welche jetzt Sami zahlen sollte: allein die Kaufsumme war wohl gleich, nur der Preis nicht. Der Großhatte den Hof 6000 Pfd. theurer übernommen, als er geferget wurde vor Gericht. Diese 6000 Pfd. betrugen sein Weibergut, welches er gleich baar an den Hof zahlte, ohne daß dessen im Kaufbrief erwähnt wurde, um von so viel tausend Pfund den Ehrschatz zu ersparen, und den Staat drum zu beluren. Ein Kniff, den nicht nur

Gerichtssäße, sondern noch ganz andere Leute treiben. Dann war noch eine bedeutende Matte gekauft, der Hof durch bessere Bearbeitung gar sehr verbessert worden, und doch gab er Alles das dem Sami um den Kaufschilling, den er bezahlt hatte.

War Großvater ein so schlechter Mann, daß er seine sieben übrigen Kinder auf eine so schändliche Weise betrog? O nein, er war nur wie hundert andere Bauern! Sein Lebtag hatte er wenig anderes gesinnet und getrachtet, als einen großen Haufen zusammen zu bringen; seine Kinder sah er wie Ameisen an, welche zu diesem Haufen immer noch mehr zusammenkrazen sollten. Daß dieser zusammengescharrte Haufen zusammenbleibe auch nach seinem Tode, das war sein Lieblingsgedanke; ob darüber seine andern Kinder Bettler würden, daran dachte er gar nicht, oder dachte vielleicht, es wäre am besten, wenn keines heirathete, sondern die unbezahlten Leibeigenen ihres Bruders blieben. Zu solcher grenzenlosen Herzlosigkeit und unnatürlichen Härte wird der Mensch gebracht, wenn er im Leben und im Tode Abgötterei treibt mit Geld und Gut.

Ein Unbefangener hatte füglich Zeit, diese Betrachtungen zu machen, während sie Alle sich stumm, aber auf der einen Seite mit wachsender Wuth, auf der andern mit steigender Verlegenheit gegenüber standen. Auf der sündigen Partei war allein Sami's Frau nicht verlegen; die hatte kein Gefühl für Recht und Unrecht. Sie brach daher auch zuerst das Stillschweigen und sagte meinem Vater, das gehe ihn am allerwenigsten an; er selbst sei nichts werth, und seine Schlampe und vier andern Freßmäuler habe man ihm lange genug umsonst gefüttert. Wie oft ein Kanonenschuß das Zeichen der Schlacht ist, und, wenn er nach langer Stille abgefeuert wird, auf einmal alle Kanonen brüllen, das Gewehrfeuer dazwischen prasselt und das friedliche Feld zum Schlachtfeld wird, so war hier die Rede Vreni's der Kanonenschuß, der alle Mäuler öffnete und die Fäuste ballte. Alles brach los, meine Mutter vor Allem mit schneidenden Worten, die Tanten schimpften und die Onkels brüllten gerade heraus. Als Großvater und Großmutter schlichten wollten, erhielten sie auch

ihren Theil. Man stand auf, man trat einander näher, hielt sich die Fäuste vor's Gesicht, die Kinder schrien, eine allgemeine Prügelei drohte. Mein Vater hatte bereits den Sami in eine Ecke geschleudert, wollte Vreni beim Göller nehmen, die warf ihm eine Kachle Milch in's Gesicht, daß er schnopfen mußte. Andere Hände streckten nach Vreni sich aus, Sami drängte sich wieder hinzu, Großvater wollte auch fassen, da fuhr auf einmal unser Ringgi, der gewöhnlich meinen Vater begleitete, dem Vreni an die Beine, weil es sich an meinem Vater vergriffen hatte, und biß tüchtig zu. Ueber diesen neuen Feind brüllte es laut auf, wehrte sich mit Händen und Füßen, aber Ringgi wurde immer wilder, riß ihm das Fürtuch vom Leibe, den halben Kittel, biß auch Sami, der helfen wollte. Man sah deutlich, daß der Ringgi einen eigenen Trieb hatte, an Vreni sich zu rächen, das ihm weit schlechter und weniger zu fressen gab, als früher die Großmutter. Die andern zogen ihre ausgestreckten Hände zurück, machten dem Ringgi Platz, der für sie alle den Streit übernommen und vielleicht auch den Großvater vor Schlägen gerettet hatte, jubelten, brüllten bei jedem neuen Fetzen, der davon flog. Als es endlich der Großmutter gelang, den Ringgi aus der Stube zu bringen, da hatten sie ob der Schadenfreude und der wilden Lust den Händel und den Hof fast vergessen und konnten nicht satt werden, zu erzählen, wie wüthend und zerrissen Vreni das Schlachtfeld hätte verlassen müssen. Nur mein Vater vergaß den Handel nicht. Er hatte Weib und Kinder, und um seiner treuen Arbeit und vielleicht auch meinetwillen wahrscheinlich Theil am Hof zu erhalten gehofft. Er war nun 45 Jahre alt, hatte keine 10 Batzen Geld im Sack, nichts angeschafft, keine Ehesteuer, keinen Trossel erhalten; nichts besaß er, als die Kleider und ein wenig Hausrath, den seine Frau aus ihrem Schiffbruch gerettet. Das rüttelte sein ganzes Wesen auf; er verschwor sich, keinen Streich mehr auf diesem Hofe zu arbeiten, und verschwand einige Tage ganz, ohne daß man wußte, wohin er gegangen.

Das waren traurige Tage. Denn aller Friede war gewichen. Keins gab dem Andern ein gutes Wort; nur

wenn ich an der Schürze der Großmutter hing, war ich vor Schlägen sicher, aber nirgends vor bösen Worten. Großvaters waren still und mürrisch; wahrscheinlich schlug das begangene Unrecht ihr Gewissen, und sie fingen an, zu fühlen, was ihrer warte, wenn Vreni vollends Meisterfrau geworden sei. Auch machte ihnen das Ausbleiben meines Vaters Angst; sie fürchteten nach und nach, er möchte sich ein Leid angethan haben. Das wäre das Schrecklichste gewesen, was ihnen hätte widerfahren können; nicht bloß, weil sie sich als die Ursache seiner Verzweiflung hätten betrachten müssen, sondern wegen der Schande, die dadurch über ihre ehrbare Familie kam, und weil sie ganz bestimmt glaubten, er müsse als Gespenst wieder kommen, hätte keine Ruhe und ließ auch Andern keine. Schon durfte des Nachts Großmutter nicht mehr allein ums Haus, und wenn Abends Jemand an der Thüre klopfte, so hätte sie um keinen Preis mehr geöffnet oder gefragt: Wer ist da? aus Furcht, den Benz zu sehen oder zu hören.

Meine Mutter kannte die Ursache der Abwesenheit des Vaters, aber sie war boshaft genug, sie nicht nur nicht merken zu lassen, sondern noch durch verstellte Betrübniß und Stichelreden über beraubte und getödtete Kinder die Herzensangst zu vergrößern und sogar Vreni zum Schweigen zu bringen. Diese hätte meinem Vater den Tod herzlich gegönnt und der Mutter dazu, aber das Wiederkommen desselben fürchtete sie gerade am meisten, weil zu erwarten war, das Gespenst werde sich am meisten an ihr vergreifen.

Endlich, am Morgen des sechsten Tages nach jenem Auftritt, erschien mein Vater mit Roß und Wagen vor dem Stöckli und befahl der Mutter, alsobald die wenigen Habseligkeiten aufzupacken, und mich holen zu lassen; er wolle weder dem Pferde eine Hand voll Heu hier geben, noch einen einzigen Bissen hier essen. Meine Mutter gehorchte mit großer Freude und sandte alsobald hin, mich zu holen; Großmutter ließ erwiedern: ich sei ihr Kind, sie lasse mich nicht. Einer erneuerten Botschaft gab sie gleichen Bescheid. Da erschien mein Vater selbst, drang

in die Stube, wo Großvaters waren, riß mich auf den Arm und wollte, ohne ein Wort zu ſagen, zur Thüre hinaus. Doch die Großmutter ſtellte ſich ihm in den Weg und ſprach: Benz, thu doch nicht ſo, wo willſt du hin mit dem Miaßli, den laſſe ich dir nicht! Nun folgte ein erſchütternder Auftritt, der mein Lebtag mir vor Augen ſein wird. Die frühere Angſt um den Sohn war noch in Großvaters; ſein wildes Ausſehen ließ ſie glauben, daß er zu Allem fähig ſei, ſelbſt zum Mord ſeiner Kinder. Ihr Gewiſſen fing nicht nur an zu erwachen, ſondern ſie begannen ſchon zu fühlen, daß ſie den Löffel aus der Hand gegeben, ehe ſie genug gegeſſen, daß Undank ihr Lohn ſei; ſie waren ſchon beiden, Sami und Vreni, im Wege, und was ihnen gegeben werden ſollte, erhielten ſie entweder gar nicht, oder ſchlecht. Beide waren weich geſtimmt und wollten den Benz ſo nicht fortlaſſen, die Großmutter nahm ihn bei der Hand und machte ihn ſitzen; er mußte endlich, ſo ſehr er ſich weigern mochte, von dem aufgeſtellten Brönz trinken, nur eſſen wollte er nicht, das hatte er verſchworen. Sie baten ihn, nicht ſo wüſt zu thun, mich ihnen zu laſſen; wenn ſie das Leben hätten, ſo würden ſie ſorgen, daß er nicht zu kurz komme. Endlich wurde mein Vater auch weich, erzählte Alles her, was er gethan, welchen Lohn er erhalten, wie ihm zu Muthe geweſen ſei, was er erſt Furchtbares im Sinn gehabt, und Alle drei weinten mit einander, und ich natürlich auch mit. Da ließ meine Mutter fragen: warum ſie ſo lange warten müſſe? Nun erſt mußte Vater Beſcheid geben, wohin er wolle. Man erfuhr, daß er mehrere Stunden von da einen Hof empfangen habe; Großvater ſchüttelte den Kopf, ging aber über das Genterli und drückte dem Vater Geld in die Hand. Die Großmutter hatte wieder Hoffnung gefaßt, mich behalten zu können. Allein mein Vater war unerbittlich; er behauptete, keins ſeiner Kinder hätte Triftig in der Nähe des Geizhundes, ſie wäre im Stand, ihnen ein Leid anzuthun, und er hätte es verſchworen, keins eine Stunde länger im Hauſe zu laſſen, ſobald er ein ander Obdach für ſie gefunden. Da weinte die Großmutter wieder bitterlich; mit von Thränen dunkeln

Augen packte sie meine Kleidchen zusammen. Sie fühlte wohl, daß Benz Recht hatte und daß die Trennung von mir eine gerechte strafende Folge ihrer Handlung sein müsse. Zum letztenmale nahm sie den Spycherschlüssel zur Hand, doch mich ließ sie nicht mit, und brachte ein ganzes Fürtuch voll dürres Zeug zurück, womit sie mir alle Säcke vollstopfte und dem Vater noch den Rest einsteckte. Der Vater pressirte, aber die Großmutter konnte nicht aufhören, mich zu küssen und mir zu sagen: ich solle sie nicht vergessen, im Frühjahre wolle sie zu uns kommen. Der Großvater nahm mich auf die Arme, er hatte ganz nasse Backen. Als ich endlich mit zur Stube hinaus mußte, trug mich die Großmutter bis zum Wagen, gab mir noch alles Geld, was sie in den Säcken hatte, bat auf das rührendste: man solle ihnen doch nicht zürnen, konnte mich gar nicht loslassen, und als endlich die Pferde anzogen, sie mich lassen mußte, setzte sie sich auf einen Baumstamm, hielt das Fürtuch vor das Gesicht und weinte, daß es sie über und über schüttelte. Ich schrie, so laut ich konnte: Großmutterli, Großmutterli, ich will nicht fort, will dich nicht verlassen! Allein umsonst, die Pferde zogen an, fort ging's. Bald sah ich die weinende Großmutter nicht mehr, sah ihr Haus nicht mehr und am Ende gar nichts mehr; in lautem Weinen fiel ich in einen tiefen Schlaf. Meine glückliche Zeit war dahin; sie hatte etwas mehr als fünf Jahre gedauert.

Drittes Kapitel.

Das Leben.

Am folgenden Morgen erst erwachte ich. Mein Erstes war, die Großmutter zu rufen. Sie antwortete nicht; ich rief: Großvater! erhielt keine Antwort. Ich sah auf; mein Bruder lag neben mir, die Stube war mir fremd; nirgends ein Großvater, nirgends eine Großmutter! Ach,

da wollte mein junges Herz brechen in namenlosem Schmerz; selbst die Schnitze, die ich in meinen Säcken vorfand, tröſteten mich nicht. Erſt als nach dem Morgeneſſen der Vater mich mit hinausnahm in den Stall und mir verſprach, eine Kuh und ein Roß ſollten mein ſein und alle Schafe, vergaß ich mein Elend, das ſich aber noch manchen Morgen und manchen Abend erneuerte.

Ich fing an mich umzuſehen, und fand uns in einem großen alten Hauſe auf einem Berge wieder. Neben dem Hauſe ſtand ein Stöcklein; rings um daſſelbe ein großer Obſtwachs, und in weiterem Kreiſe, größtentheils in ſteilen Halden beſtehend, dehnte ſich ein bedeutendes Heimweſen aus. Nur unterhalb des Hauſes war ein Stück, das durch den Brunnen gewäſſert werden konnte, und ganz im Boden eine Liſchenmatte.

Das Lehen hatte mein Vater von dem alten Bauern empfangen, der im Stöcklein wohnte. Zugleich gab ihm dieſer Vieh, Haus- und Feldgeräth in die Schatzung, welche ſogenannte achtbare Männer machten, aber ſie waren mit dem Bauer am gleichen Orte Burger.

Denn als mein Vater im Zorn fortgelaufen war, wollte er nicht eher zurück, als bis er Etwas empfangen hatte. Nach mehreren Tagen vergeblichen Laufens wurde er immer hitziger, bis er endlich dieſen Hof fand. Das viele Land gefiel ihm. Der Zins ſchien ihm klein dagegen. Er bedachte nicht, daß zwiſchen einem Bergheimweſen und einem Hof auf ebenem Boden ein großer Unterſchied iſt. Zudem war der Bauer ein alter Fuchs, der dem Vater den Mund recht wäſſerig zu machen wußte nach den Herrlichkeiten, die droben ihm warteten. In ſeinem Unmuthe über die eigenen Leute hielt er alle andern für ehrlicher und beſſere Freunde. Er gab daher gerne zu, daß zwei Vorgeſetzte der Gemeinde, in welcher der Hof lag, die Schatzung machen ſollten als unparteiiſche Männer. Er glaubte, ein Statthalter und ein Gemeindvorſteher würden ſich nicht dafür halten, Jemand zu betrügen. Er hatte noch nicht erfahren, daß man Einem zu lieb reden, nicht betrügen heißt.

Im Anfang war der Himmel voller Geigen. Der

Mutter that es bis in die Fußsohlen wohl, selbst Meisterfrau zu sein und nicht blos im Küherstöckli, sondern im großen Hause wohnen und mit Milch ꝛc. schalten und walten zu können nach Belieben. Die Bäuerin kam fleißig zu ihr herüber und that, wie die Liebe selbst. Meine Mutter nahm das Alles für das baare Geld und merkte nicht, daß die Alte nur kam, um ihr recht auf die Eisen zu sehen und zu vernehmen, was Alles vorging. Eben so machte es der Bauer. Er trappete meinem Vater überall nach, war beim Heurüsten, beim Füttern, schien lauter Holdseligkeit zu sein, wußte aber nebenbei das Wasser auf seine Mühle zu reisen. So überredete er z. B. gleich in den ersten Tagen meinen Vater, sein Holz im wüstesten Graben zu schlagen, wo man kaum mit ihm fortkonnte, und wußte dem Vater das Stöcken so leicht und lieblich darzustellen, daß er einen schönen Haufen ausmachte, ehe die Feldarbeit anging. Ob diesen Dingen litten Wagen und Werkzeuge bedeutenden Schaden, aber was fragte der Bauer diesem nach, ging es ja über meines Vaters Buckel aus! Gegen das Frühjahr stellte sich ein Knecht und eine Magd ein, weil meine Eltern einsahen, daß sie den Hof nicht allein bearbeiten konnten. Noch ging zwar Alles gut, die Mutter brauchte noch nicht recht frühe aufzustehen, hatte für wenig Leute und keine Schweine zu sorgen, und ob sie nebenbei viel oder wenig mache, sah ihr Niemand nach. Die Kinder überließ sie freilich sich selbst, bekümmerte sich wenig darum, ob sie gewaschen und gestrählt seien, oder nicht.

Nun kam das Frühjahr mit allen seinen Arbeiten: Mist führen, Land rüsten für Haber, Flachs, Bäunde ꝛc. Am Morgen mußte früh aufgestanden werden, das that meiner Mutter weh, das z'Morge war nie zu rechter Zeit fertig. Die Magd sollte ihr helfen, wie sie meinte; und der Vater meinte nicht nur, die Magd solle ihr nicht helfen, sondern sie selbst solle machen, daß sie so früh als möglich zum Hause heraus auf's Land komme. Allenthalben fehlte es ihm an Händen, da das meiste Land steil war, Erde hinaufgeführt und der Mist in Bännen am Seil gezogen werden mußte, was viel mehr Zeit braucht, als

man im ebenen Lande denkt. Zudem war auch der Zug schlecht, den er übernommen hatte. Alle benachbarten Leute, der Arbeit gewohnter, mit Leuten besser versehen, kamen dem Vater vor, erst um eine Woche, dann um zwei; endlich trampelte der Bauer heran und sagte: Benz, du mußt Leut' anstellen, so geht das nicht. Und Benz stellte in der That Leute an, der Hausbrauch vermehrte sich dadurch, die Magd mußte nun doch der Mutter helfen, wenn man Vormittag z'Morge, vor Abend z'Mittag, vor Mitternacht z'Nachtessen bekommen wollte; den Leuten mußte der Taglohn bezahlt werden, und auf das Alles hatte Benz nicht gerechnet!

Ja, Benz hatte noch auf gar viel nicht gerechnet. Benz hatte nur an den Zins gedacht, aber nicht an die Haus- und Arbeitskosten; hatte gedacht, aus dem Stall viel zu lösen, und nicht, daß er auch kosten könne; hatte nur an gute Jahre gedacht, nicht an mittelmäßige, noch viel weniger an schlechte. Das Geld, welches ihm der Großvater gegeben hatte, war im Genterli in einem Körbchen, und er und die Mutter nahmen daraus, wann sie es nöthig hatten. Das erhaltene Geld hatte ihnen unerschöpflich geschienen, sein Lebtag hatte er noch nie so viel beisammen gehabt; wie erschrack er daher, als er eines Tages Geld nehmen wollte, mit der Hand lange im Körbchen herumtappte, ehe er welches fand, und beim Herabnehmen sah, daß fast keins mehr darinnen war. Er stund da, wie vom Himmel herabgefallen; er war außer Stand, zusammen zu rechnen, was er ausgegeben, besonders nicht, was er Schmied und Wagner gegeben. Der alte Fuchs hatte es so eingerichtet, daß meinem Vater gleich Anfangs eine Menge Reparaturen auffielen; dieser konnte nicht rechnen, wie viele Kleinigkeiten in's Haus angeschafft worden, konnte an der ganzen Sache nichts begreifen, bis ihm endlich in Sinn kam, die Mutter müsse unvernünftig viel daraus genommen haben und nichts darein geliefert. Wahr war es, daß meine Mutter aus Hochmuth Manches angeschafft hatte, was hätte unterbleiben können; wahr war es, daß sie den Kaffee lieber ohne Schigore trank, lieber stark, als schwach; wahr war es, daß sie den Anken

lieber selbst brauchte, als verkaufte, und nur dann eine Ankenballe zum Verkauf rüstete, wenn sie selbst damit z'Märit gehen konnte. Sie bewies meinem Vater immer, daß es vortheilhafter sei, selbst auf den Märit zu gehen, als den Anken dem Träger bei Hause zu verkaufen, denn sie löse immer wenigstens einen Kreuzer mehr; daß aber der Schoppen oder die Halbe, ein Bratwürstli, das weiße Brödchen, das man nach Hause brachte, etwas kosteten, daran dachte man wieder nicht.

Nun gab es einen tüchtigen Lärm. Die Mutter sollte sagen, was sie mit dem Gelde angefangen; sie wollte nichts appartes wissen, mein Vater es nicht glauben, mußte aber am Ende schweigen; denn der Mutter Zunge war weit geläufiger, als die seine. Damit kam das Geld nicht wieder, kam auch die Klugheit nicht, die Ausgaben, wenn auch nur obenhin, aufzuzeichnen. Es kam aber die Ernte, freilich keine reichliche, denn der Bauer hatte den Samen gespart gehabt, aber man konnte dreschen und einige Mütt Korn verkaufen, also auch die Arbeiter bezahlen. Dieses Dreschen zur Unzeit versäumte wieder. Den gehäuften Arbeiten konnte man nur durch Anstellung mehrerer Leute begegnen. Nun der Benz rechnete wieder auf schönen Erlös von Gespinnst und Obst, welche beide wohl zu gerathen schienen. Vom Obst hatte er das Aufgelesene und die Hälfte des Geschüttelten oder Abgenommenen. Er arbeitete also getrost darauf los, stellte Leute an und rechnete, er könne alle Jahre seine Kinder mehr gebrauchen.

Wir fingen an Obst aufzulesen, hatten aber damit wenig zu thun. Wenn an einem Morgen ein halb Dutzend Aepfel unter einem Baume lagen, so trappete der Bauer heran und stellte auf Nachmittag das Schütteln an, weil er fürchtete, wir könnten zu viel bekommen. Ob die Aepfel reif seien, ob wir Zeit hätten, darum kümmerte er sich gar nicht. Mein Vater hatte nicht Zeit, sich dessen zu achten, die Mutter verstund es nicht; uns Kindern blieb es überlassen, das halbreife Obst in den Keller zu schleppen und aufzuschütten. Wie es da zuging, kann man sich denken! Süßes und Saures kam unter einander; das Spätobst wurde eingekellert, ehe man das frühere

weggeräumt hatte. Die Mutter kam mit der Haushaltung nicht zurecht, geschweige, daß sie noch um das Obsterlesen im Keller sich viel hätte bekümmern können. Zwar rüstete man auch, kam aber mit dem Dörren auf den Oefen nirgends hin, weil man noch nicht heizte und einen einzigen Kunstofen hatte, und wenn man zuweilen auch eine Dörrete für den Backofen gerüstet und am Morgen der Vater einheizen wollte, so fand er Schnitze vom Bauer darin, der nichts anderes zu thun hatte, als Aepfel rüsten, und das Holz nicht sparte, weil der Vater es ihm rüsten mußte. So faulte eine unendliche Menge Obst. Man suchte einzubeizen, dazu hatte man aber nur wenig Geschirr. Man gab den Schweinen so viel, daß sie endlich nichts anderes fressen wollten und auch nicht ausfielen, wie sie sollten. Verkaufen konnte man fast keins, wenn ein Käufer in den Keller kam, so verging ihm alle Lust. So schrumpfte der ganze geträumte Gewinn aus dem Obst zusammen auf einige Batzen, die man vom Brenner lötte, einige Maß Bätziwasser und einige dürre Schnitze, von denen aber fast die Hälfte verbrannt war.

Flachs und Werch hatten wir viel gemacht; allein der Flachs hatte auf der Rooßi viel gelitten. Ob dem zu viel zu thun, kam man zu den meisten Sachen nie zu rechter Zeit; so war das Kehren und Aufnehmen auch versäumt worden. Der Bauer merkte das Alles, aber statt mit seinem Aepfelabnehmen inne zu halten oder zur Zeit zu mahnen, kam er, wenn der Schaden geschehen war, lächelte auf den Stockzähnen und sagte etwa: Benz, du hest wohl lang g'wartet, oder: es wäri vor acht Tage gut g'si. Die Mutter stellte eine gewaltige Brechete an, und es that ihr wohl bis in die Schuhe hinab, die Meisterfrau zu spielen; sie wollte gerühmt werden, that zu viel an die Sache und bedachte nicht, daß man eben am meisten ausgeführt wird, wenn man sich groß machen will, ohne es zu vermögen.

Den Hechler hatte man auch nicht umsonst; nur für diese Auslagen zu decken, mußte man manches Pfund verkaufen. Als nun Alles fertig war und man nachsah, was zu verkaufen sei, so fanden sich Hemden nöthig bei

uns allen; Anzüge hatte man auch zu wenig, eben so Tisch- und Betttücher; ja wenn man hätte wollen machen lassen, was die Mutter nöthig glaubte, man hätte noch viel dazu kaufen müssen. Das that man freilich nicht, sondern, um die Hauptausgaben zu decken, solle eine Portion verhandelt werden. Unter mehreren Malen schleppte die Mutter diese auf den Markt, und wenn man das Geld zusammengethan hätte, was sie heimbrachte, es würde keinen großen Haufen gegeben haben. Das Zurückbehaltene mußte gesponnen werden, aber wer sollte das thun? Die Mutter spann nur, wenn Besuch da war, sonst hatte sie mit der Haushaltung zu thun oder schnurpfte etwas. Die Magd mußte der Mutter helfen oder dem Knecht, kam nicht viel zum Spinnen. Meine Schwestern hätten Altershalb gar gut spinnen können, aber Niemand führte sie ordentlich dazu an; beim besten Willen verrichteten sie nicht viel. Es mußte also eine Spinnerin angestellt, dieser der Lohn gegeben werden; das waren wieder Kosten, auf die man nicht gerechnet hatte. Die Eltern trösteten sich mit dem Erlös aus dem Gewächs. Ueber Hals über Kopf wurde gedroschen. Haber und Korn gaben, den Garben nach, wohl aus. Als man aber dem Bauer das Vorbehaltene ausgerichtet, dem Müller das Vorgegessene zurückgegeben, bei Seite gethan hatte, was man bis zur nächsten Ernte für den Hausbedarf bedurfte, blieb so viel nicht übrig. Als der Vater dem Knecht und der Magd ihren Lohn bezahlt, verschiedene Ansprachen des Gerbers und Schneiders berichtiget hatte, hatte er noch etwas, jedoch so wenig, daß er, der nun an die Hauskosten denken gelernt hatte, wohl einsah, daß davon für den Zins durchaus nichts bleibe. Man verkaufte noch Schweine, aber auch dieses Geld reichte nur dazu, den Vater in Stand zu setzen, den Stall ein wenig besser zu besetzen. Der Bauer hatte ihm vier Kühe und zwei Pferde in die Schatzung gegeben. Von den vier Kühen war eine einzige etwas werth; es war schlechte Waare, die schlechte Nutzung gab. Der Vater wollte mit dem Bauer brummen, allein dieser wußte dem Vater Alles von der besten Seite darzustellen und behauptete, er habe deßwegen immer altes

Vieh gehabt, weil es weit beſſern Miſt gebe als das junge. So hatte der alte Kauz für Dünger ſorgen wollen, aber ein ordentliches Miſtloch machen zu laſſen, dazu war er nicht zu bewegen. Um nun nicht gar viel an den Thieren zu verlieren, ſuchte mein Vater einige zu mäſten. Zu dieſem Zweck mußte er beſſer füttern, mußte Allerlei beiſetzen: Erdäpfel, Korn ꝛc., hatte dazu wenig oder keine Nutzung, und wenn er am Ende auch einige Franken mehr löste, als die Schatzung betragen hatte, ſo war er doch, wenn er Alles rechnen wollte, in bedeutendem Verluſt. Ein Lehenmann muß aber Alles rechnen, muß aus allen Dingen einen Kreuzer zu löſen ſuchen, und nichts iſt thorrechter, als wenn er viele Dinge braucht, die viel Franken gelten, um eine Sache einige Batzen theurer verkaufen zu können. Aber ein Lehenmann, der faſt Tag und Nacht arbeiten muß, hat nicht viel Zeit zum Nachſinnen, beſonders wenn er des Sinnens ſo ungewohnt iſt und es ihm ſo ſchwer geht, wie meinem Vater. Der, welcher den Hof verleiht, der wenig oder nichts zu thun hat, der hat alle Zeit zum Nachſinnen, wie er das Waſſer auf ſeine Mühle reiſen, wie er den Lehenmann ausſaugen will, wie der ihm den Hof verbeſſern müſſe, damit, wenn das Lehen zu Ende gegangen, er ihn noch beſſer verleihen, neue Vortheile erliſtelen und einen andern armen Teufel zu Grunde richten könne.

So ging das Lehensjahr zu Ende, hatte viel Arbeit und Sorge gebracht, aber keinen Lohn dafür. Als man das Geld überzählte, fand es ſich, daß nicht mehr ſo viel da war, als der Großvater beim Abſchiede mitgegeben hatte, und doch war kein Kreuzer am Lehenzins bezahlt. Freilich wären viel außerordentliche Ausgaben da geweſen, die hoffentlich ſich nicht wiederholten, freilich war der Stall etwas beſſer beſetzt, allein ein ganzer Lehenzins war zu bezahlen, und woher im folgenden Jahre zwei Zinſe nehmen, da man im vergangenen, welches doch keins der ſchlechteſten geweſen, nicht einen aufbringen konnte? Vater und Mutter begannen, als ſie den Schaden einſahen, einander die Schuld gegenſeitig zuzumeſſen. Der Vater hielt der Mutter vor: Sie ſei nicht die Großmutter,

verstehe nichts, brauche viel und thue wenig. Die Mutter gebrauchte gewöhnlich nur einen Vorwurf, der g'schweiggete aber den Vater. Sie hielt ihm nur seine Dummheit vor, welche ihn diesen Hof empfangen und sich so anführen ließ. Durch diese gegenseitigen Vorwürfe machten sie sich die Sache immer schwerer, die Lage immer drückender, ihre Herzen bitterer. Wo immer Keines an dem Unglück schuld sein will, sondern es dem Andern aufbürdet, da kann man keine gemeinsame Maaßregeln treffen, um dem Schaden abzuhelfen, derselbe wird immer größer. O, wenn die Leute wüßten, wie leicht sich Alles machen, Alles ertragen ließe, wenn man einig bliebe, wenn Jeder auf die eigenen Fehler merkte, die der Andern mit Liebe bedeckte, oder mit Sanftmuth verbesserte, sie würden das leidige Verweisen und Vorhalten fahren lassen, wobei nichts heraus kömmt, als Bitterkeit, Muthlosigkeit und größere Noth.

Alle diese Vorwürfe halfen also nichts, als daß sie den Vater in der Ueberzeugung bestärkten, daß er nicht nur die faulste, sondern auch die böseste Frau habe; daß die Mutter auf ihrer Seite nie an ihre Fehler glaubte, sondern den Vater und seine Beschränktheit als die Ursache alles Uebels ansah.

Mit allen Vorwürfen war der Lehenszins nicht da, man mußte ihn schuldig bleiben und hatte kaum Geld genug vorräthig, um die laufenden Ausgaben in der Zeit zu bestreiten, in welcher man nichts verkaufen konnte.

Der Bauer mahnte nicht ans Zinsen, aber er wußte aus der Schuld seine tüchtigen Zinsen zu ziehen. Die Frau desselben brachte einen größeren Hafen für die ausbedungene Milch, als sie sollte; er mußte gefüllt werden. Was sollte man machen? Hätte man sich geweigert, so hätte das alte Ehepaar den Lehenszins eingefordert, den man ja nicht zahlen konnte. Der Bauer pflanzte mehr, als er sollte, wollte große Hanf- und Flachsplätze haben; den besten Mist, die beste Zeit mußte man für ihn gebrauchen; wollte Land zu Erdäpfeln, obgleich keins im Akkord ausbedungen war. Der Aerger verzehrte die Eltern fast, allein sie durften nichts sagen, aus Furcht vor

dem Zins. Der Bauer brauchte, ohne viel zu fragen, die Pferde des Vaters, beſonders um z'Märit zu fahren; ja er führte ſogar auch Sachen um's Geld, führte dem Vater Pferde und Wagen ab, die er vergüten, von denen er den Zins zahlen mußte. Derſelbe miſchte ſich immer mehr in alle Dinge hinein, und fing an zu befehlen, als ob wir nicht Lehensleute, ſondern Knechte wären. Wenn ſie irgendwo hin zu ſchicken hatten, ſo mußte eins von uns laufen. Im Anfang gab es hie und da einen Batzen, ſeit aber der Vater ihnen ſchuldig war, ſagten ſie nicht einmal: vergelts Gott!

Mit welcher Freude ein Lehensmann bei ſolchen Umſtänden arbeitet und mit welchen Augen er ſeinen Blutſauger, der ihm immer auf den Ferſen iſt, betrachtet, kann man ſich leicht denken. Wer will den richten, der allen Muth verliert und am Ende ſein Elend in Schnapps zu vergeſſen ſucht? Das that doch mein Vater nicht, er war zu ſehr an Arbeit und Mäßigkeit von Jugend auf gewöhnt, als daß er durch ſeine Lage hätte anders gemacht werden können. Er war wie eine Uhr, die man am Morgen aufzieht und die am Abend abläuft. Der Sommer kam wieder und mit ihm wieder das alte Lied. Immer war und blieb man im Hinterlig, immer hatte man ſich verrechnet. Bei jeder neuen Arbeit oder jedem Werk rechnete mein Vater dieſes mit wenig oder keinen fremden Menſchen machen zu können; war man nun mitten darin, ſo ſah man, daß es nicht gehe, ſondern daß man durchaus noch mehr Leute anſtellen müſſe. Nun mußte man links und rechts ausſpringen, um Menſchen zuſammenzutreiben, verſäumte damit auch viel Zeit, und fand, wie der Knecht im Evangelium, nur Krüppel; denn die guten Arbeiter warten nicht bis mitten in ein Werk, um ſich anſtellen zu laſſen. Am Ende blieb man doch im Hinterlig und hatte mit vielen Leuten wenig ausgerichtet. Wenn die Noth am größten war, ſo humpelte der Bauer mit ſeinem Pfeifchen im Munde irgend einem Wirthshauſe zu, ſeinen gewohnten Schoppen zu trinken, und richtete es ſo ein, daß er bei den Arbeitern vorbei kam, um ihnen mit ſchadenfrohem Geſicht irgend etwas Spöttiſches ſagen

zu können. Der Bauer wußte im Voraus, daß mein Vater nicht bestehen konnte, aber er hatte seine größte Freude daran, ihn so langsam nach und nach auszusaugen und verderben zu sehen. Ob wohl der Teufel an der Freude des Bauern auch seine Freude gehabt, wer sagt mir das?

So waren die Kosten nicht geringer geworden, wohl aber der Ertrag im Vergleich mit dem frühern. Es war ein sehr trockenes Jahr gewesen, natürlich also an den trockenen Seiten die Heuernte schlecht, und nicht nur schlecht, sondern auch bedeutend dadurch verringert, daß man große Stücke eingrasen mußte, welche man sonst geheuet hatte. Im Allgemeinen war es wohl ein gutes Kornjahr, doch nicht für uns. Mein Vater hätte wenig Pflug gehalten und gesäet; das waren Arbeiten gewesen, welche der Großvater meist noch selbst verrichtete, und wenn auch zuweilen dieses an meinen Vater kam, so war es im ebenen Lande in fruchtbarem Boden. Hier auf der Höhe verstund er weder den Boden zu rüsten noch zu besäen. Zum Rüsten des Bodens brauchte er viele Zeit, zum Säen auf bergigtem magerm Lande so viel Saamen, und beides, Zeit und Saamen, hatte mein Vater zu wenig. Er wollte mit beiden hausen, schadete sich aber dadurch gar sehr, denn natürlich wurde die Erndte um ein Bedeutenderes geringer, als man an Saamen und Zeit erspart hatte. So geht es armen oder bedrängten Leuten nur zu oft, sie wollen oder müssen am unrechten Ort sparen und verlieren dabei Alles. Obst gab es keines, der Flachs war mißrathen, zu verkaufen war nichts als Korn, dabei aber vorauszusehen, daß man im Frühjahr entweder Vieh abschaffen oder Futter kaufen müsse. Die Diensten und Taglöhne mußten bestritten werden, die Hauskosten liefen fort. Woher nun einen Zins, woher zwei nehmen, da man voraussah, daß aller Erlös nicht einmal zu den laufenden Ausgaben hinreiche?

Unsere Lage wurde so immer trübseliger, und die Eltern immer erbitterter gegen einander. Es verging kaum ein Tag, an dem sie nicht gezankt und aus dem hintersten Winkel Dinge hervorgerissen hätten, um sich dieselben

vorzuhalten, und das ohne alle Scheu vor den Kindern. Da war es, wo ich Alles vernommen, was ich bis dahin erzählt habe. Ich habe habe es auch behalten, weil das, was Eltern einander sagen, einen weit tiefern Eindruck macht auf Kinder, als die Eltern sich vorstellen. Doch war ich noch zu klein und auch zu gutmüthig, um nach dem, was die Eltern einander gegenseitig vorhielten, sie zu beurtheilen, und dadurch Achtung und Liebe gegen sie zu verlieren. Meine Geschwister dagegen waren alt genug, hängten Vater und Mutter ein böses Maul an, wo sie nur konnten, und wenn sie allein waren, repetirten sie zusammen, was sie gehört hatten, und fügten dann noch bei, was ihnen in Sinn kam, und hechelten oft die Eltern ärger durch, als ihre größten Feinde es hätten thun können. Während so die Eltern gegen einander und mit ihrer Lage kämpften, verloren sie uns aus den Augen, und wir konnten fast thun was wir wollten; hie und da fiel eine Ohrfeige, gar oft aber ohne Erklärung, so daß man nicht wußte, warum man sie bekam. Der Vater hatte im Kopf, was er der Mutter, was sie ihm gesagt, was er ihr ferner sagen wolle; die Mutter trug das Gleiche mit sich herum. Zwischendurch sannen sie vielleicht noch den zwei schuldigen Lehnzinsen und dem fast leeren Körbchen im Genterli nach, wie hätten sie da an ihre Kinder denken, auf ihr Betragen aufmerksam sein sollen? Sie bekümmerten sich nicht, ob wir zur Schule gingen, was daher auch nicht geschah. Daß der Vater mich aber noch immer liebte, sah ich zuweilen. Während er fütterte des Abends, saß er meist auf einem Bänkli vor dem Futtergang, die Ellbogen auf die Knie gestützt und den Kopf in beiden Händen. Wenn ich nun da vorbei lief, so nahm er mich zwischen seine Knie, betrachtete mich und seufzte schwer auf, und wenn ich ihm flattirte und mit meinen Händchen seine Backen strich, war es, als ob seine Augen naß würden, er stund auf und ging in die Ställe. So kam, so verstrich der Winter, und während desselben war immer das alte Lied: Zank, Noth und steigende Verlegenheit, woher man nun bald zwei Zinse nehmen wolle?

Viertes Kapitel.

Der Großvater stirbt. — Eine Theilung.

Da klopfte es einst, als wir am Mittagessen saßen, und die Mutter stichelte: wie viel dem Vater seine reichen Verwandten helfen; und der Vater immer röther wurde und zum Ausbruch einen Anlauf nahm, an die Thüre. Die Mutter rief: Herein! Da trat ein Mädchen ein mit schwarzem Fürtuch und aufgebundenen Zöpfen und brachte die Nachricht, daß der Großvater gestern gestorben sei, und wir übermorgen mit ihm z'Kilche kommen sollten. Die Nachricht kam so unerwartet, denn wir vernahmen nichts, was in unserer alten Heimath vorging, sie paßte auch so merkwürdig ins Gespräch, denn nun konnte der Vater erben, weil nach unserer Landessitte nach dem Tode des Mannes das Vermögen unter Kinder und Wittwe getheilt wurde zu gleichen Theilen, daß wir Alle verstummten. Endlich fing ich an zu weinen, die Mutter hieß die Botin mitessen, und allmählig ging das Fragen an.

Der Großvater war an einem Schlagflusse plötzlich gestorben. Man rede allerlei, setzte die Botin hinzu, was die Ursache dazu gewesen, wollte aber, so lange der Knecht und die Magd da waren, nicht recht mit der Sprache heraus. Als diese endlich abgegessen und die Mutter noch Schnaps und weißes Brod extra aufgestellt hatte, denn sie wußte wohl, wie man die Leute redselig machen kann, da vernahm sie Alles, was sie wollte. Das Mädchen berichtete, seine Mutter sei alle Tage in Großvaters oder vielmehr jetzigem Sami's Hause und die beste Freundin von dessen Frau. Zum Beweis dieser Freundschaft erzählte es alles Böse, was sich nur von einer bösen Frau erzählen läßt, über Sami's Frau, dem Elende der Großeltern, dem Zorne des Großvaters, an dem er erstickt, als seine Schwiegertochter seiner Frau ihr schlechtes Haushalten vorhielt und ihr gegenwärtiges Nichtsthun, ihr vorhielt, sie thäte nichts und fresse sie noch von Haus und

Hof, wenn sie lange leben sollte ꝛc. Solches sprach die Tochter der besten Freundin einer bösen Frau, die Freundin selbst hätte vielleicht noch mehr ausgekramt bei gutem Schnaps. Solche Freunde haben böse Leute, sie verdienen aber auch keine bessere. Aber merkwürdig ist es, daß gar viele Weiber, die nicht schlecht sind, keine andere Freundinnen kennen, als solche, die um einen Schnaps Alles sagen, was man gerne hört, und um ein Kacheli Kaffee noch einmal so viel, als man will. Die Thörinnen denken nicht, daß die gleiche Waare um den gleichen Preis allenthalben feil sei; daß die nämlichen Leute um einige Schlücke ihren ärgsten Feinden alles dankbar ausbriefen werden über die, die früher von ihnen in den dritten Himmel erhoben worden.

Meine Mutter hatte ihrer Lebtage keinem Pfarrer mit so großer Andacht zugehört, wie diesem Mädchen. Als dasselbe aufbrechen wollte, machte sie ihm noch ein Kaffee, in der Hoffnung, von ihm in der alten Heimath recht gerühmt zu werden, wie sie eine ganz andere sei, als des Sami's Frau. Die gute Mutter dachte nicht daran, daß es ihr gar nicht besser ergehen werde als Sami's Frau, und daß eine böse Zunge immer zuerst den verläumdet, bei dem sie zuletzt gegessen. Aber die wenigsten Menschen sind so klug, zu denken, ein Dieb sei allenthalben ein Dieb, ein Verläumder sei überall ein Verläumder, und ein Jeglicher hätte das Gleiche von ihm zu erwarten. Mit einigen Schmeicheleien und Augendienereien sind die Meisten zu bestechen, und glauben, der Verläumder werde sie nicht verläumden, der Dieb ihnen nicht stehlen; ja am Ende glauben sie, er sei kein Verläumder, kein Dieb, müssen es erst zu ihrem größten Schaden erfahren, und werden doch nie klug.

Meine Mutter hatte über der Schadenfreude wegen Sami's Frau selbst das Erbe vergessen, und dachte erst wieder daran, als das Mädchen fort war. Die Hausbäuerin hatte das Mädchen auch gesehen, denn es konnte Niemand zum Hause kommen, den sie nicht sah, hatte es nicht erkannt, und war g'wundrig, für wessen Leiche es gebeten. Um es zu vernehmen, kam sie die Milch zu

holen, welche man ihr am Morgen ausgerichtet, hoffend, ein Wort werde das andere geben. Kaum sah meine Mutter sie, so fiel ihr das Erbe ein, und der große Milchhafen und die tausend Plackereien, welche man sich wegen dem schuldigen Lehenzins mußte gefallen lassen, und wie sie das dachte, sagte sie auch der Bäuerin: Eisi, bring doch das andermal wieder den alten Hafen zum Ausrichten, ich will Schweine kaufen, und vermag es dann nicht an der Milch, dir alle Tage d'r Gottswillen eine Halbe zu viel zu geben.

Natürlich ging auf diese Rede hin das Feuer auf und Eisi sagte: Du hast mir noch nichts d'r Gottswillen gegeben, gieb du zuerst die Zinse, die ihr schuldig seid. Meine Mutter blieb nichts schuldig, und das Ende vom Liede war, daß die beiden Weiber ihre Herzen von Grund aus leerten, und die Bäuerin merkte, meine Eltern müßten Geld erhalten oder zu erwarten haben. Kaum hatte die Bäuerin unsere Küche verlassen, als unsere Mutter uns schon unterrichtete, was wir ihr zu leid thun, ihr verderben müßten, ihr im Vorbeigehen zu sagen hätten. Zweimal ließen wir es uns nicht sagen, kein Tag verging, daß wir nicht irgend eine Bosheit an ihr verübt hätten, allemal zur größten Freude der Mutter. Nachdem diese ein so löblich Werk vollbracht, ging sie an das Mustern der Kleider, die sie übermorgen anziehen wollte. Da fand sie zu ihrem hellen Schrecken ihre schwarze Kleidung verdorben, die einen Stücke grau und schimmligt, die andern von Schaben zerfressen. Sie war, seit wir da oben waren, nie zum Nachtmahl gewesen, hatte die Kleider nie gelüftet, daher nun die Bescherung. Der Magd ihre Kleider waren ihr zu gering, neue machen zu lassen war keine Zeit, zu der Bäuerin durfte sie jetzt nicht gehen um zu leihen, sie mußte sich entschließen, daheim zu bleiben und den Vater und mich allein gehen zu lassen. Die ganze Sehnsucht nach der Großmutter, die ich seither nie gesehen, erwachte. Die ganze Nacht konnte ich wenig schlafen, fragte alle Augenblicke, ob es nicht bald Zeit sei aufzubrechen? und saß schon lange im Wägeli, als der Vater das Roß einspannte. Es war ein schöner Morgen und ich war lauter

ſreude. Das Kind giebt ſich dem ſtärkern Eindruck hin, dieſer war für mich das Wiederſehen der Großmutter, der Tod des Großvaters war vergeſſen, weil ich im Grunde wenig wußte, was todt ſein bedeute.

Schon ſtunden Menſchen mit Mänteln unter dem Arm um das Haus herum, als wir ankamen; doch ſah ich mich nicht lange unter ihnen um, ſondern lief auf das Stübchen der Großmutter zu, riß es auf und rief: Großmütti, Großmütti! Und Großmütti war da, aber ich kannte es Anfangs gar nicht. Aus der ſtattlichen reſoluten Frau war ein zuſammengefallenes, gebücktes Mütterchen geworden, das mühſelig mir entgegen kam, freilich mich herzlich liebkoste, aber gleich wieder anfing: o Aetti, warum heſt mi verlah, o könnet 'ih der doch nahe, aber ih maches nit meh lang; ih cha, wills Gott, bald o ſterbe. Und wenn ich dann fragte: Aber Großmütti, wo wotſt hi, was iſt das: ſterbe? ſo ſagte ſie: Furt, furt us d'r böſe Welt, da hi'h wo Niemer eim z'Eſſe vergönnt, wo keine böſe Lüt meh ſi. So jammerte ſie ohne Unterbrechung, ich weinte mit, aber es ärgerte mich doch, daß ſie mehr um den Aetti weinte, als ſich über mich freute, daß ſie nicht alſobald in den Spycher ging; überhaupt ſchien ſie mir nicht mehr das Großmütti zu ſein, das ich verlaſſen hatte, und es ward mir unheimelig im Stübchen. Recht froh war ich, als Jemand rief: Wir ſollten doch hinauskommen, der Schulmeiſter fange ſchon an zu beten. Von dieſem Beten weiß ich nur ſo viel, daß der Großvater brav gerühmt wurde, aber noch mehr die Hinterlaſſenen; ganz beſonders Sami und ſeine Frau, denen aller mögliche Segen gewünſcht wurde in Haus und Hof. Gar ſchön, hieß es auch, ſei es zu ſterben, wenn man ſo treu für ſeine Kinder geſorgt habe und ihnen ſo viel hinterlaſſe; es ſolle nur Jedermann ein Beiſpiel nehmen und es auch ſo machen. Die Leute hörten recht andächtig zu und meinten nachher: Dä chöns, er ſyg doch e Meiſter.

Man trug den Großvater zu Grabe, ſenkte ihn in die kühle Erde und Niemand weinte um ihn, als die Großmutter aus Herzeleid, und ich, weil die Großmutter weinte. Hätte er ſein Gut verhudelt gehabt, acht Kinder hätten

an seinem Grabe geweint, d. h. sie hätten geweint, daß der gestorbene Mann ihr schönes Gut verhudelt; um das Gut also, nicht um den Mann hätten sie geweint. Nun hatte er es nicht verhudelt, sondern sie konnten erben. Warum da weinen? Der Großvater hatte nichts Edleres auf Erden gekannt, als »Husen«, nichts Köstlicheres als Reichthum; dem gemäß hatte er seine Kinder behandelt und erzogen, den gleichen Glauben ihnen eingeblänt, ihre Liebe dahin gerichtet, wo die seine war: nach Geld und Gut. Ihre Liebe war also nicht beim Großvater, sondern bei seinem Gelde; warum nun weinen, wenn man es nicht verliert, sondern gewinnt? Man spricht oft von lachenden Erben, aber daran denkt man nicht, daß tausend Eltern ihre Kinder zu lachenden Erben erziehen, die ihnen am Ende für nichts danken, als für ihren Tod.

Großmutter wollte anfangs nicht ans Leichenmahl, bis Sami ihr sagte: Es wäre eine Schande für das ganze Haus, wenn sie nicht mit ins Wirthshaus käme. Sie, die sonst so resolute Frau, die Alles regiert hatte, sie wußte jetzt nichts anders, als folgen, setzte sich doch mit mir, so weit als möglich, weg von Vreni. Dieser sah man die Schuld an Großvaters Tod nicht an; jetzt erst machte sie sich breit, räsonnirte, rühmte, regierte mit einer Rohheit, als ob sie an einer Hochzeit wäre und nicht an einer Gräbt. Die Brüder meines Vaters machten es wie sonst an den Fuhrungen: sie aßen und tranken bis es obenaus guckte, und versäumten keine Zeit mit Reden. Auch der Großmutter that das lang entbehrte bessere Essen wohl, die Thränen versiegten, und sie fand wieder Theilnahme für das, was außer ihr vorging.

Nun hätte ich gar zu gerne gehabt, wenn die Großmutter sich mit mir allein abgegeben. Sie that es auch zuerst, und fragte gar Vieles, aber sie mußte auch Andern Bescheid geben. Der G'wunder erwachte, sie vernahm dies und das, von dem sie noch nichts gehört, vergaß mich darüber, bis ich ungeduldig an ihr zupfte, was ich aber so oft wiederholen mußte, daß ich am Ende Langeweile bekam, die Großmutter auch nicht mehr recht liebte, den Vater suchte und heim wollte. Nachdem dieser noch den Tag der Theilung abgeredet hatte, brach er mit mir auf.

Freilich war der Abſchied von der Großmutter wieder zärtlich, ſie ſagte manchmal: Miaßli, du g'ſehſt mi nit meh, und drückte mir noch einige ihrer wenigen Batzen in die Hand. Gerne hätte ſie mir noch vom Tiſche etwas eingeſteckt, aber Vreni ſah uns ſo ſcharf zu, daß ſie es nicht wagte. Ich ſah ſie nicht mehr, die gute Großmutter. Sie ſtarb, als ich ſchon ein Güterbub geworden; ich vernahm es nicht einmal, denn einen Güterbuben heißt man nicht z'Gräbt kommen, nicht einmal mit der Großmutter. Ich ſah überhaupt meine Verwandten nicht mehr, ausgenommen Sami zuweilen, wenn ich auf ein Gut vertheilt oder verdinget wurde an den Mindeſtbietenden; da that er, als ob ich ihn nichts anginge. Seine Brüder heiratheten alle nicht, blieben ſeine Knechte, und er erbte ſie alle.

Auf der Heimreiſe hatte ich meinen Vater gar viel zu fragen, ganz beſonders wollte ich von ihm wiſſen, was dann das Sterben ſei, und wo man da hingehe. Sterben iſt, wenn man ſtirbt, ſagte er mir, und da muß man Alles verlaſſen, was man hat: Haus und Hof, und da thut man einen ins Grab, wie du geſehen haſt. So hatte ich meinen Beſcheid, mit dem ich aber nicht viel zu machen wußte, als daß man beim Sterben weggehen und Alles verlaſſen müſſe, was man habe. So viel begriff ich aus Großmutters und Vaters Reden, daß man gerne ſterbe, wenn man es bös und böſe Leute, aber ungern, wenn man geerbt oder ſonſt gut es habe. So wäre ich ſpäter auch gern oder ungern geſtorben, je nachdem ich es gut oder bös hatte. Geht wohl bei vielen Leuten ihre Religion weiter?

Die Theilung ging vor ſich und brachte circa 4000 Pfd. Geld ins Haus, aber nicht Frieden. Die Zwietracht hatte einmal Wurzel geſchlagen, und da zanken ſich die Menſchen, wenn Geld da iſt, über das Geld und, wenn keins da, über den Mangel deſſelben. Nur dann wurde Friede, wenn wir Kinder dem Bauern einen tüchtigen Streich geſpielt, oder die Mutter ein ſcharfes Wort ihm angeworfen hatte: dann lachte der Vater, und die Mutter konnte einen ganzen Tag machen, was ſie wollte, ſogar Geld nehmen; denn der Vater hatte des Bauern Kniffe und Schadenfreude nicht vergeſſen, wenn er ſelbſt ſchon wenig ſagte.

Fünftes Kapitel.

Der Vater ſtirbt.

Dieſes Jahr und ein Theil des Winters verſtrich ungefähr wie die frühern. Zu Ende März ging das Leben aus, und mein Vater ſuchte ein neues. Etwas Eigenes vermochte er nicht mehr. Das Leben hatte ihn bereits faſt zwei Drittel ſeines Erbtheils gekoſtet.

Im Winter mußte er dem Hausbauer noch ſein Holz rüſten, und dieſer beſtand aus Bosheit darauf, daß eine große Buche an einem ſteilen Abhang gefällt werden ſolle.

Es war kalt und hart gefroren, als mein Vater nach dem z'Morgeneſſen ſich rüſtete, mit dem Knecht in den Wald ans Holzen zu gehen. Die Mutter ſagte noch: Benz, ih wett nit ga, de alt Schelm wird wohl warten. Der Vater achtete auf dieſe Rede nicht, nahm noch etwas Werkzeug mit, und machte ſich fort.

Es war noch nicht Mittag, als der Knecht athemlos daher gelaufen kam, dem Stalle zuſtürzte, im Vorbeigehen uns zurief: Es ſolle eins zum Doktor laufen, der Vater habe beide Beine gebrochen. Als ſie die gefällte Buche ſchneiteten, war ſie auf dem glatten Boden nicht genug verſtellt, und ſo wie mein Vater einen Aſt abhieb, ſchoß ſie den Berg ab, drehte ſich an einem Stock und ergriff den Vater, ihm beide Beine zermalmend. Ach, ich ſehe ihn noch, wie man ihn auf dem Schlitten daher brachte, blutig über und über und ſchmerzlich wimmernd, wir Alle laut ſchreiend und kaum im Stande, ihn in die Stube auf's Bett zu tragen, während der Bauer, dem er die Buche gefällt, tubackend aus dem Läufterli g'wunderte. Ohnmächtig brachten wir ihn auf's Bett und wußten nichts anders zu machen, als ihn einzudecken, damit er erwarme. Dort kam er endlich zu ſich und ſagte leiſe: Trinken! Die Mutter brachte, was ſie hatte, und wir freuten uns ſchon, es beſſere, und ſagten es ihm auch und wollten ihn tröſten: der Doktor werde bald da ſein und ihn ganz geſund machen.

Allein er ſchüttelte den Kopf, ſtöhnte wieder, daß es uns durch Mark und Beine ging und ich es in der Stube vor Angſt nicht mehr aushalten konnte. Ich ſtieg auf einen Haufen Holz, um zu ſehen, ob der Dokter nicht kommen wolle; allein ich ſah Niemand. Es ging lange, unendlich lange, es kam Niemand; ich erſtarrte, ich merkte es nicht. Endlich, endlich kam meine Schweſter daher allein und berichtete: der Doktor werde bald da ſein, er ſei nur noch da unten am Berge ins Wirthshaus gegangen, ſagend: er hätte da etwas zu thun; wahrſcheinlich werde er noch einen Schoppen trinken. — Herrgott, einen Schoppen trinken, und ein Mann hat beide Beine gebrochen! Endlich, nach einer Ewigkeit, kam der Doktor; er ſchnitt dem Vater die Hoſen vom Leibe und fand die Knochen faſt bis an die Hüften zerſplittert. Es ſchien ihm ein Wunder, daß er jetzt noch lebe, und prophezeihte ſeinen baldigen Tod. O, wie wir da alle ſchrieen und jammerten, und die Mutter am meiſten! Sie fühlte vielleicht, daß ſie nicht geweſen war, wie ſie ſein ſollte, ſie jammerte immerfort: Ach Benz, Benz, ſtirb nit, du darfſt nicht ſterben, denk o an dini Ching; o Benz, Benz, ih will ganz e anderi werde, ih will der kei Verdruß meh mache! Ach, zu ſpät! Benz hatte den Ausſpruch des Doktors wohl vernommen, er ſah uns wehmüthig an und ſtreckte der Mutter die Hand dar. Wir alle faßten ſie und wimmerten: O Aetti, ſtirb nit, o Aetti, du darfſt nit ſterbe! Aber der Aetti hörte uns ſchon nicht mehr; Gott im Himmel hatte ſich ſeiner Leiden erbarmt und ihn fortgenommen.

Nun war ein Herzenleid, das ich nicht beſchreiben kann. Der Vater war, bei allen ſeinen Schwächen, uns doch lieb geweſen, beſonders mir, und ſein Tod war ſo unerwartet, ſo ſchrecklich! Wie der Tag verging, weiß ich nicht, und was in den darauf folgenden ſich zutrug, weiß ich auch nicht. Nur das weiß ich, daß ich mich immer ins Stübchen ſchlich, wo er lag, und dann von neuem zu weinen anfing, ſo daß mich Niemand beſänftigen konnte. Am vierten Tage wurde er begraben; von ſeinen Geſchwiſtern begleitete ihn nur der dümmſte der Brüder, und auch der Bauer, der bis dahin kein Lebenszeichen gegeben,

ging mit, nachdem er tüchtig Käse, Brod und Wein, welches die Mutter aufgestellt, zu sich genommen hatte. So begrub man den Vater; wir waren nun Waisen und sollten es erfahren.

Sechstes Kapitel.

Wie man, ohne zu erben, kann helfen theilen.

Einige Tage nach des Vaters Begräbniß kamen viele Männer ins Haus. Einer hatte immer eine Feder hinter dem Ohr und eine in der Hand; man sagte ihm „der Schreiber". Ein Anderer war ein dicker Mann mit einem Maul, in welchem man einen vierspännigen Wagen kehren konnte, ohne ihn hinter herum zu heben, und Zähnen, welche gewiß die härteste Nuß aufbeißen konnten; er hieß „der Gemeindsausgeschossene". Dieser Mann soll etwas Merkwürdiges an sich gehabt haben; sein Magen und sein Gewissen sollten nämlich eins und im Stande gewesen sein, alles ohne Magenweh zu verdauen, was zum Maul einmochte, und was die Zähne zerbeißen konnten. Man denke, wie komod! Noch andere waren da, den Einen sagte man „Schätzer"; es waren die Nämlichen, welche geschätzt, was Vater sel. übernommen hatte; den andern sagte man, ich weiß nicht wie?

Diese brachen nun die angelegten Siegel auf, nisteten in allem herum, und ich dachte bei mir selbst: Das müßten apparti g'wundrig Leute sein, daß sie alles in die Hände nehmen, aufschreiben und gar noch sagen, was jedes Stücklein werth sei. Der Mutter kam es nicht so wunderlich vor, nur disputirte sie immer mit den Männern: die Sachen seien mehr werth, als sie aufschrieben. Dann sagte der Mann mit dem zusammengewachsenen Magen und Gewissen: Fraueli, häb du nume nit Kummer, ih will scho zu d'r luege, es kostet di nume minger. Das konnte ich damals wieder nicht begreifen, daß diese Sachen alle noch

etwas koſten ſollten; waren ſie doch die unſerigen, und von manchem Stück hatte ich geſehen, wie es der Vater bezahlte.

Die Mutter kochete ihnen ein gutes Mittageſſen und ſparte dabei Fleiſch nicht. Die Mannen ließen es ſich auch gut ſchmecken, und als die Mutter alles aufgetragen hatte, fragte ſie die Schätzer: wie ſie den Tod ihres Mannes ſo ſchnell vernommen, daß ſie ſchon eine Stunde nachher zum Verſiegeln da geweſen? Der Bauer ſei gekommen und hätte ſie geſchickt, antworteten ſie. Ein Vater war von vier Kindern weggeſtorben, der Bauer war zum Theil Schuld an ſeinem Tode, ſah ihn blutend, bewußtlos ins Haus tragen, und woran dachte er? An den bald verfallenen Lehenzins, an möglichen Verluſt oder Vortheil, der aus dieſem Tod ihm werden könnte. Hatte der Mann wohl ein Herz im Leibe, oder keins?

Endlich mahnte der Schreiber wieder an die Arbeit zu gehen, der Ausgeſchoſſene meinte aber: Si welle emel no näh, der Tag ſig no läng und was me hüt nit machi, chön me morn mache; und mit aller möglichen Behaglichkeit zermalmte er ein Stück Fleiſch nach dem andern. Das gefiel der Mutter ſchon nicht, und als der Bauer des Nachmittags ſich auch herzuließ unter dem Vorwande, er müſſe doch zuſehen, daß man ſeine Sachen nicht auch ſchätze, und mit dem Ausgeſchoſſenen beſonders freundlich that, gefiel es ihr noch weniger; ſie wurde mißtrauiſch. Als es nachtete, brach man mit Schätzen ab, der Schreiber gieng ſeine Wege. Die andern hieß der Bauer in ſeinen Stock hinüber kommen, vorgebend, ihnen den Lehnbrief zu zeigen und das Verzeichniß der in Schatzung gegebenen Dinge, das nur in einem Doppel ausgefertigt war, das der Bauer hinter ſich hatte, weil der Vater ſel. es halt nicht beſſer verſtund. Als der Mann mit den guten Zähnen lange nicht wieder kommen wollte, das Kaffee zu nehmen, das ihm die Mutter gerüſtet hatte, ſchöpfte ſie Verdacht und ſchickte eines der Kinder vor das Fenſter, zu guggen, was man in der Stube mache? Es berichtete, man habe Papier auf dem Tiſche liegen, Hamme, Käs, eine große Strohflaſche und Brod, neben dem Bauer liege auch

ein Säckeli, was man aber rede könne es nicht verſtehen. Das eben hätte die Mutter gerne gewußt, konnte es auch von dem Ausgeſchoſſenen nicht vernehmen, ſo fein ſie that. Der war beſonders freundlich, faſt wie eine Katze ehe ſie die Kräuel einhängt, trank Kaffee, als ob er den ganzen Tag nichts gehabt, trank noch einen guten Schnaps vor dem z'Bettga und am Morgen mußte man lange auf ihn warten, um an die Arbeit gehen zu können. Als man endlich mit unſerer Sache fertig war, forderte der Bauer, daß man zugleich auch die Abſchatzung der Sachen vornehme, die ihm gehören. Er brachte das Verzeichniß zur Hand. Stück für Stück wurde viſitirt, und Stück für Stück faſt in Abgang gefunden, ſogar Wägen, an welche der Vater ſel. vier neue Räder hatte machen laſſen. Da fieng meine Mutter doch an zu räſoniren und begehrte verzweifelt auf, aber der Ausgeſchoſſene ſagte: Fraueli! das verſtahſt du nit, da dem Statthalter und dem Vorſteher muß me glaube, es iſch ſi an er e Frau nüt z'achte. Dann fehlten eine Menge Sachen, die auf dem Verzeichniß ſtanden, beſonders am Ende desſelben. Von den Einen behauptete der Knecht, ſie nie geſehen zu haben, von den Andern, der Bauer hätte ſie ſelbſt weggenommen, er ſei immer da geweſen und hätte genommen ohne zu fragen, was ihm beliebte, es weiter geliehen und nur wieder gebracht, was er wollte. Da ſagten die Mannen: Bürſchli nim di in Acht, was d'redſt, chaſch 's bewiſe? Und das Bürſchli erſchrack, und ſchwieg. So wurde die Abſchatzung gemacht, und vom Ausgeſchoſſenen gutgeheißen! Als endlich alles fertig war, und die Mannen fortwollten, forderte meine Mutter in verbiſſener Wuth noch Geld, um die Haushaltung zu führen. Der ganze Reſt der Erbſchaft war noch vorhanden geweſen, denn der Vater dachte nicht ans Anlegen, und dieſen hatte der Ausgeſchoſſene zu Handen genommen. Man ſpöttelte erſt: Sie werde wohl noch Geld haben. Die Mutter verſtand zwar damals nicht, was ſie damit meinten, allein ſie begehrte ſo tüchtig auf, und ſagte ihnen ſo derbe Wahrheiten ins Geſicht, daß man, um ſie zu g'ſchweigen, ihr einige Neuthaler gab.

Dagegen ſchickte ihnen die Mutter Wünſche auf den Weg nach, die ich nicht nachſagen will.

Nun regierte die Mutter einige Wochen das Haus, das Leben war in 14 Tagen zu Ende. Niemand ſagte uns etwas, wir mußten nicht, was anfangen, denn ob dem Streit hatte man jegliche Abrede vergeſſen. Da kamen eines Morgens wieder Mannen, wieder Einer mit einer Feder hinter dem Ohr und einer in der Hand, wieder der Ausgeſchoſſene und Andere mit ihnen, und dann noch einige Leute, aber nicht viele. Wir wußten nicht, was es geben ſollte, und vernahmen endlich, es werde eine Verſteigerung abgehalten, über etwas Feldgeräthe, Schafe, Schweine und ein Kalb und eine Kuh, welche uns gehörten.

Daß die Sachen verſteigert wurden, war ganz recht, allein man hätte es uns doch kund thun und dafür ſorgen können, daß die Steigerung bekannt würde, aber man that abſichtlich das Gegentheil. Die Mutter machte ihre Bemerkungen, allein ſie erhielt zur Antwort: Man könne nicht einen Erpreſſen für ſie auf der Straße haben, wäre ſie übrigens geſtern in der Kirche geweſen, ſo hätte ſie es vernommen.

Was ſollte man dagegen ſagen? Man mußte es ſich gefallen laſſen, unſere Sachen unter die wenigen Leute, ich mag faſt nicht ſagen, verſteigern, ſondern vertheilen zu laſſen. Dem Ausgeſchoſſenen fiel die Kuh und das Kalb zu, der Bauer erhielt das meiſte Feldgeräth u. ſ. w. Mutter ſagte ihnen nun, ſie merke wohl, warum ſie wohlfeil geſchätziget, allein was half es, ein guter Magen verdauet eben alles. Als die Steigerung aus war, wurde die Mutter angewieſen, auf einen beſtimmten Tag vor dem Gemeindrath zu erſcheinen, um den Erfolg des Beneficiums zu vernehmen, und was mit ihr und den Kindern vorzunehmen ſei? Mein Lebtag werde ich nie vergeſſen, in welchem Zuſtande die Mutter heim kam. Wuth, Betrübniß wechſelten mit einander ab, bald fluchte, bald weinte ſie und rief dann dazwiſchen: O Benz, das hanig a dir verdienet. Endlich am andern Morgen konnten wir erſt vernehmen, wie es ihr ergangen. Zuerſt habe man da abgeleſen, was für Schulden und was für Ver-

mögen die Schreiberei aufgemacht. Es sei ihr fast g'schmuchtet, als sie gehört, was der Bauer forderte an Abschatzung, dann noch für das nicht vollendete Holzen, an welchem der Vater gestorben, und endlich noch den ganzen letzten Lehenzins, da sie doch bestimmt wisse, daß Benz 100 Kr. auf Rechnung daran bezahlt, jedoch sich nichts Schriftliches habe geben lassen. Aber zornig sei sie erst geworden, als sie die Kostensnote des Ausgeschossenen hätte ablesen hören, für Läuf und Gäng und ausgegebenes Geld gerade so viel, als Kuh und Kalb gekostet, ja auf der Kostensnote hätte er noch angesetzt gehabt 4 Franken, die versteigerte Kuh und das Kalb heimzutreiben. Doch hätte sie alles ablesen lassen bis ans Ende, wo es sich gefunden, daß nach dieser Rechnungsweise die Schulden das Vermögen um einige 20 Kronen überstiegen.

Nun hätte man sie gefragt: ob sie Geld habe, den Ueberschuß gut zu machen, sonst müsse man den Geldstag anrufen? Sie habe darauf gesagt: Das sei eine Lumpe-Rechnig. Erstlich habe der Bauer keine Abschatzig und nicht den ganzen Lehenzins zu fordern, sondern 100 Kr. weniger; zweitens sei es mit der Steigerig auch nicht recht zugegangen; und sie wisse gar nicht was der Ausgeschossene denke, so viel anzusetzen; was er bei ihr gefressen und gesoffen, das müßte sie ihm jetzt noch dreifach bezahlen, und zwar hab' er g'fresse, daß er es wohl acht Tage habe machen können. Aber sie merke gar wohl, er und der Hausbauer seien einig zusammen geworden und hätten eine Theilig verabredet, als die Hamme auf dem Tisch gestanden und das Säckeli neben dem Bauern. Sie habe kein Geld, wolle aber auch keinen Geldstag, die ehrenden Gemeindsväter sollen die Rechnig besser untersuchen und daraus thun, was erlogen sei oder übertrieben; dem Ausgeschossenen wolle sie gerne einen Strick bezahlen, und Einen, der ihn daran führe, aber Kuh und Kalb wolle sie ihm nicht auf ihre Kosten in den Stall liefern. Auch seien die noch vorhandenen Vorräthe und Effekten weit mehr werth, als da geschrieben stehe, allein man werde wieder theilen wollen an einer zweiten Steigerig. Sie habe wohl gemerkt, setzte sie hinzu, daß es viele g'lächeret

habe und man dem Ausgeschossenen ihre Sticheleien gegönnt, aber man habe ihr doch gesagt: Frau, du hast ein böses Maul, das sehen wir jetzt und haben schon lange davon gehört. Du willst jetzt andere hineinstoßen, und wirst selbst Schuld sein, daß zu wenig Geld da ist. Die 100 Kr. hast wohl du geschwind auf die Seite gemacht und nicht der Bauer. Herr Jesés, jetzt erst merkte ich, daß ich verläumdet worden war, als hätte ich zwischen dem Tod meines Mannes und dem Versiegeln Geld auf die Seite gemacht. Da wurde ich erst recht böse. Wenn Einer von Euch einen guten Blutstropfen im Leibe hätte, sagte ich, so würde er mir so was nicht zumuthen; wenn einer Frau der Mann von vier Kindern wegstirbt, so sinnet sie nicht an solche Sachen, wenn ihr das Herz brechen will vor Jammer und Elend. Ich hätte noch viel mehr gesagt, aber man hieß mich schweigen und abtreten. Als ich wieder hineinkam, wurde mir eröffnet: Die Gemeinde müsse den Geldstag anrufen, die Gemeinde könne nicht prozediren, wenn Niemand das Fehlende oder den Prozeß übernehmen wolle, oder die Gläubiger mit ihren Forderungen nachließen. Das Letztere werde nicht der Fall sein, ergänzte der Ausgeschossene, er habe zu viel versäumt zu Hause und noch großen Schaden; der Bauer werde auch nicht wollen, wir hätten ihm den ganzen Hof verderbt, und die Schreiberei habe ihr Bestimmtes. Dann, fuhr man fort, solle ich sagen, wo ich hin wolle, und wie die Kinder unterzubringen seien; fänden sie keinen Platz, so könne ich einstweilen in den Spital, die Kinder wolle man auf die Güter thun. Ich sagte ihnen, sie sollen nur machen, was sie vor Gott verantworten können, kurz ich sagte so viel, daß ich nicht mehr alles weiß. Ich sah wohl, daß ich Einige erbarmte und daß sie merkten, die Sache sei nicht richtig, allein sie hatten es wie es im Sprichwort heißt: Was dich nicht beißt, das kratze nicht; was dich nicht brennt, das blase nicht.

So erzählte die Mutter; wir hörten und weinten; von allem begriffen wir wenig, als daß wir auseinander zu fremden Leuten sollten; darüber konnten wir uns fast nicht trösten. Wir machten allerlei kindische Anschläge, um bei-

ſammen bleiben zu können, allein wir hatten nicht die Kräfte zur Ausführung, und die Mutter war nicht die Frau dazu.

Die Mutter machte ſich darauf auf die Beine, und lief zum Landvogt, ihm ihr Elend zu klagen. Sie ſchimpfte zuerſt über den Bauer, über den Ausgeſchoſſenen, über den Gemeinderath, in ihrem Eifer dann über das Beneficium, über das Aufſchreibamt, das alles ſei nur erſonnen, um arme Wittwyber zu cujiniren und um ihre Sache zu bringen. Der Landvogt war kein böſer Mann, aber wer etwas über die Regierung ſagte — und dazu rechnete er auch den Tadel irgend eines Geſetzes oder einer Verfügung — der hatte es bei ihm verſpielt, den nannte er einen übeldenkenden Menſchen, der keine Religion habe, denn göttliche und oberkeitliche Gebote ſchienen ihm gleich wichtig. Er hatte auch den Verſtand nicht, zu unterſcheiden, daß ein Weib in vielen Dingen Recht haben, in andern im Eifer zu weit geführt werden könne, weil es ſich darauf nicht verſteht, ohne geradezu ein ſchlechtes Menſch zu ſein. Uebrigens wußte eigentlich Jedermann, daß man dieſen Verſtand dem Landvogt nicht zumuthen dürfe, allein was vergißt ein zornig Weib nicht alles? Nun mein Landvogt, der anfangs hören zu wollen ſchien, fuhr tüchtig z'weg, als das Weib ſo redete: Wenn es nicht plötzlich ſchweige, ſo laſſe er es acht Tage bei Waſſer und Brod an Schatten thun; er wolle es lehren, ſo von ſeinen gnädigen Herren und Oberen zu ſprechen, daraus ſehe er am beſten, daß alle ihre Reden nur Verläumdungen ſeien. Auch kenne er die Vorgeſetzten gar wohl, das ſeien lauter gutgeſinnte Leute und meiner gnädigen Herren getreue Unterthanen, er wett wohl gern, es wären alle Leute ſo gutdenkend, wie der Ausgeſchoſſene, dann wäre mehr Religion und Reſpekt gegen die hohe Obrigkeit in der Welt. Wenn ſie ſich noch einmal unterſtehe, ins Schloß zu kommen, ſo laſſe er ſie mit dem Landjäger der Gemeinde zuführen. Und jetzt pack di! waren ſeine letzten gnädigen Worte.

Mutter machte ſich wohl fort, aber nicht erſchrocken, ſondern vollends ertaubet. Schnurſtracks lief ſie zu einem Agenten, erzählte ihm ihre Noth, und wollte von ihm,

daß er die Schelmen alle, die unter einer Decke lägen, verklage. Der Agent hörte aufmerksam zu, fragte nach vielen Dingen, nach den Schriften z. B., endlich so ganz nebenbei, sie werde Geld haben, um den Handel zu treiben? Die Mutter meinte, Schriften brauche sie keine, die werden schon zum Vorschein kommen, er solle nur klagen, wegen dem Gelde solle er ganz unbesorgt sein, sie werde ihn bezahlen, sobald der Handel gewonnen sei. Der Agent sagte nicht viel darauf, als sie solle in einigen Tagen wieder kommen, er werde die Sache genauer untersuchen. Als die Mutter wieder kam, putzte er ihr tüchtig ab, daß sie mit Lügen zur Annahme eines Lumpenhandels ihn habe verführen wollen, die Sache sei keinen faulen Rappen werth. Da strich sich die Mutter ganz niedergeschlagen fort, und glaubte die ganze Welt gegen sich verschworen. Als sie weinend ihrer Wege gieng, traf sie eine alte Bekannte, diese fragte nach ihrem Elend. Mutter leerte ihr das Herz und was ihr jetzt der Agent gesagt, der ihre letzte Hoffnung gewesen sei. Ja, sagte die, da kann ich dir wohl sagen, warum dä so gegen dich aufbegehrt. Ich war am letzten ..... Wochenmarkt und hatte in .... Stübli für einen Batzen Suppen und einen halben Schoppen; dort war der Bauer, der Ausgeschossene und hatten eine Halbe. Da kam der Agent auch, sie brachten es ihm und er mußte zu ihnen sitzen. Sie redeten viel mit einander, aber füferli, ich konnte nichts verstehen, und ließen noch mehr Wein kommen, auch Essen auftragen und der Agent aß und trank mit ihnen. Ich mußte nun fort und als ich bei ihnen vorbeigieng, hörte ich, daß der Bauer sagte: He, uf e' nes Par Neuthaller chunts de notti nit a. Damals hatte ich nicht gewußt, was das zu bedeuten habe, jetzt kommts mir z'Sinn, sie haben den Agent g'ipickt, daß er dich abputzen solle und fortjagen. Wenn ich dir guts Raths bin, so gieb die Sach' auf; es ist ein Donnersschelm wie der andere, und es kratzet keine Krähe der andern die Augen aus. Such du Platz für dich und deine Kinder zur rechten Zeit, das ist das Beste, was du machen kannst. Komm, wir wollen da noch eine Halbe trinken,

du vergissest dein Elend vielleicht darob und kannst di öppe tröste.

Bei der Halbi schwatzten die Weiber, wie Weiber bei einer Halbi schwatzen, d. h. noch einmal so viel als sonst. Die Freundin erzählte der Mutter was der Ausgeschossene eigentlich sei, wie er seine eigenen Geschwister bestohlen, als ihr Vater gestorben, wie er sich auf das Bestechen gut verstehe, wie er bei dieser Gelegenheit es bewiesen u. s. w. Do wollte meine Mutter über den Gemeindrath ausfahren, als ob derselbe mit den Andern gemeine Sache mache. Nein, da mußt du nicht ungerecht sein, sagte die Freundin, am Gemeindrath sitzen meistens brave Männer, ich will zwar nicht sagen, daß nicht auch drinn sitzen, die machen, was sie können, wenn es sich ihnen schickt. Aber der Gemeindrath hat gar viel zu thun und große Verantwortung, und ein jeder sieht doch dann am Ende zu sich selbst, denn die Meisten müssen ihre Weiber daheim ein wenig fürchten, und da machen sie vor allem aus, daß sie ungeschlagen daraus kommen. Am meisten fehlen sie freilich darin, daß sie solche Leute zu Ausgeschossenen machen, aber Wenige von ihnen thun es gerne, sie haben Schaden dabei, weil sie sich schämen, unverschant aufzumachen, da schließen sie oft die aus, welche es nicht ungern machen, weil sie einen Profit darin sehen. Freilich wissen sie wohl, daß nicht alles mit rechten Dingen zugeht, allein es scheut sich doch jeder vor ihnen, öffentlich aufzutreten. Du weißt, man macht sich nicht gerne unwerth. Verschwerz jetzt die Sache und gieb den Mannen gute Worte in der Gemeindstube, und wenn du einen allein siehst von den Bessern, so erzähle ihm die Sache, du wirst sehen, er giebt dir Recht, und redet dir ein andermal, wenn du etwas willst, z'best.

Die Mutter befolgte zum Theil die guten Räthe. Sie fand für sich selbst Platz bei einem Bruder, der auch wieder Krämer war und seine Frau verloren hatte. Meine Geschwister wurden von Göttene genommen, mich allein wollte Niemand. Ich hatte keine Götti mehr, Großvater und Vater waren gestorben. Meine Großmutter war ihrer Sohnsfrau selbst im Wege, geschweige, daß sie mich

hätte nehmen dürfen. Es blieb also der Mutter nichts übrig, als wieder in die Gemeinde zu gehen, und anzuhalten, daß man mich übernehmen möchte. Es ging ihr auch, wie die Freundin vorausgesagt hatte. Man erkannte das vielfache Unrecht, das sie erlitten, insgeheim an, gab ihr gute Worte und versprach mich bis zur nächsten Bettlergemeinde gut zu versorgen.

Nun gieng die Sache ihren raschen Lauf. Der Geldstag wurde angerufen, eine zweite Steigerung gehalten. Mit Angst und Noth rettete die Mutter ein Bett, das sie in ihrer ledigen Zeit hatte machen lassen. Eine arme Familie war mehr in der Welt, die Großkinder eines reichen Bauern waren Bettler und warteten auf die Bettlergemeinde, um versorgt zu werden. Wer trägt die Schuld, daß sie Bettler wurden? Sind eigentlich die Armen allein Schuld, daß so viele Arme sind? Woher die wachsende Zahl der Armen kommt, ist den meisten Menschen ein Räthsel! Haben denn die Menschen noch immer Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht, einen Verstand schwer zum Begreifen?

Die Stunde der Trennung schlug. Wir Geschwister hatten einander geliebt; was wir fühlten, wie wir weinten, kann jeder denken, der selbst fühlen und weinen kann, beschreiben will ich es nicht. So wurde ich ein Güterbub und war acht Jahre alt.

Siebentes Kapitel.

Die Bettlergemeinde.

Man würde mir Unrecht thun, wenn man aus den letzten Worten des vorigen Kapitels den Schluß ziehen wollte, ich glaube, es seien keine Arme an ihrer Armuth Schuld. Ich weiß gar wohl, daß ein bedeutender Theil der Armen ihre Armuth selbst verschulden, und muthwillig ihre Kinder in ihrem Elend behalten; ich wollte nur sagen,

daß auch gar viele Reiche ihre eigenen Nachkommen in die Armuth bringen, gerade wie es mir erging, und will nun ferner zeigen, daß viele Arme nicht nur durch ihre Schuld arm bleiben, sondern deßwegen, weil man gar nicht daran denkt, sie so zu ziehen, daß sie sich in der Welt mit Ehren forthelfen können.

Meine Mutter hatte bei ihrem Bruder die Gunst ausgewirkt, mich bei ihr behalten zu dürfen, bis zur Bettlergemeinde, welche in wenigen Wochen statt finden sollte. Es war ein schöner Maimorgen, als wir uns aufmachten nach unserem Heimathsort. Schön blau war der Himmel, schön warm schien die Sonne, schön grün waren die Matten, die Bäume blühten schön, und die Vögelein sangen so lustig und spielten so frei und froh mit einander in den Bäumen und Zäunen, daß es eine Herzenslust war.

Und während die fröhlichen Vögelein so lustig sangen, so frei sich lustig machten an der warmen Sonne, unter dem lieben heitern Himmel, zogen viele, viele Kinder mit schweren Herzen und trüben Gesichtern der Bettlergemeinde zu; sie fühlten die warme Sonne nicht, sie sahen den blauen Himmel nicht, ihnen wars wie den Vögelein, die man im lustigen Mai in die Kräze thut, in die Stube hängt und in einem Trögelein das Fressen ihnen sorgsam zumißt, welches sie früher unter Lust und Jubel nach Belieben selbst gesucht.

Mir freilich war so trübe nicht zu Muth, eher fröhlich. Die Mutter trug einen großen Bündel Zeug, hatte mir ein neues schönes Halstuch umgebunden und erzählte gar viel, wie ich es gut haben, wieder zu Rossen, Kühen und Pferden kommen werde u. s. w. So wars mir leicht ums Herz, fast wie den Vögelein ringsum, und wohlgemuth kam ich am Orte unserer Bestimmung an.

Dort waren bereits viele Leute versammelt. Leute, welche Kinder brachten; Leute, die Kinder an Kost nehmen, Eltern, welche ihre Kinder der Gemeinde auf den Hals werfen wollten, denen man die heimliche Freude ansah, ihrem eigenen Fleisch und Blut bald los werden zu können. In einer Ecke saß ein Weib, zwei schöne Mädchen neben sich; alle drei weinten bitterlich und hielten einander immer

wieder um den Hals. Es war eine Wittwe, welche vor die Gemeinde mußte, um entscheiden zu lassen, ob man ihr lieber die Kinder verdingen oder den Hauszins geben wolle? Sie war verläumdet worden von einer guten Freundin, welche ein Klapper-Maul und Zutritt in viele Häuser hatte, eben ihres Maules wegen. Eine Frau Gemeinderäthin hatte diese böse Nachrede aufgefaßt, sie ihrem Mann hinterbracht, dieser das arme Weib gar übel angefahren und ihr alle Hoffnung abgesprochen, die Kinder behalten zu dürfen. Zum Glück war er dießmal nicht allein Meister; die so deutlich an den Tag tretende Mutterliebe trug den Sieg davon, und die zwei schönen Mädchen blieben am Herzen der Mutter. Es war fast wie an einem Markttag. Man ging herum, betrachtete die Kinder von oben bis unten, die weinend oder verblüfft dastanden, betrachtete ihre Bündelchen und öffnete sie wohl auch und betastete die Kleidchen, Stück für Stück; fragte nach, pries an, gerade wie an einem Markt. Ein Vater, der vier Kinder brachte, rief dieselben aus und jeden Vorübergehenden herzu, um ihm eines oder das andere aufzubringen, er machte es ärger, als die Weckenfrau an ihrem Korbe mit ihrer Waare. Am meisten Menschen versammelten sich um einen brüllenden, fluchenden Mann, und ein Kind, das herzzerreissend schrie. Es war ein Vater und sein Kind. Die Gemeinde hatte es verdinget, der Vater wollte es behalten, und das Kind schrie immer: Ach der tusig Gotts Wille nume nit zum Vater, er schlat mi alle Tag halb z'todt und git m'r nüt z'esse! Und der Vater fluchte dann seinem Kinde, wollte es schlagen, das Kind verbarg sich zwischen den Beinen der Umstehenden vor seinem Vater. Auch hier war die Gemeinde barmherzig — und der Vater verließ wie ein brüllend Thier den Ort, und auf diesen Vater schien auch Gottes liebe Sonne, aber er schämte sich vor der Sonne nicht. Der Unglückliche wußte nicht, daß sie Gottes Auge ist.

Die Steigerung ging langsam vor sich, die Ersten auf dem Rodel kamen zuerst, die, welche neu zu verdingen waren, zuletzt. Der Mittag kam, die Sonne brannte heiß, die Kinder wurden hungrig, die kleinen besonders

durſtig, den einen wurde etwas gekauft, das machte die andern nur hungriger und durſtiger; ſo daß nach und nach vor Weinen und Schreien man kaum ſein eigenes Wort verſtand, bis endlich ein guter Mann der Armen ſich erbarmte und mit einigen Batzen den Jammer ſtillte. Mir hatte die Mutter einen batzigen Wecken gekauft, dieſen in der Hand ſtand ich nahe bei der Wittfrau und ihren beiden Mädchen, denn ſie gefielen mir gar wohl.

Ihre Mutter hatte beiden zuſammen auch einen halbbatzigen Wecken gekauft, ſie ſelbſt aß nichts davon, ſie freute ſich über die Freude der Kinder und ſättigte ſich an dieſer. Allein die Freude war kurz, der Wecken bald gegeſſen, der Hunger noch da, da ſahen die Mädchen gar bittlich um noch einen in das Mutterauge, aber die arme Mutter hatte für die armen Kinder keinen Halbbatzen mehr. Das griff mir ans Herz, ich brach Stücke von meinem Wecken ab und ſtreckte ſie den Mädchen dar. Schüchtern ſahen ſie mich an und zärtlich meinen Wecken, aber keines rührte die Hand. Als ich aber gar freundlich ſie nöthigte, wagte es endlich das Jüngere, dann aber auch bebend das Aeltere, mir Wecken abzunehmen. Nun war Freude in meinem Herzen und in ihren, dieſe Freude ſchloß einen innigen Freundſchaftsbund, wir aßen, plauderten, g'ſätterleten zuſammen, vergaßen alles darüber, waren glücklich eine Stunde lang, dann ward der Bund zerriſſen. Die Wittwe und ihre Kinder wurden weggerufen. Nach ihnen, die mit freudeſtrahlenden Augen zurückkehrten, kamen wir vor. La g'ſeh, wer wott dä Bueb, er iſt gar e tolle u ne muntere, un' iſt guet kleidet, er iſch e halbe Knecht oder e ganzes Kingemeytſchi! ſo wurde ich ausgerufen. Ich wurde betrachtet, für und wider geredet, ein zerlumpter Menſch bot endlich auf mich, d. h. er erklärte für einige Kronen mich zu nehmen.

Wahrſcheinlich rechnete er darauf, mit meinen Kleidern ſeine eigenen zerlumpten Kinder zu bekleiden. Dieſem jedoch wollte man mich nicht geben, man bot mich wieder an und ſtrich mich aus. Ich war allerdings ein wackerer Bube, groß, breit gewachſen, nur etwas blaß, und hatte viele Kleider, was nicht vergeſſen wurde. Man beſchaucte

mich von Neuem, redete hin und her, Einer nach dem Andern trat an mich heran; mir wurde bange, ich fieng an zu weinen, hängte mich an die Mutter und wollte fort. Endlich beredete man einen ziemlich guten Bauer, mich zu nehmen, um bei ihm Kindemeitschi zu werden, da er ja eines nöthig hätte, weil das frühere ihm abgehandelt worden sei. Er ließ sich dazu verstehen, nahm mich um zehn Kronen jährlich mit einer Mahnung, mich gut zu halten. Weil man mich jetzt so gut angebracht, wurden wir entlassen.

Um meinem neuen Meister gutes Blut zu machen, zahlte die Mutter ihm noch eine Halbe Wein, und er rühmte, wie ich es gut bei ihm haben werde, wenn ich folgen wolle; dann kam er überhaupt ins Rühmen hinein, und strich alles, was ihm angehörte, heraus, von ihm selbst weg bis auf den schwarzen Hund, der ihm zwischen den Beinen saß; so daß ich voll guter Dinge mit ihm aufbrach und beim Abschied von der Mutter nicht besonders mich härmte.

Achtes Kapitel.

Der Güterbub als Kindemeitschi.

Mein Meister gehörte zu jener Klasse, die zu arbeiten und zu essen hat, aber allem aufbieten muß, um den Schulden zu begegnen, und nur in besonders günstigen Jahren einen Ruck vorwärts kommt. Sein Hof war groß, aber mager, ihm viel Aufzug zu geben oder ihn mit größeren Kosten zu bearbeiten vermochte er nicht; daher verbesserte der Hof sich auch nicht. Seine Frau verstand das Haushalten recht gut, und war emsig früh bis spät; viele Leute wollten behaupten, sie habe eigentlich die Hosen angehabt, doch gar sichtbar wurde es nicht. Sie hatten fünf Kinder, von denen das älteste ein Knabe und ein Jahr älter als ich, das jüngste, zu dem ich eigentlich sehen sollte, ein Jahr alt war. Die ersten Tage ließ

man mich so ziemlich machen, was ich wollte, um mich an's Haus zu gewöhnen und das Heimweh zu verhüten, auch war mir recht wohl. Ich freute mich im Stall an Kühen und Rossen, nur eines ärgerte mich, daß man mir nämlich nie den Taufnamen gab, sondern nur der Bub hieß. Später erst merkte ich, daß ein auf ein Gut verdingtes Kind jeglichen Namen verliert, um Bub oder Güterbub zu heißen, d. h. um ein Mensch zu werden, der Niemandem mehr auf der ganzen Welt angehört, als dem Gut, auf welchem er verpflegt wird. Solche Dinge scheinen den meisten Menschen Kleinigkeiten, allein sie haben eine weit tiefere Bedeutung, als die Menge glaubt. Fragt nur euch selbst: Was klingt lieblicher und Zutrauen erweckender, Johannesli, Peterli, Christeli oder Bub? Beim Spielen mit den Kindern mußte ich fast immer nachgeben; allein ich war gutmüthig, und that es gerne, freute es mich ja gar zu sehr, bei Kindern zu sein und spielen zu können. Doch am dritten Abend wurde mir eine Wunde ins Herz geschlagen, die immer wieder aufgerissen, nie vernarbte und mich zu einem ganz eigenen Menschen machte. Schon war ich ganz einheimisch und wohlauf, als ich eben am dritten Abend den Bauer vor dem Stalle sitzen sah, gerade wie der Vater es auch zu thun pflegte; ich spielte nicht weit davon und der nachälteste Knabe stand beim Vater. Der Anblick heimelte mich, ein unwillkürlicher Zug riß mich zum Bauer hin, ich kletterte auf seine Knie und fragte ihn: Aetti! hesch mi o lieb? Ehe dieser noch antworten konnte, riß mich der Knabe herunter, stieß mich weg und sagte: Das ist nit dy Aetti, du bist nume d'r Bueb! und die andern Kinder kamen auch herbei, stießen mich weg, wiederholten: Du bisch nume d'r Bueb, das isch nit dy Aetti, du hesch kei Aetti! — Und der Bauer lachte herzlich über seine Kinder, die ihn so lieb hätten, daß er nicht auch mein Aetti sein sollte; er sah nicht, wie mein ganzes Wesen sich erschütterte und große Thränen die Backen herabströmten.

Das isch nit dy Aetti, du hesch kei Aetti, du bisch nume der Bueb! Diese Worte tönten in meinem Herzen fort und fort, zerrissen es, und rissen einen Vorhang von

meinen Augen weg; nun kam mir zum Bewußtsein, daß ich hier keinen Aetti habe, kein Kind, sondern nume d'r Bueb sei. Ich hatte ein Herz voll Liebe, hätte so gerne alle geliebt, aber meine Liebe wollte man nicht, Liebe gab man mir nicht, glaubte mehr als genug zu thun, wenn man mir zu essen gab. Diese Liebe, die Niemand wollte, schloß sich ein in das Herz und verschloß es, ich fühlte mich allein auf der Welt, wurde ernst, bitter, dachte über alles für mich selbst nach, schien unfreundlich, mürrisch; aber Niemand sah, wie oft, wenn ich allein war, eine Wehmuth über mich kam, die in einen Thränenstrom sich auflöste, der fast nicht versiegen wollte. O die Menschen wissen nicht, wie schön es in Kinderherzen aussieht, in denen die Liebe aufblüht; sie wissen aber auch nicht, wie zart die Pflanze ist in ihrem Frühling, und wie leicht ein Frost sie lähmt oder tödtet. Mit eisiger Hand, frostig durch und durch, wühlen die meisten Menschen in den Kinderherzen, und unter ihren Händen erstarrt der schöne Frühling, die Pflanzen der Liebe sterben und kühle kalte selbstsüchtige Menschheit nistet sich ein als tausendarmiges Unkraut in der Liebe verödeten Garten, und da wo man der süßen Liebe süße Früchte hätte pflücken können, findet man nur die bittern Galläpfel des Neides, der Engherzigkeit, der Gemeinheit.

Ich wußte also, daß ich auf dem Gut der Bueb war und nicht das Kind, und das sollte ich alle Tage fühlen. Nicht daß meine Meisterleute böse gewesen wären im eigentlichen Sinne; wenn sie keine Kinder gehabt hätten, so wäre mir recht wohl bei ihnen gewesen; ich hätte arbeiten müssen, aber unvernünftig wären sie mit mir nicht umgegangen. Sie gehörten aber zu den Eltern, die an ihren Kindern in der Jugend gar nichts sehen, die alles zwingen lassen aus dem Grundsatze: Was well me, es syg umme es King! und die meinen, wenn der Verstand komme, so kommen alle Tugenden von selbst. Sie gehörten also auch unter die Eltern, bei denen die Kinder gegen andere Leute immer Recht haben, immer andere Leute Schuld sein müssen, wenn die Kinder etwas Dummes machen, immer Lügner sein müssen, wenn ihre Aussagen

mit denen der Kinder nicht übereinſtimmen, alſo zu den Eltern, die nie glauben wollen, daß ihre Kinder lügen, wenn dieſe es auch hundertmal in einem Tage thun.

Aus dieſer Quelle entſtanden meine Leiden. Ich ſollte alſo Kindermeitſchi ſein, das jüngſte Kind war ein, ein anderes drei Jahre alt, beide gewohnt zu thun, was ſie wollten, bei jedem Anlaß gerade aus zu brüllen und mit dieſem Gebrüll alles zu erzwingen. Ich war noch nie Kindermeitſchi, ſondern ſelbſt das jüngſte Kind geweſen, und alſo gar nicht gewöhnt, kleine Kinder zu gaumen; ſie waren mir freilich recht lieb, aber ich wußte nicht viel mit ihnen anzufangen. Nun mag es oft geſchehen ſein, daß ich nicht alle meine Aufmerkſamkeit den Kleinen zuwandte, und in ein dumpfes Hinbrüten verſank, ſo daß ſie Langeweile hatten; aber zu leid that ich ihnen doch nichts, that für ſie, was in meinen Kräften ſtand. Sie aber waren, als ob ſie es ordentlich darauf anlegten, meine Quälgeiſter zu ſein. Wenn ſie wußten, daß die Eltern nicht in der Nähe ſeien, ſo ging es noch an, ſie fielen und ſtanden auf, ſpielten mit mir ohne Geſchrei. Sobald ſie aber wußten, daß Vater und Mutter ſie hören konnten, ſo ſchrien ſie beim kleinſten Anlaß, und auch ohne denſelben, fürchterlich. Dann kam die Stimme der Alten über uns: Bueb, was machſt d'King aber z'brülle, we ſie nit bald ſchwyge, ſo will ders cho zeige. Natürlich ſchwiegen die Kinder nicht, ich mochte thun, was ich wollte, bis eins der Alten herkam, das Schreiende auf die Arme nahm, und den wüſten Buben mit einer Ohrfeige oder einem Scheltworte traktirte. Fiel gar eines, dann ſchrie es, wie wenn ich es am Meſſer hielte, bis in Schrecken und Angſt eines der Alten herlief, glaubend, wenigſtens ein Hals und zwei Beine ſeien gebrochen. Ob nun ein Schaden oder keiner entſtanden, ſo erhielt ich Wir von der Frau, ehe ſie ſich nach dem Kind umſah, vom Mann nachher, und obendarauf wurde immer die Drohung geſetzt: das nächſte Mal ſchlage man mich halb todt.

So gieng es den lieben langen Tag; bis ſie eingeſchlafen waren, hörten die Quälereien nicht auf. Mit dem dreijährigen Meitſchi ſollte ich im Bett noch beten,

gewöhnlich wollte es nicht, ich hielt ihm an, allein es ſchrie bis die Mutter kam, den wüſten Bueben fortjagte und dem Meitſchi flattirte und über den Bueben ſchimpfte, bis es betete. Natürlich fühlte ich die ungerechte Handlung tief und dachte ſcharf darüber nach: woher es komme, daß die Kinder ſo bös und zwängiſch ſeien, und ob, wenn die Eltern anders wären, die Kinder nicht auch anders ſein würden? Ich dachte, wenn ſie die Prügel erhielten, welche ich abthun müßte, ſie würden bei ihnen beſſer anſchlagen, als bei mir. Ich verſuchte daher das Prügeln an ihnen, dadurch wurde das Zettergeſchrei noch größer und allemal hieß es: du Donnersbueb, du ſoſch m'r mine King nit ſchlah! Allein wenn es ſich mir ſchickte, ſo that ich es doch, kam es im Grunde auf eines heraus, geprügelt oder geſchimpft wurde ich allweg; es brachte nach und nach den Kindern eine Art Reſpekt vor mir bei, der ſie mich weniger quälen ließ, weil ſie wußten, ſpäter oder früher gebe ich ihnen auch einen Theil von dem ab, was ſie mir zugezogen.

Gleich geartet und gleich gezogen waren die älteren Kinder. Wurde einem dieſer Kinder etwas befohlen, ſo antwortete es, wenn ich irgend in der Nähe war: D'r Bueb chas mache! Bueb, woſch e nander na gah oder nit? befahlen dann die Alten. Der älteſte Knabe betete ſonſt vor Tiſch. Ich war noch nicht lange da, ſo kam es ihm einmal, da wir böſe über einander waren, in Sinn, das ſei auch eine Bürde, die er auf mich abladen könne, und als der Vater ſagte, Johannesli bet! ſagte Johannesli: Vater, der Bueb cha bete! Bueb bet! hieß es. Das ärgerte mich nun, daß er mich mit dem Beten ſollte ſtrafen können, ich betete nicht. Da hieß es lauter: Bueb wotſch bete oder nit! aber der Bueb betete nicht. Du Donnersbueb, wotſch jetzt bete? ſchrie der Alte und faßte mich beim Haar. Unter Heulen betete ich und Johannesli ſagte ſpöttiſch: Gäll du beſch müſſe?

Ob wohl über dieſes Beten die Erbauung im Himmel tief, auf dem Tiſch der Segen des gütigen himmliſchen Vaters groß geweſen ſei, wer ſagt mir das?

Dieſer Johannesli und ich lebten überhaupt zuſammen

wie Hund und Katze. Er war älter und größer als ich, und glaubte sich auch stärker; im Anfang zwang er mich richtig mit der Faust nach seinem Willen, und alle Augenblicke, besonders wenn der Vater es sah, sollte ich mit ihm niedermachen; der Alte hatte dann eine kindische Freude, wenn sein Bübchen mich überschlug und im Gras oder Koth herumtröhlte.

Allein das Blatt wandte sich. Ich erwachte am Ende und lernte das Niedermachen durch das Niedergemachtwerden. Ich war stärker als der Johannesli, auch gleitiger, und als ich aus Aerger den Muth erhielt, mich recht zu wehren, so kam ich meist oben auf und Johannesli lag im Koth oder im Grase. Das ärgerte den Johannesli, aber viel mehr noch den Vater, der es gar nicht mehr ertragen mochte, daß der Bueb stärker sein sollte als das Söhnchen. Jetzt sah der Vater wo Koth oder Gras war, wenn sein Sohn darin lag, jetzt wußte er, daß Koth die Kleider verderbe, jetzt mußte ich am Niedermachen Schuld sein, jetzt war ich der unerchantisch von Allen, jetzt hieß es schnell, so lang er mich im Vortheil sah: Wotsch ne la gah oder nit! während früher und noch immer, wenn das Söhnchen zufällig die Oberhand erhielt, dieses mich nie lange genug im Koth herumdrückte.

Unter diesen Geschichten kam allmählig der Winter heran, die Abende wurden länger, man mußte öfters in der Stube sein. Machten nun die Kinder der Mutter zu viel Lärm, so hieß es: Syt still, susch müßt d'r z'Schul, und wenn sie dieses ungefähr dreimal gesagt hatte, so besserte es sicher. So wurde das Schulgehen einige Wochen lang als ein recht wirksamer Böllima gebraucht; endlich sagte eines Abends der Bauer: Es wird doch müsse sy, m'r werde d'King müsse i d'Schul schicke, sisch wegem Verdruß, d'r Pfarrer, dä Schultüfel, kujinirt is susch.

Und die Mutter sagte: dä het is nüt z'bisehle, dä cha mer blase, wo ni schön bi, dä het is nüt a Hof z'ablt, u zahlt is nüt a de Zeyse. Zuletzt wurde man räthig: man wolle die Kinder diese Woche noch nicht schicken, es sei ja nicht mehr d'r werth, es sei ja schon Dienstag, die

andere Woche, da wolle man anfangen. Ich freute mich auf die Schule, nicht des Lernens wegen, an das dachte ich gar nicht, sondern nur auf so lange des Kinderhütens los zu sein. Ich wußte auch eigentlich nicht, wie es in einer Schule zuging, weil ich kaum ein Dutzendmal in einer gewesen war. Das Wenige, was ich konnte, hatte ich größtentheils noch bei der Großmutter gelernt; sie hatte eine gar große Meinung von meiner Gelehrsamkeit gehabt, als sie mich zum Buchstabiren aus dem Namenbuch ins Fragenbuch brachte. Weiter hatte ich es bei meinen Eltern nicht gebracht, sie hatten an andere Dinge zu denken, als ihre Kinder lesen zu lehren; so fanden sich auch unter meinen mitgebrachten Sachen keine Bücher, weil die Mutter keinen Werth darauf setzte.

In Mitte Dezembers an einem kalten Morgen brachen nun unser Drei nach der Schule auf. Ich bekam ein versudeltes Fragenbuch vom Johannesli, dem dafür ein gar schönes mit goldenen Thieren gekauft wurde, um welches ich ihn nicht wenig beneidete. Zugleich mußte ich das Säcklein tragen mit Speise, worin Milch, Brod und Aepfel waren, zu unserem Mittagessen, denn wir hatten eine halbe Stunde weit zum Schulhaus und sollten über Mittag dort bleiben. Ihre eigenen Säcke hatten die beiden Andern noch mit Aepfeln gefüllt und zwar hatten sie dafür die Aepfel, welche die Mutter aus dem Keller heraufbrachte, erlesen, die schönsten für sich behalten, die schlechtern ins allgemeine Säcklein gethan. Ich hatte auch zugreifen wollen, allein die Mutter meinte: Sie wüßte gar nicht, warum ich noch apart Aepfel in Sack haben müße, ich werde es noch manchmal machen müssen ohne Aepfel, man könne nicht immer alles haben, was Andere hätten.

Frischer Schnee war gefallen und eine lange Strecke keine Bahn. Ich mit dem Säcklein und mit dem versudelten Fragenbuch mußte vorangehen, die andern konnten dann in meinen Tritten bequemer fortkommen; so wandelten wir zur Schule fort, wo wir nach 9 Uhr Morgens ankamen. Der Schulmeister, mit einer Brille auf der Nase, las eben das Namensverzeichniß ab, als wir kamen, in

das ich denn auch geziemend eingetragen und alsbald unter die sogenannten Fragenbüchler gesetzt wurde, während meine beiden Gefährten ihre Füße auf dem Ofen trockneten, die kaum so naß waren als die meinigen. Nachdem abgelesen war, rief der Schulmeister: Lerit! nahm eine starke Ruthe unter den Arm und spazierte in der Stube herum, hie und da stille stehend. Und wie er stille stand, erhoben sich eines oder mehrere Kinder, und steckten Aepfel an die Spitze seiner Ruthe, und wie er es merkte, daß es geschehen war, kehrte er sich um und fragte: Wele tusigs Büntel het mer das chöne mache? wen is wüßt, ih wett ihm! Ueber diesen Zorn lachte man, und der Thäter auf eine Weise, daß er kenntlich wurde; dann hieß es: für einist will der's schäyche, aber d's angermal soſch erfahre! Die Aepfel wurden abgenommen und in ein Schäftchen in der Stube gelegt, dann steckte er die Ruthe wieder unter den Arm und schrie: Lerit! spazierte wieder und erhielt zu allgemeinem Jubel wieder Aepfel, und wie glücklich waren die, welche Aepfel hatten an die Ruthe zu stecken! Ich aber hatte keine, und hätte doch auch so gerne gegeben, ohne noch zu wissen, was für Nutzen es brachte. Ach geben können ist gar schön, die meisten Menschen wissen nicht wie schön, ein Kind aber fühlt es. Natürlich sah von den Kindern keines ins Buch, sondern hatten sämmtlich ihre Lust am Spektakel und paßten begierig auf, wo der Schulmeister stille stehe, und wer noch Aepfel habe um die Lust zu verlängern. Nach und nach nahm der Aepfelvorrath ab, so wie das Schäftchen sich anfüllte, und wie der Schulmeister zweimal stille gestanden war, ohne etwas an die Ruthe zu bekommen, so hieß es: jetzt müßt ihr uffäge.

Die, welche Fragen gelernt hatten, mußten sie aufsagen, uns Kleinen wurde von Zeit zu Zeit, wenn das Geräusch zu stark wurde, zugerufen: Lerit! Beim Aufsagen spielte die Ruthe eine andere Rolle; einige wurden tüchtig mit derselben getroffen, entweder aufsagende, oder solche, die Lärm gemacht haben sollten. Es wurde nämlich bei allzustarkem Lärm immer Eines dafür geprügelt, aber ohne langwierige Untersuchung: ob dasselbe wirklich das

Schuldige ſei. So erhielt auch ich am erſten Tag meine Tracht Schläge, ohne Muks gemacht zu haben. Als ich darüber weinte, ſagte mir Eins: Warum haſt du keine Aepfel an die Ruthe geſteckt? wer keine anſteckt, der kriegt ſie. Nun wußte ich, was ich zu thun hatte, aber woher Aepfel nehmen? Entbehrungen und Liſten brachten mir zuweilen welche, aber das hatten des Meiſters Kinder nicht gerne; ſie hatten ihre beſondere Luſt daran, wenn der Schulmeiſter mich prügelte, und verklagten mich zu Hauſe, damit ich auch noch von den Alten durchgehudelt werde. Hatte ich durch Aepfel das Wetter abgewendet, ſo war ihnen der Spaß verdorben; aber ſie verklagten mich nun, wenn es irgend thunlich war, daß ich irgendwo Aepfel geſtohlen und dem Schulmeiſter gegeben. Wehe mir, wenn ich nicht nachweiſen konnte, daß ich ſie geſchenkt oder gefunden erhalten. So war ich übel daran, ich mochte es machen wie ich wollte, ich war überhaupt in der Schule noch übler daran als zu Hauſe, aus mehreren Gründen. Vor allem aus hatte ich furchtbar Langeweile. Ich hatte den ganzen Tag das Fragenbuch vor mir, nicht um auswendig zu lernen, ſondern um einige Zeilen durchzubuchſtabiren, dieſe dann einmal des Tages dem Schulmeiſter geläufig herſtottern zu können; ſah ich vom Fragenbuch weg und hatte ich keine Aepfel, ſo erhielt ich Schläge, oder hörte wenigſtens: lerit, lerit!

Wie kann nun ein neunjähriger Knabe eine Stunde lang an einen Ort hinſehen und ſtille ſitzen und noch dazu an einen Ort, wo er nichts Luſtiges ſieht, und nichts das er verſteht, nur dumme Buchſtaben und Worte, die für ihn keinen Sinn haben? Mir thaten die Augen weh, es krabbelte mich in Händen und Füßen, es biß mich am Kopf, ich hatte beſtändig zu kratzen, konnte gar nicht ſtille ſitzen aus der fürchterlichſten Langeweile; hätte es den Kopf gekoſtet, ich mußte zuweilen aufſehen, dem Nachbar etwas ſagen, oder Jemand beim Haar nehmen, oder am Kleid zupfen; wenn ich auch ins Buch ſah, ſo war es mir unmöglich, mehr als ein Wort zu buchſtabiren für mich ſelbſt, ich wußte nicht, ob es recht geweſen, ſo wie ich es geſagt, wußte nicht, was es bedeute. Es flimmerte

mir bald vor den Augen, ich sah weder Buchstaben und Worte mehr, guckte verstohlen herum, seufzte nach dem Ende der Schule oder gar nach dem Aufsagen; kriegte ich auch bisweilen Schläge dabei, so war es doch kurzweiliger. Im ganzen Fragenbuch war eine einzige Stelle, die mich anzog, aber mir auch oft Schläge zuzog, weil ich die Blätter umschlug, um zu ihr zu kommen, und dann nicht fortfahren konnte, wo mein Vordermann geblieben. Es war das zweite Gebot, wo es heißt: Du sollst dir kein gegraben noch geschnitzt Bild machen, ja gar kein Bildniß noch Gleichniß, weder von Dingen, die im Himmel droben, noch denen, die unten auf Erden, noch denen, die unter der Erde im Wasser sind. Was das für Dinge sein möchten, da unten und da oben? Das beschäftigte mich gewaltig, und allemal, wenn ich diese Stelle durchbuchstabirte, kam eine Art Schauer über mich und ich verlor mich in tiefes Staunen. Ich hatte einmal ein lebendig Kameel gesehen, eine furchtbare Kreatur für mich, und da oben und da unten, was mußte nun erst da sein? Aber das sagte mir Niemand und wenn ich auch fragte, so hieß es: Bueb, ler du, das gat di nüt ab.

War endlich der Mittag da, so fieng für mich eine andere Plage an. Johannesli nahm das Säckli und theilte das Essen aus; daß ich zu kurz kam, war natürlich; aber das ärgerte mich doch am meisten, daß er mir das weiche Brod herauskratzte und hinwarf, den Rauft für sich behielt. Früher machte ich zwischen beiden keinen Unterschied, seit ich aber das Weiche essen mußte, den Rauft man mir vorenthielt, hatte ich einen ordentlichen Eckel vor dem ersten, Rauft aber kam mir süßer vor, als Baslerleckerli. So wurde Meisterlosigkeit und Lüsternheit gepflanzt: konnte ich einmal ein ordentliches Stück Brod aus der Tischtrucke erwischen, so kriegten Hund oder Katze den weichen Theil und ich erlabete mich an dem harten. Prügeln konnte ich mich mit dem Johannesli in der Schule nicht, er war ein Bauernsohn und ich nur e Bueb; er hatte Vettern und Nachbarn da, die ihn nicht im Stich gelassen hätten. Einmal versuchte ich es,

aber ich kam übel an, und durch den Lärm geweckt, kam endlich auch noch der Schulmeister dazu und ich erhielt meine Heiligen aufgezählt, als Sündenbock für alle. In der langen Zwischenzeit von 11 — 1 Uhr hätte ich so gerne mitgespielt und mitgehalten. Es waren Kinder da, die mir überaus wohl gefielen, zu denen es mich hinzog; aber entweder stieß man mich weg, oder wenn man mich mitmachen ließ, so war es eben um der Sündenbock zu sein. Das that mir weh, machte mich nur verschlossener und bitterer; ich zog mich zurück, neckte man mich, so wehrte ich mich so tüchtig in verbissenem Zorn, daß man mich allmählig ruhig ließ, und eine Art Respekt vor mir bekam. Mir that eine solche Prügelei allemal wohl, und ich fühlte mich nachher ordentlich erleichtert, doch suchte ich sie nicht. Der Nachmittag verstrich in der Schule wie der Morgen. Mit Beten wurde angefangen, dann folgte der Aepfel-Spektakel, dann das Aufsagen und nachher wieder das Beten. Mit diesem Beten ging es fast wie mit dem Lere, ich konnte nicht stille halten während demselben, denn es währte gar lang, bis die gewöhnlichen drei Gebete hintereinander hergesagt waren, fast eine halbe Viertelstunde; auch verstund ich von dem allem gar nichts, und weiß nichts mehr davon, als folgenden Reim: Höllenpein, schreien in den Himmel 'nein. Bald hätte ich vergessen, daß Einige in der Woche noch zweimal schrieben. Der Schulmeister hielt gar nicht darauf, er sagte: Pfarrer werde keiner werden, und Agenten habe man schon viel zu viel, das seien nur Leutverderber und Atheisten, von denen glaub keiner nüt, bis si einist der Tüfel bi de Hörnere heig. Es nähme ihn aber das nit wunder, d'Agente lehre's von den Aflikaten, die säge eim grad use, si heige nüt us der Religion und nüt us de Pfaffen; dafür aber syge das alles o Lüt, wie wenn sie d'm Tüfel abem Karre g'heit wäre, und si meine, si hätte d'Wysheit alli allei g'fresse, und wenn eine e anderi Meynig heig, als si, so schnauze si ne ab, daß es kei Gattig heig, und er söll i kei Schuh ine guet si. Si syge no viel chutzlicher als e Landvogt, und das well viel säge; aber jeder von ihnen glaub o, er sei nit nume d'r Papst, sondern d'r Herrgott

ſelber. So räſonnirte der gute Schulmeiſter allemal, wenn das Rechnen oder Schreiben anging; er ſoll aus zwei Urſachen alſo geſchimpft haben, wie ich ſpäter vernahm. (Es iſt aber doch merkwürdig, wie ich ſo viel beſſer behielt, was geſchimpft als was gebetet wurde.) In frühern Zeiten war er prozedieriſch und viel bei Advokaten. Er prozedierte unglücklich, und mag auch nach Erſcheinungen beim Weine geſehen haben, wie vielleicht ein Aſſikat im behaglichen Glauben, der Geſcheuteſte zu ſein unter den Umſitzenden, mit Unglauben groß gethan und mit leichtfertigem Spott um ſich geworfen.

Der gute Aſſikate merkte das nicht, wie nur die untergebenen Agenten ſeine Rede für Weisheit nahmen, die andern aber insgeheim das Kreuz davor machten, wenn ſie auch keine Einrede ſich erlaubten, vielleicht gar noch einſtimmten. Weil der Schulmeiſter einen oder zwei ungeſchickte Aſſikaten als gemeine Spötter kannte, ſchimpfte er über alle, als wäre keiner von ihnen gut genug für Futtertuch in des Teufels Pantoffel. Das war nun ungerecht, aber er that nur, was viele Aſſikaten auch thun; man wird oft mit dem geſtraft, mit welchem man ſündigt. Abſprechen über ganze Menſchenklaſſen, zeuget entweder von groben Vorurteilen oder grobem Selbſtdünkel; von Beiden war mein Schulmeiſter nicht frei; denn er räſonnirte eigentlich deßwegen über Schreiben und Rechnen, weil er es gar nicht konnte, wie Viele behaupteten. So ſchimpft eben Mancher über Dinge, und ſpottet darüber, weil er zu dumm iſt, ſie zu faſſen, zu hölzig, um Sinn dafür zu haben. Wir in der Schule kamen natürlich nicht darüber, am wenigſten ich als Bub, denn ſeit Noahs Zeiten hatte Niemand daran gedacht, einen Bub ſchreiben und rechnen zu lehren; allein auch andere kamen nicht darüber. Er gab Vorſchriften und gab Rechnungen aus einem Buche an und balgete zuweilen über krumme Buchſtaben, er ſelbſt aber machte nie einen; er ſagte: ob die Rechnungen gut ſeien, aber er machte wieder keine. Es war immer ein Schüler da, der anderswo etwas gelernt, oder ein Schüler, der es dem erſten abgeſehen hatte, die konntens den andern zeigen, wenn ſie wollten, er bekümmerte ſich um nichts,

als die Rechnung anzugeben; wie ſie gemacht würden, konnten die Schüler zuſehen. Deßwegen alſo beſonders ſoll er über Rechnen und Schreiben geſchimpft und behauptet haben, es mache in Mißkredit ſtehende ſchlechte Menſchen, Agenten und Afflikaten, weil er es ſelbſt nicht konnte und einige Hausväter doch darauf drangen, daß er dieſe Fächer in der Schule treibe.

War endlich das Beten zu Ende und die Schule aus, ſo kann man ſich denken, mit welcher Haſt wir aus dem Zwinger ſtürzten, und in welcher Wildheit die ſo lang geſchnürte jugendliche Lebhaftigkeit ſich ergoß. Zwei Stunden waren wir geiſtig todt, körperlich gefeſſelt geweſen, eine Ewigkeit für ein Kind! Nun ſtrömte das gehemmte Leben wieder in alle Glieder, und wie die Thüren ſich öffneten, erſcholl durch dieſelben ein weit hintönender Lärm; wie die wilde Jagd ſtürzte und purzelte man hinaus, ſelten ging es ohne einige geſchundene Knie ab, und draußen, da mußte Etwas herhalten, Etwas mußte getrieben werden, je ärger je beſſer. Alle, beſonders ſchwächere Leute gingen uns ſchon von weitem aus dem Wege; und wenn das Toſen der ausgelaſſenen Schule heranſcholl, trat mancher Hausvater vor die Thüre, um ſeine Habe zu ſichern und die Schüler vom Hauſe abzuhalten.

Das waren noch die guten alten Zeiten, wo man in der Schule Religion lernte und nur Religion, und man vor lauter Religion nicht wußte, was Religion war, wo man vor lauter Bäumen den Wald nicht ſah, wo man die Kinder mit dem Heidelberger und der Ruthe einbalſamirte, ſo lange ſie in der Schule waren, überzeugt, daß ihnen dann der Teufel nichts anhaben könne auſſer der Schule, ſie mochten vornehmen und treiben, was ſie wollten! Ach, das war eine fromme Zeit, wo man beſonders Güterbuben und ſolche, die keine Aepfel hatten, mit der Ruthe durch und durch einſegnete, um ſie zu behüten vor allem Böſen! Ach ja! das waren gottſelige Zeiten, wo die Alten mit der Ruthe zur Schule prügelten, mit der Ruthe der Schulmeiſter empfing, wo man Heren hatte ſtatt Engel, in der Nacht vor Geſpenſtern bebte und vor dem Teufel zehnmal mehr Reſpekt hatte, als vor

Gott, wo man entweder ſelbſt zitterte, oder Andere zittern machte. So zogen wir von der Schule aus, wie das wüthende Heer, kamen aber nicht deſto geſchwinder nach Hauſe, denn bei jedem Scheidewege hatte man ſich noch wenigſtens zu necken, wenn nicht zu prügeln. War Einer einmal ordentlich abgewalkt worden, ſo war es nicht ſelten, daß er den andern Tag ſeinen Vater beſtellt hatte, um die, welche ihn geprügelt, wieder zu prügeln. Sah man einen Solchen, dann gab alles Auszug ſo gut möglich, und wer die ſchlechteſten Schuhe hatte, die bei jedem Tritt die Ferſe zeigten, oder ſtecken bleiben wollten, der kriegte für die anderen die Schläge. Verſtändlich kam auch da die Reihe oft an mich, herzuhalten. Kamen wir endlich heim, ſo mußte ich die Kinder wieder nehmen, ſie zu Bette bringen und ſie in der Wiege herumtreiben, bis ſie endlich ſchliefen, nachdem ſie mich auf ihre Weiſe noch gequält hatten. Nachdem mußte ich rüſten helfen, wenn etwas für den folgenden Tag zu rüſten war, was ich recht gerne that; aber dann ſollte ich wieder lernen, ſollte wieder mein Qualbuch vor mich nehmen und da eine oder zwei Stunden bis zum Bettgehen Worte buchſtabiren oder leſen, von denen ich nichts verſtund. Bald ſchlief ich darüber ein, bald buchſtabirte ich darauf los, wie es mir in Sinn kam, ohne viel auf die Buchſtaben zu achten, las eben ſo; ſelten achtete Jemand, ob ich die Worte richtig ausſpreche; ſo lernte ich falſch leſen, und dieſe Lehrſtunden ſchadeten mir weit mehr, als ſie nützten. Zudem ſah ich nicht einmal recht, was ich vor mir hatte. Zunächſt dem Lichte ſaßen die Spinnenden, dann die Kinder, war auch noch der Bauer am Tiſch und nicht auf dem Ofen, ſo kam ich ſo weit vom Lichte ab, daß es auf meinem Buche ganz dunkel war. Klagte ich darüber, ſo hieß es: Meinſt du, du g'hörſt obe a Tiſch, oder me ſöll für di es apparti Liecht ha? M'r wey nit geldstage wie dy Vater ꝛc. Konnten wir endlich zu Bette geben, ſo zankten Johannesli und ich zuerſt um die Decke, die er mir gewöhnlich faſt ganz nahm oder in der Mitte des Bettes liegen wollte, und erſt, wenn der Streit gewöhnlich zu meinen Ungunſten durch Vater oder Mutter geſchlichtet war, kam der Schlaf,

der mich den trübseligen Tag vergessen ließ. So ging ein Tag wie der andere hin, ich lernte gar nichts, wurde immer unwerther, machte mir auch immer weniger daraus, je mehr ich fühlte, daß man mir Unrecht that. Die Lust an der Schule verging mir durchaus, besonders seit der Schulmeister bei uns an der Metzgete gewesen, wo man mich bei ihm tüchtig verklagt und zu besonderer Zucht empfohlen hatte. Dieser Mahnung, ohne ihre Richtigkeit zu untersuchen, kam er getreulich nach, und das war ein glücklicher Tag, an welchem er mich nur einmal prügelte. Kein Gefühl ist aber in Kindern lebendiger, als das Gerechtigkeitsgefühl, und nichts macht sie verstockter, böser, unverbesserlicher, als wiederholte verstockte Ungerechtigkeit. Strafe man sie dann auch gerecht wegen offenbaren Fehlern, es nützt nichts, sie bessern sich nicht, weil sie zum Strafenden das Zutrauen verloren haben, daß er gerecht sei. Nichts ist aber leichter, als gegen Kinder ungerecht zu sein, weil selten ein erwachsener Mensch mehr weiß, wie es in einem kindlichen Kopf, in einem kindlichen Herzen aussieht; weil selten ein erwachsener Mensch über die Quellen nachdenkt, aus denen die Fehler des Kindes kommen, sondern sie von vorne herein der Bosheit und Bösartigkeit zuschreibt; weil selten ein erwachsener Mensch aus Liebe straft, um zu bessern, sondern im Zorn, um Rache zu nehmen für gehabten Verdruß.

So verstrich mir der Winter. Er war hart und kalt gewesen, aber gegen das Ende des Merzes wurde es milde, die Erde thaute auf, Merzenglöcklein blühten, die Bachteln (Glockenblumen) wuchsen wunderschnell empor. O wie freute ich mich darüber, bald kam Ostern, da hoffte ich auf Eier, hoffte sie recht schön zu sieden mit Brasilienholz, Bachtelnkraut und Zwiebelhülsen darum zu binden, daß sie geflammt würden und schöne weiße Kreuze erhielten. Ostereier waren im ganzen Jahr immer meine größte Freude gewesen; Wochen lang vor Ostern konnte ich an nichts anderes sinnen, als an das halb Dutzend Eier, welche ich erhielt, und wenn ein Huhn gagelte, gagelte ich jubelnd mit. Wie wohlfeil ist doch Kinderfreude und wie schön, und wie traurig, daß selten alte Leute sich

recht mehr freuen können, höchstens noch mit den Kindern; aber das Traurigste ist wohl, auch mit Kindern sich nicht mehr recht freuen zu können, an ihren Freuden sich zu ärgern, und die unschuldigste zu verbittern? Nein, das ist noch nicht das Traurigste, sondern das ist es, daß man diese Herzensbitterkeit, diese Freudlosigkeit für Gottseligkeit des Alters ausgiebt, welche über die Welt und die Gottlosigkeit der Jugend seufzt. Das ist wahrlich eine finstere Gottseligkeit, welche nicht für den heitern Himmel paßt, in welchem der liebe Heiland seinen Kindern Wohnung bereiten will.

Die Bäuerin hatte viel Eier bekommen, die vollen Krätten betrachtete ich mit großem Respekt und dann Ei um Ei, welches wohl das stärkste sein möchte. Am Ostersamstag machte man Vorbereitungen zum Sieden, die Kinder jubelten und brachten, was sie um die Eier gebunden wünschten. Ich dachte nichts anders, als auch welche zu erhalten. Sobald ich vom Kinderhüten entrinnen konnte, eilte ich auch und pflückte im grünenden Baumgarten, was mir schön schien, und, über manchen Fund ganz glücklich, brachte ich eine Hand voll Blümchen und Kräuter aller Art der Bäuerin in die Küche.

Verwundert fragte die, was ich damit wolle? und als sie meine Meinung hörte, sagte sie: was bildist dir i, wyne Hühner legge o für di? o bä, das wär e neue Mode, em Bueb no ga Eier z'siede, u b'sonders am fettige, dä King geng z'brülle macht, nit lert, nit folget, u i der Schul alli Tag Schläg übercho het! Nei Bueb, sösli dumm si m'r notti nit, und fetig Flause bildt d'r nit y. Da war mir, als ob ich aus dem Himmel gefallen wäre: Keine Eier an der Ostern, das war mir fast, wie kein Aetti mehr; für Vorwürfe, Schläge war ich sonst ziemlich unempfindlich geworden, aber das griff tief ein. Ostern und keine Eier, das wollte mir fast das Herz brechen. Anhalten konnte und mochte ich nicht, ich war nicht mehr gewohnt zu flattiren; ich wurde auch nicht sowohl wehmüthig als zornig, heulte mehr als ich weinte, und nach und nach bildete sich die Ueberzeugung in mir, daß ich Eier haben müsse in jedem Fall.

Nach langem Sinnen fiel mir endlich ein, daß ich noch einen neuen ſchönen Batzen hätte vom Examen her; an demſelben hatte ich ſonſt meine große Freude gehabt, ein eigenes Säckeli für ihn gemacht und ihn oft betrachtet, wenn ich allein war; aber Eier waren mir doch noch lieber. Den holte ich, lief damit zu unſerer G'hueſmanns Frau, und bat ſie, mir um den Batzen Eier zu geben. Ich war glühend roth vor Zorn, konnte kaum reden und die Thränen liefen mir noch immer über die Backen herunter, ſo daß die Frau wohl merkte, daß es etwas beſonderes gegeben haben müſſe. Sie fragte mich, ich erzählte ihr mein Elend, wie es mir ergangen, wie ich jetzt Eier haben müſſe und gerne den Batzen dafür gebe, wie lieb er mir auch wäre. Da ſagte die gute Frau: los Miaßli, b'halt du dy Batze, Eier verkauf ig d'r keine, aber kum i d'Stube, m'r wei luege. In der Stube erzählte ſie ihren zwei Kindern, der Miaßli bekomme drüben keine Eier und hätte doch ſo gerne welche, er ſei es arms Buebli, aber er habe ihnen doch nie etwas zu Leid gethan, im Gegentheil ſie manchmal gegen den Johannesli in Schutz genommen; ob nun jedes ihm ein Ei geben wolle, eins behielt doch immer noch drei? Die gute Mutter hatte noch nicht ausgeredet, als ihre guten Kinder auf mich zu ſprangen und mir Eier gaben; nur das Eine von ihnen fragte: Gell Müetti, d'ſchönſte bruch ig ihm doch nit z'gäh? und doch nach einigem Kampf gab es mir das, welches ihm am beſten gefiel. Da ward mir wohl, und ich konnte wieder Jemand freundlich anſehen, was lange nicht geſchehen war, und recht von Herzen glücklich machten mich die Eier. Als der erſte Eindruck vorüber war, fiel mir plötzlich ein, der Bäuerin nun zu zeigen, daß ich Eier bekommen auch ohne ſie. Ich theilte meinen Einfall und meine Schadenfreude der Frau mit, und wollte fort, die ſagte aber: los Miaßli, mach nit dir un ûs Verdruß; wenn die Frau weiß, daß m'r d'r Eier gäh hei, ſo nimmt ſi d'r ſe, u mi z'Haß; nei das wei m'r nit mache. Verſteck ſe wohl, oder wenn das nit chaſt, ſo la ſe da, u chom morn einiſch mit mine Ching cho dûpfe und g'ſetterle, de beſch notti Freud und machſt Niemer hön. Die gute

Frau hatte mehr als Recht. Den ganzen Abend konnte ich daheim in stiller Freude dem Lärm der Kinder mit ihren Eiern zusehen. Ich hatte wieder alle lieb, hatte mich doch auch Jemand lieb gehabt, gab über alles guten Bescheid und flattirte den kleinen mir Uebergebenen so von Herzen, daß selbst die Bäuerin, die meiner sonst nur achtete, wenn ihre Kinder über mich brüllten, aufmerksam wurde, mir ein Ei brachte und sagte: Lueb da best o eis, we d's ganze Jahr so wärisch, su wärst eim o lieber, u überchämist o meh. Die Frau wußte auch nicht, daß ein Kind fast ist wie eine Orgel, und die Töne hören läßt, welche man auf ihm anschlägt. Der Mensch kennt alle Dinge der Erde, aber den Menschen kennt er nicht, da scheint er aus lauter Dummheit zusammengesetzt zu sein. Was meint man, wenn Einer in Holzschuhen mit Roßnägeln beschlagen auf einer Orgel herumtrampeln, und dann dieselben, wenn sie erbärmlich quickte und quackte, schlagen wollte, weil sie aus Bosheit kein schönes Lied spielen wolle, würde man diesen Menschen nicht einen Schöps heißen und in den Kalender thun?

Wollte man aber die Menschen in Kalender thun, die mit Holzschuhen und Roßnägeln auf Menschenherzen herumstolpern, und zürnen und prügeln, wenn diese Herzen nicht lauter Lust, Freude und Liebe sein wollen, so müßte man den lieben Gott bitten, daß er noch einen Blätz an unsere Erde setzen möchte, damit der Kalender Platz auf ihr hätte. Und wenn die gemeinnützige Gesellschaft sich auch mit diesem Kalender abgeben will, so müßte man den lieben Gott bitten, daß er den Blätz zwei oder drei Mal so groß machen möchte, als sonst nöthig wäre.

Das ging nun einige Tage recht ordentlich, und weil gerade in diese Zeit die Bettlergemeinde fiel, so entschloß der Meister sich, mich zu behalten, und nahm mich an dieselbe nicht mit. Er werde dort sagen müssen, wie bös und verdorben ich zu ihm gekommen sei, daß er mich aber rangirt habe, bis ich mich gebessert; er verstehe es aber auch, und ich sei nicht der Erste, den er z'weg gebracht, meinte er. Voll guter Meinung von sich ging er hin, mag dort auch also geredet haben, und viele Jahre lang

galt ſein Haus für das beſte, um verdorbene Kinder z'weg zu bringen. So wohlfeil und ſo begründet kommt Mancher zu Ehren und Ruhm, aber nicht nur zu Unverſtand, ſondern am meiſten in den Hauptſtädten, und nicht nur ehemals, ſondern auch jetzt.

Bald war alles wieder im Alten und eine neue Sache kam noch dazu, die am Ende mich hier forttrieb. Des G'husmes Frau und ihre Kinder waren mir begreiflich ſehr lieb geworden, von ihnen bekam ich immer ein freundliches Wort, daher war ich auch gar gerne bei ihnen. Nun aber hatte meine Meiſterfrau die Hausfrau auf der Mugge, aus mehreren Gründen. Sie kam nicht viel herüber, und rühmte auch nicht viel; daher hieß ſie hochmüthig. Sie war ſehr reinlich und an ihren Kindern ſah man keine Löcher, weil ſie behauptete, es ſei viel wohlfeiler, Löcher zu rechter Zeit zu flicken, als die Kleider verhudeln zu laſſen; ſo weit rechnen konnte die Meiſtersfrau nicht, daher nannte ſie die Hausfrau hoffärtig.

Manchmal, wenn die Meiſterfrau über andere loszog, wollte die Hausfrau abbrechen und z'beſt rede; daher hieß es: ſie meinte es nicht gut, und halte es mit Andern. Kurz, eine gewiſſe Ueberlegenheit der Andern erbitterte die Meiſterfrau, kein Weib hat eine ſolche gerne; zudem waren jene nur Hausleute und ſie die Bauern; u Uverſchauters chas doch g'wüß nit gä, as wenn G'husmes Frau g'ſchyder ſi wott as d's Bure Frau.

Es ging daher allemal übel an, wenn man mich mit jenen zuſammenſah. Du wirſt aber ſi ga kläffele, was gang hie? hieß es, und allemal fand man, daß ich etwas verſäumt habe; oder einem Kind etwas zugeſtoßen ſei, während ich dort war, und man ſagte mir: we m'r di noh einiſt dert g'ſeh, ſu gä m'r d'r Eini zum Gring, daß d'no morndriſch ſturm biſch. Solche Drohungen fürchte ich nicht, ſie kamen gegen mich und nun bereits auch gegen ihre Kinder, ſo wie ſie größer, ungehorſamer, ungereimter wurden, und das den Eltern läſtig auffiel, alle Tage zu Hunderten vor, ohne daß von zehn eine ausgeführt wurde.

Aber eines Tages, anfangs Winters war es, küchelte

die Meisterfrau, und der Anken lief ihr ins Feuer, was ihr unbegreiflich vorkam, es war ihr sonst noch nie begegnet. Glücklicherweise konnte sie schnell die Pfanne decken, so daß kein Unglück entstund; unglücklicherweise aber gieng in selbem Augenblick die Hausfrau vorbei, und fragte: Trini, was machst, soll i d'r helfe? Es ist guet, chunst grad, du Donners Her, jetzt weiß i, wer me d's Für i Anke g'heret het! scholl die Antwort aus der Küche, aber i will d'r d's Here vertrybe! und mit der Küchengabel wollte sie auf die Hausfrau los, stolperte aber in der Wuth über die Saumelchtern, und als sie aufgestanden, sah sie die Hausfrau nirgends mehr.

Man kann sich nicht vorstellen, wie die Frau in der Küche turnierte, wie sie die Küchlein herumschlug und über die Here fluchte, die ihr den Streich gemacht. Daß sie selbst Schuld an der Sache sei, konnte sie sich nicht vorstellen. Das sei ja der deutlichste Beweis, daß die Hausfrau eine Here sei und ihr den Teig verheret habe, weil sie gerade dazu gekommen, wie hätte sie es sonst gewußt, oder wie hätte es sich ungefähr so treffen können, urtheilte sie. Gegen diesen bündigen Schluß war im ganzen Hause Niemand im Stande etwas einzuwenden. Man staunte, daß man die Here so lange nicht gemerkt, und pries die Geschicklichkeit der Bäuerin hoch, daß sie geschwind die Pfanne gedeckt, denn die Here hätte sicher das Haus verbrennen wollen; daß es noch stehe, habe man nur ihr zu verdanken. So wurde nun auch sie ganz stolz: was sie sonst keinem Menschen gesagt hätte, daß ihr der Anken ins Feuer gelaufen sei, das erzählte sie nun so lange sie lebte, gewöhnlich alle Tage zweimal und extra einem jeden, der den Fuß über die Schwelle setzte, um sagen zu können: die Hausfrau sei eine Here, sie aber habe geschwind den Deckel auf die Pfanne gethan, und daß das Haus noch stehe, habe man ihr zu verdanken.

Nun aber wurde das Verbot, mit diesen Leuten keinen Umgang zu haben, so lange man sie noch da haben müsse, sehr ernst. Den Kindern sagte man, sie können von ihr verhext werden, daher sollen sie der Frau bei Leibe nicht zu nahe kommen, von weitem könnten sie ihr Her, Her!

ſchreien ſo viel ſie wollten; mir aber wurde geſagt, wenn ich ein einzig Wort mit ihr oder den Kindern rede, ſo ſchlage man mir beide Beine ab und alle Zähne in den Hals. Das fruchtete Alles nicht, ich mußte hinüber, und in meiner kindiſchen Unbefangenheit dachte ich nichts Arges dabei, alles wieder zu erzählen, was man über ſie geredet hatte. Diesmal hörte die Hausfrau zu, ein andermal aber ſagte ſie: Los Miaßli, ſchwyg lieber, ih begehre nit z'wüße, was ſie däne ſäge, es treit nüt ab, als mi taub z'mache. Es konnte nicht fehlen, daß man meinen Umgang merkte, wenn ich ihn auch noch ſo heimlich halten wollte, denn die Kinder lauerten mir auf, da gab es immer tüchtigere Schläge, immer gehäſſigere Worte; denn über wen die Meiſterfrau böſe war, den ſollte die ganze Welt haſſen, und wer mit einem Solchen redete, der war nun nicht beſſer als der andere. Wenn ſie mit der Magd ausgeſchirret hatte oder mit dem Knecht tubelte, und der Mann gab zufällig dem einen oder dem andern ein gutes Wort, ſo hatte er das Wetter auf dem Hals, und ſie wurde nicht zufrieden, bis er ſich bequemte, auch auszuſchirren oder zu tubeln. Die Hausfrau bat mich endlich um meinetwillen, nicht mehr zu kommen, aber ein ungewohntes gutes Wort that mir viel wohler, als die gewohnten Schläge weh; ſo ſchlich ich um ihr Häuschen, bis ich von ihr oder den Kindern ein gutes Wort weg hatte. Ich hatte es aber nun alle Tage böſer und die Meiſterfrau verfluchte ſich, daß ich aus dem Hauſe müßte, ſo bald als möglich, daß ſie mich nicht mehr vor Augen haben könne, ſie dürfe mir kein Kind anvertrauen, aus Furcht, ich thue ihm etwas an, das mir die Hausfrau angegeben. Ich wurde alle Tage unwirſcher und ſtöckiſcher, ſo daß ich ganz ſicher viele Urſachen zu Klagen gegeben haben mag. Dieß Haus verließ ich gerne, nur that es mir weh um meine guten Leute in dem kleinen Häuschen. Ich weinte bitterlich, als ich von ihnen Abſchied nahm, und die Hausfrau in meinen Vorſchlag nicht eintrat, an die Bettlergemeinde zu kommen und mich zu verdingen. Wenn ich dann bei ihr wäre, ſo wollte ich dem Johannesli und den andern

das Her schreien schon verleiden und sie alle Tage prügeln nach Herzenslust, hatte ich ihr doch versprochen.

Neuntes Kapitel.

Der Güterbub wird ein Gassenbub.

Dießmal mußte ich mein Bündelchen selbst tragen. Es wurde mir auch nicht schwer, es war bedeutend kleiner geworden; man hatte mir nichts Neues angeschafft, manches war abgegangen, und was ich hatte, war großentheils verwachsen. Ich wußte nun schon, was „verdingen“ heiße, und erwartete düster das Schicksal, das mir werden sollte.

Als meine Reihe kam, sagte der Bauer: es cha ne e angere näh, u o propiere, was das für eine isch. Kein Zureden konnte ihn andern Sinnes machen, er wußte wohl warum, er hatte auch eine Frau daheim, die etwas Meister war, es schickte sich ihm aber nicht, das zu sagen. Nun sprach man auch mir zu, und das eben nicht auf die lieblichste Weise, und fragte mich endlich, ob ich mich gar nicht bessern wolle? Erbittert, daß ich alle Schuld tragen solle, antwortete ich: i ha nüt schlechts g'macht, mi het mi o nüt geng d'z'prügle g'ha. Da g'höret d'rs, wie ner eine isch, sagte der Bauer; was brauchen wir weiter Zeugniß, dachten die Andern. Auf diese Verdammung hin, wobei sie jedoch ihre Kleider nicht zerrissen, wollte mich Niemand freiwillig auf das Gut nehmen, und ich wurde zu denen gestellt, die ebenfalls Niemand nehmen wollte, um dann auf die Güter verlooset zu werden. Endlich gegen Abend, ganz erschöpft von Hunger und Durst, denn man hatte mir nichts mitgegeben, und während den ganzen Tag mir Niemand etwas angeboten, fiel ich einem alten Bauer zu, der mich sehr unwillig mit sich nach Hause nahm und mir beim Heimgehen unfreundlich erklärte: er werde mich nicht behalten, sondern weiter verdingen, so einen könne er nicht brauchen. Am andern Morgen ging er fort um Platz zu suchen, und

brachte am Abend die Nachricht, es werde am nächſten Morgen Jemand mich abholen. Es war mir leid, bei ihm hatte es mir gefallen, und ich hätte gerne alles Gute verſprochen, aber Niemand machte durch freundliches Benehmen mir Muth dazu, und mir war es einmal nicht mehr gegeben, mich von der beſſern Seite zu zeigen, ich war verſchüchtert und hartnäckig geworden; der Brunnen der Liebe war nicht mehr fließend, er war zurückgetreten, man mußte nachgraben, wenn man ihn finden wollte.

Am andern Morgen kam richtig ein alter ſchlecht gekleideter Mann, und holte mich ab. Wir gingen über Berge, durch Thäler, mehrere Stunden weit in eine mir ganz unbekannte Gegend. Unterwegs fragte mich der Mann über alle meine Verhältniſſe aus und über die Leute, bei denen ich geweſen war; ließ mich ordentlich reden, fuhr mir nie über das Maul; durch Zwiſchenfragen brachte er noch mehr hervor, wenn ich ſchweigen wollte, ſo daß ich auf dem Wege recht kurze Zeit hatte, und ordentlich zutraulich wurde. Endlich kamen wir in ein kleines Thal im ebenen Lande, durch welches ein ſtattlicher Bach floß. Ueber dem Thale auf der Abendſeite lag ein großes, ſchönes Dorf, auf der Morgenſeite ein mächtiger Eichenwald und an der Spitze desſelben, etwa hundert Schritte vom Bache, war eine kleine verfallene Hütte, mit zerbrochenen trüben Fenſtern und unordentlichen, kothigen Umgebungen. Rings ums Haus lag der Miſt von einigen Hühnern, einer Ziege und ihren Jungen, in demſelben einiges Arbeitszeug zum Schnefeln und einige Späne, welche den ganzen Holzvorrath ausmachten. Unter der kleinen rauchigten Hausthüre mit der ausgetretenen Schwelle ſtand eine alte ſchmutzige Frau mit einer großen, irdenen Kaffeekanne in der Hand, an welcher oben ein Stück ausgeſchlagen war, und ſagte uns: wir hätten Zeit zu kommen, ſie hätte ſonſt allein z'Nacht g'freſſe und wir hätten dann ſehen können, was wir bekommen.

In der Stube ſah es nicht ſchöner aus als um das Haus. In einer Ecke war ein ärmliches Bett ohne Vorhang, in der zweiten ein zerbrechlicher, unſauberer Tiſch, in der dritten ein vierfach geſpaltener Ofen und in der

vierten endlich ein grober Trog, daneben ein Rad mit Kuder, auf dem verlöcherten Boden liefen Hühner herum und auf dem Tisch saß eine Katze. Mir wurde unheimelig zu Muthe. Doch als die Alte den Kaffee brachte und den Tisch unterstellte, damit er nicht zu sehr wackele, als ein mächtiger Eiertätsch dazu kam und gutes Brod, da vergaß ich meine Umgebung, denn ich war hungrig und müde. Als wir gegessen hatten und ich einnicken wollte, schüttelte die Alte einen Laubsack auf dem Ofen zurecht, hieß mich darauf liegen, deckte mich mit Hudeln zu und hieß mich wohl schlafen. Das war mein neues Bett. Ich hätte fast darüber geweint, allein der Eiertätsch war gut gewesen, der Schlaf gar mächtig, er ließ die Betrübniß nicht aufkommen, nahm mich in seine Arme und hielt mich umfangen, bis am späten Morgen ein Huhn mich weckte, das auf mir herumspazierte. Nun wurde ich in meinen neuen Wirkungskreis eingesetzt. Daß ich keine Kinder zu hüten hatte, nahm mir eine schwere Bürde ab dem Herzen, Kindermeitschi zu sein, war mir verleidet; ich sollte für die Ziege köhlen, den Hühnern nachsehen, daß sie die Eier nicht verlegen, zwischendurch Mist und Holz auflesen, und herzutragen, was sie allfällig nicht herbeibringen konnten. Das alles behagte mir so übel nicht; ein dunkles Gefühl versprach mir bei dieser Lebensweise eine Freiheit, welche für jedes Kind etwas unendlich Anziehendes hat. Wie gerne möchte manches geputzte Kind, das beständig unter Aufsicht an eine Beschäftigung gestellt ist, tauschen mit einem barfüßigen, das manchmal nur halb genug zu essen hat, aber laufen kann, wohin es will und wie es will? O es war zu schön, wenn ich ausziehen konnte in den Wald, um Futter zu suchen, mein Bündelchen bald gefunden war, und ich dann Stecken suchen und hauen konnte, einen schöner als den andern, oder Beeren suchen, zuerst Erdbeeren, dann Heiti-, später Himbeeren und endlich Brombeeren; wenn ich immer schönere fand und reichlicher, daß ich nicht alle essen konnte, sondern Schalen von Rinden machte, sie heimbrachte, die Alte mich lobte, Ziegenmilch darüber goß und sogenannten Erdbeeristurm machte, o das war denn eine Herrlichkeit! Und wie prächtig

war es erst, die Ziege weiden zu können unten am Bach in den Stauden. Dort band ich sie an und saß dann ans Wasser und sah den Fischlein zu, wie sie auf und ab fuhren auf dem hellen Grunde, das dunkle Kraut suchend, darein sich zu bergen, wie sie wieder heraufschossen wie Blitze und richtig eine Mücke oder einen Heustüffel erhaschten.

Manchen Heustüffel band ich an langen Faden und ließ ihn im Wasser schwimmen. Ein Fischlein hätte ich gar zu gerne gehabt, und ein Jubel ohne Ende wars, wenn zuweilen der Heustüffel mir abgebissen wurde, und alle mußten den Faden sehen, und hören, wie ich einen großen, großen Fisch fast gehabt und das nächstemal ihn gewiß erwischen wolle. Wenn ich dann heim kam vom Bache, strich ich meinen Hühnern nach und den mir gezeigten Nestern, nahm die Eier aus, und als ich einmal ein unbekanntes Nest fand in dicker Haselstaude und den Alten einen ganzen Kratten voll einliefern konnte, und ich gestreichelt und gerühmt wurde, und noch einmal so viel Eiertätsch erhielt beim Abendessen, da war ich so stolz, wie ein Feldherr nach einer gewonnenen Schlacht. Mich drückte, daß ich meist ganze Tage allein sein mußte. Wenn gut Wetter war, so zogen am frühen Morgen Mann und Frau aus, zu hausiren; sie mit einer Flasche Hofmannstropfen oder mit Nastüchern oder mit irgend etwas anderm Plunder; er mit einem Korbe oder Steinkratten oder irgend einer Schuefelarbeit, und kamen meist erst heim, wenn es dunkelte. Da wurde mir der Tag gar lang, und das trockene Brod oder das Essen, das man mir für den Mittag anwies, genügte mir auch nicht recht, wenn ich schon wußte, daß es am Abend etwas Gutes absetzen würde, was die Mutter oder der Vater heimbrachten. Es wunderte mich oft, wie viel Geld sie lösten aus den mitgenommenen Kleinigkeiten, und wie aus diesen die Leckerbissen angeschafft werden konnten, welche sie aus fernen Dörfern heimbrachten; denn in dem nahen Dorfe, wo sie daheim waren und wo die Gemeinde ihnen den Hauszins zahlte, da wurde gar nichts gekauft.

Da gab es Speck, Würste, Braten, selbst kleine Hammen,

weißes Brod, Wein, Schnaps aller Art; es war ein Herrenleben gewöhnlich am Abend bei uns.

Ich klagte den Alten einmal meine Langeweile und bat sie, sie möchten doch zu Hause bleiben oder mich mitnehmen. Sie lachten mich aus und sagten, ich sei selbst Schuld daran, warum ich mit meinem Mistbännli bloß um das Haus herumfahre und nicht auf die Landstraße, hinüber ins Dorf, da hätte ich für einen ganzen Tag kurzi Zyti genug, wo Herre und Künge sechsspännig führen. Das schlug ein bei mir, den ganzen Tag hatte ich keine Ruhe, das kam mir vor als ein Ausflug in die Welt, wichtiger, als manchem eine Reise nach Amerika. Ich rüstete meine Bänne und die bessern Schuhe, dachte über alles, was mir begegnen würde, was ich sehen, wie ich mich benehmen könnte, und mochte den Abend und mochte den Morgen nicht erwarten; ich sah lauter Könige mit Kronen auf den Köpfen und schöne Königinnen in ganz güldenen Röcken. Mit klopfendem Herzen trat ich am andern Morgen meinen Ausflug an. Lebe wohl, du dunkler, schöner Wald, b'hüti Gott, du lieber klarer Bach, lebt wohl, ihr unschuldigen Freuden, die ihr botet; euch ergeht es nun auch wie vielen guten Freunden, die man vergißt im Treiben der Welt und ihren Genüssen! Ich fuhr durchs Thälchen, die Höhe hinauf und war bald auf der mächtigen Heerstraße, an deren beiden Seiten das schöne Dorf lang sich hinstreckte.

Mit einem Auge sah ich nach Mist mich um, mit dem andern nach den Königen und Königinnen, ihren güldenen Kronen und güldenen Röcken. Mist fand ich wohl, aber die Könige sah ich nicht, es wollte keiner kommen; statt deren aber kamen zwei verlumpete Buben, ebenfalls mit Mistbännen, und frugen mich: wer ich sei, was ich da mache, wer mir das Recht gegeben habe, hier Mist aufzulesen? ich solle auf der Stelle nach Hause fahren und mich hier nicht mehr blicken lassen, sonst würde ich wüst abkommen.

Anfangs war ich verblüfft und in der fremden Umgebung schüchtern, und Mancher ist unter seinem Dache ein Held, einige hundert Schritte davon würde er vor

jedem Hasen davonlaufen; allein ich hatte an so vielen Orten mich schon prügeln müssen, daß diese Verblüfftheit nicht lange währte. Drei Tage hintereinander prügelten wir uns mit den nöthigen Unterbrechungen, am vierten machten wir ein Bündniß zusammen: wir drei wollten den Mist auf der Straße durch das Dorf allein sammeln, und wenn Jemand anders in unser erprügeltes Recht eingriffe, ihn schlagen, bis ihm die Lust dazu verginge; und wir behaupteten dieses Recht, so lange ich da war. Später erklärte man mir, wie man dieses Recht in der Kunstsprache heiße.

Nun ging erst ein lustiges Leben für mich an, und ich wäre unglücklich gewesen, wenn ich einen Tag nicht auf der Landstraße hätte sein können. Unsere Arbeit ließen wir uns nicht sauer werden und waren gar nicht der Meinung, daß wir den ganzen Tag unabläßig dem Mist nachlaufen müßten. Jeder machte seinen bestimmten Kehr, Einer wartete oben an dem Stutz um zu spannen, und manchmal waren wir alle da, trieben Muthwillen und redeten Streiche ab. Ich stund besonders gerne vor dem Wirthshaus, und sah da den Fremden zu. Freilich sah ich keine Könige, aber doch schöne geputzte Herren und Frauen und schöne Kutschen, und malte mir dabei aus, wie es so herrlich sein müßte, in einer solchen zu fahren, und machte mancherlei Pläne, dazu zu kommen; dachte dann auch an meins Hühner und an den Haber, den die Pferde fraßen, und wenn ich eine Handvoll einstecken konnte in Augenblicken, wo Niemand um die Pferde war, so fühlte ich mich überglücklich. Niemand hatte mich über die Pflichten gegen das Eigenthum belehrt, ich hatte bis dahin aber nicht Anlaß, sie zu übertreten, der Trieb war nicht geweckt worden; er erwachte und wurde genährt.

Die Alten waren sehr zufrieden mit mir geworden, denn meine Gewerbe brachten ihnen Geld ein. Den Mist begehrten sie nicht, sie sagten: Miaßli, d'r Mist bruche m'r nüt, m'r wette Narre sy öppis z'pflanze, und d'Müh ha, d'Bure chäu für is schwitze, u sy vermöge sauft, is z'erhalte, verkauf du ne wie d' chast. Die beiden andern Buben hatten den gleichen Befehl von Haus aus, wir

verkauften ihn so gut wir konnten, und lösten je nachdem wir Käufer hatten. Konnten wir z. B. den Mist dem alten Pfarrer bringen, so waren wir z'weg, er zahlte 1 Batzen für einen Kratten, und wir machten ihm immer apparti für ihn z'weg. Er sah nicht mehr ganz gut, so mischte man dann Sand, Koth und Staub darunter und hatte im Schnik einen Kratten voll; und in der ganzen Gemeinde sahen alle vom Statthalter bis zum Säuhirten dem Spiel lachend zu und hatten ihre Freude daran; da gab es gute Losig an solchen Lieferungstagen. Das Spannen trug auch etwas ab, jedoch kam es auf das G'sell ab; es gab Tage, wo Einer von uns nichts erhielt, ein Anderer viel. Da versuchten wir eine gemeinschaftliche Kasse, welche aber nicht lange bestand, da keiner ehrlich sein und gehörig abliefern wollte. Lange wurde ich betrogen, merkte es endlich, betrog auch; sobald die andern es merkten, fanden sie keinen Vortheil mehr bei einer gemeinschaftlichen Kasse, und sie wurde aufgehoben. Etwas Gemeines besteht nur durch Gewalt oder durch Ehrlichkeit, die letztere hatten wir nicht, die erstere nur in unsern auswärtigen Angelegenheiten. (Ist etwa die eine von den Stellen, bei denen man es mir so bitter nachträgt, daß ich dem Leser Verstand zugetraut, zu begreifen, was ich meine, und deßwegen keine Erklärung beifügte: ob sie auf das Neue oder das Alte zu beziehen sei?) Ein dritter Erwerbszweig war das Betteln. Wir liefen keinem Bauernwägeli nach, wir fürchteten die Peitsche; wenn aber eine fremde Herrschaft durchs Dorf rasselte und beim Wirthshause hielt (denn im Fahren erhielten wir nichts, besonders wenn es Engländer waren), versuchten wir ihnen beizukommen, nur mußte es der Wirth nicht sehen, der gönnte uns nichts, er wollte Alles allein für sich.

Am liebsten liefen wir Chaisen nach, in denen ein junger Herr und eine junge Frau oder Tochter saßen, die gaben fast alle Mal, und jeder wollte es z'wänge, um zuerst zu sein, und manchmal gaben deßwegen beide. Wo aber alte Weiber saßen und Herren mit Perrücken oder Schnänzen, da gaben wir uns keine Mühe. Eine vierte Quelle hätten wir noch sehr gerne aufgethan. Einer

meiner Kameraden kam aus dem Lande her, wo es mehr Gänse und Schweine giebt als ordentliche Menschen, und erzählte uns, dort sei vor jedem Dorfe ein Thürli, bei welchem viel zu verdienen sei, viel mehr als beim Spannen. Nun hatten wir lange Berathungen, wie ein solches zu errichten wäre. Wir versuchten den Bauern einzuschwatzen, ein Thürli machen zu lassen, wir konnten ihnen aber den Nutzen davon nicht einleuchtend darstellen. Der Frau Ammännin waren eines Morgens alle ihre Gänse gestohlen worden. Da ordneten wir einen von uns ab, der ihr vorzustellen hatte, dieser Diebstahl wäre nicht geschehen, wenn ein Thürli gewesen wäre, ein solches würden die Diebe scheuen. Sie glaubte es, gab dem Abgeordneten ein Stück Brod und die Sache kam vor den Gemeindrath, doch umsonst; die Mehrzahl meinte: Diebe würden durch ein Thürli noch weniger abgehalten als ehrliche Leute. Endlich beschlossen wir eins auf unsere Kosten errichten zu lassen; wir lasen den Platz aus und bestellten einen Zimmermann um es aufzurichten. Dieser glaubte aber, wir wollten ihn für einen Narren halten, und prügelte den, den er erwischen konnte, ordentlich durch. So mußten wir unser Finanzprojekt mit Weinen und Heulen fahren lassen; dessen ungeachtet verdienten wir des Tages manchmal nur zwei, aber auch zehn Batzen. Daraus mußten wir uns aber beköstigen, denn meine Alten gaben mir nichts mit. Ich kaufte gewöhnlich weißes Brod und Käse, meine Kameraden aber Lebkuchen, Zuckerkandel, Bärendreck und solche Dinge bei einer Krämerin, welche von vielen Bettlern, aber auch von vielen Bauernweibern den Zulauf hatte, weil sie mit ihnen Tauschhandel führte. Den Bettlern kaufte sie gegen Schleckereien um einen Spottpreis ab, was sie erbettelt, den Bauernweibern um ähnliche Waare, was sie ihren Männern verflöckt hatten. Die Leute wollten reich werden, und die da reich werden wollen, verfallen in Versuchungen und Stricke. Zu dem Gekauften verschafften wir uns aus den Baumgärten der Bauern und den Kirschbäumen an der Straße überflüßiges Obst. Wir kannten in jedem Hause an der Straße die Hausordnung; wußten, wenn man in jeder aß, ungefähr wie lange,

kannten das Geräusch der Thüre ꝛc.; nach diesem Allem richten wir uns, und kamen meist ungestraft davon. Wenn man uns schon von einem andern Haus aus sah, so hatten wir doch nichts zu besorgen; so bald es nicht über die eigene Sache ausging, rührte sich kein Bauer vom Essen, sondern sah recht trostlich zu, wie wir seinem Nachbar und dessen Kirschen zusprachen. Mein übriges Geld lieferte ich ordentlich zu Hause ab, und ärndtete allemal Lob und Preis; und wenn ich schon einmal wenig oder nichts brachte, gab man mir auch gute Worte und den Trost auf bessere Tage. Damit lachten mich meine Bundesgenossen aus und meinten, ich solle einen Mutech machen, wie sie auch thäten; sie verführten mich dazu, ich machte einige Batzen auf die Seite. So bald sie dieses merkten, mußte ich mit ihnen etwas g'werbe, oder mit andern Worten, spielen, entweder stöckeln oder Kreuz und Bär machen; einmal brachte einer sogar ein altes Spiel mit, und mir spielten nach seiner Anweisung, Gott weiß was. Richtig verlor ich all mein Geld an sie, mein Hinterhalten brachte mir nur Verdruß, ich ließ es also bleiben. Nur hie und da behielt ich Einiges zu einem Messer oder etwas Anderm, um damit zu händelen; denn wenn wir einen andern Buben zwischen uns bekommen konnten, so suchten wir ihn zum Händelen zu bringen, entweder sollte er uns etwas abkaufen oder verkaufen, und wollte er nicht, so wurde er gewöhnlich geprügelt oder wenigstens ausgeschimpft.

Als ich nun noch gar den Hühnern Haser heimbrachte, gieng den Alten ein neues Licht auf, sie lobten mich gar sehr, und auch die Hühner liefen mir das nächstemal entgegen und umgaggerten mich; das dünkte mich gar lustig, und es mußte nicht zu machen sein, oder ich brachte ihnen Haser mit. Allein der Stallknecht war auch nicht blind und nicht alle Tage fraßen Pferde vor dem Wirthshaus oder im Stalle, während Niemand darin war; als ich deßwegen traurig heim kam, sagten mir die Alten: aber Miaßli, bis doch nicht so dumm, d's Korn ist ja ryf und bald d'r Haber o, wed übers Feld geyst, su streif ume ab, es merkts Niemer, und wed d'Bure afa dröschе, u wenn sie z'eZmbiß esse, su sy g'schwind es par Hampfele aus

em Tenn g'no. Das ließ ich mir nicht zweimal ſagen, und brachte faſt alle Abende reichliche Beute für meine Hühner nach Hauſe, ſo daß ich einen ziemlichen Vorrath ſammelte für den Winter, und wir auch mehr Eiertätſch zu eſſen hatten, als in keinem Herrenhauſe.

Zehntes Kapitel.

Die chriſtlichen Zigeuner.

Ich erlangte die volle Gunſt der Alten, ihr ganzes Zutrauen, ſie hatten ferner kein Hehl mehr vor mir mit dem, was ſie eigentlich trieben. Ihr Handel mit dem Plunder, den Tropfen, Kratten und Körben war nur Nebenſache und Vorwand, um in die Häuſer zu kommen. Dort machten ſie ſich in weiter Runde umher mit allen Verhältniſſen, allen Schwächen, allen Leidenſchaften der Menſchen bekannt, und beuteten dieſe aus. Sie kannten alle eiferſüchtigen Weiber, alle heirathsluſtigen Mädchen, alle Weiber, die, um irgend ein Bedürfniß zu befriedigen, hinter dem Rücken der Männer Geld haben mußten, Mädchen-Liebſchaften, alle in fremde Gehege gehenden Männer, alle nach reichen Frauen lüſternen Knaben, alle alle geiſtlichen, alle abergläubiſchen Leute, alle Freundſchaften und Feindſchaften, alle Knechte und Mägde, die mit ihren Meiſterleuten unzufrieden waren und andere Plätze ſuchten, alle Kühe und Pferde im Revier; dieſe Kenntniß war ihnen die unerſchöpfliche Fundgrube reichen Erwerbs. Sie trugen Nachrichten und Beſtellungen hin und her, halfen verflöcken und Sachen einſchwärzen, rühmten und ſchimpften, kurierten, ſagten wahr; nebenbei ließen ſie alles mitlaufen, was ſich ihnen ſchickte, oder merkten ſich Dinge, um bei der Nacht ſie abzuholen, doch dieſes letztere nur mit der größten Behutſamkeit, gleichſam bloß beiläufig, um ihren Kredit damit nicht auf das Spiel zu ſetzen, denn das Stetzlen trug ihnen weit weniger ab, als das

Reden. Um dieſes recht anſchaulich zu machen, will ich einige ihrer Tagwerke, wie ſie ſie ſelbſt erzählten, anführen. Wer des Abends zuerſt nach Hauſe kam, beſorgte die häuslichen Geſchäfte, molk die Ziege, machte Feuer an, bereitete den Kaffee, der ohne Cichorie getrunken wurde, machte einen Eiertätſch oder Eierbrod, wenn Sachen dazu da waren, und wartete dann bis das Zweite nach Hauſe kam. Dieſe warteten dem Dritten nicht lange, ſondern ließen ſich wohl ſein, denn gar oft kam Eins gar nicht nach Hauſe; am Zuletztkommenden war aber immer der erſte Bericht. La g'ich Alte, warum chunſt hüt ſo ſpät? hieß es eines Abends, als der Mann erſt nach eingebrochener Nacht erſchien. Der preſſirte ſich aber nicht mit Reden, nahm ein Kacheli und ein tüchtig Stück zu eſſen, und erſt dann fieng er alsgemach, von beſtändigem Kauen unterbrochen, zu erzählen an. Heute habe ich einen mühſeligen Tag gehabt. Als ich durch den Wald gieng, nachdenkend wo ich einkehren ſollte, traf ich den R.... an, deſſen Lehnsleute dieſes Jahr plötzlich fortgezogen, weil der Lehensmann nicht alles mit ihm g'meinen wollte; der fragte mich, ob ich ihm für einen halben Gulden etwas verrichten wolle? Ich that nöthlich, ſprach von vielen Beſtellungen, da gab er mir zehn Batzen, wenn ich nach R. gehen und ſeines Alt-Lehnmanns Frau ſagen wolle, er komme nächſten Markt nach S., und ſie wollten ſich am Morgen um zehn in S. Stübli finden, da hätte man ſich gar nicht zu ſcheuchen, und könnte appart ſein. Unterwegs geſellte ſich eine Zeit lang der von Geiz und Dummheit halb verrückte Wagner G. mir bei, der ſeine Kinder vor Hunger faſt verrebeln läßt, und erzählte mir ein Langes und Breites von einem Feinde, den er habe, der ihn plage auf alle Weiſe; tödten wolle er ihn nun nicht ſelbſt, aber wenn er machen könnte, daß er ſonſt abweg käme, ſo ſollte ihn etwas Schönes nicht reuen. Ich ließ mich ein mit ihm und verſprach endlich Ruſtig zu erhalten von den Kapuzinern in Solothurn, aber er müſſe mir vier Franken mitgeben, weil ich nicht Geld bei mir habe. Er gab mir ſie recht gerne, lieber als einem, der ihm ſein krankes Kind geſund gemacht hätte. Ich brachte zuerſt dem Weibe meine Bot-

ſchaft, konnte alles gut verrichten, da es allein zu Hauſe kochte. Es wurde ganz roth, weil es nicht recht traute, als es aber ſah, daß es Ernſt war, verſprach es zu kommen, hieß mich aber ſchnell fortgehen und ſteckte mir ein halbes Brod zu, das gut für die Geiß iſt, denn wir eſſen es doch nicht, es iſt alt und ſchwarz. Von da ging ich zu den Kapuzinern und trug ihnen mein Anliegen vor. Sie hatten große Freude daran und ſagten: Gellit ihr Ketzere, ihr ſaid äußter froh über eus, warum göt ihr nit zu eue Pfarrherre? aber gellit, die chen äußter nüt als Wyber näh, es gait aber nit lang meh, ſo ſaid d'r wieder alle katholiſch. Darauf gaben ſie mir zwei kleine Fläſchchen, deren Inhalt ſolle man auf zwei Reiſigburdene verbrennen, da werde ein Geſtank entſtehen als ob ihn der Teufel ſelbſt hinterlaſſen hätte, und der Gehaßte werde ſeinen Tod in der Luft einnehmen, krank werden und ſterben. Mit allem Reſpekt nahm ich die zwei Fläſchchen, zahlte zwei Franken dafür und bat obendrein um ein eingenähtes Bündelchen; ſie behielten ſich noch eine ſchöne Ankenballe vor, ſonſt könne der Wagner ſich ſelbſt in Acht nehmen. Ich kenne die Schälke wohl, ſtinken wird ihre Sache gewiß wie Teufelsdreck, die zwei Franken werden ſie verthun und uns auslachen; aber ich kann ſo gut lachen als ſie, ich habe ob dem Handel auch zwei Franken gewonnen. Nun findeſt du in meinem Säcklein weißes Brod, ein Stück Käſe und noch eine Flaſche Bätziwaſſer, welches mir der Wagner als Lohn gegeben, da ich behauptete, der Dreck habe vier Franken gekoſtet, und hier, Alte, haſt du den Reſten Geld, der iſt für morgen gut, aber jetzt erzähle auch.

Du alts Kalb, wirſt du de nie witzig? ſchnurrte ihn die Alte an, daß ihm ein großes Stück in den lezen Hals kam. Was ha n'i'h de g'ſählt, daß du aber z'brülle heſch? Daß de ne Löhl biſch, de Kapuzinere ga 2 Franken z'gäb, hättiſch em Wagner ja öppis vo dir us bringe könne, er hät viel g'wüßt, woher es käm. Ja das iſt mir nit z'Sinn cho, ſagte der Alte in den Haaren kratzend. Heſch de nit g'wüßt wie's d'r Schache-Hans d'm Büzi-Bur macht? Ne. Du weißt, wie er ein Abergläubiſcher iſt, immer

glaubt, es sei ihm alles verhext, und für selligs Narrewerk jährlich vielleicht 1000 Pfd. braucht. Der hat zwei Doktoren an der Hand, die mit ihm umzuspringen wissen. Der eine hatte ihm im vergangenen Winter, als es am kältesten war, und sein ganzes Haus verhexet sein sollte, angegeben: Er müsse um Mitternacht splitternakt auf seine Hausfirst herauf und dort einen Schuß in die Luft los lassen, dann höre das Hexenwerk auf. Er rühmt ja noch allenthalben wie das ihm geholfen, aber verflümeret kalt sei es gewesen, vergißt er selten hinzuzusetzen. Der andere gab ihm Zeug für sein Füllí; nach 14 Tagen kam er wieder und rühmte, daß dem Füllí ganz geholfen sei, aber nun habe es seine Frau auch akurat so, er solle ihm doch vom gleichen Zeug noch einmal geben.

Aber beide Doktoren können ihm manchmal nicht helfen, dann müssen die Kapuziner ans Brett. Aber er geht nicht selbst zu ihnen, sondern zum Schachen-Hans, der giebt ihm, was er will, und lügt ihm, es komme von den Kapuzinern, er sei expreß seinetwegen bei ihnen gewesen. Das glaubt der Köhl und brachte letzthin dem Hans ein schön Stück Halblein für die Kapuziner. Aber Hans ist nicht ein Narr wie du, es hat ihm eine schöne Kutte gegeben, er hat sie vor 14 Tagen, wo er hat Götti sein müssen, angehabt, und sie ist ihm wohl angestanden. Wenn ich ein Köhl gewesen wäre wie du, ich hätte auch nicht vier schöne neue Fünfbätzler im Sack.

Sie sei mit ihren Hofmannstropfen zu der alten Weiblein A. gekommen, erzählte die Alte, die hätte ihr ins Stübli gerufen und geklagt: ihr Mann gehe immer andern Weibern nach, sie sei ihm nicht mehr gut genug, sie habe das schon lange gemerkt, und allemal, wenn er nach Hause gekommen, ihn tüchtig ausgeschimpft; aber er habe sich nicht gebessert, im Gegentheil, er sei nur mehr fortgegangen und später heimgekommen. Doch das sei noch alles nichts gewesen, aber jetzt sei eine Frau in ihre Nähe gezogen, von der man wohl wisse, wie anläßig sie sei, und daß sie Etwas in ihrem Schnupf habe, womit sie es allen Menschen anthun könne; mit dieser Frau habe nun ihr Mann gestern auch geredet und gar freundlich, wie

ſie es wohl abgegugget, und da brach ihr nun faſt das Herz über dieſe Miſtmohre und ihren Mann. Ich tröſtete ſie nun gründlich, indem ich ihr ein Mittel verſprach, welche alle Mannen, welchen man es eingebe, ihren Weibern auf immer treu mache. Man müſſe nämlich Nachtmahlbrod nehmen, das eingeſegnet worden ſei in der Kirche, und wenn man machen könne, daß ein Mann von dieſem Brod im Kaffee eſſe, ſo könne er mit keiner Andern mehr was zu thun haben. Des Pfarrers Köchin von S. ſei meine beſte Freundin, und um ein gut Trinkgeld gebe ſie mir gewiß einige Stängelchen, von dieſen ſolle ſie unter einem ſchicklichen Vorwand dem Manne einbrocken, und all ihrem Elend werde abgeholfen ſein. Sie war ganz glücklich über mein Mittel, gab mir einen Schnaps und vier neue Fünfbätzler für mich und die Köchin, welche aber nichts davon erhalten wird; ich bin kein ſo dummer Hung, wie du; das Brod, welches du gebracht haſt, thut den Dienſt auch. Als ich fortging, wartete mir hinter dem Hauſe die Sohnsfrau, klagte, wie man ſo wüſt gegen ſie ſei. Obſchon kaum dreiwöchige Kindbetterin, gebe man ihr nichts Appartiges, ſeit acht Tagen habe ſie keinen Wein geſehen. Sie gab mir einen Kloben Reiſten und ein ſeidenes Halstuch, dafür ſolle ich ihr eine Maas rothen Wein bringen, den Ueberſchuß für mich behalten.

Den ganzen Morgen ſchaffete ich nichts mehr, als ich aber gegen L. kam, war Stockbure Trini im Bohneplätz und winkte mir. Wir ſtunden in die Bohnen hinein und da fing es an zu weinen und ſagte: ſie glaube ſchwanger zu ſein, es ſei ihr ſo und ſo, ob ich es nicht auch glaube? Da ich es beſtätigen mußte, ſo klagte ſie, der Vater ſei 's Müllers Sohn zu B., er hätte ihr alles Gute verſprochen, und bei allem Hohen betheuert, er laſſe ſie nicht ſtecken. Nun ſei er aber ſchon zwei Monate nicht mehr gekommen, ſie habe Nachricht, er gehe zu einer Andern. Den Eltern dürfe ſie es nicht ſagen, die hätten ihr den Burſchen immer gewehrt und vorausgeſagt, er mache es ihr ſo. Ich ſolle doch zu ihm hingehen, bat ſie, und ihn dort und dort hin beſtellen, wenn er nicht zu ihr kommen wolle; aber reden müſſe ſie allweg mit ihm, es drücke ihr ſonſt das Herz

Bayerische Staatsbibliothek München

ab. Obgleich Trini mir nichts geben konnte, ſondern nur gute Belohnung verſprach, ſo gieng ich doch hin, es erbarmte mich. Auf dem Wege kam ich bei der reichen Bäuerin auf dem Hoger vorbei, die ſo läſterlich trinkt. Dieſe gab mir eine große Flaſche, welche ich ihr ſolle füllen laſſen und dann zu der Eiche ſtellen im Haſelhag; denn wenn ich zurückkomme, werde ihr Mann wieder daheim ſein, und wenn er mich antreffe oder etwas merke, ſo prügle er entweder ſie oder mich, welche ihm zuerſt in die Hände komme. Für meine Mühe gab ſie mir ſechs Kreuzer, einen Schluck aus der Flaſche nahm ich ungeheißen. Den Müllers-Sohn fand ich im Mühliſtübli alleine. Anfangs wollte er mit mir aufbegehren und mich fortjagen, allein ich erſchrecke nicht vor jedem Müller. Ich ſagte ihm, ich wolle es ſeinem Alten ſagen; da wurde er zahm. Dann rühmte ich Trini und ſprach von Erbſchaften, die es machen würde, und wie es die tölſti Müllere würde, früh und ſpät ſei und Schweine mäſten könne, trotz einer Luzerner Säumutter. Er hörte mir immer andächtiger zu, und ich merkte wohl, daß ihm Trini noch lieb ſei, und wenn er nicht ſchon eine andere Kochete über habe, er Trini nehmen würde. Ich wußte wohl, wohin er ſeither gegangen war. Dieſes Mädchen fing ich an auszuführen und wußte noch von Manchem zu erzählen, der zu ihr gehe, und wie ſie an der letzten Muſterung mit einem Offizier auf dem Läubli angetroffen worden ſei. Das wirkte. Er verſprach wieder zu Trini zu gehen, gleich dieſe Nacht, und gab mir dieſes Säckli Mehl mit, und im andern Säckli habe ich eine halbe Rothen und hier noch eine Magenwurſt, und wenn du nicht ſo müd wäreſt, ſo wüßte ich noch im Wald ein ſchönes Stück Holz, aber du kannſt das die andere Nacht holen, ſie werden es morgen nicht fortführen.

Bei der Halbi Rothen erzählte ich noch meine Geſchichte. Dann ſchliefen wir alle drei herrlich im ſchlechten Bett und auf dem Laubſack unter den Hudeln.

Ein andermal erzählte die Alte, ſie ſei nicht weit geweſen, da ſei ihr der Stirnbeter begegnet uf ſim Bigger, wie ne Schnyder, hätte angehalten und ihr geſagt: Du

weißt, Babeli, daß die Leute mich in's Geſchrei bringen mit dere obem Kreuzweg, daß meine Frau ſchrecklich ſchalus iſt und ich deſſetwegen es großes Lyde ha. Gehe nun zu ihr und ſage ihr, wie ſie im Geſchrei ſei mit irgend einem Nachbar, mit welchem du willſt, und wie alle Leute davon ſagen; da wird ſie dann grüßlich mache, denn die thut wüſt, wenn ſie abkömmt; und ich will es einrichten, daß ich dazu komme, will ſie fragen, was ſie habe, und wenn ſie es mir ſagt, ſo will ich antworten: Siehſt du jetzt, was die Leute können; wenn ich jetzt auch alles glauben wollte, was glaubſt du, wie führe ich mit dir aus? Aber nein Fraueli, ich weiß was die Leute können, aber glaube du es auch, und quäle mich nicht mehr ſo. So will ich reden; gehe jetzt zu ihr, du mußt ein gutes Trinkgeld haben. Ich ging zu der Frau, ſie ſchnauzte mich anfangs an. Sie und das ganze Haus ſahen ſo ſtraub aus, daß ich jetzt wohl weiß, warum man ihnen Strubpeters ſagt. Aber ich fing an ihre Meyen zu rühmen, ihre Kinder und ihre magere Katze, bis ſie mir immer mehr zuhörte; dann fieng ich an ſo nach und nach über die Welt zu ſeufzen, wie ſie immer ſchlechter werde, und es allbez nit ſo gange, wie keinem Menſchen mehr zu trauen ſei, auch dem beſten Freund nicht, die Leute ließen Niemand mehr rühyg. Wenn ich auf dieſer Saite ſpiele, ſo ſind von hundert Weibern nicht zwei, welche nicht darnach tanzen. Sie tanzte auch, und nach mancher andern Geſchichte, die ich nicht erzählen will, ſagte ich: wenn ich dir aber erſt ſagen wollte, was die Leute über dich ſagen, da erſt wüßteſt du, wie ſchlecht ſie ſind, aber das ſage ich dir nicht. Natürlich wollte ſie es wiſſen, ſie mußte mir zuerſt verſprechen, nicht böhn zu werden, und es Niemanden zu ſagen, dann richtete ich meinen Auftrag aus. Nun hättet ihr ſehen ſollen, wie das Weib zu heulen und zu wüthen anfieng: ihr Lebtag, ſeit ſie verheurathet ſei, habe ſie mit keinem zu thun gehabt, als mit ihrem Manne, und jetzt gehe es ihr ſo! Als ſie am Beſten daran war, kam ihr Mann, wie abgeredet, und das Ende vom Lied war lauter Eintracht und das Verſprechen der Frau, nun keinem Menſchen mehr zu glauben, was man über ihren Mann ſage, und der Mann

mußte das Gleiche verſprechen — er that es nicht ungern. — Von da kam ich in ein Haus, wo eine ſchöne Tochter iſt, die gerne einen reichen Mann hätte, und an allen Märiten im höchſten Staat aufzieht, mit guldige Gufe, ſilbrige Hafte faſt wie eine Hand ſo groß, Ringen an den halbgewaſchenen Fingern und Kruſelhaar an der Stirne, das ſie eine halbe Nacht drehen muß, damit es kruſelet werde, und zweien Naſelumpe, einen für die Hand und einen für die Naſe, und einer gelben ſeidenen Scheube, die rauſchet und glitzeret, daß man ſie eine halbe Stunde weit merkt, und ſeidene Halstüchli und ſiebe Mänteli übereinander ufg'hogeret bis an das Kinn und kurzum Narrenwerch d's ringſetum und obe und unte.

Am letzten B. Märit ſtund alles ſtill, wenn ſie vorbei gnepfte und rauſchte. Am Mittag war ich unter der Thüre, und ſah ſie eſſen, da that ſie ſo zimperlich, ſie büſchelte das Maul, daß es war wie ein Spatzenſchnabel, und redete ſo leisli, daß man nicht recht wußte, war es deutſch oder welſch; nachher beim Tanzen ſchüttelte ſie den Kopf wie ein Kutſchenroß im Winter, wenn es Schellen an hat, und that ganz herrſchelig. Ihr hättet hören ſollen, wie die Buben ſie ausgelacht und verſpottet, und einer ſagte: e fettige Narr paßt gerade auf einen Baurenhof, wie ein Gugger auf ein Neſt voll Eier zum Brüten. So viel ich weiß iſt keiner mit ihr heimgegangen, einer oder zwei wollten mit ihr, aber keiner war ihr gut genug. Sie ließ den Alten allein heimfahren und wartete lange, lange auf Reichere oder Vornehmere, aber umſonſt. Um Mitternacht mußte ſie endlich bloß mit der Jungfer und einer langen Naſe heim. Nun ſagte ich ihr nicht was ich gehört und geſehen, ſondern gerade das Gegentheil: wie alle Leute auf ſie geſehen und geſagt hätten, das ſei die Schönſte auf dem ganzen Märit und geb die tölüte Bäuerin; und wie die Herre geſagt, ſie ſei viel zu ſchön für einen Bauern, und wie alles gefraget, wie ſie heiße und wo ſie wohne, ob ſeither noch Niemand gekommen ſei, nicht etwa der und der? z'Bure Sohn im Katzelöchli habe beſonders nach ihr gefraget und auf ſie g'lugt. Sie hörte das ſo andächtig, und wenn ich ſchon dreimal das

Gleiche ſagte, ſie hörte es allemal lieber, aber ich habe mich nicht länger wollen ſäumen und preſſirte fort. Da gab ſie mir den Auftrag, doch zu dem im Katzenlöchli zu gehen und ihm zu ſagen, ſo von ungefähr, wenn er mich etwa nach ihr frage, ſie werde den nächſten Sonntag in dem und dem Bade ſein, wo man tanze. Geld gab ſie mir nicht, ſie hat nie viel, weil ſie zu viel braucht, aber ein Rübſtücki hat ſie mir ins Säckli gethan. Ich will es auch ausrichten, er geht ſicher hin, um ſie ſo recht für ne Narr z' ha.

Auf dem Heimweg kehrte ich noch bei der geiſtlichen Frau ein, unten am Stein, wo in alli Verſammlige lauft und in alle Kinderlehre ſeufzet und pläret; ſie hatte auch wieder pläret; aber nicht wegen geiſtlichen Sachen. Ihr Hans ſollte Eyſin heurathen, dem ihr Mann Vogt iſt, das 5000 Pfund verfallenes Gut hat, und noch mehr erben kann, wenn einiſt ſeine Mutter todt iſt. Hans ging eine Zeitlang zu Eyſin, jetzt geht er zu Bändelſtüdis Tochter, ein braves Meitſchi, halt o nit rych, aber doch auch nicht ganz blutt; und Eyſin hat auch einen Andern, der ihr beſſer gefällt, als Hans, der nicht e Lüſtige iſt und nicht gut tanzen kann. Das macht nun der Mutter grauſamen Verdruß. Mit dem Geld hätte ſie die Schulden zahlen können, welche ſie noch auf dem Hof haben, dann hätten ſie es können gut haben und deſto beſſer den Verſammlige nachlaufen. Sie ſchimpfte gar jämmerlich über Bändelſtüdis Tochter und fragte mich: ob ich nicht auch viel Schlechtes über ſie gehört? Als ich es verneinte, ſagte ſie mir, ſie aber habe das und das gehört, gar gräßliche Dinge, welche ſie beſtimmt ſelbſt erſinnet. Aber ſie möge ſagen was ſie wolle, fuhr ſie fort, der Sohn glaube ihr nicht, ſie habe ſchon manchmal darüber vor Gott geſeufzt und geklagt. Ich ſolle daher jetzt zu Hanſen gehen, er verleg den Miſt, und ihm Alles ſagen, und ihm ſagen, es rede das, was man ihm geſagt habe, all Lüt, Kilcherlüt und d'Märitlüt; und von da ſolle ich zu Eyſin gehen und dieſer ſagen, wie ihr neuer Liebhaber einer ſei, wie er ſpiele und ſaufe und Schulden habe, und die Leut auf ihr Geld vertröſte und ſich rühme, er chön mit Eyſin

mache, was er wolle. Sie könne mir jetzt nichts geben, der Mann habe den Schlüssel zum Gelde, er sei der wüstisch Hund gegen sie, wo nur sein könne, er habe ihr gesagt, es sei geistlicher, Zinse zu geben, als den verloffene Lumpenhunde alles azbäiche; aber sie wollte zu Gott beten, daß er mir ein so gutes Werk vergelten möge. Aber auf diesen Lohn bin gieng ich nicht zu Hans und nicht zu Eysin. Wenn unser ein auch nicht geistlich ist, so ist er doch auch kein Heid nicht, und hat auch einen Glauben. Hätte nicht der erbetene Lohn darin bestehen können, daß ich auf diesem Gang die Beine gebrochen? und diese brauche ich zu viel. Die Menschen kann ich für Narren haben um ihr Geld, aber mit Dem da oben probiere ich es nicht gerne.

Der Mann hatte anderes zu berichten. Lange war ich nicht, sagte er, bei den vornehmen Leuten da äne, wo der Himmel ist für alle Bettler. Das sind Leute, die und nicht Vogel nicht Fisch, nicht Herre nicht Bure, nicht ganz dumm, aber nicht halb gescheut, nicht glücklich, nicht unglücklich, halb geistlich, halb weltlich, so hochmüthig im Herzen und so demüthig in der Stimme. Ich war lange nicht dort, das letztmal ward ich böse. Da war der alte Adam auch dort, der Speisläufer mit der rothen Nase, der unter seinem geistlichen Mantel alles macht, was er kann, und weit und breit den reichen Weibern nachläuft, um mit ihnen zu seufzen und für sich zu fressen; dem erwiesen sie alle Ehre und sprachen mit ihm von dem Verderben der Welt und dem Ende desselben u. s. w. Es machte mir Langeweile, ich fieng an von Heirathen zu reden, da putzte mir der Sohn ab, man müsse nicht immer so an weltliche Dinge denken: und doch ist er der Erste, der nach allen reichen Töchtern frägt im Oberland und im Aargau, und frägt, wie manches Kind sei und wie viel die Eltern vermögen, und ob man nicht wüßte, ob sie noch mehr Kinder bekämen oder nicht? Er sinnet Tage lang, wie er zu einer Reichen kommen könne, und vergißt dabei alle Geistlichkeit. Das machte mich böse, und ich packte bald auf. Die Frau kam mir noch nach und sagte, ich solle doch recht nit zürne und bald wieder kommen;

aber ich habe es ihnen gereiſet, ſie haben mir zweimal müſſen ſagen laſſen, warum ich nicht komme? Sie ſterben faſt vor Langeweile, vor lauter Müßiggang, und Bücher machen ihnen auch langi Zyt; da buchſtabiere ſie halbe Tage in alte Zytige und denke all Augeblick: ob d'Mutter ihnen nicht bald Etwas zu eſſen bringe, oder ob nicht bald ein Bettler kommen wolle, mit dem ſie reden können? Sie führen ein Lebtig, das ich um all ihr Gut nicht mit ihnen tauſchen möchte. Sie bilden ſich ein, auf der ganzen Welt habe es Niemand wie ſie, und doch iſt es ihnen unter den Menſchen nie wohl, ſie leben immer in tauſend Aengſten, ſich zu verfehlen, und wenn ein Bettler in den nächſten acht Tagen nicht wieder kömmt, ſo kratzen ſie ſich faſt die Ohren ab, um zu ergründen, wie ſie ſich etwa gegen ihn verfehlt haben könnten.

Heute nun gieng ich wieder hin, kehrte unterwegs aber noch ein im Wirthshaus an der neuen Straße. Es hatte mir Einer ein ſchön Trinkgeld verſprochen, wenn ich machen könne, daß er dort Stallknecht werde. Der Wirth hat zwar einen guten und iſt mit ihm zufrieden, aber es iſt nichts leichters als einen Meiſter und einen Knecht von einander zu bringen. Man braucht nur den Knecht recht zu rühmen und zu ſagen: Hans oder Benz, es iſch ke ſettige wie du, du verdienteſt e größere Lohn, e beſſere Platz; aber es dücht mi, dy Meiſter wüß nit was er a der heig; ſo wird er prüßiſch und ufbegehriſch. Wenn man dann dem Meiſter ſagt: es dücht mi, dy Knecht wöll nümme, was er g'ſi ſyg; aber ſo geits, we eine z'lang ame Ort iſch, es wird ne numme z'wohl, und ſi wei alles Meiſter ſy; e wenig angers Brodt eſſe, ſchadti dem o nüt, ſo iſt die Sache richtig. Der Meiſter wird nichts ſagen, als: es ſi all e ſo, ſiſch kene beſſer als d'r anger; aber eine Floh hinter dem Ohr hat er doch, und wenn der Knecht prüßiſch wird, ſo wird der Meiſter pukt; und es geht nicht lang, ſo kommt der Meiſter und fragt, ob ich ihm keinen Andern wiſſe, der ſei ihm entleidet, und dann auch der Knecht, ich ſolle ihm Platz ſuchen, der Meiſter muß erfahre, was für Einen er gehabt habe; dann erhalte ich von drei Seiten mein gut Trinkgeld. So machte ich

dort Vorbehalt bei Wirth und Knecht; an beiden Orten hat es eingeschlagen und mein Löhnli wird mir nicht fehlen. Unserem Bach nach gieng ich weiter hinauf bei Plauderfridis Haus vorbei, und kam endlich an, wo ich wollte. Dort hat man eben z'Morge gesse, eben als es bald Mittag läutete, und that gar freundlich. Man gab mir nicht bloß Kaffee, sondern ein anderes braunes schmutziges Wasser, das aber süß war und mir gar wohl machte; sie sagten ihm Gaggeladig.

Nachher führte mich der Sohn in den Stock und klagte mir, er sei krank und habe grausame G'süchti. Es sei seine Pläsier gewesen, in der Erndte dem Garbenwagen nachzugehen, und sich allemal, wenn er stille gehalten, in dessen Schatten zu setzen, das habe ihm gar wohl gefallen; allein ob dem habe er sich in dem kühlen Schatten des Wagens wahrscheinlich erkältet und jetzt gar grausam Rückenweh. Ich versprach ihm Heilung, gab ihm eins der von den Kapuzinern erhaltenen Bündelchen; dieses solle er unter Ausrufung der drei höchsten Namen ihrem schönsten Braunen unter den Stiel binden, dort es drei Nächte lassen, und alle drei Nächte, ehe er ins Bett gehe, dreimal das Unser Vater beten, und nach jedem Vater unser ein ein Glas warmen rothen Wein trinken, dann werde es sicher schon bessern. Nachdem ich so seinen Leib getröstet, klagte er mir sein Seelenleiden. Er hätte fast gar geheirathet, eine einzige Tochter, und in den nächsten Sonntagen hätte er wollen verkünden lassen; da hätte er vernommen, sie hätte noch einen Bruder erhalten, und sei jetzt nicht mehr halb so reich; so wäre er fast unglücklich geworden, wenn er einige Sonntage früher sich hätte verkünden lassen, nun sei es glücklicherweise noch Zeit gewesen, sich von der Tochter, die nun nicht mehr b'sunderbar reich gewesen, wegzumachen. Sein guter Freund habe ihm letzthin die reichsten und schönsten Mädchen in der ganzen Gegend nach W. ins Wirthshaus entboten; sie seien alle gekommen, acht an Zahl. Es seien schöne Meitschi gewesen, aber reich genug seien sie ihm doch nicht; keins hätte verfallene Mittel, von keinem wisse man bestimmt, wie viel es bekomme; bei den einen wären mehrere Ge-

ſchwiſter, bei den andern trinke der Vater, und der Vater einer andern ſei Wittwer und man könne nicht wiſſen, was den noch ankomme? Er habe ihnen gar ſchön aufwarten laſſen, und ſie hätten ſich gar luſtig gemacht; er ſei geng z'ringſetum hinter ihre Seßle durchgegangen, und habe einer jeden ein Kompliment gemacht, und ihre Sache gerühmt, und nach den Eltern gefraget; wo es dunkelt habe, ſeien ſie fortgegangen; er habe drei Kronen zahlen können, und das habe ihn auch gereut, da er doch keine möge von denen.

Jetzt ſei letzthin eine Frau gekommen, und habe ihm eine angegeben, da weit inne, es ſolle eine gar hübſche und reiche ſein. Es ſei ihm aber erleidet, im ganze Land ume z'fahre, er ſei ſchon im Oberland und im Aargau geweſen, im Seeland und am Berg äne, und das koſte Geld, und in ein Wirthshaus hätte er ſie nicht mögen kommen laſſen, es gebe gleich viel Gered unter den Leuten und noch dazu eine Uerti, die er wieder bezahlen müßte; da hätte er ſie heißen zu ihnen hinauf kommen, vielleicht komme ſie gerade dieſen Nachmittag. Es machte mich böſe, daß hier ein Weib mir ins Handwerk pfuſchen wollte, und ich redete dem Meitſchi z'böſt, wie ich nur konnte, auch noch während dem Eſſen. Und gerade als wir fertig waren, ſiehe da kam das Mädchen, geputzt wie ein Pfau und Backe, ſo roth und glatt gerieben, wie ein Karfunkelſtein, und hatte einen Zuckerſtock im Säckli und zwei Pfund Kaffee zum Ehram, die es gleich auspackte, als man es hieß hereinkommen. Man war verblüfft, und Niemand redete viel mit ihm, auch führte man es nicht einmal in den Stock, wohin ſonſt jeder kommt, auf dem man etwas hält; man zeigte ihr nur die Kühe und die Chaiſe, und es merkte gleich, daß es nicht werth gekommen ſei, und bet faſt pläret. Am Ende dauerte es mich doch, aber ich laſſe mir mein Handwerk nicht verpfuſchen. Ich glaube, Dere ſei das Nachlaufe für einiſt verleidet, und ſie werde die erſten Tage nicht mehr auf G'ſchaui ga; aber ganz geheilet iſt ſie doch nicht, ſie müßte kein Meitſchi ſein. Es ſteckt einem wie dem andern das Heirathen im Kopf und alle gehen auf einen Mann aus; die einen ſtellen es

etwas feiner an, als die andern, und können's beſſer verbergen; aber das ſind nicht allemal die Reichſten und die Vornehmſten, gerade die thun manchmal am nöthlichſten, daß man ſich faſt für ſie ſchämen möchte, und geben einem Jeden, wohin er ſie beſtellt, wenn ſie ihn ſchon nicht begehren und einen andern im Aug haben. Aber es giebt alleweil vergebe z'eſſe und z'trinke, und vielleicht einen andern guten Schick. Ja, das iſt mir es Volk!

Nachdem die G'ſchauere fort war, ganz kaput, erhielt ich meine Aufträge. Dem Sohn ſollte ich eine recht Reiche ſuchen, wo die Eltern keine Kinder mehr bekämen, und von der ich glaube, ſie bekomme auch nicht mehr als eins oder höchſtens zwei; den Alten ſollte ich mich nach einigen Rüben umſehen und einige Fläſchchen Schmeckwaſſer bringen. Voll gegeſſen, ein Trinkgeld im Sack, und mit Ermahnungen, nicht mehr ſo lange zu warten, kam ich endlich fort. Auf dem Heimwege gab mir noch der dicke Wittlig im Guggersneſt den Auftrag, ſeiner Magd einen Mann zu ſuchen, ſie vermöge 200 Kronen, aber es preſſire.

Nun liefen aber auch viele Tage ab, wo es nicht ſo wohl ausgab, wo man nichts verdiente als das Eſſen, einige Stücke Brod und ſeine Kundſchaft ſich erhielt. Wußte man, daß die Leute, in deren Haus man war, das Nachbarhaus haßten, ſo wußte man, daß eine Tochter darin ſchwanger ſei und die Söhne da und dort nicht mehr eingelaſſen werden. Den Leuten aber ſagte man, wie allenthalben ihre Töchtern gerühmt werden, und wie man auf dieſem und jenem Hofe immer nach ihren Söhnen früge, und wo ſie hingingen.

Zuweilen kamen Leute zu uns, die unſerer Küche auch wohlthaten, nämlich Leute, um ſich wahrſagen zu laſſen. Die Alte kannte alle Verhältniſſe, ſo wußte ſie gleich was man eigentlich wiſſen wollte: daß die Frau vernehmen möchte, ob ihr Mann noch lange leben werde, oder ob ſie bald zu einem andern kommen könne, wußte, auf wen ſie ihr Auge ſchon geworfen, wußte die Liebesangelegenheiten der jungen Mädchen, die neugierig waren zu vernehmen, was ſie zuerſt kriegen würden: ein Kind oder einen Mann? Da ward ihr das Wahrſagen leicht; ſie hatte dabei großen

Ruhm und guten Verdienſt, doch klagte ſie, es nehme bedeutend ab.

Dann kamen, wenn ſie ſich einen luſtigen Abend machen wollten, Leute, welche gewöhnlich nicht in Wirthshäuſern übernachten, ſondern bei den Bauern im Stall. Es waren Herumſtreicher, welche die Polizei fürchten mußten; ſie brachten allerhand gute Sachen mit, und dann ließ man es ſich recht wohl ſein. Auch ſie erzählten ihre Streiche, ſchimpften aber vor allem auf die Polizei, vor welcher kein ehrlicher Menſch ſicher ſei. Die Landjäger, ſagten ſie, hätten den Teufel im Leibe, man ſollte immer ein Vater Unſer beten, wenn man einen von weitem ſehe, es ſei ihnen nur um den Lohn zu thun, wenn man ihnen etwas ſtecken wollte, ſo wäre man ſchon ſicherer. Aber da wollte man wohl Narren ſein! Es ſeien die meiſten Landvögte gar gute Leute, wenn man recht nöthlich thun könne, ſo ließen ſie einen nicht nur wieder gehen, ſondern ſie ſchenkten einem noch das Nachtquartier und die Suppe, und der Landjäger erhalte wohl noch gar einen Schnauz, beſonders wenn er den Herrn an ſeinem Schläfchen oder in ſeinem Spielchen geſtört.

Alle Winter einmal oder zweimal, wenn das Laufen ohnehin nicht luſtig war, lag das Eine oder das Andere im Bett und ſtellte ſich krank. Das Geſunde ging dann hinüber ins Dorf, jammerte über ihr Elend, über ihr Leid, die Gemeinde plagen zu müſſen, ſtreute unter dem Jammer allerlei intereſſante Neuigkeiten aus, um die Herzen zu gewinnen; und ſchlug ſo auf alle Fälle den Hauszins heraus, manchmal ſogar eine Extraſteuer. Im erſten Winter ging ich nie in die Schule, im zweiten wurde der Alte daran gemahnt; er jammerte über ſeine Armuth, ſein Unvermögen, mich zu kleiden, er habe mich d'r Gottswille, weil ich ſeiner Frau weitläufig verwandt ſei ꝛc. Man glaubte es ihm und entließ ihn mit einer Mahnung, die nicht viel zu bedeuten hatte.

Eilftes Kapitel.

Meine Herrlichkeit hat ein Ende, und eine Gemeinde hat einen Einfall.

So wäre ich noch lange geblieben, wenn nicht zufällig mein früherer Meiſter durchs Dorf gefahren wäre, mich erkannt und zur Rede geſtellt hätte, was ich da mache? In meiner Straßenmajeſtät gab ich ihm trotzigen Beſcheid: ich ſei jetzt nicht mehr ſein Kindemeitſchi, mich prügle Niemand mehr alle Tage, das Uebrige gehe ihn nichts an.

Der Mann hielt im Wirthshauſe ſtill, erkundigte ſich dort nach mir und meinem Treiben. Der Wirth, dem ich ſchon lange ein Dorn im Auge war, mag mir nicht das beſte Lob gegeben, der Meiſter das Vernommene nicht verkleinert in der Gemeinde berichtet haben; kurz, es kam der Befehl, daß ich mich an der bald darauf ſtattfindenden Bettlergemeinde einzuſtellen und alle meine Sachen mitzubringen habe. In der Gemeinde hatte man ſich zwei Jahre lang nicht um mich bekümmert, Niemand den Bauer, der mich haben ſollte, nach mir gefragt, dieſer war auch nicht g'wundrig geweſen über mein Schickſal. Die Gemeinde glaubte ihre Pflicht gethan zu haben, wenn ſie das verſprochene Koſtgeld richtig bezahlte; der Bauer, wenn er es annehme und darauf thue oder das Ueberſchießende in Sack ſtecke (ich glaube immer, er habe noch Profit gemacht, und weniger für mich bezahlt, als er erhalten). Niemandem war ich zur Aufſicht empfohlen, nachzuſehen, daß ich als ein Chriſtenkind chriſtlich erzogen werde. Als ich ſpäter darüber klagte, ſagte mir Einer, der ein böſes Maul hatte: das ſei eben das beſte Zeichen, daß meine Gemeinde eine recht fromme ſei, indem ſie auf Gott vertraut und ihm mich überlaſſen, im Glauben, es ſei genug, wenn er zu mir ſehe. Ja, ja, wenn es mit dieſem Glauben gemacht wäre, es wäre noch manche Gemeinde

fromm. Aber warum heißt es, daß Gott durch der Eltern oder Pflegeltern Hand die Kinder regieren will? Wo die Regierung ſchlecht iſt, wird auch ſchlecht regiert, und wo ſchlecht regiert wird, geht viel zu Schanden: manches Kind. Ob aber dieſe ſchlechten Regierungen über die verwahrlosten Kinder nicht Rechenſchaft geben müſſen Dem, der ſie ihnen anvertraut?

Der liebe Gott ſieht auch zum Vieh. Aber wenn ein Meiſter einem ſchlechten Knecht ſein Vieh anvertraut, nicht aufpaßt, und das Vieh verdirbt, ſo gibt kein Menſch den lieben Gott ſchuld, ſondern den ſchlechten Meiſter. Wenn ein Bauer ſeine Kuh auf den Berg thut, ſo weiß er auf welchen Berg, und macht ihr im Sommer eine Viſite; aber wo ein armes Kind iſt, weiß manche Gemeinde nicht, geſchweige dann, daß ſie ihm Viſiten macht. Es ſoll zwar in der Gemeinde ein Reglement geweſen ſein über ſolche Dinge, aber es iſt an manchem Ort ein ſchönes Reglement, wenn es nur Jemand handhabte, und nicht Jedermann taub würde, wenn man etwas davon ſagt.

Man wird vielleicht meinen, ich hätte eine Mutter gehabt, und die hätte zu mir ſehen ſollen; wird mich fragen, warum ich nichts von ihr ſage? Aber mein Gott, das iſt eine dumme Rede und eine dumme Frage; weiß doch jedes Kind, daß von zehn Wittwybern neun halbe oder ganze Narren werden, und ſturm an der Lebere, bis ſie wieder einen Mann haben, und dümmer thun als junge Meitſchi. An den jungen Wittwen kann man es noch begreifen, man weiß, was ſie wollen, aber da heißt es wohl, Alter ſchützt vor Thorheit nicht, und die älteſten thun am narrechtigſten. Wer kennt nicht die alte reiche geizige Wittwe, die, ſo lange ihr Mann lebte, nie ins Wirthshaus ging, nie ganze Milch brauchte, und die jetzt Abendſitz hat, jungen Bueben Brönz und Brod giebt, bis ſie ſelbſt keins mehr hat, jüngſt noch gar ins Wirthshaus ging, mit dem lahmen Schuhmacher tanzte, bis ſie über einander pürzelten (der gute Kerli behauptet, er habe zwei gute Beine); und einem andern jungen Lappi an der Hand hieng und d'r tuſig Gottswille anhielt, er ſolle doch nicht in die Fremde gehen, ſie könne es nicht machen ohne ihn.

Und das Fraueli, wer kennt das nicht, das schon lange Großmutter ist, fast nicht mehr hört, bei einem Wittwer früher schon eine Probezeit von drei Tagen gemacht und letzthin seine letzten zehn Kreuzer dem Gyger gegeben hat?

Und meine Mutter, eine junge glustige Wittwe, hätte an mich denken sollen! Ich dachte an sie, und auch meine Alten. Die schickten mich einmal an einem Sonntag hin zu ihr, in der Hoffnung, ich bekomme vielleicht etwas von Kleidern. Ich kam nicht werth; sie war schon aufgezäumt, als ich ankam, und hatte wahrscheinlich eine Bestellung. Sie mochte nicht warten, bis ich etwas gegessen, und sie mich wieder schicken konnte, aber ohne Gabe, sie hatte es für sich selbst zu brauchen. Bald darauf heirathete sie wieder und kam, ehe ich erzogen war, im Elend um, ohne daß ich etwas von ihr oder sie etwas von mir gehört hatte; denn ich vergaß sie nun auch, nachdem ich den ersten Schmerz überwunden, daß sie mich nicht lieber gesehen, und um keinen Lohn der Welt hätte man mich dahin gebracht, sie wieder zu besuchen. Daß ich von meinen Alten fort sollte, das zerriß mich fast. Sie hatten mich im Ganzen liebreich behandelt, denn ich war ihnen nicht zum Schaden; ich hatte ein gutes Leben, wenn ich auch auf einem Laubsack schlafen mußte; endlich bedeutete ich auf der Straße oben im Dorfe etwas, hatte dort bestimmte Rechte, und bewegte mich mit dem Selbstgefühl des Eigenthümers die Straße auf und ab. Sicher reisete mancher König nicht mit behaglicherem Gefühl in seinen Landen, als ich meine Mistbenne von einem Ende des Dorfes zum andern zog, oder gar oben am Stutz auf der Leubank saß. Diesen Zustand der Freiheit, wo ich über meine Zeit und meine Person fast unbeschränkt verfügen konnte, sollte ich nun wieder hingeben, an einen Hof mich ketten und der Willkühr des Besitzers preisgeben lassen? Was meiner wartete, nahm ich aus dem ab, was ich früher erlebt, und war zu jung, zu bedenken, daß ich als Gassenjunge an Leib und Seele verwahrlost werde, nicht arbeiten, nicht beten lerne. Ich wollte anfänglich nicht hingehen, mich krank stellen oder fortlaufen, allein meine Alten waren kluge Leute, sie vermieden alles Aufsehen, alles was Nachforschungen herbeiführen konnte. So leid es ihnen that, mich zu verlieren,

predigten ſie mir doch Gehorſam und überredeten mich, an der Bettlergemeinde mich einzuſtellen. Dort putzte man mir vor Allem tüchtig ab, ſtellte mir vor, welch Schlingel ich geworden ſei ꝛc. Mit trotzigem Weſen hörte ich das Alles an, weinte nicht, und ſagte nichts, wollte auch nichts Beſſeres verſprechen. Ich wußte nicht, was ich gefehlt haben ſollte, und mein Gerechtigkeitsgefühl ſagte mir: man hätte gar kein Recht, mir abzuputzen, denn ich ſei ja nicht freiwillig dorthin gegangen, und hätte nichts gemacht, was mir verboten worden. Obgleich ich ein geſunder ſtarker Burſche war, ſo fanden ſich doch keine Bauern, die mich wollten. Arme Leute hätten mich wohl verdinget, allein ich ſollte auf einen Hof, um arbeiten zu lernen; denn wenn ich einmal gut thäte, ſo gebe ich ein toller Knecht, hieß es. Endlich bewog man einen ſtattlichen alten Mann, mich mit ihm zu nehmen, und verſprach ihm, mich für zwei anzurechnen, oder daß ein Jahr für zwei zählen ſolle; alſo wurde ich wieder köſtlicher untergebracht, als es ſonſt meinem Alter nach bräuchlich war. Man verwahrloste mich, dafür ſagte man mir wüſt, deßwegen wurde meine Rechnung um ſo größer. So übt man Gerechtigkeit.

Zwölftes Kapitel.

Wie es mir unter braven Leuten übel geht.

Der Mann führte mich das Thal hinauf, an der Thalwand empor durch Weiden, Haberäcker der Egg zu. Er fragte mich ernſt, aber nicht böſe, nach meinem frühern Leben, verſprach mir gute Tage, wenn ich folgſam ſei und arbeitſam; und auf dem Wege noch klopfte er an einem Hauſe an, und hieß den Schneider kommen, denn ſo verhudelt wollte er Niemand im Hauſe haben. Auf der Egg ſtunden zwei mächtige Bauernhäuſer, umgeben von kleinern Gebäuden. Beide blank gewaſchen, umgürtet mit ſorgfältig geſchichteten Scheiterbygen, gewaltigen Einfahrten, aber kleinen Gärten, Gärten mit engen Weglein von

großem Buchs eingefaßt, in welchen Kraut die Menge, auch einige Rosenstöcke und Pfingstnägeli waren; auf der Ladenwand und einer Bank unter einem der obern Fenster stunden Meienstöcke, wo der beliebte Rosmarin, die bedeutungsvolle Myrthe nicht fehlten. Unter dem weitausreichenden Dache sprudelte der reiche Brunnen und im reinlichen Troge warf das Wasser seine Bläschen, Bürgen seiner Güte. In den vielen Fenstern spiegelte sich golden die Abendsonne, und vor den Häusern saßen Weiber, Kraut rüstend, und Mannen, das Pfeiflein raucheud; auf der Terrasse spielten Kinder und zum Brunnen gingen schwere Kühe, zuweilen einen schwerfälligen Satz versuchend, und wiehernde Rosse bäumten sich am Zügel. An dem ersten der Häuser schritten wir, mit kaltem: Guten Abend, vorbei, dem zweiten zu, das etwa zweihundert Schritte davon lag. Beide hoch auf der Egg, überschauend die beiden Seiten des Berges und das an denselben in sanftem Abhang weithin sich dehnende Land, überschauend das schöne Thal und über demselben die weißen Berge mit den rothen Backen in der Abendröthe, und auf der andern Seite hinaus sehend in weite Ebenen, durch welche im weißen Bett ein trügerischer Strom sich schlängelt, bis an den blauen Berg hin, hinter welchem die wüsten Leute wohnen, die nie zufrieden sind und immer Alles regieren wollen. Von dem zweiten Hause her sprangen Kinder uns entgegen, rufend: Guten Abig Großätti, wo hest d'r Chram? und der Großätti packte aus, Weggen und Lebkuchen, und die Kinder jubelten und betrachteten mich mit großen Augen, bis wir am Hause waren. Dort saß auf der Bank die muntere dicke Großmutter, die schönen runden Arme, die im Handgelenk in einer tiefen Falte endigten, über einander geschlagen, zwei große schlanke Meitscheni wie Milch und Blut neben ihr, beschäftigt, und wünschten guten Abend, und die Großmutter sagte: Chum hock Aetti und zell is, wies hüt ganze syg, u was da für ne Bueb hest, ih ha gmeint, du wellist kene meh?

Aber aus der Hausthür, hinter welcher die weite Küche sich öffnete mit zwei großen Feuerplatten zu beiden Seiten der Heli (der Raum unter der Decke einer Küche, die keinen Rauchfang hat), in welcher sechs lange und breite

Speckſeiten, Würſte, Fleiſch, Hamme freundlich faſtig lächelten, klang eine helle klare Stimme: D'r Großätti ſoll z'erſt yche cho, ih ha nim d's Kaffee dänne deckt! und der Stimme nach guckte ein länglichtes ſchönes Geſicht mit heitern braunen Augen, es folgte eine ſchlanke Geſtalt, und wie alle andern reinlich angezogen, mit blendend weißem Hemde und reinen Händen, die den Aetti willkommen hießen. Und der Großvater folgte gerne dem Söhniswyb in die große reinliche Stube, vergaß aber doch den armen Bueben nicht, ſondern ſagte: Mareili, heſt dem Bueb nit o öppis z'eſſe, er iſt hungrig und het hüt no nüt g'ha. Wohl fryli, Großätti, ſagte Mareili, aber chum u nimm du afe. Und emſig ſchenkte ſie ihm ein, und blies ihm vom geblümten Milchhafen das Dicke oben ab in ſein Chacheli, that ihm Zucker hinein, wie er auch einredete, ſie mache es ihm zu ſüß, ſtellte das kernichte Brod aus der Tiſchdrucke vor ihn und neben dasſelbe gelben Emmenthalerkäs mit den großen wäſſerigen Augen, wartete ihm dann ab, gieng, und kam immer zur rechten Zeit, daß Großvater auf nichts warten und nie ſelbſt einſchenken mußte. Und als er fertig war, rief ſie: chum Bueb und nimm o! Ich erhielt nun auch meinen reichlichen Theil und zuweilen die Ermahnung, nimm bis gnue heſch! Als ich fertig war, mußte ich vor das Haus und der Großmutter erzählen, wo ich geweſen, was ich getrieben, ob ich in die Schule gegangen, was ich arbeiten könne? Mareili fragte mich nur eine Sache: ob ich etwa Läuſe habe?

Es war ein großes Bauernweſen, das mich umfing, wie man keines auſſer der Schweiz und auſſer dem Kanton Bern ſelten ſieht; ein Bauernweſen, in dem es nobler und reicher zugieng, als auf manchem Edelſitz. Der Großvater und ſeine Frau waren ein ſchönes altes Paar, die Töchter ſchöne Mädchen, der Sohn kränklich, nicht rüſtig, ſeine drei Kinder aber Ebenbilder ihrer Mutter, und dieſe war die Seele des Hauſes, und dieſe Seele wohnte in einem anmuthigen kräftigen Körper, der in jedem Gelenke eine Springfeder zu haben ſchien; vier Knechte und zwei Mägde bildeten das Geſinde, und von Taglöhnern und Handwerksleuten ward das Haus nie leer. Der Schneider löste den

Schuhmacher ab, dieſer den Sattler, nach dieſem kam der herumziehende Schmied, der Korber, und die Rätherin wurde faſt nie fertig. Im Stalle wieherten wenigſtens 6 Pferde, brüllten 8 bis 10 Kühe, und wenn der Küher kam, ein halbes Hundert und mehr. Das Gut war ſehr groß, ſein Ertrag bedeutend, und doch würde ohne Gülten der Bauer nicht habe beſtehen können, oder hätte den Ruhm ſeines Hauſes einbüßen müſſen. Geld wurde aus nichts gezogen als aus Korn, Futter und etwas aus dem Stall; Geſpinnſt und Anken. Milch wurde keine verkauft. Der Hausbrauch war ungeheuer. Bettler um Bettler klopften an ihre Thüre und jeder erhielt ſeine Gabe. Zur Zeit der ländlichen Feſte, Sichleten, Fasnacht, kamen ſie nicht einzeln, ſondern in Schaaren Küchli zu betteln. Als einmal eine vorwitzige Magd fragte: ob nicht das ganze Dorf ausgezogen ſei, denn ſie möge fragen wen ſie wolle, woher er komme, ſo heiße es immer von —bach; ſo antwortete ihr derſelbe: Alle bis an den Pfarrer und den Statthalter, die kämen aber morgen, heute hätten ſie noch die Schuhe plätzen müſſen. Mit einer eigenen Maſchine wurde ein ganzer Tag lang gekücheln, mächtige Ankenhafen wurden leer, und faſt unter den Händen ſchwand den Schwitzenden die Frucht ihres Schweißes, und bis alle Hausbewohner ſich ſatt gegeſſen, bis jeder Tauner noch etwas eingebunden hatte, um es heim zu tragen, ſchwanden Berge der braunen duftenden Küchlein. Faſt alle Nächte waren Bettler da über Nacht, oder Hauſirer; alle Sonntage kamen, durch den Fleiſchgeruch gelockt, Arme und aßen da zu Mittag; Kranken und Kindbetterinnen ſchickte man ins Haus; und ſelten eine Woche verging, daß nicht ein ſchlotternder Kindbettimann erſchien, mit ſtammelndem Munde zu Gevatter zu bitten, und nie wurde die Bitte abgeſchlagen. Wenn dann das Neujahr kam, ſo brauchte es ganze Stücke Tuch, um den Hoffnungen der Pathen zu genügen. So war es geweſen in dieſem Hauſe durch manches Geſchlecht, und dieſen Ruhm wollte das gegenwärtige nicht verlieren. Aber wenn die Rede war, dem Schulmeiſter den Lohn zu verbeſſern, ſo konnte man nicht begreifen, warum er ſich nicht mit dem begnügen könne, was ſchon Vater und Großvater ihm gegeben? Es war

allemal eine Freude, wenn er hinauf kam, und wenigſtens ein Brod trug er allemal heim, aber zur Erhöhung ſeines Lohnes hätte man im Hauſe nie geſtimmt. Kam man zu bitten um irgend eine gemeinnützige Sache, fand man nicht geneigtes Gehör. Man könne nicht für alles geben, hieß es, man ſei einem ohnehin alle Tage vor der Thüre und man müſſe die Hand immer im Sack haben. Nur wenn der andere Bauer bereits gegeben oder unterſchrieben hatte, ſagte man nicht ab, denn von dieſem wollte man ſich nicht übertreffen laſſen. Dieſe Nachbarſchaft war der Wermuth in den Becher ihres Glückes, es beſtand eine Nebenbuhlerſchaft, welche manchen Tag vergiftete. Brav war man an beiden Orten, reich auch, und offenen Streit gab es nie, man war einander ſogar behülflich und die Weiber brachten einander in allen Kindbettene Kram. Allein jedes Haus wollte das berühmtere ſein, und jede Frau die beſſere Bäuerin, die tüchtigere Hausfrau. Es war recht luſtig zu ſehen, wie zuweilen an einem recht heißen Nachmittag das eine der dicken alten Weiber hinaus aufs Feld ging an irgend eine ſchwere Arbeit, und da hyſtete und berſtete, nur um der Nachbürin zu zeigen, daß es die rüſtigere ſei und nit ſo ne fule Hung; wie die andere das zu Hauſe merkend, brummte, ſelbſt fluchte über dieſen Streich, ſagend, ſie ſei nicht ſo ne Donners Naar! und wie ſie dann einige Tage darauf etwas Aehnliches machte, und an die andere das Brummen und Fluchen kam.

Gar mancher Bettler ſtund unten am Berge, verlegen, ſtill, verweiſend, in welchem Hauſe er übernachten ſolle? Er fürchtete, die Uebergangenen würden böſe, nicht ſowohl, weil er nicht zu ihnen gekommen, als weil er zu den andern gegangen; ſo ging es manchem Hauſierer und manchem, der zu Gevatter bitten wollte. Die Dienſtboten beiderſeitig konnten ſich in Acht nehmen, daß ſie nicht bei einander ſich ſtellten oder gar mit den Meiſterleuten redend geſehen wurden. Es wurde als ein ordentlich unglückliches Ereigniß betrachtet, wenn eine Magd oder ein Knecht den Dienſt verließ, um in das Nachbarhaus überzugehen.

Hier nun ſollte ich wohnen, zum Knecht mich bilden. Ich war ſtark genug dazu, wohlgewachſen und arbeitete mit Luſt; denn ich war ehrgeizig und trachtete nach dem

Lob meiner Meiſterleute. Sie hatten mich ſogleich doppelt kleiden laſſen, gaben mir gut zu eſſen und redeten wohlwollend mit mir; der Großvater ſagte manchmal: ſtell di recht, ſo giſch wieder e Bueb. Auch lernen mußte ich. Sie hatten mit Schrecken bemerkt, daß ich kaum noch buchſtabiren konnte, und nun mußte ich, wenn es thunlich war, des Morgens und Abends ein Buch nehmen und lernen. Bald das eine, bald das andere war mein Lehrmeiſter, am liebſten hatte ich dabei Mareili, die Sohnsfrau. Sonſt hielt man auch hier nicht viel auf großer Gelehrſamkeit. Je gelehrter deſto verkehrter, ſagte man oft, wenn von Verbeſſerung der Schulen die Rede war; aber Leſen, das hielten ſie doch für nothwendig, und für eine Schande, einen ſo großen Buben im Hauſe zu haben, der es nicht konnte. Ich lernte auch mehr als früher. Ich war älter und wollte nun leſen lernen, zudem war gewöhnlich Jemand da, der mich abhörte und verbeſſerte, das ſchützte mich vor Langerweile.

Sobald das Dreſchen vorbei war, mußte ich in die Schule. In derſelben ging es nun freilich etwas anders zu als in der frühern; Apfelgeſchichten gab es keine, aber gar viel lernte man doch nicht. Der Schulmeiſter war Gemeindſchreiber, und faſt alle Tage wurde er mehrere Male aus der Schule gerufen, oder mußte ganze Tage ausbleiben; er war der Allesmacher in der Gemeinde. In ſeiner Abweſenheit hielt ſein dreizehnjähriger Bueb Schule, der ſich mehr einbildete als ein Königsſohn, und wie ein türkiſcher Sultan nach Willkühr regieren wollte mit ſeiner langen Ruthe. Die ältern Kinder gehorchten aber nicht, ſondern machten was ſie wollten, und weil er da nichts abbringen konnte, wandte er ſich mit doppeltem Grimme an die Kleinen, und tyranniſirte die, daß immer einige mit einander heulten. Da ich auch unter ihnen ſaß, und nur ein Bueb war, ſo ließ er ſich auch an mich, dafür prügelte ich ihn einmal tüchtig durch. Das klagte das geprügelte Söhnlein, und deſſen Vater prügelte mich nun wieder unter Schein Rechtens, und machte mir daheim auch nicht gut Spiel, da er bei jeder Gelegenheit anbrachte: ich ſei ein böſer hartnäckiger Bueb, ſo ne herte ſyg ihm nit bald i d'Finger cho, er chön nüt mit mer

mache, wenn er scho der Linger ob mer zerschlöih, ih plär nit. Er hielt Rechnen und Schreiben für gar hohe Künste, denen nur ein Genie gewachsen sei. Von den Mädchen wurde selten eins in dieselben eingeweiht; etwa wenn der Ammann ein Töchterlein hatte oder der Statthalter, so kamen sie an den Schreibtisch.

Sobald eins die Buchstaben kannte und machen konnte, so schrieben sie ab aus der Kinderbibel; und wenn der Schulmeister es gar gut meinte, so diktirte er ihnen aus einem kleinen von Fliegen punktirten Heftchen Etwas über die Sprache. Alle halbe Stunden kam man eine Zeile weit, denn das erste und zweite Mal, wenn er etwas vorsagte, hörten die Buben gar nicht zu; dann schrieb keiner mehr als einen Buchstaben auf einmal, und steckte den Kopf auf die Tafel seiner Nachbarn, zu sehen was die gemacht, und das sahen wieder auf die der andern; ob diesem Kopfzusammenstrecken hatte man wieder vergessen, was man eigentlich schreiben sollte, und mußte wieder sagen: Schulmeister lies no einisch. War man endlich von einem Punkt zum andern gekommen, so wurde korrigirt. Entweder gab der Schulmeister ihnen das Büchlein in die Hände, um selbst zu korrigiren, oder sie mußten die Tafeln wechseln; der Schulmeister oder ein Knabe buchstabirte Wort für Wort vor, nach diesem Buchstabiren sollte jeder seine Fehler verbessern, und angenommen war, es geschehe also; denn es wurde nie nachgesehen, ob denn wirklich alles verbessert sei oder nicht. Das nahm einen halben Tag ein; den andern Nachmittag hieß es: schrybet das Thema i eui Schrift! und das brauchte wieder einen halben Tag. Mit dem Rechnen ging es ungefähr auch so. Der Schulmeister machte eine Rechnung vor, die Schüler machten sie nach, etwa vier oder fünf von der gleichen Sorte, bis sie das Nachmachen in Griff bekamen: das Zahlensystem kannte keins. Kein Kind wäre im Stande gewesen, ohne zehnmal abzusetzen, ohne mit allen Andern den Kopf zusammen zu stecken, die kleinste Rechnung zu machen; und doch rechneten sie an den Examen Brüche und Heustöcke wie Schnupf. Alle Winter mußte man von vornen anfangen und wenn man am Hintersten war, so wußte man das Vordere nicht mehr; ein Jahr nach

dem Austritt aus der Schule war das Meiste ganz ver
gessen. Daher hieß es allgemein: Schreiben und Rechne
trage dem Bauer nichts ab, er vergesse es doch wieder
da ihm solche Dinge zu wenig zu Händen kämen. Un
der Schulmeister bestätigte die Meinung mit großem Ern
und Nachdruck, er wußte wohl warum. Es ist nicht un
vortheilhaft, in einer Gemeinde einzig rechnen und schreibe
zu können, da fließt gar mancher Batzen und manche
Schoppen wird bezahlt.

Ich kam natürlich nicht zu Schreiben und Rechnen
das waren für Aermere verbotene Künste, besonders fü
Güterbuben; aber ich lernte doch lesen, und kam noch vo
Ende des Winters in die Kinderbibel, von der ich weni
begriff. Mir kam es gar nicht mehr in Sinn, daß di
Worte einen Sinn hatten, daß man etwas dabei denke
könne, sondern ich meinte, sie stünden nur da, um buch
stabirt, gelesen oder ausgesprochen zu werden; daher wußt
ich nie, was ich gelesen, und der Schulmeister fragte auch
nicht darnach. So las ich die Kinderbibel manchmal durch
und wußte doch von Jesu gar nichts, und nichts nahm
mich Wunder. Ungern gieng ich nicht in die Schule, ich
erwarb mir unter den Kameraden ein gewisses Ansehen
und die als Mistjunge erworbene Unerschrockenheit machte
mich zum Anführer in vielen Streichen. Besonders hatte
ich meine Lust an meinem Z'imißsäckli. Mareili füllte
es reichlich mit Milch, Brod und Aepfeln, ich wurde um
dasselbe von Bauernkindern beneidet, und konnte gar oft
noch andern, ärmern, die kein Brod hatten, mittheilen
das that mir gar wohl.

Aus diesem Allem wird man schließen wollen, ich se
endlich doch an ein recht gutes Ort gekommen, werde es
da recht gut gehabt und eine brave Erziehung erhalten
haben, so daß ich nicht Ursache hätte, mit dem Verdingen
oder Vertheilen so unzufrieden zu sein. Wartet nur, ih
guten Leute, es wird schon anders kommen. Habt ihr denn
schon vergessen, daß vier Knechte und zwei Jungfern und
manchmal gar noch zwei Spinnerinnen im Hause waren,
wisset ihr nicht, daß viel Dienste viel Leiden den Meister-
leuten bringen, und was glaubet ihr, wird der Bueb nicht
noch viel mehr leiden müssen?

Wenn zuweilen ein Roman in ein Bauernhaus ſich verirrt, der Sohn oder die Tochter ihn hinunterſchlingen und dann der Mutter erzählen von einem Königshof, dem König und der Königin und den Figuren allen vom Miniſter und den Hofmarſchällen bis zu dem Ofenheizer und dem Hühnermädchen, wie das alles ſo ſchlechte Leute ſeien, wie ſie den König und die Königin betrügen, jedes das andere auszubeiſſen ſuchen, und ſie einander von oben bis unten die erbärmlichſten Streiche ſpielen und der Schlauſte und Schlechteſte gewöhnlich oben an komme, ſo ſperrte die gute Bäuerin Mund und Naſe tennethorweit auf, über den breiten Rücken lauft ihr ein ordentlicher Schauder auf, und ſie ſeufzt andächtig: Gottlob, ſo iſts doch bei uns nicht, da ſy mer doch ganz angeri Lüt. Würde die gute Frau, ſtatt die Naſe aufzuſperren, ſie in ihr eigenes Hausweſen ſtecken, ſo würde ſie mit noch größerem Erſtaunen ſehen, daß es in demſelben akurat gleich hergeht im Kleinen, wie dort im Großen, und daß da akurat die gleichen Leute ſeien, nur mit dem Unterſchied, daß ſie dort Sterne auf der Bruſt und Diamanten auf den ſeidenen Kleidern haben, hier aber auf der Bruſt ein Heer von Suppen- und Milchtropfen und an den Zwilchhoſen Kühdreck. So geht es, wenn man den Leuten immer eine andere Welt vormalt, als die, in welcher ſie leben, dann kennen ſie jene und dieſe nicht, ſeufzen über jene und verbeſſern ihre eigene nicht, die nicht beſſer iſt, kennen die Schliche an einem Königshof, aber die im eigenen Hauſe nicht; denn ſelbſt ſehen und erkennen können die meiſten Menſchen nicht, ſie ſind blind geboren, den Staar muß man ihnen ſtechen. Mancher im Unrath geboren merkt ihn nicht, bis man ihm die Naſe darauf ſtößt und ihm ſagt: das ſtinkt; dann ſagt nur noch die Hälfte nach, ja das ſtinkt; ein Viertel ſagt, ich rieche nichts, und der andere Viertel behauptet gar: du lügſt, das riecht wohl. So geht es in der Welt. Aber jetzt will ich wieder von den vier Knechten und den zwei Mägden und den Taglöhnern allen reden, unter denen ich auf jenem, nicht Königshof, ſondern Bauernhof lebte. Ihr werdet, wenn ihr nicht zu den zwei letzten Vierteln gehört, wohl merken, daß es auf den beiden Arten von Höfen nicht gar ſo verſchieden zugeht, wie ihr glaubet.

Der Dienſt auf unſerm Hof war gut und geſucht, das Eſſen gut, die Arbeit nicht übertrieben, die Behandlung vernünftig, und in Krankheiten wurde keines zum Hauſe hinausgeſtoßen, ſondern ihm getreulich abgewartet. Das Betragen der Meiſterleute war ernſt und geſetzt, daher wurde ihnen auch die gebührende Achtung erwieſen und man war nie im Zweifel, welches Meiſter oder Knecht ſei. Die Dienſten wurden nie in die Geheimniſſe des Hauſes eingeweiht, nie geſchah es, daß die Glieder der Familie vor den Dienſten haderten, geſchweige daß ſie vor den Dienſten über einander geklagt, ſie zu Vertrauten gemacht hätten (wie es an Orten, wo dieſes geſchieht, zugeht, könnte ich auch erzählen). Trotz dieſem Allem, trotz dem Reſpekt, den man den Meiſterleuten äußerlich erwies, waren doch die ſämmtlichen Dienſten eine Bande Verbündete gegen die Meiſterleute, und dennoch wieder unter ſich ſelbſt in beſtändigem Streit, in nie ruhendem Krieg begriffen, und dieſes alles meiſt ſo heimlich, daß die Meiſterleute es ſelten oder nie merkten. Arbeiten die Dienſten alleine, ſo wurden vor allem die Meiſterleute verhandelt, die Schwächen eines jeden hervorgerupft, beſonders mußte Mareili, welches die Haushaltung führte, herhalten. Bald ſollte es das Brod in der Suppe, bald den Schmutz im Kraut geſpart haben; unter der alten Frau habe man es viel beſſer gehabt, aber die dürfe nichts mehr ſagen, Mareili gelte jetzt beim Alten mehr als die eigene Frau, ſie flattire ihm aber auch darnach. Ein Herrenfreſſen für die ganze Dienerſchaft war, wenn man irgend einen kleinen Zwiſt unter der Familie bemerkte, da ſteckte man die Köpfe zuſammen und fragte einander: beſch ob g'hört, beſch ob g'ſeh? Wollte eins etwas mehr thun als gewöhnlich, beſonders Fleiß anwenden zu einer Sache, ſo putzten ihm die andern ab, und hielten ihm vor, es wolle ſich nur werth machen auf Koſten der andern. Am meiſten ſchimpften ſie über die große Wohlthätigkeit, weil ſie wähnten, es gehe ihnen deßwegen ab, und ſo viel Küchelſchnitte die Bettler bekämen, ſo viel weniger erhielten ſie. Daher aßen ſie auch gewöhnlich an Fleiſchtagen auf den Geiz hin, daß ihnen faſt die Bäuche zerſprangen, und rühmten dann: ſie heiges em Mareili g'reiſet, es heig nit z'donnersviel chöne i Kuchiſchaft trage.

Auch wurde den Töchtern regelmäßig aufgepaßt, was für Kilter ſie hätten, und dieſe dann verhandelt; oder waren die Töchtern mit bei der Arbeit, ſo wurden zweideutige Reden geführt, welche die Mädchen nicht ungerner hörten, als andere. War man auch einig gegen die Meiſterleute, ſo war man wieder um ſo uneiniger unter ſich. Erſt glaubte ein jedes, ihm werde zu viel aufgeladen, die andern hätten gut, es allein bös; jedem traute man zu, es ſuche den Meiſterleuten ſich beſonders werth zu machen, was nach ihrem Glauben die größte Sünde war; und hatte man gar Urſache zu glauben, eines verrätſche die andern, ſo hatte es Urſache genug zum Beten. Endlich waren noch alle liebſüchtig und eiferſüchtig. Die Meiſterleute hatten die Liebſchaften unter den Dienſten nicht gerne, um ſo geheimer trieb man ſie, und da ſie nicht ſpionirten, ſo blieb ihnen manches geheim, was ſonſt allgemein bekannt war. Die Mägde glaubten, die Knechte ſeien für ſie da, und wurden bitterböſe, wenn ſie weiter gingen, die Knechte duldeten nicht gerne fremde Kilter; aber wiederum wurden die Mägde unter ſich uneinig, weil jede den haben wollte, der zu der andern ging; und faſt ſo die Knechte. Am meiſten beneidet von allen war die Meiſterjungfer, welche in der Küche helfen und, beſonders des Morgens, für das Volk kochen mußte. Man mißgönnte ihr den Schatten der Küche, wenn die andern an der Sonne ſein mußten, und die Broſamen aus dem Kuchiſchaft, die ihr zufielen; deßwegen ſuchten ſie wieder die Knechte, weil ſie ſolche Broſamen zuweilen als Lockvögel für ihre Kilter aufſparte und die Glücklichen mit einem Stück kalten Speck, einem Zopfen Wurſt oder einem alten Küchli regalirte. Weil ſie am Morgen am ſpäteſten herauskam, ſo hatte man die beſte Gelegenheit, ſie auszumachen. Da hieß es: Marcili werd ihr wohl no es Kacheli Kaffee gäh, man nähm o no eis, d'Erdöpfelbitzli, wo ſie hüt e morge kochet heig, beige kühdreckelet, daß es eim ganz erſchüttet heig, me heigs vo witem g'ſchmöckt, daß der Melcher bi're g'lege iyg. Alle dieſe Reden vernahm die Meiſterjungfer wieder, denn eben um einen Zopfen Wurſt oder ein altes Küchlein gab es immer Verrätber. Am böſeſten über ſie war natürlich die andere Magd,

welche nicht ſolche Herrlichkeiten zu vertheilen hatte, und nur mit den Kiltern vorlieb nehmen mußte, welche die andere nicht wollte. Sie kaufte, wenn ihre Verzweiflung am höchſten ſtieg, wohl zuweilen einen Schopven oder eine Halbe Branntwein um der eigenen Liebenswürdigkeit nachzuhelfen; und das Mittel half richtig, ſo lange der Branntwein währte. Mit welcher Schlauheit die, welche es mit miteinander hielten, ſich zu treffen wußten, um ein vertrautes Wort zu reden oder eine Abrede zu nehmen, bald beim Heurüſten, oder bei den Schweinſtällen, oder beim Betten in dem Knechtenſtüblein, davon will ich nicht reden, ich würde zu weitläufig werden. An allem dieſem nahmen mehr oder weniger die Taglöhner Theil, und ſpielten die Mittelsperſonen; doch ſuchten die meiſten einen Mittelweg, um es mit Niemand zu verderben. Regelmäßig wurde im Laufe des Jahres Einer zum Sündenbock erwählet, manchmal hatte man deren auch zwei. Auf dieſe wurde alle Schuld geſchoben, an ihnen rieb ſich ein Jedes, mit ihnen hatte man immer zu zanken, und doch an allem Zank ſollten ſie Schuld ſein. Durch alle möglichen Kunſtgriffe, mehr als durch beſtimmte Worte, lenkte man die Aufmerkſamkeit der Meiſterleute auf ſie, brachte ſie um deren Gunſt, bis ſie entlaſſen wurden, um Friede im Hauſe zu haben. Die Annahme neuer Dienſten war für die Bleibenden ein neuer Spielraum neuen Treibens, und ein jedes hatte Jemand im Auge, den es gerne hergebracht hätte. Vettern und Baſen wurden aufgeſtiefelt, ſich zu melden, und gelegentlich ſie angerühmt, aber auch Bekannte von den Tanzböden her, geheime Liebchen ſuchte man einzuſchwärzen. Wider eine ſich meldende hübſche Nebenmagd wußte die Bleibende hunderterlei vorzubringen, und die Knechte machten auch das Mögliche, um keinen herein zu laſſen, der ſie ausſtechen konnte, und manch Trinkgeld wurde deßhalb geſpendet; das alles geſchah mit einer Schlauheit, daß die Meiſterleute es ſelten merkten.

Unter dieſen Dienſtboten ſollte ich nun arbeiten lernen, um einmal wieder ein Bauer zu werden. Ich arbeitete gerne, ich war über mein Alter ſtark und anſchlägig und wollte gerne den Meiſterleuten gefallen. Daneben mußte ich poſten, wenn es etwas zu poſten gab, und nicht etwa

eines der Meisterleute zufällig oder gerne ins Dorf ging. Ich hatte eine Art Selbstständigkeit, die sich nicht von jedem hudeln ließ, sondern Trotz entgegensetzte unverdienter und unbefugter Behandlung, und, zurückgeschüchtert an meinem ersten Verdingort, konnte ich es nicht mehr zeigen, am allerwenigsten sagen, wie lieb mir Menschen waren. Das ist für jeden Menschen ein großes Unglück, besonders wenn er es recht gut sagen und zeigen kann, wenn er zornig ist und haßt. Aber das ist eine Merkwürdigkeit, daß ächter Haß sich weit leichter zeigt als ächte Liebe (ich rede hier nicht von unverdorbenen Kindern). Der Liebe schämt man sich, des Hasses nicht, eben kein Beweis für christliche Gesinnung. Nun sollte ich der Diener von allen sechs Dienstboten sein. Dem Melcher sollte ich helfen beim Futterrüsten, grasen, melken, dem Karrer beim Striegeln und Misten, den beiden andern beim Holzen oder Schnefeln, der Meisterjungfer sollte ich Wasser tragen und den Schweinen misten, der andern B'schütti in den Garten stoßen, jäten und wischen. Ich hätte fast wie der liebe Gott allgegenwärtig sein sollen; denn half ich dem einen, so rief mich der andere, kam ich nicht, so ward der eine böse, ging ich, der andere. Postete ich für die Meisterleute, so hatte jedes der Diensten auch etwas zu verrichten. Die Meisterjungfer wollte Hofmannstropfen, von denen sie eine große Liebhaberin war, die andere, wie gesagt, manchmal einen Schoppen Branntwein, der Melker Tabak und der Karrer Schuhnägel ꝛc. Das Meiste sollte ich bringen, daß es Niemand merke, oft konnte ich es nicht im Vorbeigang nehmen, sondern mußte einen Umweg machen oder warten, verspätete mich so, und wurde gefragt, warum ich so lange wegbleibe?

Natürlich wollte ich die Schuld nicht über mich allein nehmen, sondern sagte den Meisterleuten geradezu: Ich mußte dem Stüdi Hofmannstropfen bringen, dem Lisi einen Schoppen Branntwein. Diese Entschuldigung rechtfertigte mich bei den Meisterleuten, erbitterte aber die Diensten; sie meinten, ich hätte alle Schuld auf mich nehmen und schweigen sollen. Oft sandten sie mich für sich weg. Fand man mich denn lange nicht, und stellte mich zur Rede, wo ich herumgelaufen? so sagte ich wieder

die Wahrheit, wie sehr es mir verboten war; ich wußte nicht, warum ich um Melkers und Karrers willen die Gunst der Meisterleute verlieren sollte. Wie gesagt, waren beständige Parteiungen in unserm kleinen Hofstaate, Faktionen wie in einem großen Reiche, die beständig wechselten. Die gegenseitige Rache ließ sich am meisten dadurch aus, daß man einander Sachen ausbrachte und vorhielt, die man lieber geheim gehalten hätte, und, wenn man recht böse war, so suchte man diese Dinge bis vor die Ohren der Familie zu bringen. Nun sagten die Dienstlen einander diese Dinge nicht gerne eigenmündig, aus Furcht, man halte ihnen Gegenrecht; da sollte ich dann alles vorbringen, was vorgebracht werden sollte, da lief mir eins hier nach, das andere dort. Die Meisterjungfer wollte, ich solle über Tisch dem Karrer vorhalten, er sei erst am Morgen um 5 Uhr heimgekommen ꝛc. Anfangs that ich es auch, erhielt aber Prügel zum Lohn, und zu gleicher Zeit hielten sie dafür, ich hinterbringe Alles von freien Stücken den Meistersleuten, so daß sie mich plagten, wo sie nur konnten. Das hatte die Folge, daß ich nichts mehr von ihnen annehmen wollte. Ich sagte ihnen alles Posten geradezu ab, es sei denn, die Meistersleute hätten es ihnen erlaubt; ich sprang nicht von einem zum andern, und wenn ich an einer Arbeit war, konnte man mir lange rufen, ich sah mich nicht um; ich sagte jedem, was ich für gut fand, aber nicht mehr auf fremde Eingebung.

Sie wollten mich dressiren mit Schlägen und Schimpfen, allein umsonst. Mit aller Störrigkeit meines Charakters hielt ich ihnen entgegen, gegen Schläge wehrte ich mich, Schimpfen vergalt ich; sie vermochten nichts bei mir abzubringen, während ich gegen jedes Glied der Familie die Dienstfertigkeit selber war. Da wandte sich der ungetheilte Haß der ganzen Kuppele mir zu, sie hielten mich für einen Augendiener, für den Judas im Hause, ich war ihnen überall im Wege und untauglich für die Stelle eines Buben in einem solchen Hause, der Allen Alles sein soll. Ich wurde der allgemeine Sündenbock, an allem sollte ich Schuld sein, nicht nur an allem Streit, sondern war eine Arbeit nicht fertig, so hatte ich Nichts gethan; war eine Kuh lahm, so hatte ich sie beim Brunnen mit der Gabel

geſtochen; hatte die Untermagd Meienzeug im Garten für Unkraut angeſehen und ausgerauft, ſo ſollte ich es gethan haben: hatte die Meiſterjungfer angebräntet, ſo ſollte ich in ihrer Abweſenheit geſchaltet, neues Holz angelegt, ein zu ſtarkes Feuer gemacht haben. So war kein Tag Friede, und ſo oft der Großvater heim kam, hörte er Klagen über mich. Und wenn er dann ſagte, er könne das nicht begreifen, ſo oft er oder eins der Seinigen dabei ſei, mache ich meine Sache recht gut; ſo hieß es, das ſei eben das Böſe, daß ich ein ſolcher Augendiener, Heuchler ſei; ſobald mich Niemand von ihnen ſehe, ſei ich ein ganz Anderer, thue nichts, ſtelle nichts als Streit an, weiſe alle gegen einander auf, und habe beſtändig über die Meiſterleute zu räſoniren und ſie auszuführen. Alles glaubte man nicht, allein etwas blieb immer haften und das unaufhörliche Klagen machte am Ende doch maßleidig. Es iſt für einen Meiſter nichts Unluſtigeres, wenn er Abends müde nach Hauſe kömmt, als ein Gekähr zu finden, komme es nun von Weib, Kindern oder Dienſten. Zudem war mein Unglück, daß ich den Meiſterleuten nicht zeigen und ſagen konnte, wie lieb ſie mir ſeien, daß meine Dienſtfertigkeit nicht komme aus Augendienerei, ſondern aus wahrer Liebe, was ein himmelweiter Unterſchied iſt, aber von vielen nicht kann unterſchieden werden, indem man auf Worte allzuviel hält und allzuviel hört, und nicht Verſtand genug hat, Werke zu deuten, d. h. zu begreifen, aus welcher Quelle ſie hervorgehen. Mareili einzig ahnete den richtigen Zuſammenhang und nahm mich in Schutz ſo viel ſie konnte; vielleicht hätte ſie mich da erhalten, obgleich die andern oft ſagten, das beſtändige Zanken ſei ihnen erleidet und ich müſſe fort, damit man Ruhe habe, wenn nicht eine Begebenheit den Ausſchlag gegeben hätte.

Mareili hatte ein Kind erhalten, an dem ich große Freude hatte, aber noch größer, als Mareili zum erſtenmale wieder in die Küche kam und ich ihr »guten Tag« ſagen konnte. Die Taufmahlzeit wurde im Hauſe gehalten, und alle Hausgenoſſen erhielten ihren Theil davon und waren luſtig. Eine der Töchtern und Mareili's Bruder waren zu Gevatter geſtanden; wir vermutheten, er werde nach ländlicher Sitte bei ihr ſchlafen; zu ihrer Stube

ging eine etwas steile Treppe außerhalb des Hauses hinau
Es war in den kurzen Tagen; wir wußten, der Gevatters
mann wolle früh fort, und mußten sein Roß füttern. Ma
hatte eine allgemeine Neugierde gezeigt, wo er liege
werde, und geäußert, das sei leicht zu erfahren, wenn ma
gugge, ob er die Stege herab komme? Ich schrieb mi
dieses hinter das Ohr, und strich am Morgen um di
Treppe herum. Die Thür ging auf, ein Mensch kam
heraus, die Tochter blieb unter der Thüre; wie jene
auf die Stege trat, fiel er mit großem Gepolter um un
herunter. Nach allgemeinem Brauch lachte ich laut au
schwieg aber sogleich, als der unten Liegende nicht aufstand
sondern schmerzlich stöhnte. Das Meitschi kam herab, i
lief herzu und es fand sich, daß der Gefallene einen Fu
verstaucht und sonst mehrere Quetschungen davon getrage
hatte. Das ganze Haus kam auf die Beine, man tru
ihn hinein, und jeder fragte: Wie ist das o gange? E
behauptete, man habe ihm auf die Stege runde Hölz
gebeizt, als er auf sie getreten, sei er mit ihnen herunt
gerollt, und habe sich nicht mehr halten können. Ma
sah nach und fand allerdings noch zwei Mäßbstryche, d
wahrscheinlich dazu gedient hatten.

Böslicher Absicht lag also am Tage, und als man we
weisete über den Thäter, erinnerte sich das Meitschi, de
es mich lachen gehört. In der ersten Hitze schien sch
alles bewiesen. Ich wurde beschieden, und als ich gerufe
wurde, zäpfelten die Knechte und Mägde mit einande
Meine Schandthat wurde mir vorgehalten, aber lan
begriff ich nicht, was man eigentlich von mir wolle; a
ich es endlich merkte, bekannte ich unverhohlen was i
gewollt und gethan, von Weiterem aber wollte ich nich
wissen. Die frühern beständigen Anklagen, die gegenwär
gen Verdachtsgründe machten mir böses Spiel. An manche
Ort hätte man mich geschlagen, bis ich zur Rettung d
Rückens mich unschuldig als Thäter bekannt, hier th
man es nicht, man sagte nur, man habe endlich gen
und kenne meine Verstocktheit. Mein Gott, auf den Kni
hätte ich bekannt, wenn ich es gethan hätte! Mareil
Augen, welche dem Bruder Ueberschläge machte, und
von Zeit zu Zeit wehmüthig zu mir redeten: hab' ich d

um dich verdient? zerfleiſchten mir nicht nur den Rücken, ſondern auch das Herz. Sie ſprach kein Wort zu mir; hätte ſie es gethan, ich hätte ihr auf eine Weiſe meine Unſchuld betheuert, daß ſie mir gewiß geglaubt; zu den andern aber ſprach bei mir nicht die Liebe, ſondern das beleidigte Gerechtigkeitsgefühl, das bittere Gefühl des Verkanntſeins, und ſie glaubten mir nicht und nahmen für Trotz, was gekränkte Unſchuld war. Als ich aus dem Verhör kam, nahmen mich die Dienſten in Empfang und behandelten mich mit mancher Stichelrede als den Thäter, ſie, von denen eines es ſelbſt gethan, entweder aus Bosheit, um Mareili zu kränken, oder beſtochen von einem Nebenbuhler.

Es ward alſo beſchloſſen, um Fried und Ruhs willen an der nächſten Bettlergemeinde mich wieder abzuliefern. Ich litt ſchwer in mir. Ich meinte es doch ſo gut, und Niemand wollte es glauben; ich liebte ſo gerne und man haßte mich, über mein Herz ging Froſt um Froſt, ſie tödteten die Liebe nicht, aber ihre Blüthen, die offene muntere Freundlichkeit, und Sauerſehen war die Freundlichkeit, ein größeres Unglück für die Sauerſehenden, als die Meiſten begreifen. In ſtillem finſtern Ingrimm verſtrich die Zeit meines Dortſeins, und mancher Mitſchüler mußte meine innere Bitterkeit durch tüchtige Schläge büßen.

Nur am Morgen meines Abgehens thaute mein Herz auf. Man hatte mich noch brav kleiden laſſen, denn das erforderte die Ehre des Hauſes, und es rührte mich auch nicht, als ich den tüchtigen Bündel ſchnürte; ihn auf dem Rücken, trat ich in die Wohnſtube, um den Großvater abzuholen, und ſagte ein kaltes: B'hütech Gott! nicht einmal vergelt's Gott. Da kam Mareili aus der Nebenſtube. Plötzlich übermannte mich eine innere Wallung, aus den Augen ſtürzten Bäche von Thränen, ſchluchzend ergriff ich ſeine Hand und ſtammelte: Zürn doch recht nüt! aber mehr konnte ich nicht ſagen; weinend aus Herzensgrund ſtrauchelte ich fort.

Und meine Erſchütterung hielt man für Bekenntniß!

Dreizehntes Kapitel.

Wie ein pfiffiger Bauer und eine noch pfiffigere Bäuerin aussehen.

So stand ich nun zum vierten Male vor der Bettlergemeinde, wieder gut gekleidet, wieder trotzig, als ein kräftiger Bursche, dem man es ansah, daß er mehr als ein halber Knecht zu rechnen sei. Der gute alte Bauer verklagte mich nicht hart. Er gab mir das Zeugniß, daß ich gut arbeiten könne, sie selbst über mich nichts zu klagen hätten, aber der beständigen Händel mit dem Gesinde müde seien, mit dem ich mich nicht vertragen, nichts von ihm annehmen könne. Ein 14 Jahr alter, doppelt gekleideter, starker Bursche, dem man keinen Lohn zu geben braucht, sondern für den man noch erhält, wenn man es schlau anzufangen weiß, ist ein Schleck, nach dem Vielen der Mund wässert. Man beobachtet denn doch eine gewisse Zurückhaltung und Manierlichkeit, man thut gar nicht, als ob einem viel daran gelegen wäre; man beobachtet eine gewisse Reihenfolge im Vertheilen solcher wohlfeilen Knechte, nach dem Sprichwort: Heute mir, morgen dir. Freilich erstreckt sich diese Reihenfolge nicht durch die ganze Gemeinde, sondern es gibt da auch eine Art Vorrechtler, die entweder am Gemeindrath selbst sitzen, oder treue Klienten oder Verwandte sind. Ein solcher treuer Anhänger erhielt mich jetzt, und behielt sich noch ordentlich Lohn vor, weil er mich in die Schule schicken müsse, wie es üblich und gebräuchlich sei, und dann noch in die Unterweisungen. Auf den Weg gab man mir recht schöne Ermahnungen; mein früherer Meister drückte mir noch einige Batzen in die Hand. Ich hätte wieder weinen mögen, allein ich überwand mich und mit verbissenem Trotz, bewußt, daß ich mich gegen Ungebühr zu wehren wisse, trat ich den Weg nach meinem neuen Dienſthause an.

Dasselbe lag in einem fruchtbaren Boden, etwa eine halbe Stunde von der Kirche, und war ein sogenanntes

altes und doch neues Haus. Der Bauer hatte nämlich das Recht, zu allen Reparaturen aus einem obrigkeitlichen Wald das Holz zu nehmen; nun baute er in einem Jahre das Stubenwerk neu, in andern das Stallwerk, das hieß dann repariren. Ein Baumeiſter wäre nur ein Narr gegen den Bauer geweſen, wenn es darauf ankommen ſollte, aus einem alten Ofenhaus ein neues zu bauen, und doch den Schein bloßer Reparatur zu behalten.

Ueberhaupt war er ein gar pfiffiger Kerl. Er wußte das Waſſer auf ſeine Mühle zu reiſen und doch den Schein der Ehrlichkeit zu bewahren; mit keinem Menſchen meinte er es gut, als mit ſich ſelbſt, und doch hielt man ihn für einen aufrichtigen guten Mann; er wußte, wie Keiner, Würſte nach Speckſeiten zu werfen, und ſelten mißlang ihm ein Wurf. Er widerſprach ſelten oder niemals, ſagte überall Ja, rühmte Alles ſo weit er konnte, ſogar Bettelbuben auf den Straßen; ſo machte er ſich nirgends unwerth, und der Landvogt und der Pfarrer hielten große Stücke auf ihn. Wem er am meiſten ſcharwenzelt hatte, den konnte er dann auch zu Hauſe am beſten ausführen und durchhecheln. Er ſchmeichelte z. B. dem Schulmeiſter ganz beſonders, ſchickte ihm manche Flaſche Milch, die aber immer halb abgenommen war, und ermahnte ihn: ſeine Kinder ja recht ſcharf zu halten, ihnen nicht zu borgen. Daheim führte er den Schulmeiſter aus vor den Kindern, und wenn eins in der Schule geſchlagen worden war, ſo begehrte er auf und polterte, wie er es dem Schulmeiſter ſagen wolle. So erleidete er den Kindern Schulmeiſter und Schule, daß ſie faſt nicht hinzubringen waren, ſie daher auch ſehr ſelten beſuchten und zu Hauſe arbeiteten. Ihm wurde die Schuld nie beigemeſſen, ſondern z'Beſt geredet, weil er der Kindern Unfleiß gar wehmüthig zu bedauern und einer eigenthümlichen Verſtocktheit zuzuſchreiben wußte vor dem Schulmeiſter, und ihn noch mehr zur Schärfe ermahnte. Vor dem Pfarrer redete er anders. Freilich nicht gerade aus, aber verblümt gab er zu verſtehen, wie der Schulmeiſter allzuſcharf ſei und er trotz alles Zuſprechens ſeine Kinder nicht in die Schule bringen könne.

Seine Frau ſchickte ſich ganz beſonders gut zu ihm.

Sie war geizig und selbstsüchtig wie er, sie konnte vorwärts schmeicheln und lächeln und hinterrücks den Talpen geben wie er; nur war sie heftiger, ließ sich zuweilen vom Zorn hinreißen und brachte sich selbst in diesem Zustande manches aus, was sie später nicht gerne hatte. Sie wollte nicht die sein, welche ihren Leuten das Essen nicht gönne, und doch that ihr jeder Bissen weh, den man aß. Brod war immer für Jedermann in der Tischdrucke, allein es war meist steinhart oder grau, denn man backte auf's Kürzeste alle drei Wochen, und obgleich es auf dem Tische lag, wußte doch Jedermann, daß man keines nehmen solle, besonders wenn Erdäpfel da waren. Darum sagte sie einmal, als die Schneider auf der Stör bei uns waren: Schnyder nät Brod, mir nä kes, we mer Herdöpfel bei. Am lustigsten trieb sie es mit dem Fleisch, welches sie selbst besonders gerne aß; sie hatte zwei Manieren, es zu sparen, und wechselte damit ab, damit man keine merke.

Den einen Sonntag, wenn alles aus der Kirche zurück und ordentlich hungrig war, so rief man zum Essen und stellte die Suppe auf den Tisch. War die gegessen, so mußte man ein wenig warten, denn kam das Köch. Man fieng ganz hübschli an, zuzugreifen, aß ein paar Gableten, das Fleisch kam noch nicht, man aß noch ein Paar, bis die Meisterfrau glaubte, man habe fast genug; dann kam eine ganze Bigete Fleisch und man konnte nehmen so viel man nur mochte, ja sie sagten manchmal noch: Nät doch, es isch gnu da; allein man brachte nicht viel mehr ab, weil man sich auch nicht dafür hielt, nur bloßes Fleisch zu essen, damit es einem nicht gehe wie jenem Tauner, der sich allein an Speck und Fleisch hielt, und dem der Meister endlich vor Zorn halb blau zurief: Ueli, Ueli, Krut o! Krut o!

Den andern Sonntag kam es alsobald mit dem Köch auf den Tisch; allein es war nur halb gekocht und so hart, daß man einander hätte Löcher in den Kopf schlagen können damit. Natürlich wurde man müde mit Kauen und griff zu dem, was leichter zu schlucken war, und das Meiste blieb übrig. Nachmittags, wenn die Jungfer irgend einem Schatz nachlief, that die Meisterin Alles wieder in den Hafen und kochte es, bis es lind genug war. Das

aß ſie die Woche durch vermeukt ſelbſt, denn auch ihr Mann erhielt wenig davon, ſo daß es bei uns war faſt wie bei jener Wittwe, welche zwei Schweine ſchlachtete, und mit welcher ihre fünf Kinder theilen wollten: Sie, die Wittwe, ſolle ein ganzes Schwein für ſich behalten, das zweite aber gemeinſam mit den Kindern eſſen, die aber nicht eintreten wollte in dieſen Vorſchlag, weil er ſie verkürze. Ja ſelber eſſen macht feiſt, doch das finden nicht nur die Weiber, ſondern auch die Männer, z. B. auch jener kinderloſe Kauz, der die meiſten Würſte und viel Fleiſch auf die Seite packte und verſchloß, und wenn es ihm gefiel, Würſte oder Fleiſch in den Hafen auf's Köch legte, auch in Papier gewickelt auf den Säuhafen, kochen ließ und wegnahm, ohne ſeiner Frau je einen Mundvoll davon anzubieten. Unſere Meiſterfrau gönnte von Natur Niemand was, als ſich ſelbſt, alſo auch ihrem Manne nicht; denn zwei ſelbſtſüchtige Leute werden nie eins unter ſich, gegen Andere wohl, der Pfarrer mag ſie zuſammengeben, wie er will. Uebrigens glaubte ſie volles Recht auf das Fleiſch im Hauſe zu haben, weil der Mann außer dem Hauſe ſo oft nicht nur zu Fleiſch, ſondern auch zu Wein kam. Nicht daß er viel verthat aus ſeinem Sack, allein er kam als Schätzer und auch als Ausgeſchoſſener öfters dazu. Es wollte der Frau oft das Herz abdrücken und Niemand konnte es vor Häſſigi um ſie ertragen, wenn ſie wußte, ihr Mann ſitze nun hinterm Tiſche und könne ſich bei Voreſſe und Datere wohl ſein laſſen, da war ihr einziger Troſt eine tüchtige Hammeſchnitte und ein braver Schluck Bätziwaſſer. Solche Mähler, von denen ſie nichts erhielt, mußte er oft ſich vorhalten hören; er ließ es ſich dafür aber auch wohl ſein dabei, und war im Stande, von Mittags zwölf bis Abends ſpät immer zu eſſen, freilich nur langſam, aber ohne Unterbrechung. Der Wirth ſah ihn daher ungern bei Mählern, wo er um ſeinetwillen nicht mehr fordern durfte, und, wenn es vom Wirthe abgehangen wäre, mein Meiſter wäre noch nicht Gerichtsäß geworden; aber glücklicherweiſe war der Wirth nicht Landvogt. Eſſen war ihm die Hauptſache, den Wein nahm er nur, um deſto mehr eſſen zu können; auch mußte er ſich vor einem Stüber

hüten, denn wenn er einen heimbrachte, so mißgönnte ihm seine Frau diesen, und hätte ihn lieber selbst gehabt. Einmal vergaß er sich, oder der Wirth spielte ihm einen Possen und that ihm Branntwein in den Wein, kurz, er lud über Ort, kam gar lange nicht heim und die Frau sandte mich, nachzusehen, wo er bleibe. Große Wasserpfützen waren auf dem Wege, aber die Sterne schienen. Auf dem halben Wege sah ich etwas am Boden, vor dem ich mich fast gefürchtet hätte; bald lag es ganz am Boden, bald hob es sich auf und wimmerte auf das Kläglichste. Ich ging endlich näher und fand meinen Meister in einer Pfütze kratzen, dann auf die Knie sich heben, und der tusig Gotts Wille bete: Der liebe Gott söll en doch nit da vorem Himmel la hange, sondern ihm z'völlig uche helfe. Er konnte nicht mehr geben, sah in den Pfützen die Sterne ganz nahe vor Augen, glaubte nun da vor dem Himmel zu hangen, und doch nicht hinein zu können. Ich führte ihn heim, da vertrieb ihm die Frau die Himmelsgedanken.

Als er endlich Gerichtsäß worden war, kam er am Abend seiner Wahl spät heim; wir erwarteten ein Wetter, und horchten. Die Frau lag im Bette und rührte sich nicht; er legte sich auch hin und stille war es einige Zeit. Da fieng er von der Gemeind, von diesem und jenem an, keine Antwort; endlich sagte er: Mädeli, wüßteisch du, nebe wem du lysi? — Das weisi öppe nume z'gut, du Donners Hudelhund, nebe wem ig ligge; schämst di nit, ga z'versuffe, was ig erbuse; wenn der Tüfel öppis nutz wär, er hät di scho längste gno! — He be, Mädi, ume bübschli, du weischt nit, zu wem de so redsi? — Zu mym Donners Ghalli red ig so, mit dem mi üse Herrgott g'straft bet! — Nei, mit e mene Gerichtsäß redsch so, mit e mene Huupt vo der Gmend. — We du es Huupt vo d'r Gmend bisch, su nähmes mi de Wunger, es F.dle dervo z'g'sieh, das müßt es arigs Ding si? — Allmählig legte sich der Sturm. Doch wie die Meereswellen sich nicht auf einmal legen und der Spiegel sich glättet, so auch des Weibes Zunge nicht. Noch manche Spitzrede rollte über ihren Zungenspitz, bis das Ehepaar sich gemeinsam der Ehre freute, sich besonders freute, wie Dieser und Diese

ſchalus ſein, und am nächſten heiligen Sonntag die Leute guggen werden, wenn er im Chor ſitze und den Mantel trage. Da meinte die Frau, ſie wolle auch einmal wieder zum Nachtmahl gehen, um dieſes zu ſehen, aber der Schneider müſſe zuerſt kommen, der Mann müſſe neu gekleidet ſein, und ſie wolle auch einen neuen Kittel machen laſſen und ein neu ſeiden Fürtuch kaufen, auch wolle ſie ihre Göllerketteli zum Gürtler tragen, um ſie ausputzen zu laſſen. Nun wurde eine lange Berathung angeſtellt, ob er ſich in Halblein oder Guttuch aufputzen ſolle? Für einen Gerichtſäß, meinten endlich beide, wäre Halblein noch gut genug, aber man wiſſe denn doch nicht, was kommen könne? Der Statthalter ſei alt und mache es nicht lange mehr, und der Statthalter habe noch die Salzbütte, beides trage auch gar ſchön ein; und wenn er einiſch Statthalter werden könnte und Salzauswäger, ſo komme er viel zu den Herren, und werde da gut bekannt mit ihnen und da könne ihm nicht fehlen, Amtsrichter zu werden, das trage noch viel mehr ein. Er könne freilich nicht recht G'ſchriebnigs leſe, aber ſeinen Namen könne er gut ſchreiben, der Landvogt kenne auch nichts von der Sache; das mache aber alles nichts, dem Junker Landvogt ſein Schreiber ſei gar gruſam e G'ſchickte, der mach Alles. Die Hauptſache von der Sache ſei doch immer die, daß man den Lohn bekomme; das Andere gebe ſich von ſelbſten und gang niemer nüt ab. Und am Ende gehörten ihm die Stellen, und es wäre verflucht ſchlecht, wenn er ſie nicht erhielte. Er ſei doch der Regierung immer treu geweſen, er habe dem Landvogt manche Anzeige gemacht, an welcher dieſer Freude gehabt; und dem Pfarrer gehe er auch immer z'Predig, obgleich es ihm verflucht Langeweile mache. Schade, daß der Mann nicht ſpäter gelebt, er wäre wenigſtens Regierungsſtatthalter oder gar Schultheiß geworden; oder Schade, daß er nicht ein Patrizier war, er wäre Rathsherr geworden, ſo gut als der, welcher ſein und das öſterreichiſche Wappen in ſeinen Miſthaufen flechten und mit Miſtkränzen verbinden ließ, und von welchem man gar nichts wußte, das ihn hätte empfehlen können, als gerade dieſes. Das Ehepaar ſah ſich ſchon als Amtsrichter und als Amtsrichterin,

gedachte endlich auch seiner Kinder, und der Mann meinte: D'Meitscheni seü o nit meh en jedere yche lah, es werde jetzt scho Fürnemi gnu cho. Und die Mutter meinte, es sei letzthin scho e grusam Fürnemme bei Eisin gewesen, allein als es ihm gesagt, er solle bald wieder kommen, hab er geklagt, er könne nicht in einer deutschen Bettstatt liegen, er sei an eine französische gewohnt, und seit dem sei er ausgeblieben.

Und der Herr Amtsrichter im Bette befahl alsobald der Frau Amtsrichterin, sie solle gleich am Morgen zwei französische Bettstatte bestellen, für Eisin eine und für Anni eine, und solle ihnen eine halbe Bätziwasser in's Gaden hinauf geben, und solle ihnen die Schaubhütlin ausputzen, und die Gloschli schön neu plegen lassen; das möge alles etwas bringen und koste doch nicht viel, besonders wenn man dem Tischmacher die Laden gebe, und deren habe man noch genug aus dem oberkeitlichen Wald; und die französischen Bettstatten seien doch nichts anders, als reparirte deutsche, so könne man eigentlich einen Baum Laden von Rechtswegen dazu fordern und hätte dabei noch einen schönen Gewinn. Nachdem sie also schön elterlich für die Gegenwart und Zukunft gesorgt, schliefen beide schön einig ein und träumten von nahem Glück.

Mein Meister war eigentlich noch nicht Meister, sein Vater lebte noch und war rechtmäßiger Besitzer des Hofes; aber er hatte nichts mehr zu befehlen, über nichts zu schalten, das Heft war ihm durchaus aus den Händen gewunden. Er hatte kein Geld, worüber er verfügen konnte, und mußte durchaus vorlieb nehmen mit dem, was seine Kinder, wie aus Gnaden, ihm zukommen ließen. Höchstens erhielt er fünf Batzen auf einmal, woraus er aber fünf Wochen lang den Barbier bezahlen mußte. Wann und wie er so um all seine Sachen gekommen, das wußte er nicht zu sagen, aber beklagte es oft. Er dauerte mich am meisten an den Sonntagen, wo das harte Fleisch aufgestellt wurde. Er hatte keine Zähne mehr und hätte so gerne ein Bischen Fleisch gegessen, aber seine alten Kinnbacken ermatteten am ersten Bissen. Sagen durfte er nichts darüber, höchstens seufzen; und von dem Fleisch der Meisterin, das sie für sich lind gekocht, sah er nie Etwas.

Einmal bat er ſeine Sohnsfrau um einen Tropfen gute Milch, ſeine Alte hätte ihm früher alle Tage in einem Kacheli bei Seite geſtellt. Aber die Sohnsfrau ſagte, ſie müſſe die gute Milch denen geben, die arbeiten, er mache nichts mehr; abgenommene thue es ihm auch und ſei ihm noch geſünder.

Ein andermal bat er ſeinen Sohn, er möchte ihm doch einmal eine Halbe Wein heimbringen, er komme jetzt ſo oft zum Wein. Aber der Sohn ſagte dem übelhörenden Vater laut: der Wein ſei ihm nicht geſund, er mache ihn nur zu huſten, und leiſer fügte er noch bei, der Alte habe lang geſoffen und ihm auch keinen heim gebracht, er wüßte nicht, warum er ihm jetzt heimbringen ſollte? Nebenbei ſollte er denn doch arbeiten, und bald dieſes bald jenes muthete man ihm zu; das aber, was er am liebſten machte, das Wäſſern, hatte der Sohn übernommen, und wenn einmal der Vater ſich vom alten Geluſten übernehmen ließ und mit der Wäſſerſchaufel wieder handthierte, ſo gab es Händel. Ein Berner meinte: wenn es auf dem Lande ſo zugehe, ſo ſollte es drei Tage Pulver regnen auf der Stelle, und am vierten der Blitz darein ſchlagen. Du gute Seele, nimm dich in Acht vor dem Pulver, denn das iſt gerade ein Bernermüſterli und nicht etwa eins aus dem Plebs, und der Vogt dabei war auch kein Gemeiner, dem Namen nach nämlich.

Endlich ſtarb der Alte und der Gerichtſäß ſpeiste ſeiner verſtorbenen Schweſter Kinder mit dem ab, was ſein guter Wille war. Von dem Vermögen, das er Jahrelang in Händen gehabt und genutzet hatte, gab er keine Rechnung, und Niemand forderte ſie; mit dem Vermögen, welches er zeigen wollte, war man zufrieden, um Waiſen willen mochte eben Niemand ſich unwerth machen.

Mir ward es ſo unwohl dort nicht. Der Bauer war aber ein liſtiger Kautz und verſtand ſich auf alle Vörtel. Er hatte gewöhnlich einen Knecht und einen Güterbueb zwiſchen 14 — 16 Jahren; den Güterbueb rühmte er nun ganz beſonders und ſagte, derſelbe mache ſo viel oder mehr als der Knecht. So reizte er auf der einen Seite den Knaben zu übertriebener Arbeit, und erhielt zugleich Anlaß, dem Knecht ſo wenig als möglich zu geben, weil

er nicht viel mehr mache als der Bueb. Das war auch so eine Wurst, die er nach einer Speckseite benggelte.

Man kann sich leicht denken, daß ich nach vorhergegangenen Geschichten beim frühern Meister, eben nicht der größte Freund von Knechten und Mägden war, daß es mir daher ganz besonders wohlthat, bei jeder Gelegenheit mich auf Kosten des Knechts rühmen zu hören, daß es mich auch zu einem Fleiße trieb, der über meine Jahre hinausging. So stund ich des Morgens ungeweckt und meist vor dem Knecht auf, weil ich es einmal an einem Sonntage, wo der Knecht die Nacht durch geschwärmt hatte, gethan und dafür gerühmt worden war. Ich gab mich besonders gerne mit den Thieren, mit Futtern, Fahren ab. Da mir die Thiere lieb waren, so vertraute der Meister sie mir auch immer mehr an, und lehrte mich melken. Der Knecht war natürlich mit dem Allem nicht zufrieden, sah mich scheel an und hätte mich gerne wieder heruntergebracht, in dem Maaße als der Meister mich erhob. Allein er war zu schwach dazu und ich zu stark. Er versuchte es nur einmal mich zu prügeln, weil ich auf seine Kosten gerühmt worden war; da leistete ich ihm so kräftigen Widerstand, erwiderte seine Ohrfeigen so munter, daß er froh war, von mir abzulassen, und nachher den Versuch nie mehr wiederholte.

Vierzehntes Kapitel.

Von einem berühmten Schulmeister und einem berühmten Pfarrer, die mich unterweisen, und wie?

Ich mußte mich nun in die Unterweisung einschreiben lassen und auch die Kinderlehren besuchen, welche im Sommer vom Pfarrer, im Winter vom Schulmeister gehalten wurden. Der Letztere war berühmt für das Kinderlehrhalten und weit und breit strömten ihm die Menschen zu, besonders das Weibervolk, und das aus zweien Gründen.

Er war noch ledig und hatte vierzig Kronen Lohn; und gar manches Mädchen wäre gerne Frau Schulmeisterin geworden, und träumte bei ihm ein Leben voller Leberwürste; und sie meinten ihm den Hof zu machen, wenn sie z'Kinderlehr gingen. Nach der Kinderlehr orgelte er dann noch so schön, und die Mädchen standen so eng um ihn herum, und mit dem Kopfe nickte er den Takt so bedächtlich, und die Mädchen guckten ihm auf den Kopf so andächtig, und die Arme streckte er so lang, schön und steif vom Leibe weg, und die Mädchen streckten ihre Hälse so hoch und schön empor, eins über die andere weg, daß es recht rührsam anzuschauen war. O das sind die goldenen Zeiten für einen jungen Schulmeister, wenn so Kopf an Kopf sich um ihn reiht, und Dutzende von Augen ihm zuflüstern: Du, du! weißt du, wo mein Gaden ist, üse Ringgi bellet nit! Aber diese Zeiten schwinden gerne mit einer Frau, und noch Manches andere mit, wenn Einer noch Eines nicht versteht: auf eine rührhafte Weise die Herzen der Weiber anzurühren. Das verstand unser Schulmeister aber trefflich. Er jammerte so herzbrechend über die Sündhaftigkeit, hatte aber dann auch wieder so viel Gnade und Vergebung zu verheißen, wußte vom Himmel und besonders von der Hölle so viel, als ob er in beiden z'Kost gegangen wäre, weit mehr als Christus, daß die Weiblein gar nicht aufhören konnten zu weinen, erst aus Schrecken und Erbarmen, dann aus Freude und Wonn'. O man glaubt gar nicht, wie wohl solche Thränen einer muntern Bäuerin des Sonntags Nachmittags thun, wenn sie ein Pfund Fleisch und anderhalb Pfund Speck im Leibe und Langeweile in den Gliedern hat. Das geht über schwarzen Kaffee! Katechisiren konnte er auch gar schön, das ging an einem fort wie gepfiffen; man brauchte nicht lange zu warten, bis die Kinder antworten konnten. Er fragte sie entweder so, daß sie entweder Ja oder Nein antworten mußten, und dann sagte er noch J a oder N e i; oder wenn es zur Seltenheit andere Worte waren, welche er zur Antwort wollte, z. B. Seligkeit oder Gott, so sagte er Selig! Seligk! Seligkei! dann war das mangelnde t nicht schwer zu finden, oder Go! Go! Got! wo ebenfalls das zweite t einem in den Mund fallen mußte.

Er war aber auch weit und breit berühmt, daß er so geschickte Kinder hätte, die ihm keine Antwort schuldig blieben. Wir gingen nicht ungerne zu ihm in die Kinderlehre, wir brauchten unsere Köpfe nicht besonders anzustrengen, konnten frisch weg antworten, wenn die Reihe an uns kam, und nebenbei dann denken oder machen, fast was wir wollten.

Der Pfarrer war ein strenger Herr im besten Alter, bei dem alles am Schnürchen gehen mußte, eine Woche wie die andere. Seine Predigten waren alle auf die Minute gleich lang und alle in drei Theile getheilt, waren furchtbar streng, dem Teufel und dem Unglauben und der Aufklärung ging er schauerhaft zu Leibe und dann auch zuweilen den Sünden, besonders der Hurerei und Abgötterei. Und seine Predigten thaten seinen Bauern gar unsäglich wohl, wohl bis in die Schuhe hinunter; sie waren ihnen eigentliche Abwaschungen ihrer Sünden, und ihnen ward es gerade, wenn sie aus der Kirche kamen, wie den Türken, wenn sie tüchtig gerieben, gebürstet, gewalket, aber auch neu belebt aus ihrem Bade treten. Er predigte mit gewaltiger Stimme, und Alles was er ihnen sagte, klang bekannt und heimelig; wenn sie schon mitunter einnickten, so wußten sie beim Erwachen doch gleich wieder, woran der Herr jetzt war. Sie hielten daher große Stücke auf ihn als Prediger, und schlugen in allen Wirthshäusern auf den Tisch, und begehrten auf: Wie üse Herr chas bim Donner kene! In den Unterweisungen und Kinderlehren war er ebenfalls ein strenger Herr; doch konnten wir machen was wir wollten. Wenn ein Kind nicht antworten konnte, oder wenn es nicht wußte, wo man war, oder wenn es zu spät kam, putzte er ihm wüthend ab. Aber das Antworten war eben nicht schwer und das Wissen, wo man war, auch nicht. Er fragte immer der Reihe nach, immer vier in einer Stunde, und wenn das zuerst Gefragte in der folgenden Unterweisung nur die letzte Erklärung wußte aus aus der vorhergehenden, so wußte es genug; um das Frühere, den Zusammenhang, bekümmerte man sich durchaus nicht weiter. Alle Erklärungen, kurz die ganze Unterweisung, waren Jahr für Jahr durchaus gleich, gleich viel Stunden und

gleich viel Worte; Jahr für Jahr die gleichen gleichgestellten Fragen wollten buchstäblich die gleichen Antworten. Wenn z. B. einer sagte: Die Allmacht ist diejenige Eigenschaft Gottes, mit welcher er alles machen kann; so erregte das sehr große Unzufriedenheit und dem Kinde wurde über seine Ungeschicklichkeit tüchtig der Kopf gewaschen, es hatte sagen sollen: Die Allmacht ist diejenige Eigenschaft in Gott, durch welche er Alles schaffen kann, was er will. Man hätte glauben sollen, das wäre furchtbar schwer gewesen, vom Kinde herauszubringen, denn wie kann man aus einem Kinde, das keine Sprachkenntniß hat, solche Stempeneien herkatechisiren? Und der Pfarrer sagte die Antwort nicht vor bis an den letzten Buchstaben, sondern fragte kurzweg. Allerdings mag es, das erste und zweite Jahr, nachdem der Pfarrer in die Gemeinde gezogen war, schwer zugegangen sein, allein nachher wurde die Sache sehr leicht, eben weil er sich so buchstäblich gleich blieb. Aeltere Geschwister konnten den jüngern sagen, was sie noch wußten, und wer Etwas wußte, konnte es dem andern fliesmen, chüschele, flüstern; hier half auch der Schulmeister treulich mit, der gewöhnlich zugegen war, und in den Kinderlehren half die ganze Gemeinde ein; man meinte sich gar sehr mit seiner Geschicklichkeit, wenn man den Kindern einhelfen und zeigen konnte, wie man fast so geschickt sei, wie der Pfarrer selbst.

So konnte es Kinder, und deren recht viele, geben, die am Ende sagen durften, sie hätten dem Pfarrer Alles antworten können. Von diesem Geflüster merkte der Pfarrer nichts, sobald man es trieb, während er selbsten sprach; denn wenn er redete, so sah er nicht und hörte er nicht. Auf diese Weise kam er selten in den Fall, Kinder zurückstellen zu müssen. Er hatte meist sehr geschickte Kinder, die antworten konnten wie auf der Geisle klöpft; und doch wußten sie eigentlich nicht was sie sagten, sie begriffen ihre Antworten so wenig als das Fragenbuch selbst. Wenn sie z. B. das Reich Gottes in das Reich der Gnade und das Reich der Natur theilen mußten, so sagte ihnen kein Mensch, was Reich, Gnade, Natur bedeuten; so wie diese Wörter Jedermann bekannt schienen, so setzte man voraus, jedes Kind kenne ihre Bedeutung.

So bekamen die Kinder eine Menge Formeln in die Köpfe, aber keine richtige Vorstellungen, und ihre Herzen wurden nie erwärmt. Man kann einen ganzen Haufen Scheiter in einen Ofen thun, sie machen denselben nicht warm, die Scheiter bleiben Scheiter und der Ofen bleibt kalt. Man muß Feuer anmachen unter die Scheiter und dieselben müssen aufgehen in Flammen, müssen leuchten und sprenzeln nach allen Seiten, dann gibt es einen warmen Ofen. Das ist eine Gleichnißrede, deutet mir sie!

Der Pfarrer predigte und kinderlehrte aber nicht blos, er führte sonst noch das große Wort in der Gemeinde. Man brauchte ihn viel, und darum regierte er auch viel, und wenn er einmal gesagt hätte: Ohä, z'Sach ist die; so hätte ich Niemand rathen wollen, andere Meinung zu haben. Aber eigentlich regierte doch nicht er selbst. Einige pfiffige Käuze in der Gemeinde kamen öfters zu ihm, und wußten das, was sie wollten, ihm so fein unter den Fuß zu geben, daß er glaubte, es sei seine eigene Meinung oder Erfindung, und sie durchsetzte. Er hielt viel auf Achtung und Respekt, und nach dem Sprüchwort: Was du willst, das dir die Menschen thun, das thue du auch ihnen, zog er vor dem Landvogt gar tief den Hut und sagte nie zu viel: Hochgeachteter Junker Landvogt; aber seine Bauern mußten ihm dann ihre Bücklinge auch machen, und mancher vernahm: Zieh den Pflegel (Hut) ab! Das schadete ihm aber bei der Bauersami nichts; weil er viel bei dem Landvogt galt, so galt er bei den Bauern desto mehr; denn ein Wort von ihm konnte gut oder bös Wetter machen. Wer ihm widersprach, den hielt er für einen bösen unruhigen Kopf. Er liebte das Ja Ja sagen und merkte nie die Schalkheit, die Ja Ja sagte, und hinterwärts das Gegentheil; er hatte überhaupt keinen Begriff davon, daß man ihn zum Besten haben könne, sondern nahm Alles, jedes Kompliment ꝛc. als baar Geld auf. So wurde er z. B. oft eingeladen, mit seiner Familie z'Dorf zu kommen. Keiner oder die wenigsten thaten es im Ernst, sein und seiner Familie Besuch war ihnen lästig; höchstens war es ihnen nicht recht, wenn der Pfarrer zu andern ging und nicht zu ihnen auch, weil sie sich dadurch unter diese herabgesetzt glaubten. Der Pfarrer aber glaubte,

er erweiſe mit ſeinem Beſuch eine Ehre, ſeine Frau war natürlich ſeiner Meinung, und die Kinder, an denen die Eltern blind waren (der Pfarrer glaubte, alles ſei gut was von ihm käme), aßen gar zu gern Küchli; er nahm daher ſolche Einladungen oft an, und zottelte an ſchönen, beſonders Sonntagsnachmittagen, irgend einem Hofe zu.

Seitdem nun mein Bauer Statthalter, Salzauswäger und Amtsrichter werden wollte, fand das Ehepaar auch nothwendig, den Pfarrer dringend einzuladen (ſie hatten bis dahin nicht zu den Auserwählten gehört). Die Frau tröſtete ſich damit, er komme nicht, es ſei ihm zu weit und etwas Neues.

An einem ſchönen Sonntag Nachmittags war es, und ich lag am Schatten im Baumgarten, da ſah ich oben aus dem Hölzchen, das am Rande des Hügels lag, und aus welchem ein Fußweg zu uns hinunter ſich ſchlängelte, einen Knaben und zwei Mädchen hervorſpringen, mitten durch jungen Klee und über eine Spreiti Flachs weg. Ich dachte bei mir ſelbſt, es nähme mich doch wunder, wer die ſeien, daß ſie nicht wüßten, die Wege ſeien da zum Laufen, den Klee vertrappe, den Flachs verhürſche man nicht. Das hatte ich noch nicht ausgedacht, ſo kam die rundliche Geſtalt des Herrn Pfarrers hintendrein und hinter ihm die etwas ſpitznaſige Frau Pfarrerin, und Alles wälzte ſich allmählig unſerm Hauſe zu. Ich merkte gleich, die vor uns verhandelte Einladung ſei für Ernſt aufgenommen worden, und der Beſuch gelte uns, lief hinein in's Haus und ſchrie aus Leibeskräften: z'Pfarrers, z'Pfarrers. Die Frau ſtreckte den Kopf zur Stubenthüre heraus und fragte: Was heſch z'brülle, Bueb? He, z'Pfarrers köme! Das wär d'r Tüfel! Herr Jeſes, Ma ſtang uf, du donners Kalb, du wirſt z'nöthli tha ha, du Lümmel! leg z'Schuh a, g'hörſt, ſi doppte ſcho, lueh, da ſy ihre Burſch ſwo uf der Schytterbige, und luege znm Fäiſter iche; nu, biſch nit bald fertig, du Dreyhung, chaſt Kappe morn alege, muſt ſe doch ab ha vor em Predikant. Endlich ſtolperte der Gerichtſäß hinaus zum Empfang der werthen Gäſte. M'r hei g'meint, es ſig niemer daheim, m'r hei ſcho zweimal klopfet, ſagte der ungeduldige Pfarrer. Das ſei ihm doch leid, meinte der Gerichtſäß, der ſich

vollkommen erholt hätte, sie seien in der Hinterstube gewesen, heige zäme betet, da sehe und höre man nichts; aber der Herr Pfarrer hätte auch nicht brauchen zu klopfen in seinem Hause, sondern nur gerade herein kommen sollen, sie sollten gleich inne für cho i d'Stube und cho abhocke. Das wollte nun der Pfarrer und seine Frau nicht, sie wären daheim genug in der Stube, und es sei viel hübscher und kühler da auf der Laube. Das ließ sich der Bauer nach einigem Sträuben gefallen; denn seine Frau hatte drinnen vielleicht noch nicht abgeräumt, hatte allweg noch kein Fürtuch umgebunden und die rechte Kappe nicht auf dem Kopfe. Diese hausirte drinnen etwas unsäuberlich, gab mir Geld, um eine Maaß Wein zu holen, jagte ihre Töchter auf die Beine und fluchte dazwischen gar jämmerlich auf das hungrig Predikantenpack, das an allen Orten seine Nase haben müsse, wo es etwas z'Fresse schmöcki. Da ich mich anders anziehen mußte, um den Wein zu holen, so sah ich sie noch hinausgehen, gar freundlich thun, und die Hand geben, und sagen, wie sie sich freue, daß d's Herr Pfarrers ihnen auch einmal die Ehre gegönnt hätten und zu ihnen gekommen wären. Und des Herr Pfarrers versicherten, das wäre schon längst geschehen, wenn es nicht so weit wäre; übrigens hätten sie es schon lange im Sinne gehabt, aber es sei ihnen immer etwas dazwischen gekommen. Die Frau Pfarrerin versicherte absonderlich, ihr Mann hätte gar viel zu thun, er wisse oft nicht wo ihm der Kopf stehe, und daß sie nicht begreife, wie er alles machen könne; und die Bäurin versicherte, er sei aber auch ein Herr wie es im Kanton keinen gebe, sie und ihr Mann sagen das alle Tage zu einander.

Als ich wieder heim kam, war neuer Lärm in der Küche und in der Stube, und ein halbleises Fluchen in allen Ecken. Z'Pfarrers wollten durchaus draußen z'Abetrinken und nicht in die Stube hinein, und merkten nicht, daß es auf der einen Seite Geringschätzung war, nicht in's Haus gehen zu wollen, auf der andern Seite aber gegen alle Bauernsitte, vor dem Hause aufzuwarten mit Kaffee, Küchlene, Zimmetthee und Wein. Sie wußten nicht, daß man solche Dinge gewöhnlich nur im Hinter-

ſtübli in aller Stille zu ſich nimmt, höchſtens in der Stube; vor dem Hauſe, wo jeder Bettler, der vorbei ging, ſehen konnte, was auf dem Tiſche ſtund, und es weiter erzählen, war es eine unerhörte Sache, aber nun auch eine unabänderliche, der Pfarrer hatte es einmal geſagt, und ſomit hatte ſie ihren Weg.

Es war recht drollig, wie die Meiſterfrau ein beſonderes Geſicht machte vor dem Hauſe und im Hauſe. Draußen war lauter: Nät doch! nät doch! d'r nät nüt! und drinne dann: E Predikante-Sack het ke Bode, die Freßbüng! ſi thüe wie we ſi e Woche lang nüt gha hätte!

Nach dem lange z'Abetrinke gingen die Weiber noch in die Plätze und endlich nahm man Abſchied. Die Bäurin dankte für den Beſuch, bat gar dringend nüt zu zürnen, wenn ſie etwa gefehlt, und daß ſie ſo ſchlecht aufgewartet hätte, doch recht bald wieder zu kommen, ſie wolle es dannzumal beſſer machen; und der Pfarrer verſicherte, ſie habe gar nicht zu danken, er ſei gar gerne einmal gekommen, und die Frau Pfarrerin lud die Bäurin ein, auch einmal zu kommen; und endlich gab man ſich die Hände. Der Meiſter ging aber noch mit der Kappe in der Hand ein Stück Wegs mit. Als er heim kam, zog er den Athem tief herauf und ſeufzte: Ja, Speckſtiti ſi m'r doch lieber als Viſiti!

Nun ging es in Wechſelrede los über die Viſite. Das ſeien die unverſchanteſte Lüt, wo man nur ſehen könne, ſie hätten da gegeſſen, getrunken und zugegriffen, als ob es ihre Sache geweſen wäre. Die Kinder hätten zuerſt Aepfel von einem Baume geſchlagen, ſeien im Gras herum gelaufen, und Niemand habe ihnen abgewehrt; ſie ſeien ungeheißen zum Tiſch geſeſſen und hätten genommen was ihnen anſtändig geweſen wäre; und bald der Pfarrer bald die Frau hätten geſagt: wotſch nit no me, nimm numme, wed d' no meh maſch; und der Pfarrer hätte ihnen noch Wein eingeſchenkt und geſagt: trinket numme, we d'r möget. Wenn das nicht «unverſchant» ſei, ſo verſtehe man ſich auf nichts mehr. Die Kinder hätten gefreſſen, es nähme ſie nicht wunder, wenn ſie die ganze Nacht «kotze» müßten. Z'Pfarrers hätten ſie auch geheißen zu ihnen zu kommen, aber das ſei ihnen nur der Verſtand gemacht, daß ſie

ihnen etwas brächten, wohl gar eine Hamme, aber da könnten sie lange warten. Nicht einmal die Plätze hätte die Frau gerühmt, und doch seien weit und breit keine solchen, sondern sie hätte immer nur von den ihrigen geredet, und gesagt, was sie Alles habe; aber was sollte ein solcher Stadttosch für Plätze haben? Der Pfarrer trinke den Wein auch gerne, wenn er nichts koste, er wäre sonst nicht hinter dem Tische sitzen geblieben, er habe nur gefürchtet, es entrinne ihm ein Schluck; es hätte ihm's sauft gethan, um's Haus herum zu gehen und zu sehen was in den Ställen sei. Das Alles wurde vor mir verhandelt, der ich in die Unterweisung ging; das machte eben nicht großen Respekt. Ueberhaupt wurde mir die Unterweisung erleidet dadurch, daß mir der Bauer immer den Mund wäßrig machte, welchen Lohn ich verdienen könnte, wenn ich nicht geben müßte. Ist die Donners Unterwisig scho wieder da, hieß es, wenn ich am Morgen von der Arbeit gehen mußte.

Ich konnte mir kein größeres Glück denken, als einmal frei zu sein, und machen zu können, was mir beliebte; denn unter Erlaubniß verstund ich eben nichts anders als los zu sein vom Pfarrer und Schulmeister und ungestört verdienen zu können, ohne verdinget zu sein. Der Bauer brauchte mich gar nicht zu ermahnen, zu machen, daß ich die Erlaubniß erhalte, es war mir selbst alles daran gelegen, dem Pfarrer aus den Händen zu kommen. Ich konnte gar nicht begreifen, was die Unterweisungen apparti nützen sollten, ob ich das alles wüßte, was man da lernte oder nicht, schien mir durchaus gleichgültig. Ich wußte nichts anzufangen mit den paar Wörtern, die mir blieben und die ich so wenig begriff, als das Fragenbuch; ich hielt dafür, das Unterwysiggehen sei eine alte Uebig, die nichts abtrage, welche von der Regierung dem Pfarrer zu lieb eingesetzt worden sei. Ich glaubte daher, meine ganze Aufgabe bestehe darin, den Pfarrer nicht böhne z' machen, darum gab ich auch Achtung, wenn die Reihe an mich kam, daß ich die bekannten Antworten hersagen konnte. In der Zwischenzeit bekümmerte ich mich um das, was katechisirt wurde, nichts, geschweige daß ich zu Hause oder auf dem Wege an etwas zur Unterweisung Gehörendes

gedacht hätte. Man trieb während den Unterweiſungen, um die Langeweile zu vertreiben, allerlei. Man kneipte ſich, rupfte ſich an den Röcken, an den Haaren, band den Mädchen die Haarſchnüre zuſammen, that ihnen die Zöpfe auf und ſteckte Knebel hinein. Der größte Spaß beſtund darin, daß keines aufſchreien oder auffallend unruhig werden durfte, ſo daß es der Pfarrer gemerkt hätte, es wäre von allen andern verfolgt worden. Auf dem Wege zur Unterweiſung und zurück waren wir wie eine losgelaſſene Heerde muthwilliges junges Vieh.

Kein Begegnender kam ohne Schlemperlig durch, kein Hund ungeneckt, und hatten wir Niemand ſonſt, ſo plagten, warfen, prügelten wir uns untereinander, oder die Meitſchene mußten umeha. Alle ſchmutzigen Reden, die man von Eltern, Knechten oder Mägden gehört, wurden da gewechſelt, und den Mädchen die abſcheulichſten Dinge vorgehalten, von denen wir oft ſelbſt nicht wußten, was ſie bedeuteten. Einige antworten tapfer und blieben nichts ſchuldig, andere weinten oder drohten es dem Pfarrer zu ſagen, was aber die Sache nur ärger machte, denn wir wußten wohl, das dieſes nicht geſchah. Nur ein Mädchen antwortete nicht mit gleicher Rede und weinte doch auch nicht, es war eine gewaltige handfeſte Küherstochter. Sobald einer ihr etwas ſagte, ſo ſuchte ſie ſeiner habhaft zu werden und prügelte ihn weidlich durch, ja ſie prügelte drei bis vier auf einmal. Ich prügelte mich mit ihr nur einmal. An Kraft war ich ihr wohl überlegen, denn ich war der Stärkſte in der ganzen Unterweiſung, aber eine gewiſſe Scham hinderte mich, alle meine Kraft gegen ein Mädchen zu gebrauchen; ſie aber ſchlug nur um ſo entſchloſſener auf mich los, ſo daß ich ausgelacht und zerzauſt aus dem Kampfe kam, mich ſchämte und künftig Reſpekt vor dem Mädchen hatte. Am meiſten Schläge von ihm, ohne ſich dadurch beſſern zu laſſen, erhielt ein nichtsnutziger Bube, der in Bern erzogen und von der Gemeinde dort weggenommen worden war, um zur Arbeit angehalten zu werden. In Frechheit, Schamloſigkeit fand er keinen Seinesgleichen. Thierquälereien waren ſeine größte Freude, Unfläthigkeiten brachte er vor, von denen wir nie etwas gehört, Streiche führte er aus, vor denen

wir uns schämten, und sie ihm absteckten; was doch viel gesagt ist. Er lachte uns nur aus, sagte, wir seien dumme Dorfteufel, in Bern gehe das ganz anders zu. Er erzählte dann, was sie getrieben hätten auf der Schützenmatt, besonders aber in Bremgarten beim Holzauflesen, wo ganze Truppen Mädchen und Knaben Tage lang unbeaufsichtigt im bequemen Waldesdunkel umherziehen, was sie getrieben in den Häusern, daß uns die Haare zu Berge stunden. Er erzählte uns, wie lustig es darum in Bern sei, wie man da gut leben könne, ohne viel zu arbeiten. Da esse man nicht so schwarzes altes Brod wie auf dem Lande, sondern lauter frisches weißes. Habe man nichts, so finde man Leute genug, die einem geben, Geld, Kleider, Essen. Am besten komme man fort, wenn die Mutter die Fromme mache und vor dummen Weibern den Kopf chiere, dann habe man was man wolle. In die Schule brauche man noch viel weniger als hier, die Herren hätten da nicht der Zeit nachzusehen, und begehre auch ein Fürwitziger einmal auf, so jammere man über Noth und Elend, bettle Unterstützung; da helfe man einem zuerst und lasse einen dann hinten drein machen was man wolle. Auch vor den Alten habe man sich nicht zu fürchten, da gehe jedes seiner Wege, und Tage lang könne man sich lustig machen wie man wolle, ohne daß Vater und Mutter es wüßten. Nebenbei erzählte er uns, wie er seinen Bauern plage, in's Bett, in die Hosen mache, und nichts Sehnlicheres wünsche, als daß er ihn fortjage, damit er von dem verfluchten Bauernvolke wieder wegkomme, wo man von nichts als von Prügeln und Arbeiten wisse. Er brachte es auch richtig dahin. Was aus ihm geworden, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß auch die schlechtesten Kerls in unserm Regimente in Bern aufgewachsen waren. Es muß dort unter diesen Menschen furchtbar aussehen und Niemand in der Ordnung zusehen.

Endlich nahte die Zeit, wo ich der langweiligen Unterweisung zu entrinnen hoffte; es entstund ein neues Leben in und unter uns. Jedes beschäftigte sich bei sich selbst mit dem Gedanken: Was ihm wohl Eltern oder Meisterleute für Kleider anschaffen würden. Die, welche eigenes Geld hatten, rechneten nach, fragten verblümt dieses und

jenes, um ausfindig zu machen, wie weit es wohl reichen würde. Wessen das Herz voll ist, dessen läuft der Mund über; unsere Hoffnungen, unsere Kümmernisse, unsere Wünsche, unsere Erwartungen theilten wir einander mit, und nahmen sie auch mit in unsern sogenannten Unterricht. Die, welche an der Reihe zu antworten waren, schwitzten fast Blut, weil sie alle Augenblicke aufzupassen vergaßen, indem ihnen etwas vom Schneider oder der Näherin, von einem Hut oder einem Kuttli durch den Sinn fuhr, und sich in demselben einnisten wollte. Alle Tage brachte eines die wichtige Nachricht, was Vater und Mutter endlich beschlossen und bei welchem Krämer sie das Beschlossene zu nehmen gedächten; dann wurde die Sache erwogen und auch vom Krämer gesagt, was man wußte, und manches von schlechter Elle, dunklem Laden, hohen Preisen gemunkelt, und in stiller Hoffnung, noch etwas Besseres und von einem noch bessern Krämer zu erhalten, gingen die heim, welche noch nichts wußten. Aber um so größer war dann auch ihr Verlangen, bald zu wissen, woran sie seien, und geradezu oder hintenum suchten sie es zu vernehmen. Und als es endlich alle wußten, gingen die bangen Sorgen wegen den Schneidern an, und bei den Mädchen auch die noch wegen den Näherinnen, und manche halbe Nacht wurde aus Kummer schlaflos hingebracht, der Schneider möchte, nach seiner gewohnten Art, nicht Wort halten. So kam der Tag der Erlaubniß, an welchem wir noch in unsern alten Kleidern aufzogen, heran. Wir zitterten und bebten, denn wer an diesem Tage eine Antwort fehlte, erhielt die Erlaubniß nicht; doch ging alles recht gut, wir schlüpften durch, und wie viele Zentnersteine fiel es mir vom Herzen, es schien mir fast, als hätte ich Flecken bekommen, so leicht ward mir. Der Pfarrer sprach nun seine gewohnte Rede, in welcher die Hölle neben dem Himmel und die Teufel neben den Engeln gar gewaltig aufmarschirten; die einen ließ er selig singen, die andern brennend heulen und zähneklappern. Und er redete lauter und immer lauter, bis ein Mädchen sein Nastuch nahm und schluchzte, da nahmen alle Mädchen nach einander die Nastücher und schluchzten, und die Weiber thaten eben so, und auch lauter und immer lauter,

und die Thränen rannen häufiger und die Herzen pochten heftiger und der Pfarrer donnerte mächtiger, selbst der Himmel wurde graulich, die Hölle immer furchtbarlicher, das Zittern und Beben immer gewaltiger, das jüngste Gericht kam näher, immer näher, die Posaunenengel brachten die Posaunen zum Munde näher, immer näher, Zittern und Leben erfüllte die Glieder, von dem jüngsten Gericht glaubte sich Alles verschlungen — da pickte des Pfarrers Uhr die bestimmte Minute. Es schwieg der Pfarrer, es verrannen die Bilder, es trockneten die Thränen, es verhallte das Schluchzen; und der Pfarrer nahm eine Prise Tabak mit Zufriedenheit, und die Weiber boten einander ihre Schnupfdrucken mit Behaglichkeit und sprachen: Das war doch schön, dä chas!

Mir flirrte und sumste es mächtig um die Ohren, und noch Tage lang war es mir, als ob es in den Bäumen sause hoch oben; aber nicht tiefer hinein, nicht einmal in die Augen drang es mir.

Ich hatte einen schwarzen Wollhut, den Gegenstand meines tiefsten Sehnens, erhalten, und konnte nicht satt werden ihn zu betrachten, stund sogar des Nachts auf um ihn zu probiren, und konnte den Tag nicht erwarten, an welchem ich meinen Kopf zur Kirche tragen konnte; zu dem hatte ich noch ein ganz neues Gilet mit gelben Knöpfen und ein rothes seidenes Halstuch. Aus den Sonntagskleidern des verstorbenen Vaters hatte man mir, wie ich meinte, und wie man mir sagte, recht schöne Hosen und Rock machen lassen. Der Bauer und seine Frau unterließen nicht, ihre Freigebigkeit zu preisen, und ich war ihnen nicht wenig dankbar. Eines plagte mich noch, wie alle andern: Wir möchten vielleicht Etwas unrecht machen, entweder zu früh oder zu spät aus dem Stuhle zum Tische gehen, oder den Hut unter den unrechten Arm nehmen, oder das Brod zu essen vergessen, und wir repetirten alles unzählige Male; glücklicherweise ging auch es recht gut, ich vergaß nichts, stolperte nirgends, und beim schönen Wetter brachte ich meinen schönen Wollhut wieder unversehrt in den Schaft. Am Nachmittag lag ich im Baumgarten im grünen Grase, mit einem Glück in der Brust, das ich nicht beschreiben kann. Ich glaubte mich

frei, die Welt ſtund mir offen, Kraft brauste in meinen Gliedern, Selbſtgefühl blitzte aus meinen Augen, Muth ſchwellte das Herz; als ob ich an einem hellen Maitag mein Lebensſchifflein vom Ufer ſtieße und ein nahes Geſtade, glühend in ſchöner Gottes Pracht, mir würde, war's mir im Gemüthe. Ach, ich kannte trügeriſche Schiffe nicht, wußte nichts von verborgenen Klippen, und was Schiffbruch ſei, ahnte ich nicht.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie ich ein Knecht ward.

So war nun zu Ende meine Verdingzeit, die Zeit meiner ägyptiſchen Dienſtbarkeit, und, wenn ich gerecht ſein will, ſo hatte ich es während derſelben beſſer gehabt, als hundert Andere. Am ſchlimmſten ging es mir beim erſten Meiſter, als ſogenanntes Kindemeitſchi, doch hatte ich zu eſſen genug. Recht luſtig hatte ich es bei den Alten am Bach, ein freies Leben, wie ich es nur wünſchen konnte, und faſt Fiſcheli z'Morgen und Krebſeli z'Nacht. Bei dem ſtattlichen Bauer hoch oben auf dem Berge wurde ich freilich von den Dienſten gequält und mußte der Sündenbock ſein, aber das ging doch ſo übel nicht, weil die Meiſterleute vernünftig waren. Beim letzten Meiſter behagte es mir. Ich wurde gerühmt, man ſchien etwas auf mir zu halten, ich konnte fahren und melken, ſo daß es mir wohl zu Muthe war. Ja, wenn ich ſeitdem andere erzählen hörte, wie es ihnen ergangen, ſo muß ich dem lieben Gott danken, daß er mich nicht ſo bittere Wege geführt. Ich glaubte manchmal viel ausgeſtanden zu haben, und war von Herzen unglücklich, ſo ganz verlaſſen mich fühlend; eine Art Heimweh zerriß mir faſt das Herz, und Heimweh und keine Heimath, iſt das nicht traurig? Freilich war mein Herz verhärtet worden, und der Knabe war ich nicht mehr, dem die Liebe zu den Augen ausſah, und der deßhalb allenthalben geliebt wurde.

Die Liebe war zurückgetreten, und zurückgetretene Liebe erzeugt einen wüsten Ausschlag, Bitterkeit und Trotz, unwirsches Wesen; aber die Liebe war nicht getödtet, empfänglich blieb ich für Alles, was wie Liebe aussah, nur vermochte ich einfältiger Bube nicht zu unterscheiden die eigennützige von der reinen, und nahm die falsche Münze meiner gegenwärtigen Meisterleute für ächt an. Das ist aber einem einfältigen Buben nicht zu verargen, können doch dieses die wenigsten Leute, wenige Mädchen, die nach Bräutigams stichen geben, und je älter, um so weniger, noch weniger graubaarige Wittwer und Wittwen, die ihre schlotternden Hände nach jungen warmen Herzen ausstrecken, am allerwenigsten aber ein lediger Schulmeister, ein Pfarrer, der beim Landvogt z'best reden, ein Landvogt, der Statthalter, Salzauswäger, Amtsrichter machen kann, und am allerallerwenigsten eine Bettschwester, die Fleisch im Kemi, Wein im Keller, Schnaps im Gänterli, und Geld im Trögli hat.

Gelernt hatte ich in der Schule so viel als nichts. Lesen konnte ich, aber was ich gelesen, schwatzte ich nie aus, denn ich verstund es nicht. Wenn man recht nachsinnet, so ist das doch eine der größten Merkwürdigkeiten in der Welt, daß man Tausende und Tausende quält Jahre lang mit Erkennen und Zusammensetzen der Zeichen, durch welche die Menschen ihre Gedanken ausdrücken; aber in den Zeichen die Gedanken dann auch finden, das lehrt man nicht. Man lehrt Millionen die Zeichen selbst machen, aber wieder nicht in die Zeichen hinein die eigenen Gedanken legen; so kennen wir Zeichen, vermögen aber weder Etwas aus ihnen heraus, noch Etwas in sie hinein zu bringen. Beim sichtbaren Zeichen bleiben wir stehen, es ist uns Alles in Allem, bei ihm steht unser Vaterland still, wie ein Ochse am Berge; das Unsichtbare im Zeichen, der Gedanke, findet kein Auge in uns, das ihn sieht, keine Kraft, die ihn erkennt, auffaßt und lebendig wieder gibt. Wer wundert sich dann noch, wenn wir die eigene Seele nicht erkennen im eigenen Leibe, und Gott nicht in seinem Weltenkleide; wenn wir weder in Worten noch in Thaten Geist zu legen vermögen, nicht zu finden vermögen in jedem sichtbaren Begebniß die unsichtbare waltende Liebe?

Wer wundert ſich dann noch, wenn wir in der Bibel nur Buchſtaben finden, aber nicht Gott, im Fragenbuch nur lange Fragen, aber keine Erkenntniß, in der Kirche einen Pfarrer, aber keine Erweckung, in geiſtlichen Verſammlungen viel Leibliches, aber nichts Geiſtliches, viel Unſinn, aber keinen Sinn? Wer will ſich wundern, daß auch ich Einfältiger den höchſten Gedanken im Buchſtaben nicht faßte, daß Worte und Erklärungen unverdaut in mir lagen, kein religiöſes Gefühl in mir erzeugten; daß ich wohl die Gebote kannte, nicht tödten, nicht ehebrechen, nicht ſtehlen, aber von einem freudigen Dienſte in der Liebe nichts wußte; daß ich wohl den ſichtbaren Landvogt vor Augen hatte, aber nicht den unſichtbaren Gott?

Freilich waren damit unſere gnädigen Herren zufrieden, und die werden es wohl bei Gott verſprochen haben, wenn es ihm ſo vielleicht nicht ganz anſtändig iſt.

Uebrigens muß ich doch ſagen, daß ich kein böſer Bube war, ſondern treu, redlich, unverdorben; und wenn ich zuweilen einen Fluch oder ein ſchmutziges Wort fahren ließ, was aber nicht oft geſchah, da ich überhaupt nicht viel redete, ſo wußte ich ſelten, was ich ſagte.

So frei und froh ich mich nun nach erhaltener Erlaubniß auch fühlte, ſo feſt ich im Sinne hatte, wieder ein Bauer zu werden, ſo fiel mir doch nicht ein, Anſtalten dazu zu treffen. Es lag mir eine gewiſſe Unbehülflichkeit in allen Gliedern, beſtimmte Schritte dazu zu thun, fiel mir nicht ein; ich ließ es gehen, wie es ging, als ob ein Bauernhof eine gebratene Taube wäre, und ich im Schlaraffenland, wo dieſelben einem mir nichts dir nichts in den Mund fliegen, wenn man denſelben nämlich zur rechten Zeit offen hat. Dieſer Mangel an Rührſamkeit und Selbſtbeſtimmung, dieſes Stehenbleiben auf dem Punkte, auf den man zu ſtehen kommt, dann aber auch die Klugheit, Anſchlägigkeit, Ausdauer auf dieſem Punkte, der ein Grundton im Charakter des Bernervolks iſt, kann in einem Volke, deſſen Glieder geiſtig geläutert und gekräftigt werden, der Grundpfeiler eines ſoliden Glückes werden.

Ein Handwerk zu lernen, daran dachte ich gar nicht; ich glaube, wenn es mir vorgeſchlagen worden wäre, ich hätte gefunden, man wolle meinen Ehren Abbruch thun.

Ich war gewohnt, die Handwerker als eine untere Klasse Menschen anzusehen, zu sehen, wie jeder Bauernknecht auf den Handwerksmann von oben herab sah, sich besser dünkte, und ihm befahl, wo es sich nur thun ließ. Ich sah keinen Bauernsohn, und wenn ihrer sieben auf einem magern Hofe waren, ein Handwerk lernen, viel lieber als Lehnsleute sonst sich schinden lassen. Ich sah, wie jeder Handwerker, sobald er zu einem Kreuzer Geld kam, sich Land kaufte, ein Bauer zu werden strebte und das Handwerk an den Nagel hängte. Ich sah eine Menge verlumpter Handwerksleute: Schuhmacher, die nicht für sechs Kreuzer Leder kaufen konnten, Schneider im Spital oder auf der Gemeinde, Schmiede im Umgang, Schlosser als Diebsgesindel, Tischmacher ohne Arbeit, Maurer in Hudeln, Wagner die Schrecken aller Bauern, die ein schönes Oeschli oder ein gerades Buchli hatten, Bäcker ohne Mehl, aber mit rothen Nasen, Weber mit hungrigen Augen und kurzem Athem; daß die Schuld von Allem dem nicht an den Handwerken, sondern ganz anderswo liege, das ging über meinen Verstand.

Ich blieb also bei dem Bauer, ein anderer Güterbub trat ein, und ich wurde Knecht, ohne daß wir um einen bestimmten Lohn einig geworden wären. Er sagte mir, erstlich hätte er viel Kosten wegen meiner Kleidung gehabt, da sei's doch nur billig, wenn ich das abverdiene; das fand ich auch. Ferner sagte er mir, er wolle mir noch mehr Kleider machen lassen, und mir dann so viel Lohn geben, als ich verdiene, und bis ich zufrieden sei; übrigens so bald ich etwas Geld nothwendig habe, so solle ich es ihm nur sagen, er wolle mir auf Rechnung geben. Das glaubte ich alles; und da er mir nach einem Jahr noch ein Schaf zu halten erlaubte, sich nur die Wolle vorbehielt, sah ich in Gedanken schon einen Stall voll Kühe und Rosse als mein Eigenthum, und war überglücklich.

Ich lebte und webte in meinem Dienste, und mein Meister, der Fuchs, ließ mich machen und lähmte mich nicht dadurch, daß er mir nichts überließ. Mir ward der Stall übergeben, und wenn der Meister nicht zu Hause war, so konnte ich befehlen. Ohne es zu wissen bildete sich bei mir im Futterrüsten, beim Futtern, bei der Be-

handlung des Viehs ein beſtimmter Gang aus, von dem ich nur in der höchſten Noth abwich; daher konnte es mir auch Niemand recht machen; daher verſäumte ich auch nie eine Futterungszeit, weder des Morgens noch des Abends; daher war mein Vieh auch ſchön, ſelten eine Krankheit im Stall, und alle Augenblicke etwas für den Metzger z'weg. Und wenn ich dann ein Trinkgeldlein bekam, und ein Metzger, auf Antrieb des Meiſters wahrſcheinlich, mich rühmte, ſo ward ich ſtolzer als Hans oben im Dorfe. Meinen Pferden borgete ich mehr als mir ſelbſt, und oft zankte ich mit dem Meiſter, wenn er überladen wollte; ich fuhr lieber zweimal, als daß ich das Schinden der Thiere zugab.

Während dieſer Zeit war ich nicht nur recht glücklich, ſondern ich führte mich auch ſehr brav auf. Ich lief lieber Kühen als Mädchen nach, miſtete lieber, als daß ich tanzte, tränkte lieber, als daß ich ſoff, ſchüttelte lieber Heu, als daß ich Karten miſchelte, ſtriegelte lieber ein Pferd, als einen Menſchen. Ich weiß nicht, was man mir hätte geben müſſen, um eine Nacht auſſer dem Hauſe zuzubringen; hätte ja eine Kuh abkommen, ein Pferd ſich verwickeln, großen Schaden anrichten können, wenn Niemand es gehört; und wer anders ſollte es hören, als gerade ich, dem ſie anvertraut waren, und der ſie lieb hatte? Ich hätte auch gar nicht gewußt, warum ich Sachen treiben ſollte, zu denen mich nichts zog, und Anderes darüber vernachläßigen, an dem ich Freude hatte. Ein Intereſſe füllte meine Seele, und für mehrere hat ſelten eine Menſchenſeele Platz. Kameraden lachten und ſpotteten mich aus, daß ich nicht mitmachen wolle; fragten mich oft, ob ich fromm geworden ſei, daß ich keine Freude haben möge? Die Narren wußten nicht, daß man an gar vielen Dingen, und nicht nur an einem Freude haben kann. Freude iſt Freude, aber es ſind gar viele Gegenſtände, durch die ſie erzeugt wird. Nun iſt es aber doch die ſchönſte Sache, wenn man Freude hat an dem, was man eigentlich thun ſoll in der Welt. Nun leben wir leider in einer verkehrten Welt, die leider Gottes aus Bauern und Herren, aus Aettene und Papas, Müetene und Mamas, aus Primar- und Sekundarlehrern, aus

Pfarrern und Wirthen, aus Frommen und Gottlosen besteht, und diese verkehrte Welt sorgt recht absichtlich dafür, daß es die ihnen Anvertrauten bei allen Haaren hinzieht, dahin, wo sie nichts als Schaden haben, daß sie nur da ihre Freude finden, wo sie sich hinstehlen müssen, daß das ihnen eine unerträgliche Last wird, was ihre tägliche Beschäftigung sein soll. So verderben Knechte und Mägde, weil sie kein Interesse in ihrem Dienste finden, so versinken Bauernsöhne und Töchter in's Luderleben, weil in ihren Köpfen anderes steckt, als Freude an der Arbeit, so gibt es beim Studiren mehr Tagdiebe, als Gelehrte, aus Herrensöhnchen gibt es Sündensöhnchen, aus Schreibern Schlingel und am Ende was gibt es aus Allen? Eins von Beiden, entweder mißvergnügte sättige Basiliske oder Schweine, die in jedem Kothe sich wälzen; auf alle Fälle nicht munter fröhliche Christen, deren Gesichter und Leben freudige Loblieder Gottes sind. Nehmt die Hüte ab, ihr Gelehrten, vor meinem Bauer, den brachte sein Eigennutz viel weiter, als euch eure Kunst; seid ihr nicht zu vornehm, so lernet Eines: In jedem Menschen ist ein Trieb zu irgend einer Arbeit zu erwecken auf verschiedene Weise, ohne diesen Trieb ist jede Arbeit eine Bürde, der man sich zu entziehen sucht; diesen Trieb erwecket, die ihm entsprechende Arbeit oder Beschäftigung suchet auf, sonst wachsen als Unkraut andere Triebe, und werden die Tyrannen des Menschen. Doch ich versteige mich und verdiene darum billig ausgelacht zu werden, a' ein Schuster, der über seinen Leisten will. Lachet nur, aber verzeiht wir, wenn ich in meiner Einfalt über die Schnur haue und von Dingen rede, die ich nicht verstehe. Ich bin ja weder ein Landvogt noch ein Großrath, die das Recht dazu haben, ich bin auch kein Regierungsrath, der in seinem Kopf eine eigene Bernergeschichte erfinden, und damit den großen Rath unterhalten und belehren darf, sondern nur ein armer Teufel; aber ich rede denn doch nicht für meinen Sack, sondern aus einem warmen guten Herzen, und möchte gar zu gerne jedem das Gute gönnen, das mir ward, und vor jedem Bösen sicher stellen, welches ich erfuhr.

Ich trank wohl auch zuweilen einen Schoppen Wein

Sonntags, und wenn ich mit einem Stück Vieh auf den Markt gefahren war, ein Trinkgeld erhalten hatte, ſteckte ich die Naſe in den Tanzſaal und g'wunderte; war aber um vier oder höchſtens fünf Uhr beſtimmt daheim, und mir war viel heimeliger im Stall als dort, woher ich kam. So war ich über vier Jahre Knecht, und hatte noch wenig eigentlichen Lohn eingezogen; die Trinkgelder und mein Schafhandel hatten mir für meine wenigen Bedürfniſſe das Meiſte geliefert, nur an eine Uhr mußte mir der Meiſter ſteuern. An dieſer hatte ich noch größere Freude, als an dem Wollbut, und wie manchmal des Tages ich ſie herauszog, hätte Niemand zählen können. Kleiden ließ mich der Meiſter, und das recht brav, und wenn ich in meiner neuen halbleinenen Kleidung einherſchritt, ſo war ich der ſtattlichſten Burſche einer. Ich maß über ſechs Schuh Bernermaß, war breit in den Achſeln und ſtark gebaut; ich leerte ein Maß Roggen über die Hand aus, nahm einen Sack Roggen vom Boden auf u. ſ. w.

Von mehreren Seiten her wollte man mich bei meinem Meiſter weglocken. Wenn unſer Wirth in den Stall kam, ſo ſprach er oft ein verlornes Wort zu mir, das der Meiſter nicht hören ſollte. Kam ich zufällig in's Wirthshaus, ſo war auch ſeine Frau beſonders freundlich mit mir, und frug mich aus, wie viel Lohn ich habe, und ob ich nicht einmal fort wolle? man müſſe doch nicht immer an einem Orte bleiben, man lerne nichts. Sie war eine gar g'wundrige Frau, und kannte den Grundſatz nicht: Was du willſt, daß dir die Leute thun, das thue auch ihnen; ſo konnte ſie Dienſten den Kopf groß machen meiſterlich, und wer zu den ihrigen nur ein Wort ſagte, dem bekam es übel. Sie machte, was ihr durch den Kopf fuhr, ſprach was ihr in den Mund kam, frug nach keinem Menſchen etwas, Niemand war ihr zu lieb für etwas, und doch war ſie beſonders empfindlich, und forderte für ſich alle möglichen Rückſichten; man hatte gegen ſie gefehlt, man wußte nicht wie, und dann Gnade Gott einem. Auch unſeres Müllers Sohn flattirte mir, und ſtrich um mich herum, er war auch ein feiner Kauz, und ein ganzer Müller in allen Theilen.

Alle wollten mich auf eine verblümte Weise aufweisen, mein Meister werde mich übervortheilen, allein ich ließ mich nicht mit ihnen ein. Ich hatte keine Ursache, dem Meister zu mißtrauen. Ich wußte gar wohl, daß er an Niemand sonst treu war, daß er betrog, sobald er konnte; allein ich dachte nicht von ferne daran, daß er an mir nicht treu sein würde, er gab mir immer so gute Worte. Ich wußte damals noch nicht, daß ein eigennütziger hundshäriger Bauer keinen Unterschied macht, und zum Uebervortheilen ihm Niemand zu gut ist, am allerwenigsten ein Knechtlein, das auf Erden so wenig zu bedeuten hat; daß kein Mensch einem Betrüger trauen kann, zeige er sich auch als der beste Freund. Das wußte ich nicht, darum traute ich meinem Meister, er werde mich nicht zu kurz kommen lassen, und mir, so bald ich es bedürfe, das Geld herausgeben. An Zinse dachte ich nicht, und Sparkassen waren damals noch nicht. Gerne freilich hätte ich mein Geld einmal beisammen gesehen und in den Händen gehabt; aber dann dachte ich wieder, es könnte mir wohl gestohlen werden, was ich dann davon hätte? Oft rechnete ich nach, wie hoch mein Vermögen sich belaufen möchte, und was sich damit anfangen ließe. Für das erste Jahr erwartete ich nicht viel, wegen der Admissionskleidung, dem zweiten Jahr rechnete ich doch wenigstens fünfzehn Kronen. Es schien mir wohl zuweilen etwas viel, allein dafür war ich dann auch ein Knecht, der oft für zwei arbeitete, dem der Meister getrost die Aufsicht überlassen konnte, und der dem Meister im Stalle allein mehr verdiente, als der Lohn betrug. Mit dem Meister redete ich nicht darüber, er aber sagte mir von Zeit zu Zeit: Meiß, du muest z'friede mit m'r sy. Wenn ich noch zehn Jahre diente, und mir der Meister, wie billig, fünfundzwanzig Kronen gebe jährlich, dann hätte ich tausend Pfund, und somit den Satz, etwas Eigenes anzufangen, und wieder ein Bauer zu werden — so rechnete ich — aber der Mensch denkt — und Gott lenkt.

Sechszehntes Kapitel.

Fürio! das Haus brennt.

Einmal, im Emdet war es, hatte ich mich spät und müde zu Bette gelegt. Lange war unbeständig Wetter gewesen, viel Emd war abgemäht, und als die Sonne wieder warm schien hinter einander, hatten wir alle Hände voll zu thun gehabt, und am letzten Tage heimgeführt, so lange es heiter war; alle Wagen stunden unabgeladen unter der Einfahrt und vor derselben. Als alle in's Bett gingen, hatte ich noch meine Pferde zu besorgen; nachdem sie über Nacht erhalten hatten, legte ich mich endlich auch nieder.

Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht, als es wie Feuer in meine Augen drang, das Haus erbebte, und ein Getöse, als ob man einige tausend Körbe mit Glasscherben über das Dach ausleere, mir alle Nerven erschütterte. Ich fuhr auf, aus schwarzer Nacht war blutrother Tag geworden; ich fuhr nach meinen Kleidern, fand mit Mühe die Hosen, die Schuhe aber nirgends, sprang hinunter, und sah das ganze Scheuerwerk unseres Hauses bereits in hellen Flammen. In den Ställen brüllte das Vieh, dorthin stürzte ich, meine Sachen ganz vergessend, nur an meine lieben Rosse, an meine lieben Kühe denkend. Ich sprengte in der Angst, da ich das Schloß nicht fand, die Thüre mit einem Tritt, und schnitt die Halftern durch, lockte, trieb in wilder Angst die Thiere zur Thüre, und brachte glücklich alle heraus, bis an ein Pferd, das wir erst gekauft, und eine Kuh, deren Kalb noch im Stalle stand, und kein Bein machen wollte. Das treue Thier wollte sein Junges nicht verlassen, und fand in seiner Mutterliebe den Tod. Ich beinahe damit. Ueber meinem Zerren vergaß ich, daß ich in einem hölzernen Hause wäre, bis plötzlich das Feuer in den Stall brach, auf allen Seiten es krachte, die Wagen auf der Einfahrt in's Tenn stürzten; da trieb mich Feuer und Rauch hinaus,

und durch wallende Glut und unter stürzenden Balken weg sprang ich in's Freie. Nun im Hause vornen Geschrei, und ein wirres Austragen dessen, was man in der Angst ergriff. Der Meister rief um Hülfe, um sein Bureau zum Fenster hinauszuheben, und meine Kraft trug die schwere Bürde federleicht hinaus in die dunkle Hofstatt. Aber auch das Vorderhaus mußte verlassen werden; nun erst dachte man an die Rettung der nahe herumliegenden Nebengebäude, besonders des Spychers und des Stockes.

Die Flammen wirbelten in wildem Feuer weit hinauf in das dunkle Himmelsgewölbe, in weitem Kreise fiel nieder der Feuerregen, und bedeckte die Dächer der Gebäude, aber auch der Regen schlug prasselnd nieder und hinderte ein schnelles Feuerfassen. Aber die wachsende Hitze trocknete mehr, als der Regen netzte, hie und da fieng eine Ecke an zu rauchen, niederfallende Schindeln und Holzsplitter glimmten auf den Dächern.

Wir versuchten zu löschen, so gut wir konnten, aber betäubt vom Schrecken faßten wir Alles verkehrt an, fanden nichts, was wir bedurften. Niemand kam uns zu Hülfe, und doch donnerte es nicht mehr, das Gewitter schien in einem Schlag sich entladen zu haben. Eine unendliche Zeit, ja Stunden schienen zu verschleichen, bis Schritte durch die Nacht hallten, bis eine Rundelle sich zeigte, bis das schauerliche Rasseln einer Spritze vernehmbar ward, und doch war innerhalb zwanzig Minuten die erste auf der Stelle. Niemand weiß, als wer es selbst erfahren, wie in solchen Augenblicken Minuten zu Stunden werden. Endlich mehrten sich die helfenden Hände. Die Stimmen kundiger Führer ertönten, der wilden Naturgewalt setzte die umsichtige Kraft der Menschen entgegen; da schien zorniger die Glut zu zischen, und gewaltiger wälzten sich die Feuergarben zum Himmel, als sie des Feindes nasses Nahen fühlten. Aber der Mensch bebte nicht, auf den Dächern ringsum setzte er sich fest, und schirmte mit nassen Tüchern; kühne Rohrführer drangen ein zwischen den Brand und die zu schirmenden Gebäude; die Spritzenmeister reihten die verworrene Menge, durch ihre Hände flog der Eimer; es hoben und streckten rasch

die Spritzen ihre Arme, und in hohem Bogen stürzten Wasserwogen auf die Dächer nieder, aber an die Wände prätschten gradlinicht die nächsten Röhren ihre blinkenden Wasserstrahlen, wie von des Bogens straffer Sehne zum nahen Ziele der Pfeil fliegt. Und wie Ordnung geschaffen und ein geregelter Widerstand eingerichtet war, da erwachte das Bewußtsein überlegener Kraft, und mit demselben trat Ruhe unter die Kämpfenden und beinahe stille ward es unter ihnen; nur hie und da erscholl der Ruf der Leitenden, nur hie und da wurde eine übermüthige, unnütze Schneiderseele laut, die lieber regieren als arbeiten wollte, aber kräftige Fäuste schoben sie bald wieder dahin, wohin sie gehörte. Wohl rasselten von allen Seiten Spritzen heran, und die Menge der Helfenden strömte herbei, aber sie traten ein in die Ordnung, und ihr Geist kam alsbald auch über sie. Nur schüchtern sah man herumschleichen oder an Bäumen stehen ein vornehmes Bauernsöhnchen, das nicht arbeiten wollte, oder ein Schreiberlein, das seine Höschen schonen mußte. Zurückgedrängt in sich selbst, wurde das losgebundene Element immer wüthender, wirbelte sich aus den Heu- und Garbenstöcken immer gewaltiger herauf, und jede einstürzende Wand oder Diele erzeute neuen Ausfall, neue Feuerströme auf Menschen und Häuser. Aber die Menschen wankten nicht, Tücher deckten die Kühnsten; es stürzten die Garben und Heustober herunter, ein Flammenmeer bedeckte Alles; aber die Menschen wankten nicht, gegen des Elementes Wuth setzten sie des Menschen Ruhe, und des Elementes Wuth verzehrte um so schneller seine Nahrung, und schwächer schlugen seine Flammen auf, und kürzer wurden seine feurigen Zungen, und matter leckten sie an den schwarzen Hölzern hinauf. Da nun drangen die Menschen, die vorher dem ungestümen Feinde nur das Weiterdringen gewehrt hatten, auf den Ermattenden ein zu seiner Vertilgung. Die Wasserzüge wurden länger, die Spritzen rückten vor, die Röhren wurden gewendet; zischend griffen die Wasserströme das Feuer über seine Beute an, und muntere Bursche drangen nach, bewaffnet mit ihren tüchtigen Haken, und rissen dem Feuer aus den Zähnen seinen Fraß, und schleppten ihn aus dessen Bereich. Ohnmächtiger

wurde es immer mehr, aber darum auch listiger; es barg sich unter die Trümmer, versteckte sich in die Tiefen des Heues und hoffte auf die Schwäche des Siegers, der sich in der Siegerfreude berauscht und die Wachsamkeit vergißt, ehe die Niederlage vollendet ist. Doch umsonst, es war diesmal nicht im Solothurner Gebiet.

Nach alter schöner Sitte, als die Macht des Feuers gebrochen war, stattete der Pfarrer der nun überflüssigen Menge den gebührenden Dank ab, nur merkte man ihm sichtbarlich die Verlegenheit an, wie lange er diese Abdankung machen solle? denn er hatte noch keine gehalten. Er schien sich für eine halbe Stunde entschieden zu haben, aber ein erneuerter Regenguß kürzte den dritten Theil bedeutend ab. Er hatte nämlich glücklich diese drei gefunden. 1) Vom Feuer überhaupt, und vom Blitz in'sbesonders. 2) Vom Schaden und Nutzen des Feuers und Blitzes. 3) Vom Dank gegen Gott, daß er Menschenleben behütet, und vom Dank gegen die Menschen, daß sie ihren Brüdern geholfen. Nach ihm bat der Statthalter um Dableiben der nächsten Spritzen und Mannschaft, wies auf Brodwagen hin, welche vernünftige Nachbaren herbeigeführt, den Hunger der Arbeitenden zu stillen. Während die Menge sich verlief, ordneten sich die Zurückgebliebenen zu neuer Arbeit, und wo das Feuer auch nur mit einem Auge guckte, prasselten ihm Wasserstrahlen entgegen. Da wurde es helle über der Brandstätte. Den Wechsel der Feuershelle mit der Tageshelle hatte man nicht bemerkt, bis auf einmal die Sonne über die Hügel sich hob, und ihr gold'nes Auge durch dunkle Wolken niedersah auf die schwarze Brandstätte. Da erst kam man wieder zum Bewußtsein. Die ganze Nacht hatte ich gearbeitet, wo es am härtesten zuging, war im Feuer und Wasser gewesen, und hatte weder an mich noch Andere gedacht. Nun sah ich auch den Meister wieder, wie er schluchzend bei dem Einen und dem Andern stand, und seinen Verlust beschrieb, wie er bei jedem Theile seines Hauses in neue Thränen ausbrach, an eine andere Einbuße sich erinnernd; sah die Frau heulend auf der Spycherlaube sich wälzen, keines vernünftigen Wortes mächtig; sah die Töchter über die Fetzen ihrer Kittel jammern und nach ihren Göllerkettli schreien;

und ich ſtand barfuß in Hemd und Hoſen an der Brandſtätte, all meine andere Habe war verbrannt; aber ich weinte nicht über mein ſauer Verdientes, ich weinte erſt, als man neben dem Kalbe meinen ſchönen Kleb fand, der den Tod der Treue geſtorben.

Nun ſuchte ich auch das gerettete Vieh wieder zuſammen, machte in einem Schopfe Platz, ſo gut ich konnte, molk in Eimer die Kühe aus, und brachte ſie der Meiſtersfrau. Sie fing nun an zu heulen, heulte mich an: Was ſie doch mit der Milch machen ſolle? Indeſſen behielt ſie ſie, trank davon, gab ihren Töchtern, ob ich auch gehabt, darnach fragte Niemand. Ich hatte nicht daran gedacht, und erſt als ich Andere trinken ſah, dünkte es mich, ich hätte die Kühe gerettet, gemolken und auch Milch trinken mögen. Ich arbeitete wieder beim Schuttabräumen und Löſchen, barfuß im Hemd und Hoſen, und aß ein Stück Brod, das mir ein Bekannter reichte. Es kamen nach und nach Wägeli mit Betten und Hausrath für den Abgebrannten, ich half abladen, die Roſſe halten; es kam Eßwaare aller Art, es kamen Kleider für die Töchter, Einladungen, Kinder nahm man in den leeren Wagen weg; aber Niemand ſah den geſchwärzten Knecht ohne Schuhe und ohne Kittel.

Ja Meiß, es iſch m'r viel z'übel gange, u no der Kleb verbrunne, heſcht dä de nit chönne uſe bringe? war alles, was mir der Meiſter ſagte. Als ich auf dem heißen Schutt endlich nicht mehr gehen konnte mit meinen verbrannten und wunden Füßen, da kam und brachte mir ein armer Knecht aus der Nachbarſchaft ein Paar alte Holzſchuhe. Mit dieſen ſetzte ich mein Tagwerk fort, half dem Bauer ſeine Geſchenke an Scherm bringen. Da kam der Wirth und der Müller, dann mein Onkel Sami, aber nicht aus Gutherzigkeit, ſondern aus Hochmuth; für den armen Knecht, der zwar nur ſeines Bruders Sohn, während der Bauer ihm nichts verwandt, ſondern nur wie er Gerichtſäß war, hatte er Nichts. Ich dachte damals nicht daran, was mir geſchah, gar nicht an die Ungerechtigkeit der Welt. Gedachte nicht, daß ich dem Bauer viel mehr gerettet, als ich verloren, ich daher billig Erſatz von ihm zu erwarten hätte, daß er ſehr viel gerettet, und ich gar

nichts, daß es mir am übelsten gegangen, daß meine Mitchristen mich zuerst zu bedenken hätten für meine Nothdurft, ehe sie dem Bauern für seinen Ueberfluß sorgen hülfen. Gedachte nicht daran, wie in solchen Fällen für treue Dienstboten gesorget sei, nämlich so, daß sie allemal, wenn sie für den Meister gesorgt, und nicht für sich, reuig werden mußten. Damals waren noch keine Mobiliarassekuranzen, sonst hätte ich sicher auch nicht daran gedacht, wie unklug es von den Meisterleuten sei, ihrer Dienstboten Armseligkeiten nicht auch in ihre Versicherungen aufzunehmen und die Kleinigkeiten für sie bezahlen; damit die Diensten, die Ersten in solchen Fällen, die günstigsten Augenblicke zum allgemeinen Besten verwenden, und nicht ein Jedes zuerst nach seinen Hüdlene laufen möchte. An dieses Alles dachte ich nicht, aber ich ward so von ganzem Herzen unglücklich, wie seit langem nicht. Mein Körper war ermüdet, voll Schlaf, nicht gehörig genährt, in die schlechte Nahrung waren einige Gläschen Branntwein gegossen, vernachläßigt von Allem, bei allen meinen Anstrengungen unbemerkt, bei meinem Verluste unbeklagt, bei meiner Treue unbelobt, kam ein Gefühl der Verlassenheit, des Alleinseins über mich, das mir das Herz zusammen schnürte.

Achtzehntes Kapitel.

Fürio! Es brennt auch im Herzen.

Endlich kam der Abend. Mir schien, als ob seit gestern ein ganzes Jahr verlaufen wäre, eine unendliche Kluft dehnte sich mir zwischen gestern und heute. Als ich fertig war mit Füttern, und ein Lager mir bereitet hatte zwischen meinen Thieren, lehnte ich mich traurigen schweren Gemüthes an einen Baum, und blickte hin auf das öde Grab so vieler Dinge. Ich war nicht nur einsam hier im dunkeln Abend, sondern ich fühlte mich allein auf der Welt. Niemand hatte sich heute um mich bekümmert, als

ein armer Knecht und einige Neugierige, die wissen wollten, wie es zu- und hergegangen. Meine nächsten Verwandten hatten mich verläugnet, mein Meister vom Eigennutz überwältigt, nur an sich denkend, hatte seine Rolle gegen mich vergessen, mich übersehen, nicht erkannt, was ich für ihn gethan; Manches, das ich lieb hatte, war dahin, mein Hut, meine Uhr, meine Hemder und meine Kleider, ein Büschelt Geld lag in der Asche. Niemand hatte mich darum bedauert, mit mir mein Leid getheilt, oder mir guten Muth gemacht. Das Alles dachte ich nicht, aber ich fühlte dessen Wirkung. Matt und muthlos an Vater und Großmutter denkend, die unter der Erde lagen, mit denen ich hätte reden, denen ich hätte klagen mögen, versank ich in stummes Sinnen, und merkte nicht, daß es Nacht um mich ward, und ein kühler Wind durch das Hemd mir strich. Da legte sich von hinten eine Hand mir auf die Schulter, eine Stimme sprach: Meiß, sä da pest Reuis! Ein Mädchen drückte mir etwas in die Hand und sprang durch die Bäume hin. Also Jemand hatte doch an mich gedacht, und das war des Nachbars Jungfrau, das Aenneli, etwa einen Scheibenschuß von uns. Es war kein Mädchen, um das man sich riß, um das die Buben kutterten. Groß war es wohl, aber nicht vierschrötig, hatte auch keinen Kopf wie eine rothangestrichene Kegelkugel, sondern ein länglichtes, schmales Gesicht; es machte keinen Staat, lief weder den Tanzplätzen noch den Märkten nach, und galt für dumm, d. h. es hatte kein schlimmes Maul, d. h. auf unzüchtige Reden und Neckereien wußte es nicht zu antworten, sondern wurde roth.

Ich hatte das Mädchen viel gesehen, aber nicht viel anders mit ihm geredet, als ihm Zeit gewünscht, mich seiner nicht besonders viel geachtet, wie ich überhaupt um Mädchen mich nicht viel bekümmerte. Nun hatte ich von Aenneli ein seidenes Tuch in der Hand, und in eine Ecke desselben waren zehn Batzen gebunden. Ich kann nicht sagen, es sei mir gewesen, als ob ein zweiter Blitz bei mir eingeschlagen, ein elektrischer Schlag mich durchzuckt hätte. Aber wissen möchte ich, wie es der Erde zu Muthe ist, wenn in ihren winterkalten Schoos der erste Frühlingsregen fällt, der erste Thau sie tränket; wenn da die

Würzlein alle ſich regen zum freudigen Leben, und die Blümlein gebären, die Augenweide der Menſchen. So, denke ich, ſei mir zu Muthe geworden. Eine ſanfte Wärme glomm in mir auf, ein ſüßer Schauer rieſelte mir aus der Kammer des Herzens hinaus durch die Bruſt, ein immer wachſendes Sehnen wurde geboren, dem Mädchen zu danken, bei dem Mädchen zu ſein; wonnige Gefühle, deren Namen ich nicht kenne, knoſpeten in mir, und die Knoſpen hoben leiſe ihre Köpflein auf aus dem kalten Sarge des Herzens, in dem ſo Manches ſchon begraben, wo nur Moder, Verweſung und ſtarre Todtengebeine waren, und die Knoſpen blühten ſchüchtern auf, und Blümlein hold und lieblich ohne Zahl wärmten ſich im Sommerlicht aufgehender Liebe, verſchämt noch die Geſichtchen in roſigem Thaue verſchleiert; aus dem Sarge war ein blühend Brautbett geworden. Was in der Erde Tage, Wochen bedarf, das vollbringt ein Menſchenherz, wenn die Stunde günſtig iſt, in Augenblicken. Lange ſtund ich ſtill am Baume, das Tuch betrachtend in der Hand; und immer dunkler wurde es um mich her, aber immer heller und heiterer in mir. Die Troſtloſigkeit war geſchwunden. Die Wehmuth, das Sehnen nach denen im Grabe war fort, Heiterkeit, Freude, Luſt woben ſich in mir raſch durch einander, und aus dieſem Chaos trat immer deutlicher und immer lieblicher die Geſtalt Aennelis hervor mit ſeinen verſchämten Augen; ich fühlte ordentlich warm auf der Schulter ſeine Hand, und wie Orgelton klang es mir immerfort: Meiß, ſä da beſch neuis! Und ich hatte ihm nicht gedankt. Da ergoß es ſich brennend über mein Geſicht, ich hätte mich verbergen mögen in der Erde tiefſte Gründe, und ſchalt mich mit allen möglichen Namen.

Und hin wollte ich, das Verſäumte gut zu machen, aber der aufgehobene Fuß wurde durch manche Bedenklichkeit wieder niedergezogen: Wo war es jetzt, war es nicht böſe, durfte ich von meinem Vieh weg, was ſollte ich ihm eigentlich ſagen? Dann trieb es mich doch wieder hin, ſehen wollte ich es wenigſtens, in ſeiner Nähe einen Augenblick ſein, mich auf irgend eine Weiſe künden. Endlich zog es mich noch widerſtrebend fort; bald ſchlich, bald lief ich dem Nachbarhauſe zu, je nachdem ein Gefühl

mich bewegte. Vorsichtig umstrich ich das Haus, hoffend Aenneli noch beim Brunnen zu sehen; aber alles war stille, und schien zu Bette. Ich wußte nicht was anfangen, bis mir einfiel, der Hausmeister und sein Knecht hülfen an der Brandstätte wachen, Aenneli sei gewiß in seinem Gaden, und Niemand werde mich stören, wenn ich ihm vor's Fenster schleiche. Leise stieg ich hinauf, aber oben durfte ich nichts sagen, nicht klopfen, wind und bange wurde mir, viel hätte ich gegeben, wenn ich wieder hinunter gewesen wäre; da mußte ich plötzlich niesen, ein, zwei, drei Mal, über mir öffnete sich das Fensterlein, und Aennelis Stimme sagte: Wer isch da?

Daß auch das Mädchen in banger Unruhe war, bald sich Vorwürfe machte, sich vorhielt: was ich von ihm denken müßte? dann aber doch sich freute, und leise hoffte, ich werde noch kommen, oder doch seiner gedenken, vernahm ich erst nachher. Erschrocken sagte ich: Numme ih, und stotterte verlegen meinen Dank und die Versicherung, ich wolle ihm seine Gutthat mein Lebtag nicht vergessen. Aenneli meinte, ich hätte ihm gar nichts zu danken, und es hätte gerne mehr gegeben, wenn es mehr gehabt, ich hätte ihm ja einst auch gegeben, als ich mehr gehabt als es.

Ich wußte gar nicht was Aenneli damit meinte, und behauptete ihm nie etwas gegeben zu haben, und mir wurde fast Angst, es hätte einmal einen Andern für mich genommen. Aenneli sagte: Eh Meiß, chenst mi de wäger nit umme? es het mi scho lang duret, daß nüt zu m'r g'seit besch, als gute Tag u gut Nacht; ih ha g'meint, du sigisch z'hochmüthig. B'sinn di de nüt meh, vor zwölf Jahre a d'r Bettlerg'meind besch m'r Wegge gäh, wo m'r bei briegget us Hunger? u das ha ni d'r nie vergesse, un ih ha große Freud g'ha, wo ni di wieder g'seh ha, ih ha di grad ume kennt, un ih ha mi g'freut, daß m'r so nach bi ne nangere si, aber du besch mi nit welle chenne, u das het mi mengisch duret.

Das konnte ich nun nicht begreifen. Ich hatte die ganze Geschichte, geschweige denn des kleinen Mädchens Gesichtszüge, rein vergessen; ich wußte nicht, daß in einer Art von Mädchenherzen eine eigene Kraft herrscht, fest zu

halten, was je einen Eindruck auf sie gemacht, je reichere Herzen, desto tiefern Eindruck, besonders die Eindrücke der Liebe und Anhänglichkeit. Aber auch Mädchen mit reichen Herzen, um die Reichthum oder Schönheit sich schlingen, oder die im Taumel der Welt sich baden, können die Tiefen eines armen Mädchenherzens nicht ergründen, das in armseliger Einsamkeit hinter dem Spinnrade oder in harten, dienstbaren Verhältnissen lebt, das vielleicht nur einmal in seinem Leben Zeichen der Liebe, wenn auch nur der Gutherzigkeit empfangen; können nicht begreifen, wie tief diese Zeichen sich eingraben, weil sie in so manchen trüben Stunden der einzige Balsam für das verlassene, sehnende oder verwundete Herz werden müssen. Wie mich dieses Erkennen freute, kann ich Niemand sagen; hatte ich doch nicht geglaubt, daß Jemand auf der Welt meiner gedächte, und ein dankbar erkenntlich Herz war mir so nahe! Ich versprach mich über mein Vergessen so gut mir möglich, versicherte, daß ich es nicht mehr vergessen wolle. Unser Gespräch fing bald an zu stocken, mich fror es entsetzlich in meinem luftigen Kleid, Aenneli wurde ängstlich, die Meistersfrau könnte unser Geplauder hören. Ich wäre so gerne im Baden gewesen, um noch Manches zu sagen, für das ich nicht Worte finden konnte, und Aenneli hätte mich so gerne hinein gehabt aus Erbarmen mit meinem Schlottern, und weil auch es gerne länger bei mir gewesen wäre; allein ich durfte nicht darum fragen, meinte, es sollte mich hinein kommen heißen, und Aenneli hielt sich nicht dafür, mir es anzubieten, weil es sich ohnehin schämte und fürchtete, ich möchte es für anlässig halten. Darüber wird nun vielleicht manche Bauerntochter lachen, und manches Knechtlein sich aufblähen und meinen: so dumm wie ich sei er doch nicht; und mancher Erfahrne wird glauben, ich lüge, das sei alles nicht so gegangen, indem ja der Brauch allgemein sei, daß wo die Buben den Verstand nicht hätten, die Mädchen ihnen denselben machten.

Aber lacht nur, meinet nur, es ist doch so. Ich weiß gar wohl, daß es Schnuderbuben gibt, die noch während der Unterweisung oder gleich nach derselben, wenn sie vielleicht noch nicht sechs Kreuzer verdienen oder nicht

über drei Mäß Krüsch wegsehen können, in allen Gaden herumschnausen, sich den Eingang erzwingen, durch wüstes Thun, das Mädchen mag sie wollen oder nicht, sich überall blähen, wie Kröten auf den Dünkeln. Ich weiß es gar wohl, daß es Mädchen gibt, die keine Schamhaftigkeit kennen, die nicht geschwind genug das Fenster öffnen können, die nur auf dem Ellenbogen schlafen, damit ja kein Geräusch ihnen entgehe; Mädchen, die hineinkommen heißen, ehe man sie darum frägt, die an Märkten und Tanzeten bitten und betteln, ja sich förmlich an die Kuttenfeken hängen, damit man mit ihnen heim komme; daß es Bauerntöchter gibt, welche die Knechte locken, wenn sie nichts Besseres kriegen können. Das alles weiß ich gar wohl, aber solcher Art waren weder ich noch Aenneli.

Freilich ging ich zweispältigen Herzens fort, warf mir vor, daß ich nicht gefragt um's Hineingehen, und war wieder froh darüber, weil ich gar zu ungerne gehabt, wenn es mir abgeschlagen worden wäre. Die erschöpfte Natur machte jedoch diesen Gedanken bald ein Ende, und ich erwachte erst, als meine hungrigen Kühe mich aus süßen Träumen brüllten. Auch träumerisch verrichtete ich mein Tagewerk. Bald vergaß ich, was ich machen wollte, staunte lange, hörte nicht, wenn man mich rief, lächelte wieder für mich selbst, lief in den Schopf, um mein Halstuch zu betrachten, das ich dort verborgen hatte. Ohne Neid konnte ich sehen, wie reichlich man meinem Meister Steuern brachte, und nicht einmal recht dankbar freute ich mich, als ich von einem alten ehrlichen Bauer eine Kleidung und zwei fast neue Hemden erhielt. Was war dieß gegen das Halstuch! Mehr und mehr erwachte in mir die Längi Zyti nach Aenneli, alle Augenblicke meinte ich, es müsse aus dem Hölzli hervorkommen, und als seine Meistersfrau selbst ihrem Manne das Essen brachte, zürnte ich recht über Aenneli, daß es nicht auf irgend eine Weise seiner Frau den Auftrag abgeschwatzt. Aber je näher der Abend kam, desto gelinder wurde mein Zürnen, desto fester mein Entschluß, im Dunkel der Nacht Aenneli zu besuchen, sein Stimmchen zu hören, sein Gesichtchen zu sehen. Dieser Entschluß erhob mich. Rasch förderte ich meine Abendgeschäfte, und schon glaubte ich gehen zu

können, als es eine Kuh blähte; nun war meine Freude aus. Die Blähung war hartnäckig, sie hielt uns einen großen Theil der Nacht hin, ich mußte mich auf den folgenden Abend trösten. Nach einem langen langen Tage kam wieder der Abend, und die ungeduldige Freude zappelte mir in allen Gliedern. Da fing es an zu blitzen, schwarze Wolken stiegen rings um uns empor; uns alle faßte ein tiefer Schrecken, jedes Rollen des Donners ließ uns erbeben bis in's tiefste Mark hinein. Lange schien es, als sei das Gewitter über unser Haupt gebannt, und wolle betrachten, was seine Macht zerstört. Als es vorbei gezogen war und wir wieder Athem schöpften, und ein Gottlob nach dem andern von unsern bleichen Lippen kam, eilte es mit erneuerter Gewalt auf wechselndem Winde zurück, als ob ihm eingefallen wäre, noch zu zerstören, was der Menschen Anstrengung ihm entrissen. Doch unsere Angst fand droben Erbarmen, und eine mächtigere Hand bannte den zuckenden Strahl in den Wolken. Aber es dämmerte bereits der Morgen, und Aenneli hatte ich nicht gesehen, und der Kummer: Was wird Aenneli sagen, was wird es von dir denken, daß du nicht kömmst, dich nicht zeigst? quälte mein Herz. Sollte vielleicht ein vornehm Herrlein oder Fräulein in einer langweiligen Stunde sich herablassen, dieses zu lesen, so werden auch sie ungläubig spotten und sagen, das hätte ich in einem Romane gelesen, denn so etwas erlebe und fühle ein Bauernknecht nicht. Und warum denn nicht? Es gibt verschiedene Kleider in der Welt, seidene und zwilchene, aber nur ein Menschenherz, in des Bettlers und in des Königs Brust ist es für Freuden und Leiden empfänglich.

Der Königssohn und das Bettlerkind haben das gleiche Herz für Liebessehnen und Liebesbangen, und wie oft die Sonne untergeht in grausige Wolken, so geht beiden meist die Liebe unter in wüster Sinnlichkeit.

Unter Seiden und Zwilchen stürmen die Wogen der Liebe, und ihre Stürme brausen in den Herzen in ähnlichen Akkorden; aber im Seidenkleide weiß man schön darüber zu reden, läßt Thränen funkeln, Seufzer knallen, Schwüre rollen, im Zwilchenkleide bleibt man stumm, und streicht still und wild durch's Feld. Aber das ist

eben das Unglück, daß man Allen, die unter einem sind, keine Gefühle zutraut, also auch keine Gefühle berücksichtigt, sondern auf ihnen herumtrampelt, wie eine Heerde Elephanten auf einem Reisfelde; daß man glaubt, der Knecht sei nur eben Knecht, die Magd nichts als Magd, der Bauer blos Bauer, der Bürger Bürger; daß man nicht aus jeglichem Kleide den Menschen herauszuwickeln versteht, und nach der Liebe Gesetz ihn betrachtet, behandelt; ja daß man glaubt, der liebe Gott hätte für jede Menschenklasse einen besondern Teig angemacht, feineren und gröberen, gemeineren und vornehmeren.

Am dritten Abend endlich hielt weder Etwas auf Erden noch am Himmel mich ab; lange noch ehe das Licht erlosch, strich ich um des Nachbars Haus herum; der Bauer, der noch in den Stall zündete, schien mir nicht heraus zu wollen, und als endlich alles still ward, wagte ich mich noch lange nicht vor das Gaden, aus Furcht, mich merke Jemand. Doch die letzte Gewitternacht gab allen einen gesunden Schlaf, auch Aenneli. Ich klopfte mehrere Male, umsonst; glaubend, es wolle mich nicht hören, war ich im Begriff, betrübt zu gehen, als es unter's Fenster kam, und überrascht fragte: Meiß, bisch du's, was wotschst? Wetsch mi nit e wenig iche lah? fragte ich endlich stotternd und zagend. Aenneli sagte nichts, öffnete schweigend das Fenster, und zum ersten Male in meinem Leben war ich allein mit einem Mädchen in dunkler Kammer. Lange fand ich Worte nicht. Am Ende fing ich an, ihm noch einmal zu danken, fing allgemach an erzählen zu können, wie seine Gabe mich gefreut, weil ich mich von aller Welt verlassen geglaubt, Niemand an meine Noth gedacht, wie ich lange Zyti gehabt, bis ich ihm das sagen konnte, aber daran gehindert worden wäre, und nun fast gefürchtet, es möchte böse über mich sein. Aenneli freute sich, daß ich seiner gedacht, es hätte sich fast geschämt, und geglaubt, ich müßte es für eins jener Meitschene halten, die den Buben Wein zahlen und Kram bringen, und doch sei das wahrhaftig nicht der Fall, es hätte mit keinem Buben etwas. Als es mich aber nach der Brunst so entblößt gesehen, und gehört, daß mir Alles verbrannt, hätte es weinen müssen, sei nach Hause gegangen, brütend, wie es

mir etwas geben könne. Endlich sei ihm das Halstuch, das ihm früher eine Gotte gegeben, in die Hände gefallen, als das einzige unter seinen Kleidungsstücken, das ich brauchen konnte; das sei auch gar zu wenig gewesen, darum habe es noch Geld eingebunden, damit ich mir selbst etwas kaufen könne. Als es mir die Sachen gegeben, sei ihm plötzlich eine Angst angekommen, daß es habe davon laufen müssen; es hätte mich schon damals fragen wollen: ob ich es nicht kenne? Ein Wort gab das andere, eine Offenherzigkeit kam über mich, die ich nicht mehr kannte. In herzlicher Traulichkeit erzählten wir zwei Waisen einander unsere Schicksale. Aenneli hatte viel mehr gelitten als ich, da ihm seine Mutter, bald nachdem ich es gesehen, gestorben. Verwandte und Meisterleute hatten es vielfach mißhandelt, bei aller Arbeitsamkeit konnte es ihnen nicht genug machen; hatte noch andere Sachen auszustehen gehabt, Nachstellungen des Meisters, eifersüchtige Mißhandlungen der Frau, und nirgends Schutz, nirgends Trost, und nicht den Trotz in der Brust, der mir durchhalf. Wenn es nicht hätte beten können und auf den lieben Gott vertrauen, es würde sein Leid nicht ausgehalten haben, aber seine Mutter habe es an Gott gewiesen, der werde es nicht verlassen, so lange es brav und fromm sei, und hier habe es seine Kraft gefunden. Ich begriff das Letztere nicht recht, denn bei Gott Trost und Kraft suchen, hatte ich nicht gelernt, wohl hatte man mich zuweilen zum Beten gehalten, aber daß dies das Gleiche sei, wußte ich nicht; ich meinte, beten sei halt beten, und weiter dachte ich mir nichts darunter.

Mit Aenneli hatte ich ein inniges Erbarmen, fühlte heftigen Zorn über alle, welche ihm wehe gethan. In den Fäusten juckte es mich, jenen begehrlichen Meister abzubläuen; schnell frug ich, ob sein gegenwärtiger Meister oder der Knecht Aehnliches sich zu Sinne steigen ließen? und auf die Versicherung, daß dies nicht geschehe, mußte es mir versprechen, es mir alsobald zu sagen, wenn es sich einer einfallen ließe, damit ich dem D.... die Beine abschlagen könne. Unter solchen Gesprächen verstrich die Nacht wie ein Augenblick, und Aenneli mahnte mich an's

Weggehen, bittend, ich ſolle doch ja hübſcheli machen, es hätte gar zu ungerne, wenn man wüßte, daß es einen Kilter gehabt. Ich ging ungern; verſicherte ihm noch, mein Lebtag werde ich es nicht vergeſſen, und wenn ich ihm etwas thun könne, Tag oder Nacht, ſo werde es meine größte Freude ſein. Ich frug noch um's Wiederkommen, und Aenneli erlaubte es mir; doch bat es mich, nicht mehr als einmal in der Woche zu kommen, damit die Leute es nicht merken und uns ausführen. Das ſchien mir gar lange, ich wäre gerne ſchon morgen wieder da geweſen, allein Aenneli war vernünftiger als ich. Es ſtellte mir frei, in der Woche zu kommen, welche Nacht ich wolle, denn ich würde nie einen andern antreffen, allein mehr wolle es nicht; übrigens gebe es immer Anlaß die Woche durch, daß man ſich ſehen und ein Wort mit einander wechſeln könne, ſchon wenn man ſich nur guten Tag ſagen könne, thue es einem wohl. Wir hatten nichts von Heirath, nichts von Liebe geſprochen, nicht ein unzüchtig Wort, nicht einen unzüchtigen Gedanken gehabt, nicht einmal einen Kuß gewechſelt, aber unſere Herzen lagen offen vor einander; und ob wir es gleich nicht wußten, daß wir es waren, nahmen wir doch Abrede, gerade wie zwei Verliebte. Ich habe ſeither erzählen hören, es habe Menſchen gegeben, die in großer Herzensangſt in einer Nacht grau geworden. Ob es wahr iſt, weiß ich nicht, allein daß in kurzer Zeit eine große Veränderung mit einem ergehen kann, das habe ich erfahren. Stolz ſchritt ich heim, ich war mir bewußt, nicht mehr allein auf der Welt zu ſein, Aenneli konnte ich vielleicht helfen, wenn es gequält würde, konnte Jemand unter meinen Schutz nehmen, konnte wieder zu Aenneli gehen, wenn ich Längezyti hatte, konnte ihm wenigſtens, wenn ich es traf, anſehen an ſeinen lieben Augen, daß es mich kenne; das Alles machte ſich mir nicht klar im Kopfe, aber das Gefühl davon hob meine Bruſt, ſtrömte Freude in mein Herz, ſtrahlte mir aus den Augen. Ich trat viel männlicher daher als früher, hatte eine innere Luſtigkeit, die manchmal ausbrach zu großer Verwunderung derer, die dieß ſonſt nicht an mir gewohnt waren;

doch war ich am liebſten allein, pfiff ein Liedchen und ſann an Aenneli.

Neunzehntes Kapitel.

Wie man lieben und arbeiten kann.

Es kam nun für mich eine gar ſtrenge Zeit, denn unſer Haus ſollte noch vor Winter wieder aufgerichtet werden. Da waren die Arbeiten auf dem Lande zu beſorgen, auf dem Bauplatz war immer zu thun, und eine Menge Steine ſollten geführt werden. Freilich waren die Leute mehr als gut, Holz brachten ſie genug und unentgeldlich zur Stelle, wer einen Tag entübrigen konnte, half Miſt oder Steine führen und fahren u. ſ. w. Allein am Ende blieb uns doch viel übrig allein zu ſchaffen. Das Mühſeligſte von Allem war, daß uns alles Schiff und G'ſchirr verbrannt war; von Allem, was wir brauchen wollten, hatten wir nichts, und mußten erſt hier aus und dort aus ſpringen, um es zu entlehnen. Wollte ich Steine führen, ſo fehlten mir Ketten, Schleiſtröge, Knittel; wollte ich Miſt führen, ſo hatte ich weder Miſtbretter, noch Haken. Mein Bauer war nicht dumm, er hütete ſich wohl, das Erforderliche gleich anzuſchaffen; er rechnete: beim Bauen gehe dem Werkzeug am meiſten ab, gehe viel davon verloren, beim Bauen unter dieſen Umſtänden leihe ihm jeder Nachbar gerne das Nöthige; dem Werkzeug des Nachbars gehe es alſo ab, dieſes gehe verloren, bleibe vielleicht bei ihm vergeſſen; was er dann endlich anſchaffen müſſe, das habe er nach vollendetem Bau noch neu und gut. Mir war die Sache freilich am läſtigſten, ſobald ich liſtig wurde (und durch die Liebe wird man es), am Ende aber auch am liebſten. Ich mußte faſt alle Tage um etwas aus, oder etwas zurückbringen; da nun kam kein Nachbar ſo oft an die Reihe als Aennelis Meiſter, und wenn es ſich thun ließ, brachte ich alle Abende das Geliehene zurück, während das der andern Nachbarsleute ruhig Tage und Wochen lang herumliegen konnte.

Aennelis Meiſter rühmte mich dann, wie ich ein Exakte ſei, und hieß mich wiederkommen, ſo oft ich Etwas nöthig hätte, er ſehe, ich trüge ihm Sorge zu ſeiner Sache; er hieß mich auch oft in die Stube kommen, und ich mußte erzählen, was ich treibe, und er rühmte mich wieder, wie ich für ſo 'ne Junge e Tolle ſei. Aber deßwegen kam ich nicht, ſondern wegen Aenneli, das ich faſt allemal, bald in der Stube, bald in der Küche oder beim Brunnen ſah. Wir ſprachen nie lange mit einander, aber unſere Augen verſtanden ſich, und ſagten ſich Alles; und wenn ich ſeinen Kittel ſtreifen konnte oder zufällig, wenn es mir etwas abnahm, ſeine Hand berühren, ſo drang durch mich ein gar ein wonnigliches Gefühl, und ich ging überſelig heim. Kein Menſch merkte von weitem, daß Aenneli und ich näher mit einander bekannt ſeien; wir hüteten unſer Geheimniß mit der größten Sorgfalt, und waren um ſo glücklicher dabei. Erſt jetzt merkte ich, wie klug Aenneli geweſen war, mir nicht mehr als eine Nacht in der Woche zu erlauben, welche ich manchmal gar nicht oder nur zu einer Stunde benutzen konnte, wenn ich ein treuer Knecht ſein wollte. Alle Tage waren meine Roſſe im Kommet früh und ſpät; des Morgens um vier mußte ich fort und kam Abends um acht oder neun heim. Sollten nun die Thiere nicht abfallen zum Erbarmen, ſo mußte ich ihrer warten, mußte ihnen Zeit laſſen zum Freſſen, mußte abpaſſen und da ſein, damit ſie es mit aller Muße thun konnten. Ich mußte ganze Nächte meiſt wachend zubringen, in andern nachſchlafen, wenn ich tauglich zur Arbeit, oder ein wachſamer Fuhrmann bleiben wollte. So erzwang ich es, daß meine Thiere munter blieben, alle Menſchen über ihr Ausſehen ſich verwunderten, und mir nie ein Unglück widerfuhr, z. B. im Schlafe nebenaus zu fahren ꝛc. Es gibt aber auch nichts Schändlicheres, als Fuhrleute, welche Stunden lang in Wirthshäuſern liegen, und ihre armen Roſſe den Fliegen Preis geben oder der Kälte; nichts Schändlicheres als Karrer, welche ihre Roſſe, wenn ſie heimkomen, in Stall ſtellen, tränken, Futter aufſchütten, dann einem Meitſchi nachlaufen, dort bleiben, bis ſie bald anſpannen ſollten, dann die noch von geſtern hungrigen Roſſe wieder nur

halb abfüttern in aller Eile, nun auf dem Wagen schlafen, die Rosse herumblampen, Blätter von allen Bäumen reissen lassen, endlich auffahren, mit der Peitsche auf die armen Thiere einfahren, und in schnellem Trott das Versäumte nachholen wollen. Solche Karrer gibt es viele, man sieht es den Rossen an; solche Schlingel sind ärger als ein Thier, und sie verdienten, daß der liebe Gott sie auch in ein Thier verwandeln und einige Jahre einem Thierschinder, etwa einem Vita in die Hände und unter die Peitsche geben würde.

Aenneli freute sich, daß sein Meister mich so rühmte, denn es lebte nur in mir. Ich hatte mich neu kleiden lassen, und Aenneli machte mir Vorwürfe, daß ich so schlechtes Zeug genommen; das gebe nicht warm und halte nicht dar, sagte es; wenn ich nicht Lohn gehabt zum Einziehen, so hätte ich es ihm sagen sollen, sein Meister sei ihm noch den letzten Lohn ganz schuldig. Da wurde ich fast böse, daß Aenneli meinte, ich zöge so vorweg ein, und verhudle mein Geld. Ich erzählte ihm, was ich bei meinem Meister zu gut zu haben glaube, aber er habe, wie er sage, mir jetzt nicht mehr geben können, weil er so viel anschaffen müsse und Geld ihm mit verbrannt sei. Das gefiel Aenneli gar nicht, daß ich mit meinem Meister nicht Lohn ausgemacht; so sei man immer betrogen, meinte es, es habe es erfahren. Zwei Jahre hätte es gedient unter lauter schönen Versprechungen, und von Zeit zu Zeit ein Nastuch oder ein Mänteli auf Abschlag erhalten, oder ein paar Batzen zum Schuhflicken. Als der Platz aus mehreren Gründen ihm nicht mehr anständig gewesen, es ihn aufgesagt und seinen Lohn gewollt, da hätte man ihm alle Versprechungen abgelängnet, alles Gegebene hoch angeschlagen, noch viel dazu gelogen, seine Arbeit klein gemacht; und unter lauter Streit und Zank hätte es ein Almosen bekommen, und nicht einen Lohn.

Aenneli meinte, mein Bauer sei der Rechte, es auch so zu machen, er habe in der Gemeinde nicht das beßte Lob, ich solle daher mit ihm rechnen so bald als möglich, und einen festen Lohn bestimmen; so bös wie ich es habe, schienen ihm dreißig Kronen nicht zu viel, bei weniger Arbeit könnte ich an andern Orten vierzig bekommen.

Daß mein Bauer so schlecht sein könnte, das glaubte ich nicht, er wußte ja, was er mir gesagt und was ich ihm verdienet; auch fand ich es nicht recht, wenn ich in diesem Augenblick, wo er schon Schaden genug hatte, ihm noch mit dem Lohn aufschlagen, ihn drücken würde. Aber gerne hätte ich gewußt, wie viel ich bei ihm zu gut, und wie viel ich in Zukunft bestimmt zu erwarten hätte. Als ich ihm einmal Geld forderte, um Winterstrümpfe zu kaufen, und er mich abschnauzte: Er habe sein Geld nicht bloß für mich; so sagte ich ihm, in diesem Fall sei es besser, wir hätten unser Geld besonders, somit wollten wir mit einander rechnen, damit ich wisse, was mein Geld sei, denn von seinem Geld brauchte ich nichts. Verblüfft sah er mich an, konnte nicht begreifen, was in mich gefahren, und wer da aus mir rede; aber wie gesagt, er war ein schlauer Fuchs, daher faßte er sich bald und sagte mit aller Freundlichkeit: Meiß, es isch nit so bös g'meint, het der Aeuer d'r Gring große g'macht? Ih' will scho mit d'r rechne, so bald ih der Zit ha, und d'Kalender g'sunge, wo nih ufg'schribe ha, was ih der gä ha. Aber du mußt nit grad usbigehre, we n'ih allbeneniſch uwirrsche bi, we du so viel z'sinne hätteſt, du weriſchs o. Du besch nüt Kummer z'ha, für sövli bi ni notte geng gut gnu, u du wesch wohl, was ih d'r mengisch g'ieht ha, u wed Geld manglisch, su chum ume ung'schoche, we ni ha, su muich o ha. Was sollte ich machen? Ich wußte darauf nichts zu antworten, und ließ mich begütigen. Aenneli war nicht mit dem Meister zufrieden, nicht mit mir: Meiß, du bisch viel zu ne ufrichtige, du wirsch g'seh, wie's d'r gat, warnte es, und es hatte recht; aber das war nicht recht, daß es meine Schuld büßen mußte.

Doch ich will niemand Langeweile machen, indem ich unsern Liebeshandel weiter beschreibe, will auch alte Wunden mir nicht aufreissen dadurch, daß ich zu lange bei jener glücklichen Zeit verweile. Nur das will ich sagen, daß unsere Liebe züchtig blieb, und immer inniger wurde. Wir sprachen freilich nicht von Liebe oder Freundschaft, nicht von Teufelnehmen, erschießen, in's Wasser springen, nicht von Königin des Herzens und Licht der Seele, aber wir fühlten, daß eins dem andern Alles

war, und jede Falte des Herzens öffneten wir uns, und jeder Gedanke war Gemeingut, und Jedes fand sein Glück darin, daß es nicht mehr allein stund auf Erden. Wir liefen auch nicht mit einander im Lande herum, bestellten uns nicht auf alle Tanzplätze und Märkte. Ich bat zwar Aenneli mehrere Male, mit mir zum Wein zu kommen; es hätte mich gar zu prächtig gedünkt, mit ihm vor der Welt zu erscheinen und an seiner Seite zu stehen oder zu sitzen. Aber Aenneli wollte nicht, es sagte, das trage gar nichts ab, wir seien beide arm, müßten unser Geld sauer verdienen; da solle man es nicht so leichtsinnig ausgeben und an einem Sonntag verthun, für was man eine ganze Woche geschwitzt, ohne daß man am Montag etwas anders davon hätte, als einen sturmen Kopf und Unlust zur Arbeit. Ferner würden dadurch die Leute aufmerksam auf uns Beide, hätten zu räsoniren, ließen uns nicht mehr ruhig, sondern würden eins gegen das andere aufreisen und uns auf alle Weise Verdruß machen. Ich gab nach, wiewohl ungern, und ein Jahr verstrich im stillen Glück; da wurde es anders, und durch meine Schuld.

Zwanzigstes Kapitel.

Wie böser Wein Hochzeit macht.

Ich mußte eine Kuh zu Markte führen, dann lange warten, bis ich sie abgeben konnte. Hungrig und durstig ging ich mit meinem Meister einen Schoppen zu trinken, und fand am gleichen Orte Aenneli mit seiner Meisterfrau, die Garn und Auken zu Markte getragen hatten.

Mein Meister meinte, ich solle auch einmal einem Meitschi eine Halbe zahlen und Eine mit ihm ha, es thüe m'r's wohl; und die Meisterin sagte: Aenneli hätte es auch verdient, sie hätte gar manchmal das Werkzeug noch putzen müssen, das ich zurückgebracht. Das war mir angeholfen; Aenneli wehrte sich, wurde ausgelacht, und mußte endlich, da ich anfieng böse zu werden, nachgeben.

Der Meiſter rief mir noch nach als wir in den Tanzſaal gingen: ich brauche nicht zu preſſieren, er wolle dießmal ſchon füttern. Ich hatte noch nie getanzt, und ſtolperte ungeſchickt genug im Saale herum, ſo daß es mir bald erleidete und ich mit Aenneli zu Tiſche ging. Wir ſaßen in einer dunkeln Ecke und plauderten traulich mit einander, nachdem die erſten Vorwürfe, daß ich auf den Meiſter und nicht auf ihns gehört, vorbei waren. Eine Halbe zog die zweite nach, und wir redeten ſchon von Heimgehen, als ein übermüthiger Burſche Aenneli zum Tanz einlud. Aenneli ſchlug es ab, er fing an zu zerren an Arm und Fürtuch; da trieb mir der ungewohnte Wein das Blut in Kopf, ich ſtieß ihn weg und ſagte: ich wolle ſelbſten tanzen. Tanzete ich vorher tölpiſch, ſchoß an alle Ecken an, an alle tanzenden Paare, ſo geſchah es nun noch mehr. Aenneli ſchämte ſich, wollte aufhören, bat mich heimzukommen, es gebe ſonſt noch Streit, und wie ſie das ſagte, wurde ihr der Fuß vorgehalten, daß wir beide beinahe umfielen. Jetzt ſchluß bei mir das Feuer zum Dach aus, vom Wein halb, vom Tanz halb, alſo ganz berauſcht, ließ ich das Mädchen fahren, ergriff den Fußſteller bei der Bruſt, warf ihn, wie wenn er aus einer Kanone abgeſchoſſen worden wäre, durch einen Ring von Leuten durch an die Wand. Das war das Zeichen zu einer furchtbaren Prügelei. Die Stuhlbeine krachten, Gläſer, Flaſchen flogen, die Mädchen ſprangen auf die Tiſche, die Lichter wurden bald ausgelöſcht, bald angezündet. Auf mich hatten ſich alle Bekannten jenes an der Wand Klebenden geworfen, aber wie ein wüthend Thier ſchlug ich rings um mich, fühlte am Kopf zerſplitternde Flaſchen nicht, zerſchlagene Stuhlbeine nicht, fühlte Aenneli nicht, das mich am Rocke hielt und aus dem Getümmel reiſſen wollte, trieb vor mir her und warf unter mich, was mir widerſtand, kämpfte, ohne zu wiſſen wo ich war, mich zur Thüre hinaus im Gang herum; da gelang es endlich Aenneli, die mich nicht laſſen wollte, mich feſtzuhalten und in einen Winkel zu ziehen. Nun rang ich mit ihm, und war auf dem Punkte, meine erregte Wuth gegen ihns zu kehren, als ein Lichtſchein auf ſein Geſicht fiel, das weinend und ängſtlich zu mir auf ſah. Der

Anblick lähmte mich, es gelang ihm, mich aus dem Hause herauszubringen, aber nicht ohne alle zehn Schritte erneuerten Kampf, denn ich wollte immer wieder umkehren und meine Wunden rächen; denn damals lief man noch nicht wegen jeder Laus, die einem auf dem Kopfe todt geschlagen wurde, zum Richter. Das Blut lief mir stromweis herunter, kühlte aber meine Hitze nicht. Aenneli wusch mich, so gut sie konnte, verband mich, wollte mich besänftigen, aber alles umsonst. Ich zankte, fluchte fort und fort, warf ihr immer vor, daß sie mich verleitet, unehrlich aus dem Streite zu gehen, gehindert, diesem oder jenem erhaltene Schläge wieder zu geben. Beim Scheidewege gegen unsere Häuser wollte es mich heimsenden, damit unsere gegenseitigen Meisterleute nichts merkten, wie es sagte, vorzüglich aber weil ein geheimes Gefühl ihm vor meinem Zustand bange machte. Neuer Zorn von meiner Seite, endlich Nachgeben Aennelis; und — am Morgen weinte Aenneli, und unzufrieden, betrübt schlich ich nach Hause.

Es folgten trübe Tage, denn ich schämte mich hinzugehen, Aenneli zu sehen; zudem wurde ich nicht auf die zarteste Weise von meinen Hausgenossen geneckt. Natürlich hatte mein Meister erzählt, wo er mich gelassen, natürlich wurde mir aufgepaßt: ob ich heim komme, natürlich war ich nun wegen meinem, wie sie meinten, ersten Kiltgang, der Gegenstand handgreiflicher Neckereien tagelang. In unserem Hause waren solche Gespräche an der Tagesordnung. Bis dahin mußten sonst die Töchter herhalten oder die Magd, und der Bauer selbst sprach je wüster je lieber, ungescheut vor allen seinen Kindern. Er erzählte Geschichten aus seiner Jugendzeit, von seinen Kiltgängen, daß einem die Haare zu Berge stunden. Auch seine Frau kannte keine Geheimnisse in derlei Dingen, kramte Alles aus, was sie gehört, gesehen, erfahren hatte. Sie erzählte manchmal sogar, was ihr von ihrem Hansli ertraumt sei, und was eigentlich den Traum verursacht, daß man blinzen mußte.

An Aenneli durfte und mochte ich fast nicht denken, und wurde doch alle Augenblicke daran erinnert, bald durch mein Gewissen, bald durch andere Leute. Ich ging mehrere

Tage nicht hin, und zweimal kehrte ich auf halbem Wege um. Ich wußte nicht, was ihm ſagen, durfte nicht denken, was es mir ſagen werde. Endlich ſiegte doch mein Sehnen nach ihm. Ich ging, kündete mich auf die gewohnte Art, Aenneli zögerte nicht, fieng aber gleich an zu weinen und ſagte: gell du verachtiſch mi, d'rum biſch ſo lang nüt cho, du heſch recht, ih bi es ſchlechts Meitli worde, es g'ſchecht m'r recht, warum da ni di lah mit cho, wo d'voll Wy u voll Zorn g'ſi biſch? Das gute Mädchen warf keine Schuld auf mich, klagte nur ſich an, während doch ich allein Vorwürfe verdiente. Dieſes rührte mich unendlich; es iſt aber auch ſo etwas Seltenes, Jemand zu hören, der den Splitter im eigenen Auge findet, und nicht den Balken im Auge der Andern, daß es um ſo tiefern Eindruck macht.

Ich weinte mit Aenneli, tröſtete es und verſprach Treue im Leben und Tod, und dieſes Ausſprechen deſſen, was eigentlich ſchon lange unter uns beſtund, dieſes Ausſprechen, daß wir uns für immer angehören wollten, gab uns Troſt. Doch jammerte Aenneli noch lange, es habe ſeiner Mutter auf dem Todbette verſprochen, brav zu ſein, und habe es nun vergeſſen, das bringe keinen Segen, und es möge nun kommen wie es wolle, ſo komme es nicht gut. Eine trübe Ahnung wollte es nicht verlaſſen, und wenn es ſchon meiner Treuherzigkeit ſich freute, ſo überſchattete doch die Wolke eines geheimen Schmerzes bald wieder ſein liebes Geſicht. Aenneli hatte in einer andern Sache auch Recht gehabt. Nun fing man an uns aufzulauern, wir wurden geneckt; ich hatte Prügeleien, Aenneli zerbrochene Fenſter, zerſchlagene Thüren; bald hie bald da ſchlich ſich eine giftige Schlange zu und ſuchte Zwietracht auszuſtreuen zwiſchen uns. Mir ſprach man bald vom Knecht, bald vom Meiſter, welche Aenneli lieber ſähen als nöthig wäre, ihm ſprach man von des Meiſters Töchtern, die mir allenthalben z'weg ſtünden, und von noch allerlei Anderem.

Unterdeſſen kränkelte Aenneli, wurde bläſſer, wechſelte öfters die Farbe, und klagte mir endlich, es glaube ſich in andern Umſtänden. Daran hatte ich nicht gedacht. Ich war anfangs ganz verdutzt, und gab dem armen

Mädchen Grund zu glauben, ich ſuche Ausflüchte und möchte es vielleicht im Stiche laſſen. Das war aber gar nicht ſo; ſobald ich von meiner Ueberraſchung zu mir ſelbſt kam, entſtund eine unbändige Freude in mir. Mir leuchtete plötzlich ein, ich müſſe nun Aenneli heirathen, Aenneli alſobald meine Frau werden, dann brauchten wir uns nicht mehr über einander zu ſchämen, uns verſtohlen zu beſuchen, uns necken zu laſſen. Aenneli war mein und ich ſein, wir waren nicht mehr Waiſen, ſondern Mann und Frau. Das kam mir ganz prächtig vor. Freilich ging es anders, als ich gedacht, aber was machte das? Konnte ich doch gut verdienen, hatte ſtehenden Lohn, Aenneli war geſchickt, reinlich, haushälteriſch, fromm; da machte mir unſer Fortkommen mit keinem Gedanken bange. Aenneli war ſorgenvoller für die Zukunft, jedoch beruhigt über meine Denkungsart, und konnte ſich mit mir herzlich freuen über unſere Vereinigung: Meiß, es iſch mir ke Mönſch ſo lieb g'ſi uf der Welt wie du, nit e mal mi Mutter, u du biſch m'r geng im Sinn g'ſi, we di ſcho nume en Augenblick u du zwölf Jahr lang nüt g'ſeh ha; u ni ha nit dörfe dra däiche, daß du einiſch mi Ma werdiſch. Ach es iſt doch e ſchöne Sach, we me neuerem ag'hört! Ih wett gern diene, d'Arbeit macht mir nüt, aber niemerem ſi, niemer ha, der ein lieb het, dem me unfrichtig chlage cha, das iſch e harti Sach. Witziger wär's, m'r chönte no zehe Jahr warte, aber m'r müſſe üſi Sünge büße u jetz deſto böſer ha, wenn is der lieb Gott g'ſung lat, ſu macht das nüt. Es iſt beſſer hie büße weder im Himmel obe. — Wir hatten ſo viel zu reden, daß eine Nacht in der Woche nicht mehr genügte. Vor allem aus überſchlugen wir unſer muthmaßliches Vermögen, und Aenneli drang in mich, unverzüglich mit meinem Meiſter zu rechnen, damit wir wüßten, woran wir wären; dann wollten wir uns alſobald verkünden laſſen. Allein mein Meiſter hatte allerlei Ausflüchte, bald nicht Zeit, bald die Papiere nicht bei der Hand, ſo daß ich ihm endlich erklären mußte: Nächſten Sonntag werde ich mich mit Aenneli verkünden laſſen, und da müſſe dann doch gerechnet ſein, ich wolle wiſſen, woran ich wäre. Da gab

es große Augen: Du wirsch doch nit e Narr si, Meiß, meinte der Bauer.

Er wollte mir die Sache auf alle Weise ausschwatzen, Aenneli verdächtigen, andeuten, ich müßte für einen Andern ausfressen, ich sollte es zum Eid kommen lassen, oder wenn eines sein müsse, nur das Kind nehmen, Aenneli sei umene so ne Spinnele, es Weispi, aus dem gebe es nie eine gute Frau. Seine Frau, seine Töchtern wußten nun auf einmal Sachen von meinem Meitschi, daß ich, wenn ich nur den geringsten Anlaß zum Verdacht je hätte haben können, unfehlbar aufgewiesen und von seiner Schlechtigkeit überzeugt worden wäre; nun aber war ihre Mühe umsonst. Eines Freitags Abends bei einbrechender Dunkelheit bestellten wir uns hinter des Pfarrers Scheune, gingen beide dann mit klopfendem Herzen an die Thüre zum Pfarrhause zu klopfen. Aenneli stund hinter mir, so daß des Pfarrers Magd, so sehr sie mit dem Licht herumfuhr, denn d'Pfarrersmägde sind gar g'wundrig, sie nicht sehen konnte. Die Antwort kam: der Pfarrer studiere jetzt, man dürfe uns ihm nicht anmelden, wenn unsere Sache aber pressire, so könne es die Frau vielleicht auch machen. Wir liefen nicht gerne mehrere Male herum, hatten auch nicht wohl Zeit dazu, und ließen uns daher zu der Frau führen. Da erhielt nun die Magd endlich Gelegenheit, uns beide ordentlich zu sehen, und während die Frau Pfarrerin uns fragte, in Alles einzureden, uns zu necken, zu thun, als ob sie in diese Stube und zu diesem Geschäft gehöre; so daß meinem Mädchen ganz bang und angst wurde, und es froh war, als die etwas unbehülfliche Frau Pfarrerin endlich zu Ende kam, und die Magd (sie hieß auch Aenni und war wüst) uns hinauszündete.

Wir hatten Beide eine kindische Freude, zu denken, was die Leute sagen würden, wenn sie des Sonntags uns von der Kanzel herab trohlen hörten? Wir bildeten uns ein, das werde gar großes Aufsehen machen, und der ganzen Welt zu reden geben. Es ist merkwürdig, welche Wichtigkeit auch der unbedeutendste Mensch zu haben glaubt, wie jener neu angestellte Stallknecht, der glaubte, jeder Engländer werde in England von ihm reden, und

jeden zurückkehrenden Kutscher frug: was die Herrschaft über ihn gesagt habe.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie ein Pfarrer einen kann aus dem Himmel fallen lassen.

Wir waren fröhlich und guter Dinge; da hieß es eines Abends, ich solle morgen zum Pfarrer gehen. Ich dachte nichts Böses dabei, sondern meinte, die Frau hätte etwas Unrechtes aufgeschrieben, und er wolle jetzt bessere Auskunft. Nachdem Feierabend gemacht war, ging ich hin. Als ich in die Nähe des Pfarrhauses kam, sah ich, daß der Herr Pfarrer zwei Herren, wahrscheinlich auch Pfarrer, vom Hause wegbegleitete. Auf dem schmalen Wege ging er voran, achtete sich nicht genug und sah hinter sich, stolperte, stürchlete lang, und fiel endlich zu Boden, Hut und Tabakspfeife, hier hin, dort hin rollend. Die hintern Herren wollten sich fast todtlachen, aber nur ganz leise, da sie ihn stolpern und fallen sahen; dann eilten sie mit gar bedauerlichen Mienen herbei, halfen ihm auf die Füße, und putzten hinten und vornen an ihm ab, recht rührend.

Ich mußte warten. Endlich kam der Herr, und ich sagte ihm gar schön: Guten Abend, Herr Kammerer (er hatte es ungern und wurde häßig, wenn man ihm nicht Herr Kammerer sagte). Mein Herr Kammerer putzte mir vor allem aus ab, daß wir schon an's Heirathen dächten, und kaum unterwiesen seien; aber das sei heut zu Tage so, die Einen seien zu faul zu dienen, die Andern dünkten sich zu vornehm dazu, da wolle jeder für sich selbsten sein, und jede Magd sage: das Dienen sei ihr entleidet, und suche einen Mann zu kriegen: sie meine es besser zu machen und mache es zehnmal schlechter und komme in die bitterste Armuth. Früher habe sie ungesorget Brod gehabt, nun müsse sie für einen Haufen Kinder sorgen, die sich mehrten wie die Küngeli, und wüßte nicht, wo

nehmen, als am Ende zu ſtehlen oder zu betteln. Ja, ja, der Herr Pfarrer hatte, ſo wie er die Sache anſah, ganz Recht darin, daß auf dieſe Weiſe durch ein unbeſonnenes Heirathen eine Menge Menſchen Bettler oder Schelmen werden; allein der Herr Pfarrer konnte ſich nicht an dieſer Leute Platz ſtellen, und darum mußte ſein Urtheil über ſie ein ungerechtes ſein. Stelle man ſich aber an Platz eines armen Jungfräuli bei einer böſen Meiſtersfrau, oder nur bei einer etwas ſcharfen, wo es hie und da einen Schnauz erhält, und das Mädchen hat weiter Niemand auf der Welt, auf den es ſich verlaſſen kann, der im Fall der Noth ſich ſeiner annimmt; und, wenn es am Abend ſich zu Bette legte, am Morgen aufſteht, Niemand, an den es mit Freuden denken kann, nicht einmal an Gott, weil man ihm denſelben nicht in ſeiner holdſeligen Lieblichkeit gezeigt. Und wenn man nun ſo recht an dieſen Platz ſich geſetzt, ſo lege man ſein Ohr an des Mädchens Herz, und lauſche, was ſich da unwillkürlich aus der Tiefe der von dem Schöpfer gebauten Natur zu regen beginnt? Es iſt das Gefühl des Verlaſſenſeins, ein Gefühl, das dem des Wanderers gleicht, der in fremder Welt in dunklem Walde bei einbrechender Nacht allein ſich ſieht. Schaurig wird es ihm zu Muthe; wäre nur ein Hund bei ihm, Lieb und Leid zu theilen, ihm würde wohler ſein; ein Sehnen nach dem Ende ſeiner Einſamkeit überwältigt ihn. Ein düſter Lichtlein, das ihm durch die Nacht winket, wird ihm zur Sonne, die gebrechlichſte Hütte, die ihn aufnimmt, ein Pallaſt, ein runzlicht Geſicht, das ihn freundlich empfängt, freut ihn beſſer, als das ſchönſte an einer Kilbi, und ſchlechtes Brod ſchmeckt ihm beſſer, als Küchli und Bratis im Märitgewimmel. So kommt ein Bangen über viele arme Mädchenherzen, dem ſie keine Worte geben können, von dem die meiſten Menſchen keinen Begriff haben, welches ſich nicht legt, bis ſie ihr Herz an ein anderes gelegt, an welchem ſie Schutz und Schirm, Liebe und Troſt, in dieſem Augenblick den Himmel zu finden hoffen.

Und wer will nun den Stein aufheben und ihn werfen auf das arme Mädchen, in dem von Jugend auf die Schamhaftigkeit erſtickt wurde, das in jüngern Jahren bei

ältern Mädchen lag, und in alle Geheimniſſe des Kiltgangs eingeweiht wurde, das an ſeines Herrn Tiſche alle Tage die nützlichſten Reden hört, das Kilter zu haben manchmal faſt gezwungen wird; wer will ihn werfen auf das Mädchen, wenn mit dieſem Bangen auch die Sinnlichkeit ſich paart, die Seele eine Beute böſer Luſt, der Leib ein Werkzeug der Sünde wird, und Zeugen ſeiner Schande gebiert? Oder wenn das Mädchen, in reinerer Jugend erwachſen, bei der Gott verſuchenden Sitte des Kiltganges, in Liebe und Angſt fremder Sinnlichkeit und Beſtialität unterliegt, wer will da den erſten Stein werfen, ich frage noch einmal? Bewahret junge Herzen vor dem giftigen Mehlthau der Luſt, erwecket in jeder Bruſt das Gefühl der Menſchenwürde, verletzet weder Augen noch Ohren der Reinen, behandelt jeden Menſchen mit der Bruderliebe, die nicht nur nicht ſchlägt und beißt, ſondern die mitfühlt jede Lage, jede innere Regung, daß unter euch Keiner ſich verlaſſen glaubt; machet eure Häuſer nicht zu Höhlen, in welcher der Verſucher alle Nächte umgeht; und dann, wenn das Alles geſchehen iſt, dann richtet über gefallene Mädchen, wenn ihr nicht vorzieht, Gott das Gericht zu überlaſſen. Mein Pfarrer nun ſtund nicht auf dieſem Standpunkte, ſondern er pülverte tüchtig über die jetzige Jugend, ihren Leichtſinn, und wie ſie der Gemeinde Laſten aufbürde, die unerſchwinglich ſeien, und kaum habe die Gemeinde Jemand erzogen, und er ſei aus den Koſten, ſo mache er Kinder, welche der Gemeinde wieder auffielen. Gerade ſo thäten auch wir, aber noch ſei die Frage, ob wir heirathen könnten? ich ſei der Gemeinde viel ſchuldig, und das müſſe wieder bezahlt ſein, ehe er mich ausverkünden könne.

Ja da war ich wie vom Himmel gefallen, und konnte den Herrn lange nicht begreifen, daß ich aparti etwas ſchuldig ſei, und noch weniger, daß ich etwas wiedergeben ſolle. Daß ich vom achten Jahre weg durch die Gemeinde auferzogen worden ſei, daß ſie für mich bezahlt habe, das wußte ich wohl; aber daß ich das wiederzugeben hätte, und wie hoch meine Schuld ſich belaufe, das hatte kein Menſch mir geſagt, und ſo etwas erträumt einem nicht. Hätte man mir was geſagt, mir die Summe ge-

nannt, so würde ich ganz sicher für die Abbezahlung der Schuld gesorgt haben. Allein mein Meister wußte wohl, warum er mich nicht aufmerksam machte auf meine Schuld, und auch die Gemeinde that es nicht, denn die besteht eben aus lauter Meistern. Natürlich hätte ich nach Lohn gestrebt, er hätte mir einen bestimmten verheißen, ausbezahlen müssen, oder ich wäre weiter einem sichereren und größeren nachgangen, darum hütete der alte Schelm sich wohl, mir etwas davon merken zu lassen. Das Alles stieg mir zu Kopf, und ich sagte dem Pfarrer etwas grob: das sei doch keine Manier, daß Niemand die armen Buben auf diese Schuld aufmerksam mache, bis sie entweder heirathen oder ein unehlich Kind haben müßten, allweg ihr Geld sonst zu brauchen hätten; ich hätte Lust gar nichts zu zahlen, und zwingen werde man mich kaum können. Ich sagte ihm noch mehr, was mir mein heißes Blut eingab, und polterte besonders über meinen Meister, der es mir hätte sagen können. Der Pfarrer ließ mich aber nicht lange reden. Mein Bauer sei ein braver Mann, hier es, man hätte viel zu thun, wenn man jedem Hudelbuben mit einer Rechnung nachlaufen wollte, und nützen würde es doch nichts. Art lasse nicht von Art, an's Zahlen dächten die Wenigsten, sondern nur an's Saufen und Huren. Ich werde auch nicht einer der Besten sein, räsonniren könne ich, werde einen bösen Kopf haben, was er schon lange geglaubt, darum solle ich machen, daß ich fortkomme und bezahle, sonst kriege ich den Verkündschein nicht. Trotzig frug ich noch, ehe ich zahlen könne, müßte ich doch wissen, wie viel ich schuldig sei. Der Pfarrer sagte mir aber, das sei seine Sache nicht, der Gemeindschreiber werde es mir sagen, wenn ich zahlen wolle.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie ein Bauer und eine Gemeinde mit einem armen Knechtlein rechnen.

In aller Hitze lief ich zu dem Gemeindschreiber. Derselbe suchte mühselig in manchem Buche herum, fand

etwas, wie er ſagte, aber nicht alles, unter anderem aber doch den Wollhut, mit dem der Meiſter als ein Zeichen ſeiner Freigebigkeit ſo groß gethan, und da es ſpät war, hieß er mich am Morgen wiederkommen. Nun wollte ich dem Meiſter über den Hals, und zuerſt mit ihm ausg'ſchirren, dann mit ihm rechnen; der war aber ſchon zu Bette, und gab mir auf mein Rufen keinen Beſcheid. Mit der quälenden Ungewißheit im Herzen: was ich zu zahlen, wie viel zu ziehen hätte? mußte ich zu Aenneli, und lud dort meinen Zorn aus, und ſprach den Vorſatz aus: morgen keinen Streich zu arbeiten, bis alles im Reinen ſei. Aenneli weinte aber und ſagte: das komme ganz anders, als ich glaube, Lohn werde ich wenig oder gar keinen erhalten, meine Schuld größer ſein, als ich denke, und heirathen würden wir uns nicht können, es müſſe ein unehlich Kind haben, die Schande ertragen; das habe es aber verdient an ſeiner Mutter. Es drücke ihm faſt das Herz ab, um ſeines Kindes willen, das nun die Schuld ſeiner Mutter mittragen müſſe. Das gute Aenneli klagte mich nie mit einem Worte an, obgleich ich an allem Schuld war. Ich wollte anfangs gar nicht glauben, daß es alſo gehen werde, allein es behauptete die Welt beſſer zu kennen, als ich, und ſchon lange gefürchtet zu haben, was geſchehen werde. Auf alle Fälle erklärte ich, nicht von ihm laſſen zu wollen; könne ich jetzt auch nicht alles zahlen, das Geld werde wohl zu leihen ſein, meinte ich. Auch das widerlegte mir Aenneli. Niemand würde uns trauen, indem es allerdings viele ſchlechte Leute gebe, die Geliehenes nie wiederzugeben begehren, und dadurch dem Redlichern böſes Spiel machen.

Und wenn die ganze Welt uns verlaſſe, erklärte ich, ſo wollte ich Aenneli doch nicht verlaſſen, und wenn wir die Heirath auch nicht zu Stande brächten, ſo wolle ich Tag und Nacht arbeiten, wie ein Roß, bis ich das Nöthige herausgeſchlagen. Das Bewußtſein gegenſeitiger Treue gab uns Troſt, und ziemlich gefaßt konnte ich am Morgen meinem Meiſter ſagen, mit mir in ſein Stüblein zu kommen, ich hätte mit ihm zu reden. Er wollte erſt nicht Zeit dazu machen, ſondern Ausflüchte, als er aber hörte, daß ich keinen Streich arbeiten werde, bequemte er

ſich. Ich warf ihm vor, daß er mich auf meine Schuld nicht aufmerkſam gemacht, und wollte wiſſen, wie viel ich für fünf Jahre Dienſt bei ihm zu gut habe? Er wollte mich wieder anklagen, indem er noch nicht alles zuſammengetragen; er wollte mich nicht als Knecht verlieren, und wollte mir doch nichts geben. So ein Stockbauer ließe ſich eher ſchinden, als daß er einem Knecht einen ordentlichen Lohn geben würde, er hat lieber das ſchlechteſte Geſindel; denn ein ſolcher Stockbauer kennt nur den Unterſchied zwiſchen zehn und zwanzig Kronen, aber nicht den Unterſchied zwiſchen Menſchen und Menſchen, und wenn er ſchon die beſſere Arbeit des beſſern Knechtes gerne hätte, ſo bringt er es doch nicht über ſeine hundshärige Natur, ſie zu bezahlen. Endlich ſagte er, wenn ich es zwängen wolle, ſo werde die Rechnung bald gemacht ſein. Die erſten vier Jahre ſei ich noch ein Bube geweſen, der nicht viel anders verdient als Kleider und Speiſe; er aber habe mir noch viel Geld zwiſchen durch gegeben, einmal drei Neuthaler für eine Sackuhr auf einmal, er habe mir alle Trinkgelder zukommen laſſen, welche eigentlich ſeinen Kindern gehört, ſomit glaube er, für dieſe vier Jahre habe ich nur zu viel erhalten, übrigens könne er mir alles zeigen, er habe es aufgeſchrieben. Was half mir aber das, konnte ich es doch nicht leſen. Was das letzte Jahr anbetreffe, da habe ich mich gut geſtellt, und er wolle mir für dasſelbe achtzehn Kronen geben, daran habe ich nun bereits zwölf Kronen empfangen, ſo daß er mir noch ſechs Kronen ſchuldig ſei, die könne ich haben, wann ich wolle, ich werde aber nicht weit damit ſpringen.

So hatte ich mir die Sache denn doch nicht gedacht, mir nicht vorgeſtellt, daß er mich ſo ſcham- und herzlos behandeln würde. Ich begehrte auf, erinnerte ihn an meine Dienſte, an ſeine Worte. Und der Bauer verläugnete den Fuchs nicht, ſondern gab mir gute Worte, erinnerte an ſein Brandunglück, an die übliche Sitte, daß Güterbuben noch einige Jahre auf den Höfen blieben, auf denen ſie erzogen worden, verſprach für die Zukunft viel, nur ſolle ich das Menſch fahren laſſen, das habe mir einen böſen Kopf gemacht, mich hineingeſprengt, und ſei nichts werth, und verderbe noch mich.

Er hatte aber das unrechte Trom ergriffen, denn in bitterstem Zorn loderte ich auf. Er und seine Frau, die dazu kam, mußten Dinge hören, wie sie mir in den Mund kamen, und wenig fehlte, ich hätte mich damals an ihm vergriffen oder an seinem schäumenden Weibe, das auch nicht ungerne seine Nägel an mir versucht hätte. Ich packte auf der Stelle meine Kleider zusammen, und ging hinüber zu Aennelis Meister, noch zitternd und kochend in aufgeregter Wuth. Derselbe hörte mit Schadenfreude meine Erzählung. Er wußte mir eine Menge Aehnliches zu erzählen, von der Verdrehtheit des saubern Gerichtssäßen, und hieß mich da essen. Nach dem Essen sagte er mir alsobald, nun solle ich um einen Platz aus, er könne und wolle mich nicht behalten, mein alter Meister würde es an ihm sonst zürnen, und er möchte es nicht mit ihm verderben; er sei sein nächster Nachbar, und er möchte nicht, daß er etwas gegen ihn zu zürnen hätte. So geht es, um eines Knechtleins willen, das Unrecht leidet, verderbt ein Bauer es nicht gerne mit dem andern, es sei denn, er hätte seinen baaren Nutzen davon; und wie die Bauern sind, sind auch viele Herren. Ich ging zum Müller und suchte Platz. Der that nicht mehr halb so nöthlich mit mir, entweder meinte er, weil ich diesen Augenblick keinen Meister habe, so müßte ich mich drehen lassen, oder er wollte es mit meinem alten Meister nur in dem Fall verderben, wenn er mich um den halben Lohn haben konnte; so konnte ich nichts mit ihm machen, denn ich wollte großen Lohn haben. Gerade so ging es mir auch bei dem Wirthe, es war, wie wenn sie es mit einander abgeredet hätten. Ich wollte nicht anbeißen, und wurde böse, holte bei dem Gemeindschreiber noch meine Rechnung, die sich auf 60 Kronen belief, während andere Kinder in der gleichen Zeit nicht die Hälfte gekostet hatten. Bei meinem ersten Kostmeister mußte man zehn Kronen geben, weil mich sonst Niemand wollte. Dieser verleidete mich so, daß man beim gleichen Lohn bleiben mußte. Bei meinem dritten Herrn kostete ich ein Unbedeutendes, nur eine kleine Entschädigung für die ersten mir angeschafften Kleider; hingegen bei dem letzten war die Summe fast so groß, wie im Anfang. Er hatte es einzurichten

gewußt, daß er für die Nachtmahlskleider bekam. Dann hatte er noch Lohn, und drittens waren Arzneikoſten, und zwar ordentlich viel, für mich bezahlt werden. Ich konnte gar nicht begreifen, für was, denn ich war nie krank geweſen. Endlich erinnerte ich mich, daß wenn eins von der Familie einen Trank trinken mußte, ich den Reſt davon bekam oder den zweiten Aufguß, es mochte nun eine Purgaz oder eine Lariering, ich geſund oder krank ſein; aber man wußte mir dieſes Schlucken ſo ſchön vorzuſtellen, daß ich mich gern dazu verſtehen ließ, denn ich erhielt immer Birnenſchnitze oder dürre Kirſchen dazu. Wahrſcheinlich gingen alle dieſe Tränker auf meine Rechnung, und damit man doch behaupten konnte, ich hätte ſie genommen, kriegte ich den Reſt. Der Doktor, dem dieſes hätte auffallen ſollen, indem er mich immer kerngeſund ſah, fragte dieſem wenig nach, ſo bald er nur etwas brauen konnte; und, wer weiß, ob er's nicht auch gewußt, er wäre gewiſſenlos genug geweſen, ſolche Streiche zu Gunſten eines reichen Bauern auf Koſten eines armen Kindes zu machen.

Man kann ſich denken, mit welcher Erbitterung ich den Gemeindſchreiber verließ. Ich wußte nicht, ging ich über die Bäume oder unter dem Boden weg. Ich hatte geglaubt, wenigſtens fünfzig Kronen ausſtehenden Lohn zu beſitzen, und nun war mein Glaube ein Traum; dagegen wies man mir eine Schuld von ſechszig Kronen, von welchen ich nichts gewußt, und dieſe Schuld war kein Traum. Sollte ich ſie ganz bezahlen und noch dazu Kenneli mit einem Kinde erhalten, ſo konnte es Jahre geben, ehe wir zwei Eheleute wurden. Da wallte es wieder in mir auf, wie aus einer ſiedenden Quelle ein heißer Brunnen, ich ſah nichts mehr als den, der mich um fünf Jahre meines Lebens betrogen hatte, und meine Hände griffen aus, als wollten ſie ſeine Gurgel packen, und wahrſcheinlich ſprach ich noch laut dazu, da redete mich eine bekannte, liebliche Stimme an: Meiß, was iſch d'r, chenſt mi nümme? Herr Jeſes wie g'ſeſch us, und was woſch ga mache? Ich brauchte lange, bis ich wußte, wo ich war, und wer vor mir ſtand. Endlich erkannte ich Mareili, die mir ſo lieb geweſene Schwieger-

tochter auf jenem Hofe, mit welcher ich seither nie geredet, wohl aber sie in der Kirche gesehen hatte.

Sie drang in mich, zu sagen, was es sei, das mich so aus dem Häusli herausbringe, daß ich thue, als wolle ich Jemand ermorden. Ehe sie mich erkannt, hätte sie geglaubt, es gelte ihr, nun wisse sie wohl, werde ich ihr nichts thun, obgleich ich ihr früher auch nicht geborget hätte; aber sie habe mich anreden müssen, weil sie fürchte, ich mache ein Unglück, und wolle jetzt wissen, was ich habe. Ich schnauzte sie an, wenn sie noch glaube und glauben könne, daß ich jenen Streich begangen, so brauche sie auch nicht zu wissen, was ich habe. Sie wäre mir vor allem lieb gewesen, und das habe mich am meisten gedauert, daß auch sie mir ihn zugetrauet, das sei nicht recht von ihr gewesen, sie hätte doch sehen sollen, daß ich ihr alles gethan, was ich ihr an den Augen abgesehen.

Auf mehrere Hin- und Herreden versicherte sie, mich für unschuldig zu halten, aber ich solle jetzt reden, sie könnte nicht den ganzen Abend bei mir stehen. Ich erzählte ihr den ganzen Hergang der Geschichte, und erweckte wirklich ihr ganzes Mitleiden, und sie sagte mir: Meiß, chum morn zu nis, u säg ne de, du heigisch äys nit g'macht, u bäb em Großvater ab, er muß d'r helfe. — Ne nadisch Mareili, zu nech chumi nit, u d'm Großvater häb i nit ab, ih wott nit no einisch ga anne kneue, wer weiß, ob's öppis hulf, u si mi nit notti fur aluegti. Es ments niemere gut mit mir, als Aenneli und vielleicht du, susch isch Alles unter eir Dechi, und eis D... Pack, der Pfarrer, d'Vorg'setzte u die angere Bure, und ke Schelm verklagt der anger, u ke Kraye chratzet der angere d'Auge us. — Mareili bat vergebens, sagte endlich, ich habe noch immer den gleichen bösen Kopf, wie vorhin, der werde mich nicht weit bringen; hätte sie Zeit, so wollte sie noch mit Aenneli reden, die müßte mich anders brichten, aber mit dem Großvater wolle sie doch reden, daß mir geschenket werde, und wenn ich einen guten Platz wolle, so solle ich nur zu ihres Vaters Bruder nach Y. gehen und sagen, sie hätte mich geschickt, und wenn ich dann eine Gotte mangle, so solle ich nur zu ihr kommen, sie sage

es mir nicht ab, wenn ich nämlich nicht zu hochmüthig dazu sei.

Mareilis Güte hatte mich gerührt und erweicht. Also einen guten Menschen hatte ich doch noch auf der Welt! Diese Botschaft versüßte auch Aenneli das Bittere des Andern. Aenneli war nicht ganz mit mir zufrieden, daß ich Mareilis Einladung ausgeschlagen, sie meinte, das sei noch lange nicht ane kneuet, wenn man den Sachverhalt erzähle; einmal seien die Menschen da, um einander zu helfen, und wenn man eines Menschen Hülfe in rechten Dingen nöthig habe, so müsse man ihn dafür ansprechen, das sei der Weltbrauch, und heiße noch lange nicht betteln. Die Menschen seien gar selten, welche Freundschaftsdienste aufrichtig anerbieten, wie Mareili es gethan. Nun Aenneli hatte Recht, aber überzeugen ließ ich mich doch nicht. Möglich daß der wackere Alte sich für mich verbürget hätte oder mir Geld vorgeschossen, wenn ich meine Sache ordentlich vorgebracht, aber das, was ich eigentlich wünschte, hätte er nicht gethan. Er hätte meinem Meister seine Schlechtigkeit nicht vorgehalten, hätte der Gemeinde ihr eigen Unrecht nicht dargestellt, und das Uebertriebene der Rechnung. Man sieht das Unrecht wohl ein, aber wenn es von einem angesehenen Menschen gegen einen unangesehenen begangen wird, so muckelt man davon im Stillen und im Rücken, aber öffentlich in's Gesicht und am rechten Orte rügt es selten Einer. Ihr Herren und Bauern, solche Muckelmeister sind zu Stadt und Land, aber schämt euch dessen und bessert Euch. Wohl gibt es hie und da einen Menschen, der eure Schande nicht theilen, kein Muckelmeister sein will, sondern am rechten Orte, auf den grünen oder hölzernen Bänken, seine Sache vorbringt, der dem Unrecht Unrecht sagt, wo er es findet im engen oder weitern Kreise, bei den von der Gemeinde Besteuerten oder den die Gemeinde Regierenden. Aber es steht dieser Mensch allein, es verläßt ihn die Feigheit, es finden ihn lästig die Männchen mit den breiten Rücken voll Rücksichten, es belächelt ihn spießbürgerlich, es verfolgt ihn die schlechtgenannte Schlechtigkeit. Er steht allein — und die ihm gegenüber stehende Masse drückt dem Verlassenen das Herz ab!

Auch begehrte ich, nachdem ich einmal wußte, daß die Auferziehungskosten erstattet werden müßten, gar nicht, daß mit mir eine Ausnahme gemacht werde; aber das drückte mich ganz besonders, daß mich Niemand auf meine Schuld aufmerksam gemacht, Niemand mich zu rechter Zeit an das Abzahlen gemahnt. Auch finde ich es an sich nicht unrecht, daß denen, die aus ihren Säcken zur Erziehung eines fremden Kindes Geld zusammen legen, dieses Geld zurückerstattet werde, wenn es möglich wird.

Aber unrecht finde ich es hingegen, wenn in Städten wie Bern, Burgdorf, Büren, Biel, ein aus Armengütern erzogenes armes Kind das Empfangene zurückerstatten soll, während die Erwachsenen, Arme und Reiche, aus dem Stadtgut alle Jahre einseckeln. Da ist die Gewalt Meister, und nicht das Recht. In einigen dieser Städte fängt die Verpflichtung zur Rückgabe freilich erst nach der Admission an, aber doch noch ehe das Kind etwas gelernt hat.

Aber wo die Gemeinde aus ihrem Sack fremde Kinder erhält, mit dem Rechte, die Schuld einst zurückzufordern, da sollte denn doch Gewissenhaftigkeit bei ihr wohnen; sie sollte bedenken, daß sie einem Kinde eine Schuld entstehen läßt, von welcher es nichts weiß, daß sie also die doppelte Pflicht habe, jeden Kreuzer, um den sie dessen Schuld vergrößert, auf das Gewissenhafteste zu verwenden, so anzulegen, daß er dem Kinde Zinsen trägt, mit welchen es die Schuld leicht zu bezahlen im Stande ist, und keinen Kreuzer auf Rechnung zu bringen, bei welchem nicht genau untersucht worden, ob er hieher gehöre, und keinen leichtfertig auszugeben. Und der Staat sollte das Recht haben, jede Anforderung einer Gemeinde niederzuschlagen, wenn die Erziehung eines Kindes körperlich oder geistig vernachläßigt worden; wenn erweislich wäre, daß man nur Kostgelder erkennt, ausgerichtet, aufgeschrieben hätte, ohne um das Kind sich weiter zu bekümmern. Das würde mancher Gemeinde Verstand machen, die bis dahin keinen hat, wenigstens gegen arme Kinder nicht.

Obgleich ich nun nicht hinaufgeben wollte, hielt doch Mareili Wort, und ich vernahm, daß auf ihres Schwähers Verwendung mir ein Drittheil geschenkt worden sei. Freilich war dieses das Gewöhnliche, welches denen, die darum

baten, geſchenkt wurde; allein darum war es viel für mich, weil mich Niemand dazu gebracht hätte, die Gemeinde darum zu bitten. Was auch beſſer war, denn einige Witzbeutel, vielleicht gar mein alter Meiſter, hätten ſich nicht enthalten können, mir Lehren, Ermahnungen, Stichwörter zu geben; da wäre ſicherlich ein Wetter ausgebrochen, das vielleicht mit zerſchlagenen Köpfen geendet; und es wäre nicht das erſtemal geweſen, daß man ſich an einer Gemeinde geprügelt.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Wie ich und Aenneli rechnen.

Aenneli und ich faßten friſchen Troſt, wir ſahen das Ende unſerer Trennung näher, als wir anfangs gefürchtet, und bekamen dadurch friſchen Muth, ſie zu ertragen. Wir legten unſer Geld zuſammen; ich beſaß acht, es zwölf Kronen, zuſammen alſo zwanzig Kronen. Es konnte ſein Jahr noch gut ausmachen, vielleicht noch länger dienen, denn wir hatten nicht gewartet, die Hochzeit anzugeben, bis Aenneli ſeine Füße nicht mehr ſehen konnte, und ſein Jahrlohn machte auch achtzehn Kronen. Ich hoffte durch Mareilis Verwendung auch etwas zu verdienen und bequeme Zeit zu finden, mich nach einem guten Platze umzuſehen. Freilich brauchte die Kindbette wieder Geld. Wir rechneten, Aenneli brauche, um ſich ein Vierteljahr lang zu verdingen mit dem Kinde, wohl zwölf Kronen; einige Anſchaffungen, Windeln und dergleichen, berechneten wir auf drei Kronen; das Kindbettimahl auf ſechszig Batzen wenigſtens. Was ich Aenneli über die Kindbetti kramen wollte an Brod, Wein, Fleiſch, Lebkuchen, rechnete ich nicht, ſondern gedachte es aus meinem Verdienſte anzuſchaffen, ſo daß wir bei zwanzig Kronen übrig zu behalten hofften zum erſten Jahreslohn für das Kind. Im Laufe desſelben Jahres glaubten Aenneli und ich von unſern Löhnen, wenn wir beide geſund blieben, ſo viel entübrigen

zu können, um die Gemeinde zu befriedigen. Dann wollten wir glücklich sein, wenn wir schon nichts hätten, als uns, und zwischen uns unser Kind. Und in Gedanken an die Zukunft waren wir bereits glücklich. Die geschlagenen Wunden schmerzten weniger, vor uns schwebte eine neue glückliche Zeit; sie fesselte nicht unsere Gedanken nur, sondern beherrschte auch unsere Empfindung.

Ich suchte den mir angewiesenen Platz, und fand dort eine vorbereitete Aufnahme, fand viel Arbeit, aber einen schönen Lohn von zweiunddreißig Kronen, fand gute, billige Meisterleute, die mir mit Zutrauen entgegen kamen. Darum arbeitete ich auch mit Lust, schaffte für zwei, und mein neuer Meister, ein Greis, hatte seine kindliche Freude daran, wie in kurzer Zeit Pferde und Kühe spiegelhell und glatt wurden, einige wie Hündchen mir nachliefen, und die Ställe sauberer waren, als manche Bauernstuben.

Die ganze Woche wartete ich treulich meines Dienstes, bei aller Längizyti; aber des Sonntags hätte mich Niemand halten können, weder Weiter noch Meister, die zwei Stunden zu Nenneli zu machen. Es wurde alle Tage runder, und man sah ihm deutlich an, daß das Gehen ihm Beschwerde mache; allein es überwand sich, that nicht nur seinen Dienst wie sonst, sondern des Abends spät, des Morgens früh, und des Sonntags arbeitete es für die Zukunft.

Ich machte ihm oft Vorwürfe darüber, und wünschte, daß es den Dienst verlassen, wenigstens nicht so viel nebenbei machen möchte. Allein es rühmte seine Meistersfrau gar sehr, die ihm borge, wie sie könne, und machte mir Vorwürfe, daß ich es nur wünschen könne, weil dadurch die Zeit unserer Vereinigung verzögert würde. Es hatte eine rechte kindliche Freude daran, als es mir eines Sonntags drei kleine Kinderkäppli zeigen konnte, die es aus einer alten Scheuben gemacht, und wie sie so gut gefärmt seien, und sicher dem Kleinen gut stehen müßten. Wie aber eine häßliche neidische Näherin, welche es um ein Muster gebeten, es hätte anführen wollen, erzählte es mir auch, wie diese ihm ein alt schlecht Muster gegeben, welches aber glücklicherweise die Meistersfrau gesehen, und ihm ein besseres verschafft. Kann wohl etwas trauriger sein,

als ſolcher Neid, beſonders wenn man mit demſelben einer werdenden Mutter ihre arme Freude verderbt?

Ein anderesmal führte es mich geheimnißvoll in ſein Kämmerlein, ſchloß ſein Schäftchen auf, zeigte mir ein Bygleln weißes Zeug und ſagte: Meiß, weiſch was das iſch? aber Meiß wußte es nicht. Es waren acht Windeln, deren Aenneli gar ſehr ſich freute; ſie waren aus einem alten Lylachen und alten Hemden gemacht, welche die Meiſterfrau ihr geſchenkt. Ein altes Tſchöpli zeigte es mir noch, das ſollte zwei Nachtärmeli geben; dann habe es alles, was nöthig ſei, mehr als manche Bäuerin, die nur vier Windeln beſitze. Ein großer Theil der drei Kronen waren alſo erſpart. Wir betrachteten mit einer ganz eigen ſich regenden Freude unſern kleinen Schatz, und gewiß manche Mutter, die ganze Schubladen voll Sachen hat von Seide, und lauter ganze Sachen, nicht aus alten Lylachen und Scheuben gemachte, hatte nicht ſo innige Freude dabei als wir. Ach ihr reichen Leute, ihr ſeid wohl reicher an Geld, aber deßwegen nicht reicher an Freuden! Reich ſein an Freuden, hängt nicht von Reichthum, nicht von Armuth ab, ſondern von einem genügſamen, zufriedenen Herzen erſtlich, und zweitens freuen Sachen, die man mit ſaurer Mühe ſich errungen, die man gleichſam aus den Steinen herausgeſchlagen, auf alle Fälle mehr, als die, zu welchen man mit Geld auf die leichteſte Weiſe gekommen iſt.

Und ein andermal kam Aenneli mir weit entgegen, hatte ſehnlichſt mich erwartet, mochte nicht erwarten, bis es mich im Kämmerlein hatte; und da lagen auf dem Tiſche, ſchön ausgebreitet, wieder Windeln, wieder Käppeli, wieder Tſchöpeli, aber viel ſchöner als Aenneli ſie bereitet hatte. Aenneli gab mir ein Stück nach dem andern in die Hand, und rühmte Stück für Stück, und auf ſeinem Geſichte glänzte die innigſte Freude, und in ſeinem ganzen Weſen ſprach ſich das Bewußtſein aus: reich zu ſein, viel zu beſitzen, das reinſte Gefühl der Befriedigung. Jetzt wachte doch der G'wunder in mir auf, zu wiſſen, woher das Alles gekommen ſei? Aenneli, gegen ſeine gewohnte Weiſe, neckte mich erſt lange; ich ſollte rathen, gab mir falſche Geber an, bis es endlich mit den Andeutungen

näher und näher rückte, daß ich Mareili rathen müßte. Mareili war selbst da gewesen und hatte die Sachen gebracht. Sie hätte gedacht, sagte sie, wir würden dafür Geld ausgeben, was wir so nöthig hätten, dergleichen Dinge besäße sie aber im Ueberfluß, und sie verschlügen ihr nur Platz, darum sie recht froh wäre, ihrer auf so gute Weise los zu werden. Mareili hatte aber auch Aenneli examinirt, und war, wie es schien, recht zufrieden mit ihr fortgegangen, indem sie alle Hülfe für die Zukunft versprochen. Mareili hatte nicht gewartet um zu geben, bis man bettelte, sondern mit Nachdenken und Umsicht gegeben, hatte den Weg nicht gescheut; ist das nicht eine so seltene Sache, daß viele glauben werden, ich lüge? Aenneli war wider seine Gewohnheit recht muthwillig, schraubte mich mit Mareili, ließ sich merken, daß es gar allerlei von mir vernommen, stellte sich dann wieder, als ob es auf Mareili schalus sei. Als ich dann eine Halbe Wein herauszog, die ich gekramt, schmollte Aenneli wieder, daß ich so unnütz Geld ausgebe, dankte mir aber bald für meine Liebe, ward nach und nach muthwilliger, und wir verbrachten in fröhlicher Traulichkeit den schönsten Nachmittag, dessen Andenken mir noch immer Wasser zieht in den Augen, und Heimweh nach Aenneli im Herzen.

Aennelis Stunde nahte. Wir hatten Platz gesucht bei einer braven Wittfrau, die etwas näher bei mir wohnte, doch immer noch über anderthalb Stunden. Aenneli verließ den Dienst, richtete sich in dem kleinen Häuschen ein, machte seine Kleider zurecht, bereitete einen Korb, füllte ihn mit einem Spreuersäcklein — das kleine Deckbett lieh ihr die Wittwe — und erwartete so getrost, was der Herr über sie verhängen werde.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wie Gott mir Aenneli nimmt.

Spät kam ich einmal aus dem Walde heim und fand die Botschaft vor: sobald als möglich zu Aenneli zu gehen.

Natürlich eilte ich so sehr ich konnte, mußte vorerst aber noch ausschirren, füttern ꝛc. Als ich hinkam, fand ich es in gar schweren Leiden, doch mein Kommen freute es, und es meinte, alles werde nun schon gut gehen. Aber die Frau schüttelte den Kopf und sagte, das währe schon gar zu lang, das sei nicht Alles gut, es wäre am besten, wenn man so geschwind als möglich den Doktor holen würde. Ich wollte gehen, aber Aenneli sagte: blyb bi m'r Meiß, ih lah di nit furt, es isch m'r e Trost, we di nume cha aluege, mir chen ja dä Bueb schicke, wo d'rs isch cho säge. Der lief, und wie wir auf ihn und den Doktor blangten, kann ich Niemand sagen; o so ein Warten ist eine der erschrecklichsten Sachen im Leben! Endlich kam der Bube zurück, aber ohne Doktor; der ließ sagen: er komme nicht, er wisse nicht, wer ihn da zahlen würde, wir werden es wohl machen können, ohne ihn. Es war der g'eiche Arzt, welcher, als man ihn zu einem in einen Weiher gefallenen Knaben rufen wollte, weil er der Nächste war, sagen ließ: das sei nicht sein Haus, sie sollen jetzt auch den rufen, den sie gewöhnlich brauchen. Der Knabe, der nur wenige Minuten im Wasser gelegen, blieb todt. In meiner Seelenangst wurde ich nicht einmal zornig, sondern dachte nur daran, den Doktor zu versichern, daß er bezahlt werden solle. Ich verließ Aenneli, das mir gar wehmüthig nachsah in seinen Schmerzen, fand den Doktor, sprach gut; und als er mir endlich glaubte, daß ich zahlen könne und wolle, begleitete er mich, lief mir aber zu langsam und sagte alle Augenblicke: He, das wird öppe nit sövli pressire.

Ueber das, was jetzt kam, muß ich schweigen. Endlich sah ich die Stücke meines Kindes, endlich sank Aenneli verblutet zurück; seine Hand hatte die meine krampfhaft noch gefaßt, und seines brechenden Auges letzter Strahl leuchtete in unaussprechlicher Liebe in mein Auge. Einige Worte wollte es noch sagen, aber sie wurden nur zu seines Leibes letztem Hauche, auf dem seine reine Seele sich emporschwang, dahin wo die reinen Geister wohnen, und seinen Mund umzog ein Lächeln, als ob der ihm nun erscheine, der gesagt hat: kommt her zu mir, Alle die ihr mühselig und beladen seid. Versunken in Jammer und

Elend ſtund ich zu ſeinen Häupten, glaubte nicht an ſein Sterben, rief: Aenneli, Aenneli! Aber Aenneli antwortete nicht mehr. Aennelis Mund blieb ſtumm. Da ſagte der Doktor: was witt doch? Das iſt jetzt todt, es iſch ihm wohl gange u dir o, u we d'r G'ſchicktiſch vo Bärn cho wär, er hätt ihm nit chönne helfe, da iſch alles inne angere iche verlyret gſi. Aber ih wott furt, wed mi jetzt zahle witt, ſu chaſt, i will d'r umme e Dublone heuſche, e n'angere müßt ſechs Neuthaler gä. Ich weiß nicht, ob es Sitte iſt, daß man die Schinder noch im Angeſicht ihrer Henkerarbeit zahlt, ich wenigſtens konnte es nicht; aber ich wurde nicht in Ruhe gelaſſen, bis ich das Verſprechen mehr als einmal abgelegt, ſobald ich zum Pfarrer gang, 's ga agä, das Geld zu bringen. Ach ich kann nicht beſchreiben, wie es mir zu Muthe war, daß ich Aenneli nicht mehr haben, daß ich wieder alleine auf Erden, daß ich wieder Niemerem ſein ſollte. Alle meine Pläne, alle meine Träume über die Zukunft, alle meine gehofften Freuden ſanken mit Aenneli in's Grab; es war der Mittelpunkt von Allem geweſen, es war hinausgeriſſen, mit ihm Alles zerſtört. Es war mir, als ob ein weiter ſchwarzer unergründlicher Abgrund ſich vor mir öffne, in den ich mich durchaus ſtürzen müßte; es war mir, als locke und ziehe es mich aus dieſem Leben hinein in den bodenloſen Todesſchlund.

Ich erfuhr es da, wie der Menſch nicht in der Gegenwart lebt, oder, um es beſſer zu ſagen, wie das Leben in der Gegenwart ihm eigentlich nur Nebenſache, das Leben, das er in Zukunft hofft, die Hauptſache iſt. Nun baut ein jeglicher Menſch ſich ein Leben in die blaue Zukunft h'naus auf luftigem Gerüſte, und immer weiter und weiter hinaus, je jünger er iſt. Und was ihm im Leben das Liebſte iſt, das wird ihm zum Hauptpfeiler dieſes Gerüſtes, zum Mittelpunkte dieſes Lebens: an das und um das reibt alles Andere ſich. Wenn nun ſchon nach und nach, aber in raſtloſem Fluge, ein Tag um den andern anders kömmt, als man ihn erwartet, ſo merkt man es entweder nicht, oder hofft auf den folgenden, und gewöhnlich erſt, wenn unſere Augen vor ſich in Zukunft kein Leben mehr ſehen können, ſondern nur den Tod, wenn

ſie, um Leben zu ſehen, rückwärts ſchauen müſſen auf das Vergangene, erſt dann ſehen wir, daß unſere Träume eitel waren, und das Leben freilich auch ein Traum, aber ein ganz anderer, als wir geträumt. Aber das ermattete Herz ſchickt ſich hinein mit einem Seufzer, ſchließt die Augen und wirft ſich, wieder hoffend, in die Arme deſſen, der jenſeits des Todes ewiges Leben geben ſoll. Aber wie anders wird es Einem, wenn eine höhere Gewalt den Hauptpfeiler unſeres zukünftigen irdiſchen Lebens zertrümmert, wenn mit ihm das ganze geträumte Leben auf einmal zertrümmert zuſammenſinkt, die ganze von Träumen angebaute Zukunft vor unſern Augen bis dicht zu unſern Füßen verſchlungen wird? Dann geht uns ein Leben unter, und wir leben doch, aber unſer Leben iſt dann nichts anderes, als das Bewußtſein, daß unſer eigentliches Leben dahin ſei. Als ſchwarzer, ſchauerlicher Abgrund gähnt die Zukunft uns an, den mit fortdauerndem Bewußtſein zu betreten, unſer ganzes Weſen ſich empört. Wohl uns, wenn der Reſt unſerer Kraft noch ſo groß iſt, die eigene Hand zu hemmen, die ſo gerne in ſolchen Augenblicken auch das Bewußtſein zerſtört, und dieſem Schlunde nur ſeinen Leichnam hinwirft. Wohl uns, wenn wir es vermögen. Der Schlund wird allmählig das Schauerliche verlieren, aus ihm taucht wieder auf ein neues Feld, vielleicht wachſen auch auf dieſem einige Blümlein, aber die alte Kraft, die dieſes Feld bebaute, iſt dahin, und die erſte Friſche und Schönheit erhält es nimmer. Nun tröſtet ihr guten Leute mit allem eurem geiſtlichen und leiblichem Troſte, ſo lange ihr keine blühende, dem Gemüthe befreundete Zukunft herauszaubern könnet, iſt all euer Tröſten eitel.

Wohl aber dem, der ſeinem Leben einen Hauptpfeiler ſetzet, den keine Gewalt zertrümmern, kein Tod in Staub verwandeln kann.

Ach mein Gott, ich hatte mich oft bedauert, wenn ich als Knecht nie Zeit hatte, krank zu ſein; wenn ich mit einem fürchterlichen Huſten beim Rönnle ſein oder gar die Rytkere ziehen, im Fieberfroſt in tiefem Schnee Holz führen, und in dünnen Zwilchhoſen vom Byeluft mich durchziehen laſſen mußte; hatte oft gedacht, wie ſchön

es wäre, zu Hause zu bleiben, auf dem warmen Ofen, im weichen Bette, um sich döfelen zu können.

An meines Aennelis Leiche saß ich, hielt seine Hand, sah auf sein Auge, hoffend, es werde noch einmal sich öffnen; mein Herz sirdete mir Ströme heißer Thränen, die nur in einzelnen Tropfen den verfallenen Weg zu meinem Auge fanden. So hätte ich bleiben mögen, hätte mich dann mit Aenneli mögen hinaustragen lassen, im dunkeln Hause, in's dunkle Grab; aber nur nicht von Aenneli weg, nur nicht unter Menschen, die nicht mit mir um Aenneli weinten. Aber da mahnte mich die Wittwe, ich müsse zum Tischmacher, zum Schulmeister, zum Pfarrer, da kamen Boten vom Meister, ich möchte doch heimkommen, da kamen g'wundrige Weiber, die wissen wollten, wie es zugegangen, wo jede eine eigene Meinung hatte, wie es hätte gehen sollen, jede einen Trost, der mir fast das Herz abdrückte, wenn ich zufällig darauf hörte. Man störte mich bei Aenneli, man trieb mich von ihm fort; was war Schnee, Bysluft bei Fieberfrost gegen diese Marter?

Der Tischmacher fragte mich: wer ihn bezahle? Der Schulmeister meinte: es sei nur ein unehlich Kind weniger. Der Pfarrer las mir ein Kapitel über die zeitlichen Strafen der Sünde. Niemand begriff meinen Schmerz, Niemand theilte ihn, ein jeder vergrößerte ihn mit tölpischer Hand. O ich litt schwer, um so schwerer, da das tiefe Leid sich noch nicht auf meine starre Oberfläche herausringen, da verdünsten konnte, sondern in mir verschlossen wühlte und kochte. Ich litt schwer, aber noch schwerer ward mir, als zum ersten Gefühl des Verlustes sich allmählig auch das Gefühl meiner Schuld gesellte; als ich mich erinnerte des Vergangenen, wie oft Aenneli in düsterer Ahnung ein trauriges Ende vorausgesehen, wie oft es sich, aber nie mich, angeklagt, der doch allein die Schuld trug. Und als die Anklage meines Gewissens so recht deutlich vor mir stund: du hast Aenneli getödtet, da hätte ich sagen mögen: ihr Berge fallet über mich zusammen, ihr Hügel decket mich; da wachten Skorpionen und Schlangen in mir auf, und wie glühende Feuerbrände braunte es mir im Herzen, und über mir hätten zusammengeschlagen die Fluthen der Verzweiflung, wäre mir nicht in meinen Augen

haften geblieben Aennelis scheidender Liebesblick. In ihm lag Vergebung, in ihm mein Trost, in ihm die Kraft, nicht dahin fahren zu wollen, von wo aus keine Brücke zu Aenneli führt. Ich schwankte umher, wie eine Pappel von heftigem Winde bewegt, ich hatte nirgends Ruhe, als an Aennelis Seite, meinen Kopf auf seinem Kissen. Als aber der Todtenbaum kam, Aenneli darein gelegt wurde, der Deckel mir seinen Anblick nahm, Nägel hart den Sarg verschlossen; da ward mir schwarz vor den Augen, und was der Schulmeister in seiner kurzen Leichenpredigt (es waren zu wenig Leute da, um sich zu einer langen die Mühe zu geben) sagte, und wie ich auf den Kirchhof kam, das wußte ich nicht.

Aber als der Sarg dumpf am Boden wieder stieß, als die Erde niederrasselte auf den widerhallenden Deckel, als nun die Zwischenwand sich erhob zwischen der besseren Hälfte meiner selbst und mir, die Zwischenwand, die nur Gottes Hand nach dem Tode einzureißen vermag: da durchschauerte es meinen ganzen Körper, und die Wellen meines Schmerzes erhoben sich, schlugen über das Ufer und ergossen sich in Fluthen über mein Gesicht. Da erst begriffen die wenigen Menschen, die sich die Mühe genommen, ein armes Mägdlein zur Kirche zu begleiten, daß dasselbe mir so recht lieb gewesen; denn das Plärren ist das Barometer, nach welchem man an Leichenzügen die begleitende Liebe mißt. Eine knochigte Frau meinte: er isch doch e brave Bursch und het Aenni lieb g'ha, meh weder menge si Frau; emal Mine pläreti nit halb e so, we ner mi scho hüt ungere thu müeßt. Es war mir, als ob ich nicht vom Kirchhof könnte, und als ob ich, wenn ich einmal ginge, dann für immer von Aenneli getrennt sein würde. Und doch mußte ich gehen. Ich mußte den Begleitenden noch einige Halbe Wein zahlen, mußte dem Doktor seine Dublone bringen, dem Tischmacher seinen Lohn, mußte noch manchem dummen Fragenden Rede stehen. Endlich konnte ich mich bergen in meine Kammer, konnte meinen Schmerz ungesehen und ungestört strömen lassen. Aber damit besserte es mir doch nicht; ich hatte es nicht wie viele Weiber, denen eine tüchtige Plärete viel besser thut, als eine Purgierig, und sollte sie selbst

vom Seppli sein. Versunken war der Liebesgarten, den Aennelis Liebe in meinem Herzen hervorgelockt, erhalten hatte; er war erdrückt vom Gewichte des Schmerzes, verschwunden war er mit seiner Schöpferin. Nachdem ich sattsam mich selbst angeklagt, da fing eine Stimme in mir an zu fragen: Ist denn an dem Allem Niemand Schuld als du? An Gott frevelte ich nicht, aber ich vermochte doch auch nicht zu denken: daß ohne seine Hand kein Haar von unserem Haupte falle, daß denen, die ihn lieben, alle Dinge zur Seligkeit gereichen müßten.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie ich an den Menschen mich zu rächen suche.

Aber Menschen suchte ich auf, auf sie einen Theil dieser Schuld zu wälzen. Ich fand den Arzt zunächst, der nicht dem Rufe alsobald gefolgt war, der sich dann gebehrdet hatte wie ein Metzger, und nicht wie ein Arzt. Dann glaubte ich wieder den Bauer an Allem Schuld; hätte er mich nicht um meinen verdienten Lohn betrogen, so würden wir Eheleute gewesen sein, und ich wäre näher bei der Hand gewesen. Und wieder warf ich der Gemeinde die Schuld zu, die mich an meine Schuld nicht gemahnt, die da auf Kosten eines armen Kindes habe aufmachen lassen, was jedem gefallen. Und am Ende dachte ich noch an die Regierung, warum die so schlechte Aerzte nicht nur dulde, sondern sogar bestelle, die Einen um Geld und Leben brächten, und warum sie die Gemeinden also es treiben ließen? Und eine unendliche Bitterkeit quoll in mir auf, und eine Rachsucht glühte in meinen Adern, die mir keine Ruhe ließ. Hatte ich den Arzt im Auge, so wollte ich ihm einmal alle Knochen entzwei schlagen und ihm mit seiner Zange auch abreißen an seinem Leibe, was lassen wollte. Dem Bauer, der nun wirklich Statthalter geworden, wollte ich öffentlich vorhalten, welch Duckenmäuser und Schelm er sei, ihm das Haus abbrennen, ihm

Hanf und Flachs abmähen. Der Gemeinde wollte ich anthun was ich konnte, sann darüber nach, wie ich mich aufzuführen hätte, daß ich sie in viele Schande und Kosten brächte; namentlich schien mir recht gut, wenn ich ihr eine Menge unehlicher Kinder aufladen würde, die sie dann zu erhalten hätte. Der Regierung wollte ich nicht gehorsam sein, aber ich sann umsonst über Streiche, die ich ihr spielen könnte; der wußte ich nicht recht beizukommen. Solche Gedanken brütend, strich ich umher des Nachts, und ohne daß ich daran dachte, führten mich alle Wege auf Annelis Grab. Dort lag ich Stunden lang in Liebe und Zorn, und allgemein ging das Gerücht, es sei wieder ung'hürig auf dem Kirchhof, und Niemand hätte ihn nach zehn Uhr betreten, auch nicht der Pfarrer, nicht einmal nach einem kräftigen Gebet, wie der Pfarrer zu W. den Kirchthurm.

Als Knecht war ich immer weniger werth. Nicht mein Dienst nahm nun meine Seele ein, sondern mein Schmerz und meine Rache; und das ist ein himmelweiter Unterschied, ob man bei etwas nur mit dem Leibe, oder auch mit der Seele ist. Da liegt der Grund der Ueberzahl schlechter Arbeiter, der Welt voll Pfuscharbeit, vom Niedrigsten bis zum Höchsten, von der vollbrüstigen Kühmagd bis zum ordentlichen Professor, oder gar bis zum erblichen König (man wird diese Zusammenstellung unhöflich finden, aber in Bezug auf „das Melken" ist sie eine sehr natürliche); von einem Gartenbeet, einer Kochete Sauerkabis, einem Paar Schuhe bis zu einem Chuchbüchli, einem Polizeiministerium, oder gar einer Zeitungs-Redaktion. Wären die Leute mehr mit ihrem Geiste bei der Arbeit, so wäre auch mehr Geist in der Arbeit, und mehr Leben, denn im Geiste ist das Leben. Freilich haben viele Menschen wenig Geist, nur aus überflüssigen Abschnitzeln Anderer besteht er, aber wenn sie noch den brauchten, den sie hätten, so wäre es besser, als gar keinen. Darum lehret von Jugend auf die Menschen, mit ganzer Seele und von ganzem Gemüthe bei dem sein, was sie machen; dann kriegt ihr ganz andere Menschen: Andere Wäscherweiber, andere Professoren, andere Kindermädchen und andere Stallknechte, andere Zeitungs-Redaktoren und andere

Pädagöglein. Eine gute Pfeife Taback biete ich dem, der hier den Vergleichungspunkt zwiſchen den verſchiedenen Gliedern findet. Wohlverſtanden, von Baumeiſtern, Forſtmeiſtern und andern Meiſtern, die weder mit dem Leibe noch mit der Seele bei ihrer Arbeit ſind, rede ich gar nicht. Aber wer alſo lehren will, muß eben Geiſt haben, und dann mit dem Geiſt bei ſeiner Lehre ſein.

Ich vergaß mein Vorhaben unter den Händen, ließ manche Arbeit halb gemacht liegen, lief davon weg; ſah nicht mehr, was zu machen war, ſah kein Werkzeug mehr, das am Wetter lag, hörte nicht, wenn man mich rief; ich ſchien den ganzen Tag zu machen, und machte doch nur halb ſo viel als ſonſt. Mein Meiſter hatte Geduld mit mir und Erbarmen, und wenn ich bei dem leiſeſten Vorwurf auffuhr, ſo ſchwieg er. Immer mehr brütete ich über meine Rache, ſie wurde mir zum feſten Vorſatze; immer wilder ſah es aus in meinem Gemüthe, und immer zorniger ſahen meine Augen auf alle Menſchen.

Es iſt merkwürdig, wie viel Unglück, wie viele Uebelthaten der liebe Gott verhütet. Die Menſchen jammern über viele Unglücksfälle, über viele böſe Thaten, ſie wiſſen nicht, was ſie thun; ſie wiſſen nicht (ſie würden erſtaunen, wenn ſie es wüßten), wie viele böſen Folgen menſchlicher Leichtſinn haben könnte, wenn Gott ſie nicht verhütete. Wenn alle verleichtſinnigten Häuſer abbrennen würden, die Sturmglocken würden nie ſchweigen. Strohhütten hätten wir bald keine mehr im Lande, und der Statthalter K., der herumgeht oder herumliegt, wie ein brüllender Löwe, der ſeine Beſoldung zieht, den Eid geſchworen hat, und doch mit Aufruhr droht, wenn das Geſetz über die Dachungen auch auf ſeine Verwandten ſoll ausgedehnt werden, würde die Pfeife einziehen. Wenn ſie wüßten, wie viele Vorſätze keimen in der Menſchenbruſt, die nie zur That werden, wie viele böſe Anſchläge böſer Menſchen gegen Leben und Eigenthum ihrer Brüder nie zur Ausführung kommen, weil der ſie verhütet, der nie ſchläft, ſie würden des Morgens inbrünſtiger beten und mehr Vertrauen zu dem lieben Vater im Himmel haben.

Dieſe Wahrheit gibt ſich mir kund, wenn ich nachdenke, wie viele böſe Vorſätze ich in jener traurigen Zeit

faßte, ſie aber nie zur Ausführung bringen konnte. Wenn ich dem Doktor auflauerte, Wuth und Rache voll, und ihn nicht geſchont hätte, ſo kam er nicht des Weges, oder Jemand anders war bei ihm; und wenn ich ein andermal ihm begegnete, ſo ſchickte es ſich mir nicht, oder meine Seele hatte in dieſem Augenblicke nicht die gehörige Spannung, die That zu vollbringen.

Wenn ich dem Bauer zu ſchaden ging, ſo wurde ich entweder nicht einig in mir, auf welche Weiſe es geſchehen ſolle, oder ich ſah Licht im Hauſe, oder ich wollte warten das Haus abzubrennen, bis es mit Früchten angefüllt ſei, den Flachs ſchöner werden laſſen, um die Kränkung zu verſtärken; ſo war immer etwas, das mir im Wege ſtund, gerade wie man von Geſpenſtern faſelt, die Reitern, welche ihrem Unglück entgegen reiten, mitten auf ihren Weg ſich ſtellen, und ſie nicht durchlaſſen. Und wenn ich ausging, die Gemeinde zu kränken, wenn ich Mädchen verführen, unſchuldige Kinder in die Welt bringen wollte, damit ſie als Plagegeiſter, verwünſcht von der Geburt an, der Gemeinde auf dem Halſe lägen, wenn ich damit das furchtbarſte Verbrechen begehen wollte, das der Menſch gegen den Menſchen vollbringen kann; ſo trug mein Fuß mich nie zu einer Gadenthüre: auf Nennelis Grab fand ich mich wieder, von dort trieben die Geiſter des Morgens mich nach Hauſe. Auch in's Wirthshaus ging ich, um da Bekanntſchaft zu machen, und am Tage anzubahnen oder zu vollbringen, was ich des Nachts nicht vermochte. Aber wie viele der Mädchen auch waren, wie lockend ſie nach mir hinſahen, wie nahe ſie an mir vorbeiſtrichen, wie holdſelig ſie mir untere guckten und liebliche Reden führten mit zärtlichen Augen in deutlicher Manier, wie anzüglich ich ihnen auch antworten wollte: Es war etwas im Halſe, das mir die Stimme brach und die Worte verhauchte. Und wenn ich ſchon nach ihnen die Hand ausſtrecken wollte, zwiſchen mir und ihnen war etwas, durch das ich nicht kommen konnte; und dann fing es mir an zu grauen, von den Mädchen floh ich weg, floh, wenn die Wehmuth Meiſter wurde, weit weg, wo Menſchen mich nicht ſtörten. Wallte aber die Bitterkeit oben auf, dann konnte ich die Menſchen nicht verlaſſen, denen ich Böſes mit Böſem ver-

gelten wollte. Hinter eine Flasche Wein pflanzte ich mich, und sah mit giftigen Augen in's Menschengewühl, sehnte mich nach einer Gelegenheit, den innern Groll loszulassen von seinen Fesseln, Lärm und Unglück anzustellen, Köpfe zu zerschlagen. Wo mir dann nur ein uneben Wort fiel, mich einer nur ansah, daß es mir nicht gefiel, da hatte ich Streit und Kampf. Weil ich nun keine Kameradschaft hatte, hingegen nach und nach viel Feindschaft, so stund ich gewöhnlich einzig, und wenn ich auch nur mit Einem anfing, so hatte der gleich viele, die ihm halfen. So gab es richtig eine Schlägerei, besonders, wenn ein gewisser Landjäger da war, der solche an allen Orten einzurichten wußte, um klagen, Buße ziehen zu können. Sobald Schläge fielen, war's mir weit um's Herz und wohl, geprügelt wurde ich allemal tüchtig, blutete immer, wurde aber doch nie besiegt, räumte oft in der ganzen Stube auf. Als bekannter Händelmacher hatten mich die Landjäger nicht besonders auf der Mugge, ich wurde daher von ihnen nie so verklagt, daß ich entfernt worden wäre; und weil ich meist gegen einen ganzen Haufen stritt, so schämten sich meine Gegner, mich zu verklagen; und wenn sie auch klagten, so hatte ich mehr Wunden aufzuweisen, als ein Einzelner von ihnen, erschien somit als die unterliegende Partei und kam meist vor dem Richter fast ungeschlagen durch, schlief aber nie wohler, als mit einem halben Dutzend Löcher im Kopfe, wie ein Vollblütiger nach einem Aderlasse.

Mein Meister hatte zum Theil Freude daran, einen so starken Knecht zu haben, aber doch Erfahrung genug, zu wissen, daß das nicht immer so ablaufen werde. Er warnte mich öfters; doch umsonst. Er reisete Mareili, als es einmal z'Dorf kam, hinter mich, und Mareili war so theilnehmend und freundlich! wäre ich bei ihnen gewesen, es hätte mich geheilt; allein trotz mehreren Anerbieten, trotz dem, daß es mich hinzog, zog doch der Trotz vor, und ich ging nicht. Es war als fürchtete ich ordentlich, aus meinem heillosen Zustande gezogen zu werden, als wären Haß, Bitterkeit, Gram, Rache, Zorn lauter wohlthätige Gefühle, ein wahres Seelenglück. Wenn sie auch abnehmen wollten, so steifte ich sie auf's neue wieder.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Rache und ihre Folgen.

An einem Schnitterſonntag war es, als ich wieder auf ſolche Weiſe hinter meiner Flaſche ſaß, heiß von Wein und Wuth. Durch die Nebenthüre ſah ich die Tanzenden, und unter ihnen auch meines alten Meiſters, des Statthalters, Töchter, wie ſie gar ſchön aufgeputzt daher rauſchten, und wenn ſie keine vornehmen Tänzer fanden, auch mit andern vorlieb nahmen. Männer hätten ſie wohl ſchon haben können, allein die Einen waren ihnen nicht reich oder vornehm genug, und den Andern wollte der Statthalter zu wenig Eheſteuer geben, ſo daß ſie des Märtens nicht einig wurden. Natürlich richtete ſich mein Groll nun auf einen beſtimmten Gegenſtand, und ich konnte den Augenblick nicht erwarten, bis ihre Tänzer ſie zum Weine brächten, um erſt mit den Töchtern einen Wortwechſel anzufangen, und dann mit ihren Burſchen eine Prügelte. Sobald ſie da waren, fing ich an zu fragen: wie manchem Knecht ihr Alter ſeither den Lohn abgeläugnet hätte? So Einer gehörte an einen andern Ort, als in's Chor, und verdiente nicht einen Mantel, ſondern eine apartige Kutte; es ſei aber auch eine Regierung, zu welcher ein ſolcher Statthalter ſich gar wohl ſchicke. Ich hielt ihnen vor, ihre franzöſiſchen Bettſtatten hätten ihnen auch nicht viel genützt, und wie manche Halbe Bätziwaſſer ſie gebraucht hätten, ohne noch einen Mann zu bekommen. Dann frug ich, wie man jetzt das Fleiſch bei ihnen koche, und auf den Tiſch gebe? und ich wolle wetten, wenn einſt ihre Mutter geſtorben ſei, ſo werde es ung'hürig im Hauſe; die müſſe alle Nächte wieder kommen, um Fleiſch zu kochen und anzurichten. Da ſollen ſie machen, daß ſie vorher Männer kriegten, ehe ihre Mutter ſtürbe, man habe ſich bei ihr bei lebendigem Leibe gefürchtet, und wenn ſie dann gar ein G'ipenſt ſei, ſo käme kein Kilter mehr, nicht einmal ſolche Mooskälber, wie da zwei neben ihnen

ſitzen. Die Töchter hatten mir lange die Stange gehalten, die ganze Stube uns zugehört, und das Feuer immer friſch angeblaſen, ihre Begleiter auch darein geredet und gedroht; waren aber doch hübſch ſitzen geblieben. Auf das Letzte hin fing eine der Töchter zu weinen an, die Leute lachten laut auf, und die Burſche konnten nichts machen, als die geſuchten Händel anfangen. Ich ſchlug ſie tüchtig ab, wobei des Statthalters Töchter auch noch einige blaue Moſen bekamen, prügelte noch manch Andern dazu, erhielt auch meine Wackern wieder, ſang im Heimgehen ein luſtig Lied, wie ſeit langem nie, und ſchlief ſo feſt und wohl, daß der Meiſter mich wecken mußte. Bald nach ihm erſchien ein Landjäger und beſchied mich nach dem Schloſſe. Ich frug, welchen Tag ich erſcheinen ſolle? glaubend, es gehe wie andere Male; aber der Landjäger verdeutete mir, ich hätte gleich mit ihm zu kommen. Das verwunderte mich gar ſehr, war doch die Prügelte nicht halb ſo arg geweſen, wie manch früher Mal. Ich wußte damals noch nicht, daß alle Vergehen wegen irgend etwas, das zur Regierung gehörte, nicht nur doppelt und dreifach, ſondern auch von Amtswegen ohne beſtimmte Kläger gezüchtigt würden; ich wußte nicht, daß zu dieſen Menſchen, für die das Geſetz von Rechtswegen, während es für andere nur aus Gnaden da war, nicht nur der Statthalter, ſondern auch ſeine Töchter, und nicht nur dieſe, ſondern auch ihre Kilter gehörten; ich wußte nicht, daß es an den Hals ging, wenn man ſolche Begünſtigte nur mit einem Finger berührte, und der Rücken darhalten müſſe, wenn man Einem von ihnen nur in ſeinen Schatten trappe. Aber ſobald ich in die Audienzſtube trat, ſah ich, daß da ander Wetter ſei, als ſonſt. Wie gewohnt, ſaß die Frau Landvögtin mit der Lismete da; aber diesmal lismete ſie nicht, ſondern hörte mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit zu. Der Herr fuhr mich zornig an, kam aber im Reden gar nicht fort, man konnte nicht verſtehen, was er meinte. Endlich winkte die Frau dem Landjäger, der führte mich in die Wartſtube, bis wieder geklingelt wurde. Der Herr hatte ſich gefaßt, und fing ein zwar langſames, aber verſtändliches Verhör an. Die Prügelte war nur die Nebenſache, meine Reden die Hauptſache.

Ich ſollte Rede ſtehen: was ich geſtern über die Regierung geſagt habe; über die Scheltungen, die ich wieder gegen den Statthalter ausgeſtoßen. Ich wollte nun erzählen, wie der Statthalter mich behandelt, um meine Reden zu erläutern gegen denſelben. Aber die Frau winkte mit dem Finger wieder, und ich wurde abgeführt, bis es klingelte. Nun legte der Herr mir beſtimmte Fragen vor: Ob ich nicht geſagt, die Regierung beſtehe aus lauter ſchlechten Leuten, ſie verdienten alle apartige Kutten zu tragen u. ſ. w. Als ich einige beantwortet hatte, aber nicht wie man wollte, ſo winkte es abermals, aus meinen Worten zog die Frau neue Fragen, und diktirte ſie dem Herrn; ſo bis die Köchin kam und ſagte: Z'Herr Landvogts chöni cho eſſe, z'Suppe iyg uf em Tiſch. Ich wurde in's Gefängniß geführt, mit dem Bedeuten: daß ich Nachmittags beſſer die Wahrheit ſagen ſolle; erhielt aber doch ordentlich zu eſſen. Nachmittags die gleiche Geſchichte. Neue Beſchuldigungen kamen zum Vorſchein, allgemeine, und gegen den Statthalter insbeſondere. Lange dauerte dießmal das Verhör, ohne Unterbrechung. Während dem Eſſen hatte die geſtrenge Frau Zeit gehabt, den Herrn Gemahl gehörig zu inſtruiren. Endlich wurde zwiſchen den zwei Ehehälften und dem Schreiber eine lange Unterhaltung gepflogen, deren Reſultat war, daß man mir ankündigte: man werde am Morgen Zeugen gegen mich aufführen und abhören, und wenn ich dann nicht eingeſtehen wolle meine Läſterungen gegen die gnädigen Herren und ihre getreuen Beamteten, ſo habe man Haſelſtöcke genug im Schloß, um mir das Maul aufzuthun; das ſei ſchlecht von mir, von der Regierung, welcher ich ſo viele Wohlthaten zu verdanken hätte, ſo zu reden, und ihr ihr nicht einmal Treu und Wahrheit zu leiſten, wie es in der heiligen Schrift geboten ſei. Worin die erhaltenen Wohlthaten, die man mir vorhielt, beſtanden, ſagte man mir nicht, und ich hatte nicht Zeit, darnach zu fragen; der Landjäger, der wahrſcheinlich durſtig war, preſſirte, mich abzuführen. Hätte ich fragen können, ſo hätte ich wahrſcheinlich vernommen, ich ſei ein unverſchante Kerli, und man werde mir das Räſoniren ſchon vertreiben.

Es iſt überhaupt merkwürdig, wie eine gewiſſe Klaſſe

Berner ſich das Wort «Wohlthaten» angewöhnt hat, und es ſich noch jetzt nicht abgewöhnen kann, und es jetzt beſonders im Zunftweſen gebraucht: aus den Zunftgütern für ſich braucht ſo viel man will, von Rechtswegen, und was man Andern zukommen läßt, Wohlthat heißt. Nichts Lächerlicheres gibt es aber, als wenn ein ehrlicher Zopfbürger, den man in der Stadt zu etwas gemacht, eben weil er ein Tropf iſt, die gleiche Sprache führt.

Des andern Morgens ſah ich eine Menge Leute nach dem Schloſſe kommen: des Statthalters Töchter, ihre Kilter, der Wirth, Geprügelte und Ungeprügelte durcheinander; und als ich endlich in die Audienzſtube geführt wurde, fand ich dieſelbe halb voll ſogenannter Zeugen aller Art, die Frau Landvögtin aber nicht darin. In der Nebenſtube hinter der Thüre ſaß ſie und lismete, und dort ging der Herr zuweilen, Athem oder Rath zu ſchöpfen, ich weiß nicht welches. Dieſe Zwiſchenthüre ſoll noch heut zu Tage ſehr komod ſein. Der Herr begann nun ſein Verhör, ohne irgend Jemand abtreten zu laſſen, und billigermaßen mit den Töchtern, die zu hinterſt am Schwanze der Familien hingen, deren Landgut das ganze Land war. Es handelte ſich über mein Verbrechen gegen die Regierung und ihre Beamtete, und da ſollten nun Alle als Zeugen aufgeführt werden, die anweſend geweſen. Die erſte Tochter wurde gefragt: was ich denn gegen die gnädigen Herren geſprochen? Sie antwortete: ich hätte ihr die franzöſiſche Bettſtatt vorgeworfen, und noch viele andere wüſten Sachen, und am Ende ſie noch gar geſchlagen, ſie hätte noch jetzt große Moſen, und wolle ſie dem Junker Landvogt gerne zeigen, er könne daran ſehen, was ich für Einer ſei. Der gute Herr kam in Verlegenheit, ſeine Frau hinter der Thüre verſtund nicht Spaß; da ihm aber in der Verlegenheit das Reden ſchwer war, ſo gelang es ihm faſt gar nicht, nicht ſehen zu müſſen, was er nicht ſehen ſollte, und durchaus nicht, das Mädchen von ſeinen Moſen auf das andere Kapitel zu bringen. Die andere Tochter merkte, daß das nicht recht ſei, wußte aber auch das Rechte nicht zu faſſen, ſondern meinte: ich hätte geſagt, ihr Vater hätte mich um den Lohn betrogen, und die Regierung verdiene einen ſolchen Schelmen nicht, ihre Mutter ſei eine Hexe,

und werde einist ein Gespenst, weil sie Niemerem Fleisch gönni; aber das wisse doch die Frau Junker Landvögtin wohl, daß das nicht wahr sei, und auch der Schreiber könne es sagen, daß sie andern Leuten etwas gönnten, sie hätte ihm erst gestern so gute Nidle gebracht, die er so gerne schlecke.

Da hustete es sehr laut in der Nebenstube, und ich vernahm, daß die Junker Landvögtin ihrem Herrn, der nicht ganz leicht hörte, sagte: das chunt nüt nutz, du mußt Eis nam Andere näh! Das geschah nun, aber das Verhör ging verzweifelt lang, wurde unterbrochen durch die Köchin und fortgesetzt, ohne daß der Herr auf dem Ohr gewesen wäre. Am Abend endlich ging der letzte Zeuge fort, ich wurde hineingerufen. Der Herr Landvogt wollte mir nun das Verhör ablesen, und das meinige beginnen; allein der Schreiber bemerkte: es sei dazu doch wohl spät, man solle mir nur zu bedenken geben, daß ich morgen bei jeder Frage, die ich nicht bejahe, Prügel erhalten würde, denn alles sei bewiesen. Das sollte also ein noch weit bequemeres Verhör geben, als das jenes Junkers, dem sein Schreiber (nicht die Frau) ein Verhör aufgesetzt, mit der Bemerkung unter jeder Frage: antwortet Delinquent das, so wird so gefragt, antwortet er aber so, das. Der Junker las nun ohne Unterbrechung die ganze Geschichte, Frage und Antwort, dem armen Sünder ab, und wollte es von ihm bestätigt wissen; dieser weigerte sich; da sagte der gestrenge Tropf: da g'seht d'r, Herr Amtschriber, wie das Eine isch; Landjäger! thu m'r dä Säubub hintere.

In meinem Gefängnisse überlegte ich das Verhör und die Prügel; was ich nicht gesagt, wollte ich nicht eingestehen, Prügel wollte ich auch nicht. Ich merkte wohl, daß der Statthalter, der Fuchs, meiner gern los sein wollte; und um dieses desto leichter zu bewerkstelligen, mich als einen unzufriedenen, aufrührerischen Kopf recht schwarz angemalt, und daß eine solche Geschichte für den Junker Landvogt ein seltenes Herrenfressen sei, an dem er sich selbst erlaben und höhern Orts, mit Hülfe seiner Frau, wichtig und berühmt machen wolle. Ich gedachte, es sei schon Mancher aus seinem Gefängniß entronnen, und

zum Glück sei ich nicht im B..g.....r Schloß, wo man seit Menschengedenken keinen habe entrinnen lassen; auch sei kein H.....wyler, die berühmt sind in solchen Diensten, Kerkermeister. Ich brauchte List und Kraft, und obgleich ich kein Z...er war, die im Entwischen eine besondere Gewandtheit besitzen sollen, auch kein Maurer von Profession, befand ich mich doch in wenig Stunden im Freien und lachte über die langen Nasen, die man morgen im Schlosse haben werde.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Wie ich Rekrut werde und allerlei Betrachtungen mache. — Mein Aufenthalt in französischen Diensten.

Nur daran hatte ich gedacht, den Prügeln zu entkommen, einen weitern Plan nicht entworfen. So viel war mir klar, daß man mich zuerst bei meinem Meister suchen, diesen zur Rede stellen werde: wo ich sei und wohin ich mich gewendet? Ich schlug daher den entgegengesetzten Weg ein, ohne zu bedenken, wohin er führe. Es ward Tag, ich mäßigte meinen Schritt, zog meine Gedanken ab von meiner Schadenfreude: wie sie lugen werden, wenn sie das Näst leer fänden? und begann mich umzusehen, wohin mein Weg mich bringen und was ich vorzunehmen hätte. Da trat aus einem Wirthshause am Wege ein Mann heraus, gesellte sich zu mir, und betrachtete mich von oben bis unten.

Das kam mir verdächtig vor, zudem hatte er etwas in Postur und Kleidung, das einem verkleideten Landjäger ähnelte. Auf seine üblichen Fragen, Woher und Wohin, gab ich daher ausweichenden Bescheid, oder gar keinen, denn im Ersinnen von Lügen war ich nicht bewandert. Der Mann, welcher in der Welt herumgekommen, merkte bald, daß bei mir etwas nicht richtig sei, daß ich etwas zu verhehlen hatte, was aber doch nicht gar zu arg sein

müſſe, da ich am hellen Tage auf der Landſtraße mich zeigte. Gerade dieſe Gemüthsſtimmung war ihm die rechte, um meines Körpers ſich zu bemächtigen, den er immer ſehr wohlgefällig betrachtete.

Er gab ſich als Werber in franzöſiſchen Dienſten zu erkennen, erzählte von dem Wohlſein der Soldaten, und wie ſie in Paris ein luſtiges Leben hätten, und wie man dort von dummen Bauern nicht mehr geplagt werde um einen elenden Lohn. Da könne man leben wie ein Herr, ſein Glück machen, ja Oberſt werden; ſie hätten einen bei ihrem Regimente, der ſei auch nur als gemeiner Soldat eingetreten, und jetzt ſei er Oberſt, und habe einen Schnauz, den er unter dem Kinn knüpfen könne. Ich fing an zu hören, es öffnete ſich da eine Ausſicht, an die ich gar nicht gedacht. So mit einem Schnauz und einem großen Dreizink zurückkehren und dann in einem andern Ton mit den Leuten ſprechen zu können, das ſchien mir gar zu prächtig. Ich frug nach Mehrerm, zeigte immer mehr Intereſſe; der Werber merkte, daß ich angebiſſen, und wie ein guter Angler zog er nicht plötzlich an, ſondern ſo nach und nach, daß ich nicht weiß, wer eigentlich mit klaren Worten zuerſt hervorrückte.

Er ſagte mir nun, wir gingen jetzt gerade auf Bern in's Werbbureau, dort werde meine Kapitulation ausgefertigt und das Handgeld mir ausbezahlt werden. Das hatte ich gar nicht gedacht, ſondern geglaubt, wir Beide marſchirten jetzt fußwarm nach Frankreich hin. Ich trug ihm meine Geſchichte vor, und meinte: gar nicht nach Bern gehen zu dürfen, weil mein Landvogt mich der Polizei übergeben, und dieſe mich in Bern am geſchwindeſten finden werde, da dort ſo viele Landjäger ſein ſollen, als Abweisſteine. Lieber, erklärte ich, als daß ich nach Bern gehe, gebe ich den Handel mit ihm auf, er ſolle ſeiner Wege gehen, und ich wolle ſchon einen Ort finden, wo der Landvogt nicht hin ſchmöcke.

Da ſagte er lachend, ich ſei auch ſo ein dummer Bauernkerl, der gar nicht wiſſe, wie es in der Welt zugehe. Ein Landvogt ſei ein Herrgott in ſeinem Amte, da könne er regieren und kujoniren, ſo viel die Bauern erleiden möchten, aber in Bern, da habe er gar nichts zu

befehlen, da ſei ein Schreiber und ein Lieutenant in der Stadt mehr als ein Landvogt auf dem Lande; und wenn einer von ihnen in die Stadt komme, der auf ſeinem Neſt Keinem für einen Gruß danke, ſo ziehe er den Hut ab und bücke ſich vor jedem Sekretär und thue mit eines jeden Rathsherren Jean wie ein alter Bekannter. So bald wir nach Bern kämen, wollten wir zu ſeinem Lieutenant, deſſen Vater ſei Seckelmeiſter, und wenn der Landvogt nur ein Wort ſage, ſo kriege er einen tüchtigen Abputzer für die ganze dumme Geſchichte. Es komme da immer darauf an, wer den erſten Bericht mache und wer einer Sache ſich annehme. Ueberhaupt, ſei man ein ganz anderer Menſch, wenn man in Städten wohne, ſtatt auf dem Lande. Man fühle das auch gleich, und man ſei kaum ein Jahr in einer Stadt, ſei man nun wer man wolle, Junker oder Burger, Schreiber oder Pfarrer, Stallknecht oder Stubenmagd, Laufbub oder Kirchenrath, ſo begreife man erſt recht, wer man eigentlich ſei, und müſſe alle Andern für nicht viel beſſer als Eſel, Kälber und Kühe anſehen, man möge wollen oder nicht. Das kam mir damals unbegreiflich vor; ich hatte aber bald Gelegenheit, die Wahrheit eines Theils dieſer Behauptung zu erfahren; und die Wahrheit des letzten Theils: daß, wer in die Stadt ziehe, in Jahresfriſt ſeine frühern Kameraden mit ganz andern Augen anſehe und ein ganz Anderer ſei, und daß, wenn man von ihm wolle angeſehen werden, man eine ganz beſondere Ehrerbietung an den Tag legen müſſe, was denn auch viele nicht ermangeln, und daß, wer dieſes nicht thue, mit entfernender Kälte behandelt oder als böſer Kopf, ehedem als Liberaler, jetzt als Reaktionär, oder von dem Einen ſo, dem Andern anders, kurz, als ein dummer Menſch, der weder faſſen noch urtheilen könne, vermaledeit und abgefertigt werde, wer hat ehedem und dermalen das nicht erfahren? Ja, man behauptet, dieſe Verwandlung komme auch an Leute, welche nur einen kleinen Theil des Jahres in der Hauptſtadt ſeien, und Regierungsſtatthalter und Gerichtspräſidenten, denen dieſes Glück zu Theil werde, redeten in ganz anderem Tone, als früher, und in einem ganz andern Tone zu Menſchen, die das ganze Jahr über oder theilweiſe oder

nur einige Tage in der Hauptſtadt ſeien. Ja man behauptet, es gebe Menſchen, welche ein beſonderes vorahnendes Jucken in ſich fühlten, alle Menſchen für Eſel anzuſehen außer ſich, und dieſe böten alle Mittel auf, wie die Juden beim Schachern, um in die Hauptſtadt zu kommen, und je mehr ſie ſich zu erheben gedächten, deſto mehr erniedrigten ſie ſich auf die gemeinſte Weiſe und mit Verläumdung und allerlei großen Worten. So ſagt man; ob es wahr iſt, weiß ich nicht. Indeſſen ging es gerade ſo, wie mein Werber geſagt hatte. Der Herr Lieutenant nahm mich in Gnaden an, hatte unbändige Freude an dem Prachtkerl, verſprach vollkommenen Schutz, und lachte über den Landvogt nicht wenig. Ich hatte damals meine ſehr große Freude daran, daß ſo ein franzöſiſcher Lieutenant in Bern mehr zu bedeuten habe, als ein Landvogt; ich wußte damals auch noch nicht, daß es doch noch darauf ankomme, von welcher Familie der Lieutenant oder der Landvogt ſei, oder wer mehr Freunde oder Verwandte im Rath hätte.

Nun war ich alſo ſchweizeriſcher Soldat in Dienſten der franzöſiſchen Majeſtät. Es kann nicht meine Abſicht ſein, Alles zu erzählen, was mir während meiner langen Dienſtzeit begegnet iſt. Ich merke bereits, daß es mir gegangen iſt, wie es ungelehrten Leuten gewöhnlich geſchiehet, je ſeltener ſie zum Tampen Zeit haben, deſto weniger können ſie aufhören, wenn ſie einmal ſich warm geſchwatzt haben. Wenn ich alle meine Erfahrungen erzählen wollte, ſo gäbe es ein dickes Buch, wie die Bibel, und da würde es dieſem Buche (mit Reſpekt, nicht zuſammengezählt!) auch gehen wie der Bibel, ſelten Jemand würde es leſen; und doch ſchreibe ich es gerade deßwegen, daß die Leute es leſen möchten, denn es ſoll ein Spiegel für Viele ſein. Meine Abſicht iſt, aufzuſchreiben, was im Vaterlande mir begegnete, damit dabei etwas lernen könne, wer dieſes lieſt. Von meinem Soldatenleben will ich nur erzählen, was jeder Schweizer davon wiſſen ſollte, und was zur Erklärung meiner Perſon und meines endlichen Schickſals durchaus nothwendig iſt.

Eine neue Zeit ſollte nun wieder in Frankreich beginnen, und fünfundzwanzig vergangene Jahre der Vergeſſenheit über-

geben, ausgekratzt werden die Züge, welche ſie der Erde und den Menſchen eingegraben. Wie Krähen bei einer Metzgeten, flatterten von allen Seiten Leute herbei, die nichts gelernt, nichts vergeſſen hatten. Von den alten im Feuer und Waſſer Erprobten behielt man nur ſo viele bei, als nothwendig waren, die Maſchine gehen zu machen, oder die, welche ſich zu ſtellen vermochten, als hätten ſie ſich bis dahin verſtellt, und wären eigentlich immer geweſen Leute von ſogenannter guter Geſinnung, alſo gutgeſinnte Leute, das heißt Leute, welche von Grund ihres Herzens überzeugt ſeien: es gebe zweierlei Menſchen, die einen mit Spornen an den Füßen geboren, die andern mit Sätteln und Rücken, die einen vom Schöpfer zum Reiten, und die andern um geritten zu werden ausſtaffirt. Und wie es jetzt in allen Aemtern geſchah, alſo geſchah es auch in den Schweizerregimentern. Die alten Helden an der Bereſina und die wackern Helden auf dem Marsfelde wurden, wenn die Gnade groß war, in Linienregimenter geſteckt; ſehr viele aber, beſonders die, welche zu vornehmen Schlechtigkeiten nicht ſchweigen wollten, mit Kopfnicken zur Ruhe geſetzt; und, wie Mäuſe aus ihren Löchern, ſo krochen und hüpften, nachdem der Pulverdampf ſich verzogen hatte, eine Menge Jünkerlein, die höchſtens einmal einen Feuerteufel gerochen oder auf dem väterlichen Miſthaufen einen Spatz geſchoſſen hatten, herbei und füllten die Garderegimenter. O das war ein ganz eigener Anblick, ein Regiment zuſammengeſetzt aus den Männern der Kaiſerzeit und den Leutchen der alten oder neuen Zeit, wie man will. Wie ſie vor der Fronte ſtunden die gebräunten Männer mit dem ſichern Blick, dem eiſernen Tritt, verſchwiſtert Säbel und Arm, das Bewußtſein der Bereſina in jedem Wort, jeder Bewegung; und unter ihnen dann die blanken Geſichter mit den dummen hochmüthigen Augen, das Kinn hinaufgeſchraubt zu höchſt möglicher Keckheit, mit dem ſtolpernden Hahnenſchritt, dem verlegenen Säbel, den verlegenen Händen, der ſchillernden Stimme und dem ſuchenden Blick, der etwas finden wollte und doch nichts ſah — wer erinnert ſich nicht dieſes Anblicks? Und wie ſich die Leute Augen machten, wie die einen glühten im kaiſerlichen Zorn und Verachtung, und wie

die andern ſtarrten in ariſtokratiſchem Hohn und Uebermuth, und wie dieſe ſo oft vornehm auf die Seite und manches mit hoher Naſe überſahen, was nicht nur den Säbel, ſondern auch das Herz in Verlegenheit geſetzt hätte, wer erinnert ſich nicht noch deſſen? Aber es ändern ſich die Zeiten, und mit ihnen die Menſchen.

Von oben herab wehte ſcharf der Wind, und immer ſchärfer gegen jede kaiſerliche Erinnerung. Die gebräunten Männer wurden immer ſeltener vor der Fronte; und an einem ſchönen Morgen ſah man Marſchälle und Oberſten, deren Schwerter auf hundert Schlachtfeldern im Siege gefunkelt, deren Adleraugen eben ſo oft im Siege geblitzt hatten, mit Wachskerzen in den Händen, geſenkten Hauptes, ſchleppenden Schrittes durch die Straßen ziehen; da ſenkte ſich manches andere Haupt, und ſeinem Auge entquoll eine Thräne ſchmerzlicher Erinnerung. Die alten Soldaten ſahen mit einem eigenen Gefühl die neuen Offiziere; ihnen waren alle Träume von Epauletten mit Offiziers-, Hauptmanns-, Oberſten-Zeichen verſchwunden; ſie mußten ſich von Menſchen befehlen laſſen, die weniger wußten, als ſie, mußten ſich oft der Unkunde ihrer Offiziers wegen von ihren Kameraden auslachen laſſen. Sie mußten ſich nun auf einmal das Benehmen der Offiziere in Friedenszeiten verbunden mit der junkerlichen Kühle und Schroffheit gefallen laſſen. Im Felde, wo man zum Leben und Tode geſellt iſt, wo das Leben der Offiziere in der Soldaten Händen iſt, wo im Gewühle der Schlacht der Schuß eines Cujonirten unbemerkt tödten, der Schluck aus einer Feldflaſche retten kann, da ſchließt unwillkührlich der Offizier dem Soldaten ſich an, und bei aller Disciplin bildet ſich ein kameradſchaftliches Leben; aus einem Keſſel ißt man, an einem Feuer liegt man. Von dieſem Leben wußten aber die, welche nur auf dem Depot ihre Lorbeeren erworben hatten, oder die, welche ihre Stiefel noch friſch gewichſet aus Berns Lauben brachten, nichts. Ohnedem entfremdet der Garniſonsdienſt, wo das Leben ſo ſcharf ſich trennt, kein Lieb und Leid zu theilen iſt, faſt unwillkührlich Soldaten und ihre Obern, und dem beſten Offizier wird es ordentlich ſchwer, ſich im rechten Verhältniſſe zu bewahren. Und wenn ſo ein aufgeſchraubter, friſch ge-

wichster Lieutenant oder Hauptmann einen ansah, so kam einem unwillkührlich ein soutu hête zwischen die Zähne. Dies that besonders den alten Unteroffiziers weh, und ihnen geschah am meisten, daß sie zuweilen gegen solche Päppen den schuldigen Respekt vergaßen, obschon sie eingewohnt waren in die eiserne kaiserliche Disciplin. Es waren meist nur kleine Verstöße, im Unmuthe entfahren, die aber doch gewöhnlich das Verlieren der Schnüre zur Folge hatte.

Nach und nach verschwanden bei der Garde auch mehr und mehr die alten Unteroffiziers, und die, welche blieben, fügten sich in die neuen Menschen, wurden schmiegsam, warteten auf und rapportirten so viel sie konnten, und entluden einen großen Theil der Herrleins aller fernern Sorge um ihre Leute, damit sie Zeit übrig behielten für ihre Figur und andere Figuren auf Kanapees und Spielkarten. Dort waren ihre Schlachtfelder, dort holten sie ihre Wunden; und es war allemal ein Regimentsspektakel, wenn einer zum erstenmal hinkend oder mit dem weiten Geleise nebenbei lief und verschämt that, oder drein schaute wie ein Bullenbeisser. Später zogen dann die Herren auf so gelassen, als ob so etwas sich von selbst verstünde, und Pauken und Trompeten eben nichts anders wären, als vornehme Gügerlein, also etwas ganz Ordinäres.

So etwas wirkte natürlich nicht am besten auf die Soldaten ein, die keine Kriegsehre im Leibe hatten, sondern nur den Kamaschendienst vor sich; auf alle Fälle verlor sich Scham und Scheu vor etwas, dessen man sich im Vaterlande auf das höchste schämt. Aber etwas anders wirkte noch viel verderblicher, das war die Geringschätzung der Offiziere gegen unsern Gottesdienst. Sie legten es deutlich an den Tag, daß Feldprediger, Religion, Gottesdienst sie eigentlich nichts anginaen, sondern nur für uns da seien, damit wir sogenannte Habersackpredigten zu hören bekämen und im Gehorsam gehalten werden könnten. Von ihnen kam nur, wer mußte, während wir hineingetrieben wurden; wer von ihnen kam, schlief, oder hörte sonst nichts, oder that nichts als aufpassen, wer sich etwa rege, warf sich in die nachläßigste Stellung, je nach der persönlichen Eigenthümlichkeit; und am Ende äußerte er sich

vielleicht noch: das wäre aber eine Predigt gewesen, welche keine Sau gefressen hätte. Was mußten da wohl für Gedanken und Gefühle bei uns erwachen? Wenigstens keine religiösen.

Wenn wir dann Spaliere bildeten bei königlichen Prozessionen, oder die Begleitung bei königlichen Messen, da sahen wir unsere Offiziere alle, sahen sie in größter Aufmerksamkeit, ja Andacht, sahen sie der größten Ehrerbietung sich befleißen, sahen sie also ganz anders in fremdem Gottesdienst, als im eigenen. Was meint man wohl, was wirkte das, und dazu auf Menschen, die mehr oder minder roh waren, und daher in keiner Meinung, in keinem Glauben selbstständig, ohne inneres Gegengewicht gegen die Sinnlichkeit, die so gerne alle Schranken durchbricht? So wurden wir unwillkührlich der Herrschaft unsers großen Herrgottes entzogen, aber dem frugen unsere kleinen Herrlein wenig nach. Vielleicht sahen Einige es gar nicht einmal ungerne; theilt doch so ein kleines restaurirtes Menschlein seine erhaltene Macht nicht gerne mit Jemand, am wenigsten mit dem großen Gott, könnte ihm da ja gar nichts übrig bleiben! Und doch fühlten sie nicht Kraft genug in ihren wattirten Herzen und den selbstgemachten Gesetzen, uns ohne Gott in Reih' und Glied zu behalten. Daß unser einer auch eine Seele hätte, daran hatten viele ihrer Väter schon mehrere hundert Jahre lang kaum mehr gedacht, warum sollte es gerade jetzt den dummen Enkeln beifallen? Was aus uns würde, was wir heim brächten in's Vaterland, haben das die je bedacht, welche Schweizerblut verkauften, Sold für die eigene verfallene Haushaltung, Brod für die verwahrlosten Söhne suchten? Gerade dieses Reislaufen unter obrigkeitlichem Schutz und Garantie brach den ächten Schweizersinn; da wurden die Freien dressirt, bis sie Knechte wurden, bis sie schmeicheln, Stellen nachjagen konnten, da wurden sie entnervt durch fremdes Geld und fremde Laster, die einen reich, die andern desto ärmer. Aus den stehenden Heeren trug sich allmählig die Ordnung über in alle Verhältnisse des Vaterlandes, und wer unberufen das Maul aufthat, kriegte Stockschläge, wie der Soldat in Reih' und Glied, der räsonirte.

Und in den reformirten Kantonen wirkte es aus oben angeführten Gründen noch viel schädlicher, als in den katholischen.

Ich bin weit entfernt zu tadeln, daß die Schweizer, wenn sie keine eigenen Kriege hatten, sich schlugen in den Kriegen Anderer; lag es doch einerseits in den Sitten der Zeit, und haben die Schweizer ein eigenes kampflustiges Gemüth und eine eigene Hand, in die nicht nur der Pflug, sondern auch das Schwert paßt. Aber das verdamme ich, daß das angewohnte Reislaufen, welches die Obrigkeit, wenn es am gefährlichsten war, nie zu hemmen vermochte (höchstens die kleinen Diebe hängte sie, die großen ließ sie immer laufen), gedreht und förmlich organisirt wurde, daß es ward ein Brodkorb gewisser Familien, eine Pflanzschule von Herren und Knechten, ein Grab vaterländischer Tugend, ein fruchtbarer Schoos fremder Laster, eine Werkstätte ruchloser Gemüther, die nichts Heiliges mehr kannten. Das verdamme ich, daß an diesen organisirten fremden Dienst das Pensionswesen sich knüpfte, das unter verschiedenen Gestalten fortdauerte bis auf die neueste Zeit; daß um eine Lieutenants- oder Hauptmannsstelle beeidigte Väter des Landes in den vaterländischen Rathssälen ihre Stimmen und des Vaterlandes Söhne verkauften. So hatten wir beim Regiment nichts anders, als das Vorspiel des aristokratischen Lebens zu Hause, auch eine Art äußern Stand, nur mit dem Unterschiede, daß man bei uns weder Sinn noch Sitten zu bemänteln nöthig zu haben glaubte. Von den Herren selbst hatten wir direkt wenig zu leiden, die meisten bekümmerten sich nicht um uns, einige sogenanie Regimentsbüffel (man nannte sie so, weil die meisten derselben kurze Hälse hatten) ausgenommen. Die schnurrten jeden an, um sich wichtig zu machen. Um die Offiziere aber standen in dreifacher Kette die Reihe der Unteroffiziers und Instruktoren als Brillen und Eselsbrücken.

Um die her in weiterm Kreise ihrer Günstlinge, Nachwuchs in ihre Reihen, dann die tributpflichtige, zu hudelnde Menge der Unbedeutenden, auf die man nicht viel Rücksicht nahm, die aber viele Rücksicht zu nehmen hatten. Aus ihr taucht hie und da Einer auf, der sich nicht alles will

gefallen lassen, der räsonirt, klagt u. s. w. Aber es ist gewöhnlich nur hie und da Einer (das Zusammentreten mehrerer wäre als Aufruhr angesehen worden), von seinen Kameraden wird er, wenn es allfällig zum Reden kömmt, nicht unterstützt, er erhält seine Rüsse vor den Kopf, richtet nichts aus, wird auf die Mugge genommen, bis er zahm wird oder sich entfernt.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie ich aus einem Rekrut zu einem Mann werde.

In ein solches Regiment trat ich ein. O so ein Rekrut ist ein armselig Ding! So lang man auf dem Wege ist, geht es, wenn man etwas Geld hat und sich nicht mit der magern Kost, bei welcher zu Gunsten der Obern der Brodkorb hoch gehängt ist, begnügen muß. Sobald man aber unter die Hände der Instruktoren fällt, geht der Tanz an. Alle möglichen Ehrentitel, unter denen Bauernlümmel der reputierlichste ist, muß man hören vom Morgen bis an den Abend; und wer vorher nicht exerziren konnte, der wird herumgestoßen, das Gewehr ihm in den Armen herumgerissen, daß er ringer seine zwanzig auf den H..... nehmen würde. Ist er mit dem Exerziren fertig, so fallen die über ihn her, welche früher als er da waren und einen Theil der Schule durchgemacht haben: wer nur eine Woche früher eingerückt ist, glaubt schon das Recht zu haben, auf den Ankömmling mit Stolz herabzusehen, sich seiner zu seinem Vortheil zu bedienen. Auf das Rupfen ist es natürlich abgesehen bei allen, und wer mit den Instruktoren und Kameraden in Wein und Schnaps sich abfinden kann und will, der kauft sich von mancher Plage los.

Das wollte ich nun aber nicht. Gleich am ersten Tage erbitterten mich die Schimpfwörter, das Stoßen der Befehlenden, das Betragen der Kameraden; Jemanden, der mich böse gemacht, dem zahlte ich keinen Wein, das wäre

mir durchaus unmöglich geweſen, ich hätte mich eher zu Kraut und Rüben verhacken laſſen. Am folgenden Morgen ging es noch ärger, und ich wurde noch böſer, wurde auch in der Erbitterung ungeſchickter, was das Uebel nur vermehrte. Ich räſonirte, man hieß mich einen böſen Kopf, une mauvaise tête, den man ringeln müſſe; ich verging mich, wurde geſtraft, konnte längere Zeit nicht in die Kompagnie treten, und als ich es endlich konnte, ward ich dort tüchtig empfohlen auf der einen Seite, und zweitens wirklich ſtörriſch im höchſten Grade auf meiner Seite, ſo daß es nicht anders als böſe gehen konnte. Beim Exerziren bekam ich immer Tadel oder Strafe. Ich war groß und fiel in die Augen, auch wenn man kein beſonderes Auge auf mich gehabt hätte. Niemand machte mich mit den kleinen Vortheilen beim Putzen der Montur und Armatur bekannt, alle hatten ihre Freude daran, wenn ich am meiſten dabei ſchwitzte, am längſten daran machte, und doch am Ende alles am ſchlechteſten hatte. Auf dem Fechtboden ſtieß und ſchlug der Fechtmeiſter mich tüchtig, lehrte mich nichts, ſtellte mich immer heraus als einen, mit dem nichts anzufangen ſei; weil ich ihm weder eine Flaſche zahlte, noch einen Franken in die Hand drückte; und doch wurde ich nun auch vor die Klinge genommen. Ich wollte gegen einen Neckenden einſt meine Fauſt brauchen, da bedeutete man mir, es ſei hier eine andere Mode, ich müßte heraus. Mein Gegner war kein geübter Fechter, auch nicht ſtark, glaubte aber ſich ſicher und mir weit überlegen. Mir klopfte das Herz vor dem blanken Eiſen doch ein wenig, als ich es aber einmal in der Hand hatte, da ſchien ein eigener Geiſt in dasſelbe zu fahren, es war, als würde es lebendig in meiner Bruſt. Ungewohnte Hiebe und Stöße, ein eiſerner Arm, der jede Parade durch gehauen hätte, wenn die Streiche nicht meiſt flach gefallen wären, brachten meinen Gegner auſſer Faſſung, und bald hatte er eins über den Arm erhalten, an dem er einſtweilen genug hatte. Nun wurde ich froh und ſtolz, und meinte, beim Regiment die gleichen Siege zu erfechten mit der Klinge, wie zu Hauſe mit der Fauſt; aber ich täuſchte mich. Man ließ mir nicht lange Zeit zum Stolz; beſſere Fechter verbanden ſich, den Bauern-

lümmel zu züchtigen, ich wußte wieder auf's Terrain, erhielt eine Schlappe, und dann wieder eine, und wieder eine. So führte ich ein wahres Höllenleben, und fühlte auch eine wahre Hölle in mir. Mit kaum vernarbten Wunden auf der Bruſt beging ich einen Inſubordinationsfehler gegen einen Unteroffizier im Dienſt; ich wurde krumm geſchloſſen. Hätte ich den Zuſtand meiner Bruſt gezeigt, es wäre kaum geſchehen; allein man hätte mir eher die Zunge ausreißen können, ehe ich mit einem Wort je einen Grund zum Nachlaß von Strafen vorgebracht hätte. In dieſer Stellung brachen meine Wunden auf, entzündeten ſich, und eines Morgens fand der Wärter mich im heftigen Fieber. Man ſchloß mich auf, fand bald die Urſache des Uebels, und brachte mich in's Spital. Lange lag ich dort zwiſchen Tod und Leben, endlich kam ich wieder zum Bewußtſein, aber lange nicht zur Kraft. In meinen Träumen hatte ich oft eine große Geſtalt an meinem Lager geſehen und ſie herausgefordert, oder mich herausgefordert geglaubt, ihr Erſcheinen machte mich allemal unruhiger. Nun beim Bewußtſein ſah ich ſie wieder vor mir ſtehen, mit großen, ernſten Augen, einem grauenden Schnurrbart, einem Munde, der nur Patronen beißen zu können ſchien, einen Mann mit einem wahren Schlachtengeſicht, und einer Haltung, als ob er vor ſeinem Kaiſer präſentire.

Nun, Kamerad, ſagte er, dießmal kömmt es noch nicht an dich, es hat geheißen: Rund vorbei! Aber ſage mir, was hat dich ſo wild gemacht in deinen Träumereien, was haſt du da immer zu ſchlagen und zu fluchen gehabt? Es ging lange, bis er ordentlich Antwort bekam; aber meine Krankheit hatte mich weich gemacht, und zu dem ſah aus dem ſchwarzbraunen Geſichte eine ſolche Gutmüthigkeit mich an, ſie war mir ſo ſeltſam und that mir ſo wohl, daß ich nicht widerſtehen konnte. Ich erzählte ihm nach und nach meine Lage, ſo weit ich ſie überſah. Als ich fertig war, brach er aus: tonnerre de dieu, ja, das ſind ganz die Lumpenkerls, die Pflaſtertreter, die noch nie Lunte gerochen; ehemals ging es anders: Foudre, du wäreſt Korporal, Gotthelf, wenn ein Anderer noch beföhle; aber du biſt auch ein Lümmel, haſt ihnen das Heft

in die Hand gegeben, kannst scheints nichts, hast nichts gelernt? Ich entschuldigte mich, daß mich Niemand etwas gelernt, Niemand mich hätte brichten wollen. Bist doch ein Lümmel, sagte er: hast du Jemand bestochen, daß er dich brichte? Auf mein Nein, sagte er: da siehst du den dummen Kerl; beim Regiment, so wie es jetzt ist, muß man sich einkaufen, erst mit Geld, dann wenn es sein muß mit der Klinge. Ehemals da kaufte man sich vor einer Zwölfpfünder Batterie ein, oder in einem Schanzgraben, mais aujourd'hui! In jedem Regiment sind ein Paar, die davon leben, Anfänger für ihr Geld einzureiten, für ein paar Francs wärest du dem Allem los gewesen. Mais diable, ich hätte es auch so gemacht und die Fuchsschwänze nicht mit Geld geschmiert, ces misérables. Aber ich will dich brichten ohne Geld, und du mußt ein ganzer Bickel werden, du gefällst mir, gerade so einer war ich auch. Attendez seulement toujours. Dafür mußt du alles besser wissen und besser können als sie Alle, und das alles kann dich Niemand besser lehren, als der alte Bonjour, der im Lager von Boulogne dem Kaiser das Pferd hielt, und bei der Beresina lange von ihm angesehen wurde. Ja, wir kannten uns, ich und er!

Auch er war im Spital an aufgebrochenen Wunden, die ihn jedoch nicht im Bette hielten und an keiner Bewegung hinderten; ich sah, daß man allenthalben mit einer Art Respekt ihn behandelte oder ihm aus dem Wege ging, daß er ungescheut redete, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Sobald ich nur in etwas mich erholt hatte, fing er seinen Unterricht bei mir an theoretisch und praktisch; den letztern begann er beim Knöpfeputzen. In wenigen Tagen wußte ich mehr, als ich während drei Jahren, die ich beim Regiment gewesen, gelernt hatte. Bald konnte ich in seiner Begleitung an die frische Luft. Ich konnte mich nicht satt hören, wenn er zu erzählen anfing von allen den Feldzügen, denen er beigewohnt, von allem ausgestandenen Wunderbaren, von großen und kleinen Kugeln, die wie Spreu sie umflogen, von Sonnenglut, in der sie zerschmolzen, von des Winters Kälte, in der sie erstarrt; alles das ausgemalt in die Einzelnheiten hinein, wie nur ein Augenzeuge sie auffaßt. Und über alles sprach

er, nicht nur wie einer der dabei gewesen, sondern auch wie einer der darüber zu Rathe gesessen; er konnte alle Warum lösen, und zeichnete in den Sand alles so lebendig ab, was sein Mund erzählte, daß ich glaubte, selbst dabei zu sein. Er sprach von Dingen, von denen ich nie etwas gehört, von Ländern und ihrer Lage, von denen ich nichts geahnet; er sprach von Länge- und Breitegraden, nach welchen man die Stelle der Länder auf der Weltkugel bestimmt, und erklärte mir das so faßlich, daß ich darüber erstaunte und alle Tage wißbegieriger wurde, und mehr lernte, als alle Tage meines Lebens vorher, und der Alte hatte immer größere Freude an mir, und verdoppelte seine Anstrengung. So wie meine Gesundheit es erlaubte, begann er den Fechtunterricht mit hölzernen Säbeln; er erstaunte über meine natürliche Fertigkeit dazu, trotz meiner gegenwärtigen Schwäche, und konnte nicht warten, bis sie an mir den alten Bonjour fühlen würden. Er war unstreitig der beßte Fechter im ganzen Regiment, und behauptete immer, nur einer, der seiner Waffe Meister sei, sei ein rechter Soldat, alle andern seien nur Lückenbüßer und Pulverfutter, und nur der, welcher auf den Säbel in seiner Faust trauen könne, habe Muth und verdiene befördert zu werden; und wenn auch das nicht geschehe, so hänge doch davon der Respekt ab, den jeder genieße. Ein Offizier, der nicht fechten könne, mahne ihn gerade an eine Frau, die nicht kochen, ein Mädchen, das nicht tanzen könne. Um so verwunderter war ich, als er einmal an einem stürmischen Tag, nachdem er vernommen hatte, daß ich nicht schreiben und rechnen könne, mit Schreibzeug heranrückte und mich dahinter pflanzen wollte. Ich weigerte mich, behauptete, ich sei zu alt dazu, werde es mein Lebtag nicht brauchen, und wolle bei der Klinge bleiben. Aber mein Alter wurde böse und meinte: zu etwas Gutem sei es nie zu spät, er wäre noch älter gewesen, als er es gelernt, und wenn ich es im Dienste wohin bringen wolle, so müßte ich schreiben und rechnen können. Ich machte wieder Einwendungen, und meinte, es sei im Dienste nicht weiter bringen zu können und zu wollen, als die Hiebe wieder auszutheilen, die ich empfangen, und das könne füglich in den Monaten noch ge-

ſchehen, die ich laut Kapitulation noch zu dienen hätte. Was ich noch werden könne und würde, das wiſſe er nicht, ſagte er, aber das ſei des Mannes Pflicht, ſich tauglich zu machen zu allem Nützlichen, damit wenn er nichts werde, nie er ſelbſt, ſondern nur unſer Herrgott ſchuld ſei daran. Ich käme ihm wie ein ſchlechter Kerl vor, wenn ich den Dienſt verlaſſen wollte, in dem ich nur der Lümmel geweſen, jetzt, nachdem er mich zu etwas Rechtem gemacht; wenn ich ſchon nicht avancire, ſo würde ich jetzt ganz andere Zeiten haben als früher, und wo er mir helfen könne, da ſei er da; übrigens wiſſe Keiner was es noch geben könne. Sobald ein ſchöner Nachmittag ſei, wollten wir in's Freie, und er werde mir dann etwas erzählen, nach welchem ich nicht Luſt haben werde auszutreten, und ein Lümmel zu bleiben mein Leben lang.

Er wurde wieder heiter, und wir ſetzten uns in's Freie hinter eine Flaſche. Recht bequem hatte es ſich der Alte gemacht, und nachdem er Alles hatte, was er bedurfte, und ſo geſtellt, wie es ihm am beſten zur Hand war, begann er mir zu erzählen, was ich nur in aller Kürze wieder geben will. „Ich war ein wilder gottloſer Bube, war aber auch gottlos erzogen und gottlos geprügelt worden. Sobald ich zu Kräften kam, prügelte ich wieder, und als einſt meine Stiefmutter halb todt am Boden lag, da lief ich fort, ich glaubte ſie todt. Ich konnte weder leſen noch ſchreiben, wußte lange nicht was anfangen, war ein Strolch, und als ich vor Hunger faſt darauf ging, und zum Stehlen zu dumm war, da lief ich endlich der Trommel nach und ward Soldat. Ich war wild und ſtettig wie du, allein wir lagen nicht in Garniſon, ſondern im Felde, da geht es ganz anders. Ich war verwegen, voran bei jedem kühnen Streich, aber auch bei jedem ſchlechten. Brennen und rauben, und noch anderes, was ich nicht ſagen mag, war meine Burgerluſt; je größer das Wehegeſchrei um mich her, deſto mehr lachte mir das Herz im Leibe, hatte ich doch auch oft ſo geſchrien und rings um mich alle gelacht. Zudem war unſer Regiment durch einige hinterliſtige Mordthaten erbittert, und überhaupt iſt der Schweizer, wenn er einmal losgelaſſen iſt, ein ung'hürigs Thier. So trieb ich es

lange, und stund bei den Kameraden in gewissem Ansehen, denn in der Noth konnte jeder auf mich zählen; einigen schien vor mir zu grauen, aber ich spottete ihrer. In Kalabrien war es, daß wir einmal ein Städtchen, und mit demselben einige Nonnen- und andere Klöster, mit dem Säbel in der Hand, einnahmen. Wir thaten wie gewohnt, und ein herzzerreissendes Geschrei erschütterte in einem Nonnenkloster die Mauern, wo wir eben unsere Teufelslust hatten.

Auf einmal schlug eine gewaltige Stimme scheltend auf uns ein, es war unser Hauptmann, der vor nicht langem zu uns versetzt worden, und von seinem Muthe uns heute die erste Probe abgelegt hatte. Wir waren des Abwehrens nicht gewohnt, achteten nicht auf ihn. Er gebot noch einmal, wir gehorchten nicht; nun schlug er auf uns ein mit flacher Klinge, daß mir noch jetzt die Ohren surren. Ich wollte mich wehren; da traf er mich über dem Handgelenk, daß ich glaubte, mit dem Säbel entfalle mir auch die Hand, und in wenig Augenblicken war die stille Behausung von uns Unholden geräumt. Während wir so schnöden Muthwillen trieben und uns zerstreut hatten, kehrte der Feind mit Verstärkung zurück, überraschte uns. Nun natürlich ein Gewirre, das nur der begreift, der es erlebt. Der Feind war mitten in der Stadt, ehe man ihn bemerkt hatte, in allen Häusern unsere Soldaten vereinzelt, nirgends ein kompakter Widerstand. Voll Schrecken ergriffen viele die Flucht, andere mit sich fortreissend, den Glauben an die Möglichkeit eines Widerstandes verlierend; und wo der aufgegeben ist, ist alles verloren. Da erschien mein Hauptmann wieder und stemmte der Flucht sich entgegen, doch umsonst; er war noch nicht eine bekannte Erscheinung unter uns, die im Felde fast unwillkührlich wirkt. Da schritt er durch die Flüchtlinge dem Feinde entgegen, hieb dem vordersten der Feinde eine Wunde quer durch's Gesicht, und mit einer aufgegriffenen Flinte wehrte er sich gegen die Nachdringer. Flüchtlinge eilten an ihm vorbei, da kam auch ich, eine kostbare Monstranz in den Händen, und wollte dem andern Thore zu. Als ich den Kämpfenden sah, fiel mir auf einmal ein: man könnte sich doch also noch wehren, noch sei

nicht alles verloren; ich sprang ihm bei, das Vorige ganz vergessend, mir folgten andere, das Gleiche denkend. Wir hielten den Feind auf, die Ueberraschung verflog, die Flucht stand, die Flüchtlinge erhielten wieder Besonnenheit, mit dieser ihre alte Ueberlegenheit, bald war die Stadt wieder unser. Das ist, was der alte Krieger vor dem jungen voraus hat, nicht den Muth, nicht das Feuer, nicht die Einfälle, sondern die unerschütterliche Fassung, die nie vergißt, was noch möglich ist. Als wir uns am Abend auf dem Markte zum Appell aufstellten, kam der Hauptmann die Fronte hinunter und sagte laut zu mir: Bonjour, heute hast du ein braves Stückli gemacht, es ist aber auch das erste von dir, das ich gesehen habe, komm nachher zu mir, ich habe mit dir zu reden. Mit Worten, die schärfer waren als sein Säbel, sagte er, wie ihm alles mißfallen, was er bisher von mir gesehen, wie ich ihm als ein grundschlechter, gottloser Bursche vorgekommen; daß ich ihm aber nach erhaltener Züchtigung zu Hülfe gekommen, das sei ein Zeichen, daß ich besser sei, als ich scheine, daß sich noch etwas aus mir machen lasse. Er sei mir Dank schuldig, und wenn ich glaube gehorchen zu können, so wolle er versuchen, mich zu einem rechten Menschen und wahren Soldaten zu machen, bis dahin sei ich nur ein Räuber und Mordbrenner gewesen. Es regte sich in mir gar seltsam und wunderlich; so hatte noch Niemand zu mir gesprochen, und ein unbekanntes Etwas in mir machte mir eng und heiß. Der Hauptmann sah, daß der Brand in meinem Gesicht erglühe aus tiefer Scham, und nahm mich zu seinen Burschen an. Mein Hauptmann war ein eigener Mann. Von der Picke auf hatte er gedient, eine Heldenthat unter den Augen der Kommandirenden hatte ihn zum Offizier gemacht, später war er zum Hauptmann aufgerückt. Als er meine Unwissenheit, meine Gottlosigkeit merkte, kam er auch einmal, als wir ruhig lagen, mit Tintenfaß und Feder angerückt, sammt einem Buche; ich machte es wie du. Da kapitelte er mir tüchtig ab, und meinte: das sei eben die niederträchtigste Geschichte in der Welt, daß die wenigsten Menschen dafür sorgten, tüchtig zu sein für das, wozu sie nicht blos berufen würden, sondern wozu sie sich drängten, oder

was sie doch wenigstens wünschten. Jeder lebe seiner Bequemlichkeit, Lust, Trägheit, und werde er etwas und könne nichts, so schäme er sich nicht einmal, schiebe erst die Schuld und dann dann die Arbeit auf andere und nehme getrost Ehre und Geld für sich; und wenn einer etwas nicht werden könne, weil er nicht das Nöthigste wisse (was aber glücklicherweise für die Meisten selten untersucht werde), so fange er ein Zettergeschrei an über Unrecht, das von Anfang der Welt an, an ihm begangen worden. Unteroffizier werde ich doch zu werden wünschen, und vielleicht noch mehr, denn das sei kein braver Soldat, der nicht ein höheres Ziel im Auge habe; aber nie könnte ich mit Ehren etwas werden, ohne etwas zu können. Viel leichter würde ich in solchem Zustande Offizier als Unteroffizier, so wie man unwissend durch und durch zu Hause auch eher Landvogt werde als Schreiber, eher Rathsherr als Weibel. Allerdings gebe es manchen Hauptmann im Regiment, der keine Kompagnie-Rechnung machen, sie auch nicht prüfen, von dem man nichts wisse, als daß er seinen Namen schreiben könne. Er selbst hätte bei seinem Avancement seinen Namen auch nicht schreiben können, sich aber da gar bitter geschämt und tief gefühlt, was ihm alles fehle. Sein Stolz sei erwacht, er hätte nicht mit seinen Eltern, den schlechten Schulen sich entschuldigen mögen; denn das hätte in seinen Augen ihn nie entschuldigt, eine Stelle zu bekleiden, für die er unfähig gewesen, und ein rechter Offizier müsse mehr können als Gewehr beim Fuß kommandiren, und im Nothfall den eigenen Degen brauchen; auch hätte er es nicht ertragen können, daß man ihn ausgelacht oder bemitleidet.

Da hätte er in seinem Geiste sich aufgemacht und an manchem stillen Abend, in mancher stillen Nacht, wenn die Kameraden schliefen oder schwärmten, und mitten im Feldlager, das Versäumte nachgeholt. Da frug ich ihn, wenn er Alles nachgeholt, warum er dann noch immer so fleißig studire und zeichne? Bonjour, sagte er: ich werde wohl nie General, aber wenn ich es werden sollte, so will ich vorher tüchtig dazu sein, ich könnte dann vielleicht weder Zeit noch Kraft mehr haben, es nachzuholen: sorgt man in der Zeit, so hat man in der Noth. Das brachte

mich zur Arbeit, und in Kurzem weiter als ich je gedacht, und seither habe ich oft gedacht, wie Schande es sei, daß mein Hauptmann dieses nur mir und nicht auch andern gesagt. Aber nicht nur meine Unwissenheit, sondern auch meine Gottlosigkeit ärgerte ihn. Höre, Bonjour, sagte er, ein Soldat ohne Religion ist ein wildes Thier, und ein unglückliches Thier. Ich war auch nicht viel besser als du, erzählte er mir dann, ich meinte, das point d'honneur sei des Soldaten Religion. Nicht lange war ich Offizier, als wir eine heiße Schlacht schlugen in weitem Felde, an dessen Grenzen Graben und Hecken sich hinzogen. Ich stund auf dem rechten Flügel, unter den Voltigeurs. Wir hatten harten Stand, besonders gegen Artillerie und Reiterei, die uns in die Flanke nehmen wollten. Wir stunden wie Schweizer. Da drang das Centrum vor, durchbrach das feindliche; wir wollten auch vorwärts, wollten den siegenden Freunden nach. Die Massen drangen vor, die Jäger schwärmten aus; da gerieth ich zwei Husaren unter die Klinge, und sank mit vier schweren Wunden bewußtlos hin. Nacht war's, als das Bewußtschein mir nach und nach wieder aufdämmerte. Ich fühlte zuerst das peinlichste Gefühl einer unendlichen Schwäche, dann den Brand einer glühenden Zunge, nun erst das Brennen der Wunden. Ich wußte nicht wo ich war. Es ächzte, stöhnte um mich her, Seufzer, gewaltig erschütternd, schauerlich, weit hin tönend, zu gewaltig für die Menschenbrust, drangen klagend durch die Nacht. Ich rang um die entschwundene Erinnerung, aber die Nacht, die Schwäche, das beginnende Fieber lähmten die Anstrengung. Da blitzte es durch die Nacht, und in des Blitzes langem Scheine sah ich um mich ein Schlachtfeld, sah die winselnden Menschen, die stöhnenden Pferde, sah weit hin unter den Leichen und Sterbenden Gestalten sich bewegen. Ich hoffte Rettung. Da sah ich sie Leichen und Sterbende ausziehen ohne Erbarmen, sah sie des Himmels Blitz als Licht zu ihrem Werke brauchen, sah sie immer zahlreicher auf dem verlassenen Schlachtfeld, sie, die Schakals und Hyänen Europas, sie, die mit den Flüchen und dem Blute der Sterbenden, denen sie lebendig ihre letzte Hülle, ihr letztes Kleinod genommen, beladenen Marodeurs.

Und näher ſchwärmten ſie zu mir heran, und deutlicher ſah ich ihr ruchlos Treiben; über ſie rollte gewaltig Gottes Donnerwagen, aber ſie hörten ihn nicht. Aber auf mich ſank das furchtbarſte Entſetzen. Meine Zunge, meine Wunden brannten immer fürchterlicher. Menſchen vor mir, aber nicht Retter; die Zunge wollte rufen, todesängſtlich ſah das Auge die nahenden Geſtalten, und hemmte den Ruf. Rettung wünſchte ich, nur von Menſchen hoffte ich ſie, aber die Einzigen, die ich ſah, brachten den Tod. Zwiſchen den Donnerſchlägen hörte ich ſchon das Flehen der Gequälten, Hohngelächter der Unmenſchen, ſah im Blitze bittende Hände emporgehoben, ſah dieſe Hände verſtümmeln um des blinkenden Geldes willen. Dem Tode hatte ich oft ohne Bangen entgegengeſehen, aber nie in dieſer Geſtalt mir ihn gedacht. Die entſetzlichſte Angſt klemmte mir das Herz zuſammen, ſie hinderte eine wohlthätige Ohnmacht, die Angſt wurde immer tödtender; ſeufzen durfte ich nicht, beten konnte ich nicht. Doch dieſe Tiger kamen nicht zu mir, ſie kamen heran, bis das Blut mir in den Adern ſtockte, dann ſchien ein gewiſſes Etwas zwiſchen mir und ihnen zu ſein, und weiter in's tiefe Feld hinein verloren ſie ſich. Es hatte des Herrn Haud zwiſchen mir und ihnen einen tiefen Graben gezogen. So iſt des Herrn Hand oft rettend zwiſchen dem Menſchen und ſeinem Verderben, und der Menſch ſieht ſeinen Retter nicht. Und einſam war ich wieder, aber nun traten die Schrecken der öden Einſamkeit, die Qualen des Verſchmachtens ein. O ſie ſind furchtbar, dieſe Qualen, und zu Jahrhunderten werden die Minuten! Grauenvoll war das Leuchten der Blitze über die Todten hin, und vernichtend die Stimme des Himmels durch das irdiſche Gewimmer. Da rauſchte es über mir, neben mir, kühle ſchwere Tropfen fielen auf die heiße Stirn, ein ſchöner Gewitterregen brauste über das Leichenfeld. Gott hatte meine Leiden geſehen, er netzte ſeinen Finger und kühlte die brennende Zunge mir. Eine unbegreifliche Erquickung durchſchauerte mich. Es war nicht blos der Leib, der in ſüßer Kühlung neues Leben fand, es waren nicht blos die Bande des Schreckens, des Entſetzens, die ſprangen und frei die Seele gaben, nein: in.

meinem Herzen, das bis dahin nur Irdisches empfunden, empfand ich nun Gott, empfand sein Dasein, sein Erbarmen, seine Liebe. Das waren unbeschreibliche Augenblicke, das Herz sprang mir auf, und legte sich offen vor Gottes Angesicht, und Gott wandte sich seither nicht wieder von ihm ab. Ich wurde ein anderer Mann, und auch ein besserer Soldat; denn der rechten Christenkraft, in Liebe, Vertrauen und Geduld, ist keine andere gleich. —

So sprach mein Hauptmann. Sein Wort, sein Beispiel machten mich in Bälde ebenfalls zum Christen, und Gottlob, ich bin es geblieben. Das Christenthum allein hat mich aushalten lassen, was ich ausgestanden. Ich schloß an meinen Hauptmann mich immer inniger an, er ward mir alles auf Erden; für ihn zitterte ich im Kugelregen im Getümmel des Gefechtes, nie für mich, seinen Federbusch hielt ich immer im Auge, es war meine Fahne. Mehrere Male verwundet kamen wir doch glücklich aus Spanien, und ich als Unteroffizier. Es ging nach Rußland hin. Wir glaubten uns glücklich, der Glut, dem Gifte, den Dolchen Spaniens entronnen zu sein, wir gedachten der Schrecknisse nicht, die unser warteten. Sie brachen über uns ein wie Zorngerichte Gottes, die fürchterliche Kälte, der fürchterliche Hunger, die fürchterlichen Bauernsensen, die fürchterlichen Kosackenlanzen. An der Beresina standen wir im Feuer zweier Armeen, verloren alles dort und viele Todte; aber die Schweizerehre brachten wir gerettet und neu bewährt über den mordenden Fluß. In unsäglichem Jammer schleppten wir uns Wilna zu.

Fürchterlich getäuscht mußten wir dort, ohne uns nur ordentlich ermärmt zu haben, weiter. Mein Hauptmann hatte alles für die Seinigen gethan, für sie gewacht, gearbeitet in unerschütterlicher Fassung, aber er wurde immer schwächer, alle meine Kräfte reichten kaum hin, ihn zu unterstützen. Er wollte mich fortsenden, wollte, daß ich mich rette, aber lieber das Leben ließ ich als den Hauptmann. Endlich brachte ich ihn halbtodt nach Königsberg, doch nur, damit er ruhig in einem Bette sterben könnte, vom Fieber ergriffen. Mich setzte er zum Erben seines kleinen Vermögens ein, aber im Schmerz über seinen Verlust, fühlte ich diese Wohlthat nicht. Ich fand mich

wieder ein beim Regiment, ſah den Kaiſer untergehen, ſah ihn wieder kommen, ſah ihn zum zweiten Mal, verließ den Dienſt nicht, ich wollte dem Hauptmann Ehre machen, als ſein würdiger Zögling, und nach Hauſe zog mich nichts. Ich kam in die Garde, verlor dort die Schnüre wegen Mangel an Reſpekt vor einem Blanchec, und verließ doch den Dienſt nicht, denn ich weiß, was ich weiß.

Ich ſah den Alten fragend an, da beugte er ſich zu mir über und fuhr leiſe fort: Ich will noch Kapitän werden, und du ſollſt mein Sergeant werden, denn ich weiß, was ich weiß. Ich weiß, daß der Kleine wieder kömmt, er iſt zweimal gekommen, das drittemal darf er nicht fehlen. Er iſt nicht todt, er hat ſich nur verborgen, weil die Engländer ihn vergiften wollten, aber er wird kommen, wenn die rechte Stunde ſchlägt. Und wenn er wieder kömmt, muß ich auch da ſein; da wird er zu mir ſagen: Bonjour, Kapitän Bonjour. Und da werden die großen Tage wieder kommen von Marengo und Auſterlitz, und wer weiß, ob ich nicht an einem derſelben an der Spitze des Regimentes ſterbe? Und dann wird er ſagen: es iſt Schade um den Oberſt Bonjour, ich hätte ihn zum General gemacht. Siehe, darum bleibe ich, und habe alles ertragen, habe fort und fort gelernt, was ich nur konnte in den wenig ruhigen Stunden, die wir haben, damit ich auf dem Platze ſei, wenn er kömmt, damit ich der Rechte ſei, wenn er mich brauchen will. Siehe, darum mußt auch du bleiben, mußt auch du etwas lernen, damit du zu Schanden machen kannſt, die dich haſſen, damit du in dir ſelber das Gefühl haſt, mehr zu ſein, als man dich gelten läßt, und daß wenn die rechte Zeit kommt, du bereitet biſt. Was der Hauptmann an mir gethan, das will ich an dir auch thun, will dich zu einem Kerl machen, wie im ganzen Regiment keiner mehr iſt, und dann wird der Kleine ſagen: Colonel Bonjour, das haſt du brav gemacht. — So plauderte der Alte noch lange fort, erzählte immer geheimnißvoller von den beſondern Träumen, die er gehabt, von Ahnungen und Erſcheinungen, und redete immer begeiſterter von den kommenden Herrlichkeiten, die er ſich für ihn und mich verſprach, wenn all das Lumpenpack zum Teufel gejagt ſei. Mich riß er fort

auf den Schwingen seiner Träume; ich glaubte an ihre Erfüllung, ich versprach Fleiß und Gehorsam, und habe das Versprechen gehalten. Er hatte mir eine Aussicht eröffnet, an der ich mich labte, die mir Kraft gab, vieles zu erlernen, was man sonst in meinem Alter unmöglich glaubt. Die Träume blieben Träume, aber doch haben sie mich zu einem Mann gemacht, der seinem Schöpfer keine Schande macht. Darum träumt nur, liebe Leute, aber ob dem Träumen verträumt das Leben nicht, sondern ob dem Träumen lernet ringen nach einem hohen schönen Ziele, nach der Vervollkommnung eurer selbst.

Nach einem Vierteljahr kam ich aus dem Lazareth, ein ganz anderer Mensch. Muth und Selbstbewußtsein hatte ich wieder erhalten, eine sichere Haltung, ein gemessenes Betragen genommen. Meine Hässer fanden die alten Blößen nicht. Im Dienst war ich ohne Tadel, ausser dem Dienst fand man aber doch die alten Gelegenheiten, mich zu necken; aber ich war eben nicht mehr der Alte, sondern theilte nun aus, was ich empfangen hatte, und mein Alter hatte Mühe zu verhüten, daß ich nicht ein Händelsucher wurde. Er sagte mir oft: es sei Niemand verächtlicher, als der, sich seiner Ueberlegenheit bewußt, Schwächere quälen wolle, solche hätte sein Hauptmann nicht in der Kompagnie gelitten. Der Soldat müsse sich vor keiner blanken Waffe fürchten, aber auch nie dieselbe ohne Noth gegen Kameraden ziehen. Des Schwächern sich anzunehmen sei Pflicht, und das das schönste Vorrecht für einen guten Fechter, wenn er andere schirmen könne, das erwerbe auch den schönsten Respekt. Es geschah, daß ich mehreremale mit Franzosen mich schlug, meist mit den langen, gewaltigen Grenadieren zu Pferde, mit denen wir lebten wie Hund und Katze. Es war eine Freude zu sehen, den Schweizer mit dem kurzen Briquet, dem Franzosen mit der langen Latte (so nannte man ihre langen Säbel) gegenüber, wie rasch die Sache gewöhnlich sich ausmachte, und wie lang hin der Franzose fiel, oft auf den Tod verwundet; denn die Streite zwischen Franzosen und Schweizer waren meist giftiger Natur. Es war eine Freude, mit dem kurzen Säbel, in welchem die ganze Kraft des Arms bis an dessen Spitze lag, zu fechten gegen

so lange Unthäme, welche auch der stärkste Arm nicht sicher und schnell genug regieren kann. Die langen Säbel scheinen großen Vortheil zu versprechen, scheinen den Körper zu schirmen, und hinter diesem Schirm um so sicherer weit hinaus Wunden schlagen zu können. Aber der Schweizer hat einen eigenen Instinkt, auf den Leib dem Feinde zu rücken, an ihn anzudringen; ist einmal der erste Aushieb ausgehalten mit Kaltblütigkeit, was hilft dann der lange Säbel gegen den kurzen, der auf den Leib will?

So zogen die Franzosen gegen die Schweizer gewöhnlich den Kürzern, und werden ihn immer ziehen, wenn man den Schweizer auf den Leib rücken läßt, wohin es ihn treibt. Es trugen auch die Schweizer ihre Briquets mit einer Keckheit durch die Straßen von Paris und vor den Barrieren herum, die nur aus dem Bewußtsein, seiner Waffe Meister zu sein, entspringen kann. Ein Regiment Soldaten, zusammengesetzt aus lauter Einzelnen, von denen jeder seiner Waffe vertrauen darf, jeder Einzelne ein ganzer Mann für sich ist, ein solches Regiment ist unüberwindlich. Das machte die alten Schweizer unüberwindlich! Warum vernachläßigt man diesen Satz aber, und besonders in der Schweiz, übt die Soldaten meist nur als Theile des großen Ganzen; warum, frage ich, wirkt man nicht mit allen Mitteln, namentlich durch Musterungen dahin, daß auch der Einzelne als Mann selbstständig gebildet wird, für sich allein stehen, allein hervortreten kann im Nothfalle? Warum wirkt man nicht dahin, daß er Freude hat an seiner Waffe, daß sie sich ihm zu jeglichem Dienste in die Hand schickt und im Augenblicke der Gefahr ein zuverläßiger treuer Freund bleibt? Aber dafür müssen auch die Offiziere etwas anders mit ihren Degen anzufangen wissen, als sie mit der einen Hand am Griff, mit der andern an der Spitze zu halten, mit krummen Ellbogen und krummen Knieen vor ihren Zügen her stolpernd. —

Der Alte hatte alle Tage größere Freude an mir, und schloß sich an mich, wie der Vater an den Sohn. Durch mancherlei Künste brachte er es dahin, daß ich bei meiner erneuerten Kapitulation in seine Kompagnie kam. Weil wir hier zu gleicher Zeit Dienst zu thun und zu ruhen

hatten, so wurden wir um so unzertrennlicher, unsere Zeit um so besser angewendet. Er wurde an mir zum förmlichen Schulmeister. Schreiben, Rechnen wurden allmählig absolvirt, da ich so viel konnte als er selbst; dann theilte er mir mit, was er von der Mathematik, Geographie, Geschichte verstund; wir lasen Bücher zusammen, die er irgendwo aufgetrieben hatte, oft das wunderlichste Zeug. Am liebsten war es mir, wenn er in stillen Stunden, manchmal auf der Wache, wenn alle schliefen, oder an einem Sonntag Nachmittags irgendwo im Freien sein Herz aufschloß und mich zu Gott hinführte, den er kindlich verehrte, nicht mit der Zunge, sondern von ganzem Herzen und ganzem Gemüthe. Wie er dann beredt wurde, wenn er sich all der wunderbaren Führungen und Bewahrungen Gottes erinnerte, erinnerte, wie manches Menschen er sich um Gottes willen erbarmet, wie oft nur das Vertrauen auf Gott ihn muthig und gefaßt erhalten, und wie ganz anders die Welt und all ihr Treiben in ihm sich abspiegle, seit sein Hauptmann ihn zu einem Christen gemacht, wie ganz anders, als da er noch mit sinnlichen Augen aus einer heidnischen Seele schaute. Aber am merkwürdigsten war, wie er seinen irdischen Gott und seinen himmlischen, den Allvater und den großen Kaiser, in Verbindung brachte, beide Hand in Hand schlagen ließ, von dem Einen sein irdisch, von dem Andern sein ewig Heil erwartete. Das waren glückliche Stunden für mich, die ein neues Leben in mir schufen, fortführten, was Aenneli angefangen, und mir wieder eine Aussicht zeigten hier und dort. Dieses Aneinanderschließens, unserer einsamen Gänge und der Gespräche wegen, die Niemand begriff, wurden wir mit mißtrauischen Augen angesehen. Man wollte wittern, wir brüteten ob geheimen Plänen, gehörten einer geheimen Gesellschaft an; da man aber trotz allem Spähen auf nichts kommen konnte, so begnügte man sich, uns genau zu beobachten. Vielleicht hätte man uns verabschiedet, aber wir beide waren die Zierde unserer Kompagnie, und ohne Tadel in unserer Aufführung. Mancher französische Stabsoffizier stund vor uns still und sagte: bougre, quels beaux soldats! Bei den Kameraden stunden wir in einer Art scheuen Achtung. Mancher An-

kömmling hatte uns Ruhe zu verdanken, wenn wir bei Quälereien gegen ihn, stille stunden und ernst darein schauten; sie wußten, in solchen Dingen verstund ich keinen Spaß, und die besten Fechtmeister scheuten mein Briquet und den Arm, der es führte. Und wenn unsere Suppe zuweilen zu schlecht wurde, so brauchte ich nur zu sagen: ich werde, wenn das nächste Mal sie nicht besser sei, selbst eine einschneiden, so wurde es besser.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wie man uns die Träume vertreibt und den Abschied gibt.

So verstrichen uns Jahre nicht unangenehm, und mir sehr nützlich, denn je mehr ich lernte, desto durstiger wurde ich nach mehrerem; wo mein Alter nicht aushelfen konnte, da half ich mir selbst weiter. In unerschütterlichem Glauben warteten wir Jahr um Jahr, wie die Juden auf den Messias, auf den großen Todten von St. Helena.

So gut wir konnten spähten wir aus, was in der hohen Welt vorging, und setzten die erhaltenen Nachrichten nach unserer Art zusammen, und glaubten bald hier bald dort die sichtbar werdende Hand des Erscheinenden wahrzunehmen. Doch immer wurden wir getäuscht, aber nimmer müde von vornen anzufangen. Da war es eines Morgens, als wäre ganz Paris von einem elektrischen Schlag getroffen aus dem Bett gefahren und zwirrle noch sturm und betäubt herum. Es schrie alles auf den Straßen, vor den Kaffeehäusern drängten sich Massen, um die Anschlagszettel stund, Kopf an Kopf gepreßt, eine undurchdringliche Menge. Aber sprechen hörte man wenig, aber die Augen brannten dunkler, und jeder sah den andern in seine tiefer hinein, als ob er durch diese wunderlichen Fenster hindurchschauen wollte in des andern Seele hinab. Wir wußten nicht, was es zu bedeuten hätte, kamen endlich zum Lesen dessen, was alle lesen wollten; es waren die berüchtigten Ordonnanzen von Karl X.

Blätter flogen durch die Menge, die Aufregung nahm zu, drohende Worte fielen, und Patrouillen fingen an durch die Straßen zu ziehen, doch ohne irgend Widerstand zu finden. Wir gingen in unsere Kasernen. Niemand dachte etwas Weiteres, keine Vorsichtsmaßregeln waren getroffen, keine Truppen zusammengezogen, und nicht einmal die Anwesenden bereit gehalten. Aber der Lärm nahm zu von Stunde zu Stunde, ein Volksmeer wogte durch die Straßen, unbewaffnet, wenn man die Blitze nicht rechnet, welche ihre Augen auf die aufgestellten Truppen schleuderten. Uns fing das Herz an zu klopfen, wir ahneten eine große Stunde; und wer anders konnte in dieser großen Stunde erscheinen, als unser große Kaiser? Gotthelf, sagte mein Alter, lass' uns unsere Pflicht thun, wie wir geschworen haben, es wird sich schon machen, daß alles gut kommt.

Den 27. Juli 1830, Mittags, rückten wir aus. Ganz eigen schlug mein Herz, aber an die Gefahren, die einbrechen würden, dachte Niemand. Unsere Offiziere waren noch ganz guten Muthes, sie sahen nur eine Volkshetze in der Geschichte, und munter ließen sie uns die Menge mit den Kolben aus dem Palais royal jagen. Den Kolben wurden zuerst Steine und Stöcke entgegengesetzt, es gab leicht Verwundete. Dieß reizte die Menge. Studenten, Bürger erschienen bewaffnet in der Masse. Diese brach ein bei Waffenschmieden, und wo sie Waffen zu finden hoffte; ihr Widerstand wurde heftiger, zur Schutzwehr rissen sie das Pflaster auf, machten aus demselben, und allem was ihnen in die Hände fiel, quer über die Straßen, eine Art von Schanzen, Barrikaden genannt. Noch blieben die Soldaten Meister, ihr Feuer streckte ganze Reihen nieder; der Kampf war nicht zu Ende, aber doch konnten wir gegen Mitternacht wieder in unsere Kaserne ziehen, hoffend, die Linie werde bis am Morgen fertig machen. Doch vergebliche Hoffnung; am Morgen mußten wir wieder hinaus. Paris schien zum Schlachtfeld geworden, ganz andere Menschen, ganz anders bewaffnet traten uns gegenüber, ganz andere Schutz- und Trutzmittel besaßen sie. Die Straßen waren verrammelt, die Häuser besetzt, Steine und Kugeln regneten von ihnen in

die Straßen herab. Eine eigene Schlachtenfreudigkeit, die dem Schweizer eigen ist, hatte anfangs die meisten Gesichter überzogen, nur einige Offizier waren bleich geworden, und ein Hauptmann besonders suchte mit der erdenklichsten Sorgfalt sich immer in Sicherheit zu bringen. Aber es wurde ein immer furchtbareres, ein immer endloseres Fechten; wir erstürmten Barrikaden um Barrikaden, aber immer neue stunden vor uns; wir drangen von Straße zu Straße, aber in jeder neuen fanden wir größern, nachhaltendern Widerstand.

Eingekeilt in enge Straßen, konnte man nicht vorwärts, konnte sich kaum rühren, konnte dem aus tausendfachem Hinterhalt fechtenden Feinde nicht auf den Leib. Es war ein traurig Fechten gegen Knaben und Mädchen, schmählich für den alten Soldaten, wenn seine Kugel, die einem wüthenden Volksführer galt, in die Brust eines Weibes schlug. Ein gewisser Instinkt, daß wir nicht für die rechte Sache stritten, sondern um eines Eides willen, lähmte uns mehr und mehr; die Kampfesfreudigkeit wich von uns, wir thaten nur noch unsere Pflicht, und die richtete in solchem Streite nichts aus. Wir fühlten uns verwaist, wir fühlten kein Auge, das über uns wachte, keinen Geist, der über Paris schwebte und das Ganze überschaute, lenkte; nichts nimmt dem Soldaten so sehr die Zuversicht, als der Glaube, es sei kein Führer da, der die Resultate des Kampfes zu verbinden, zu benutzen verstehe. Zudem quälte uns Hunger und Durst, und ein Mann mit leerem Magen ist nur ein halber Mann: während wir hungerten, sahen wir Schaaren Weiber mitten im Feuer Hunger und Durst ihrer Männer und Kinder stillen. Anderthalb Tage wogte der Kampf auf und ab, Generale sahen wir durch unsere dünner werdenden Reihen eilen, sahen den alten Marmont, der der Kopf des Ganzen sein sollte, und den eigenen verloren hatte, sahen, daß Wenige wußten, was sie sagten, noch weniger, was vorzukehren sei. Auf der andern Seite sah man keine Generale, kein besterntes Oberhaupt; Knaben, unbärtige Jugend, warfen sich an die Spitze der einzelnen Volkssäulen vor, und doch schien alles von einem Geiste geleitet zu sein, ein Geist die wilde Masse zu vereinigen,

zu beleben, zu lenken. Diesen Geist sahen wir nicht, aber Bonjour sah mich manchmal durch den Pulverdampf bedeutend an, als wollte er sagen: er ist da, der Kleine, dessen Geist eine halbe Million erfüllen, begeistern, wie einen Körper bewegen konnte. Wir kannten den Volksgeist nicht, der in gewissen Stunden über Millionen kommen kann, darum erkannten wir hier sein Walten nicht.

Die Linie wankte, legte die Waffen nieder. Noch schlug sich die Garde unwillig aber fest im Louvre, in den Tuilerien. Am ersten Orte erhielt ich einen Schuß durch den linken Arm, der mich kampfunfähig machte, doch nicht bewußtlos. Bonjour verband mich flüchtig, gebot mir, mich an ihn zu halten und nicht zurückzubleiben; wir wußten nicht, ob an uns wieder geschehen sollte, was vor bald vierzig Jahren an der alten Garde des sechszehnten Ludwigs. Die beiden Schlösser wurden gegen Mittag des 29. genommen, den kleinen Teufeln von Studenten mußten wir weichen, und zogen uns entkräftet St. Cloud zu.

Wir waren besiegt. Wer hat dies Gefühl lebendig je empfunden? Von wem? das wußten wir eben nicht. Es schien uns nach und nach immer deutlicher, daß ein unsichtbarer Feind unser Sieger sei. Die Sorge für die Waffen, für den Widerstand verschwand mehr und mehr, die Obern standen zusammen, bekümmerten sich wenig um die Ordnung der Soldaten, um eine feste, gedeckte Stellung gar nicht. Die Ersten der Armee zeigten sich nicht. Die Couriere, hohe und niedere, gingen nicht nach den Sammelplätzen der Truppen, sondern nach Schlössern und erleuchteten Sälen. Bonjour wurde, trotz allem Aerger, daß wir vor einer so arglosen Masse gewichen, immer fröhlicher. Er behauptete: da sei etwas Großes im Werke, gerade so sei es gegangen, als der Kleine das Erstemal abgedankt, nun komme die Reihe an einen Andern. Er reinigte sich von Blut und Staub, wichste den Schnurrbart frisch, bürstete so weit er kommen konnte, und sorgte zugleich für mich wie ein Vater. Bei jedem Geräusch fuhr er auf, und meinte, nun komme der schöne Schimmel, und auf dem schönen Schimmel der kleine Hut, und unter dem kleinen Hut der große unsichtbare Geist, der uns

geschlagen. Da ritt es endlich an uns heran, aber der Schimmel und der Hut waren nicht dabei, auch nicht der Geist. Wir vernahmen, daß Karl abgesetzt sei, daß das Volk Louis Philipp zum König erwählet, daß die Franzosen den Eid der Treue zu schwören, wir aber die Waffen zu strecken und nach Hause zurückzukehren hätten. Von Napoleon kein Wort.

Wir streckten die Waffen, wir zogen die grauen Kaputröcke an, und empfingen von der ganzen Nation, von Station zu Station Blicke stolzer Verachtung, demüthigenden Mitleids. Traurig ist's, Kriegsgefangener zu sein, von einem Mächtigern besiegt, wandern zu müssen in fremdes Land, vielleicht in enge Haft, begrüßt vom Haß der Bewohner. Doch der Kriegsgefangene tröstet sich mit dem wechselnden Geschick, mit dem Gefühl, daß er für sein Land, seinen angebornen Herrn es geworden. Aber wer beschreibt die entsetzliche Empfindung für brave Soldatenherzen, wenn sie im Blute besiegelter Treue, wie Bettler, von Schub zu Schub in die Heimath abgeliefert werden, wenn sie heimgetrieben werden, wie vermiethetes Vieh; nichts gilt, was sie gethan, nur Vorwürfe sie treffen, was sie genossen? Wer beschreibt die entsetzliche Empfindung, wenn in der Heimath die gleichen Blicke sie empfangen, die gleiche Geltung ihnen wird? Wenn der Glaube offen an den Tag gelegt wird, nun seien sie neu zu vermiethendes Vieh; und wenn die sogenannten Landesväter dieses Vieh nun selbst miethen wollen, um es gegen seine Väter und Brüder zu gebrauchen, Bruderblut zu vergießen, Väter dem Henker zu überliefern? Wer will die Empfindung des Einzelnen beschreiben, wenn er sieht, daß die Menge der Kameraden in langer Gewohnheit alles vergessen haben, nur nicht die Gewohnheit, Miethlinge zu sein, wenn er sie erkaufen sieht um einen halben Gulden täglich, nicht nur zu schlechten Streichen, sondern zu Vater- und Brudermord? Wer will seinen Schmerz beschreiben, wenn er theilen muß die Verachtung, die mit Recht die Unglücklichen trifft, das nie aufhörende Mißtrauen, das die durch ihr Leben begleitet, welche die rothe Kutte getragen, und ganz besonders die, welche die wenigste Schuld tragen, die Gemeinen meine ich.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Meine Heimkunft.

Ich hatte die trübselige Kolonne nicht verlassen, freilich nicht zum Vortheil meiner ernsthafter gewordenen Wunde. Ich war auf einem requirirten Wägelein nachgeführt worden, hatte aber öfter Marodeu Platz gemacht, und so mich über Vermögen angestrengt. Zu diesem kam noch eine unglückliche Gemüthsstimmung. Unsere Träume, was waren sie? Schaum. Von Napoleon nirgends die Rede. Von Nachtlager zu Nachtlager hofften wir auf Nachrichten, aber umsonst. Anfangs glaubten wir, er sei etwas zu weit weg gewesen, um erscheinen zu können; aber da hätten doch seine Anhänger für ihn geredet, für ihn sich gesammelt; und davon keine Spur.

Wie wir uns drehen und winden mochten, den Glauben an sein Leben, sein Wiederkommen mußten wir nach und nach fahren lassen, und mit ihm all unser Hoffen. So war wieder mein Traumbild für die Zukunft mir zerfallen, eine schwere Gegenwart drückte mich, eine öde Zukunft gähnte mich an. Mein armer Alter litt noch mehr als ich, seine ganze Kraft schien ihn zu verlassen; schwere Seufzer waren Zeugen seiner traurigen Gefühle, und manche Thräne sah man stecken in den Furchen seiner dunkeln Backen.

So lange wir in Frankreich waren, hatten wir nichts über unsere Zukunft gesprochen, immer noch Hoffnung hegend. Als wir aber unsere Gränzen überschritten hatten, da mußten wir ausmachen, was nun geschehen solle. Wir beschlossen, jeder solle nach seiner Heimath ziehen, nachzusehen, ob sich dort nicht irgendwo eine Anstellung für ihn finde, welche es möglich mache, daß der andere zu ihm ziehen könnte. Bonjour hatte sein kleines Vermögen, das zum Theil in seiner Heimath angelegt war, zu ordnen, zudem mußte jeder zu Schriften kommen, um allenthalben sich aufhalten zu können. Noch hing es von dem Zustand

meiner Wunde ab, ob ich in Bern in den Spital müsse, oder heimgehen könne. In Bern, nach einigen Tagen Rast, fand der Wundarzt dieselbe nicht bedenklich, und bei Befolgung seiner Anordnungen glaubte er sie bald geheilt, ohne Lähmung oder merkliche Schwäche. Es war ein traurig Scheiden von Bonjour, ob es gleich kein langes sein sollte. Wir waren Jahre lang zusammen gewesen, er mein Vater, ich sein Sohn geworden, hatten in der Gegenwart zusammengehalten und eine gemeinsame Zukunft uns auferbaut, darum that das Scheiden uns so weh. So oft schon getäuscht, war es, als ob wir es ahneten, daß die Hoffnung baldigen Wiedersehens auch eine Täuschung sein sollte.

An einem schönen Herbsttage, am wolkenleeren Himmel die milde Sonne, auf den Weiden die läutenden Kühe, wanderte ich langsam meiner Heimath zu. Mir war weich aber wohl um's Herz; die liebliche Luft, das unaussprechliche Heimelige, das aus jedem Zaune, aus jedem Hügel mich anlächelte, gossen einen stillen Frieden über mich aus, eine vertrauungsvolle Ruhe erfüllte mich.

Ich trug freilich nicht Epauletten, keine Ehrenzeichen, aber ich war doch nicht mehr der Gleiche, der die Heimath verließ. Ich war nicht mehr der unwissende rohe Bursche, der nicht wußte wie das Land heiße, in welchem er wohnte, der weder seinen Namen schreiben, noch sagen konnte, wie viel 7 Mal 7 sei. Ich war mir bewußt, über den Meisten in meiner Gemeinde zu stehen, und mehr zu wissen als alle Schullehrer, die mich unterrichtet hatten. Jahre waren über mich gegangen, ich war nicht mehr der brausende, sprudelnde Jüngling, ich war ein Mann geworden. So hoffte ich durch mich selbst, nicht durch Orden, langen Säbel und glänzende Uniform in meiner Heimath Geltung zu finden; träumte, bald meinem zweiten Vater schreiben, ein ruhig Plätzchen, ein lieblich sonnigwarm Gärtchen zum Ruheplatz seines Alters ihm anbieten zu können. Ich kam auch nicht ohne Geld heim. So wie mein Alter den Grundsatz von seinem Hauptmann hatte, daß man lernen solle, wenn man auch noch nicht wisse, wofür: so hatte er auch einen zweiten: zu sparen, wenn man auch nicht wisse für was, für wen. Er meinte, zum Offizier

brauche es Geld, und so viel als möglich müsse man vermeiden mit Schulden anzufangen; erzählte, wie tausend Bursche gedankenlos in der Jugend ein Geld verthäten, mit welchem sie später in der Welt sich hätten forthelfen, etwas anfangen, ein sorgenfreies Alter sich bereiten können. Die Meisten derselben gingen später in Noth und Elend zu Grunde, und manche lange Nacht müßten sie auf ihrem Strohlager unter ihren Hudeln schlaflos sich wälzen, und an die schönen Batzen alle denken, die sie leichtsinnig und üppig verschwendet. Darum mußte ich auch sparen, und wenn wir hie und da eine Flasche tranken, so zahlte er sie.

Einige Bankscheine, die fast aussahen wie Lotteriebillets, ließen mich einige Zeit sorgenfrei. In Gedanken war ich fortgegangen, ergrübeln wollte ich, was für ein Geschick mir endlich werden würde? Ein frischer Luftzug weckte mich, ich sah auf, und fand mich auf der Ecke des Berges, wo er in's Thal hinab sich senkt. Vor mir lag meine Heimath, am grünen Abhang das ehrwürdige Kirchlein, vor ihm der alte immer gleiche Fluß mit seinen guten und bösen Launen, um das Kirchlein her die wohlbekannten Häuser, obwohl noch mit den wohlbekannten Menschen? Tief unten im Thale glänzte in der abendlichen Sonne die Wetterstange auf meines seligen Vaters Hause; ich sah das stolze Bauernhaus auf der Thalwand oben mit seinen glitzernden Fenstern, und vor demselben die Elephanten der Schweiz, die stattlichen Kühe auf der Herbstweide. Ich sah gegen zwei der Schulhäuser hin, wo der Schulbub und der Schulmeister bald in heißem vergeblichem Schweiß über einander schwitzten, bald, und das oft nicht umsonst, über einander gähnten. Da fielen meine Augen in's Thal hinauf, dort war das Haus, wo des Herrn Stimme mich aus dem Schlafe geweckt, und das ich neu erbauen half, und daselbst fast versteckt das alternde Haus, wo Aenneli, wo meine Liebe war, meine Sehnsucht mich hinzog, der Stern meines Lebens auf- und unterging. Ich sah Aenneli wieder, und die geschwundenen Jahre waren vergessen, ich fühlte neu die alte Liebe, ich erlebte neu die alten Geschichten, mich brannten wieder die alten Leiden, ich begleitete Aenneli zum Grabe, und es brach wieder auf die verharschte

Wunde, die ſein Tod mir geſchlagen. Meine Augen brachten ſeinem Andenken wieder das heilige Opfer des trauernden Herzens, die Thränen, alle aus einer Quelle entſpringend, und denn doch Kinder der verſchiedenartigſten Empfindungen. Eines aber erwachte in mir nicht, nicht der alte Haß gegen die, welche ich ſchuldig an ſeinem und meinem Schickſal glaubte, ich ballte nicht die Fauſt, fluchte ihnen nicht. Mich ergriff ein ſüßes Sehnen nach dem verlornen Glück, nach dem lieblichen guten Mädchen bei dem guten Vater droben. Mir entwickelte ſich das Bewußtſein, daß der Allgütige ſein liebes Kind nach kurzem Leiden hinaufgenommen als ſeine gereinigte Magd, mich aber einen rauhern, längern Weg geführt zu meiner Reinigung, aber auch an Vaterhand. Ich erkannte in mir die Zeichen ſeiner Vergebung darin, daß ſeine Schickungen zu meiner Seligkeit gedient. Ich ergab mich ihm auf's neue und ſprach: Vater, nicht wie ich will, ſondern wie du willſt. Wie hätte ich da zürnen, fluchen ſollen denen, die mir Uebels gethan, da der mir vergeben hatte, an dem auch ich ſchwer geſündigt? Ich begriff, daß ſie nicht gewußt, was ſie an mir gethan, daß ihnen das Gefühl gefehlt für die Wunden, die ſie mir ſchlugen, die Erkenntniß der Sünden, die ſie an mir begangen. Ich nahm mir vor, verſöhnt ihnen entgegen zu treten und die Hand zum Frieden zu bieten. Mein Herz war weit und offen, alle da unten im heimiſchen Thale hätte es umfaſſen mögen, und mir ward, als ob Gott mit Wohlgefallen mir zuſehe, als ob er aus ſeinem ſichtbaren Auge, der untergehenden Sonne, mir blicke und nicke. Da machte ich mich auf, und bei jedem Schritte pochte mir das Herz in ungeduldiger Erwartung, daß ein bekanntes Geſicht ſich mir zeigen, eine bekannte Stimme mir großen Dank ſagen möchte. Knaben trieben die ſatten Kühe heim, ich kannte keinen. Von den Feldern mit Kärſten, Karren, Wagen zogen die Erdäpfelgraber heim zu ihrem gewohnten Erdäpfelſchmaus bedächtigen Schrittes, manches Scherzwort wechſelnd, aber ich kannte Niemand. Junges Volk war es meiſt, das mich verwundert anſah, mir manchmal bekannt ausſah, aber nicht heimgewieſen werden konnte.

Zuweilen war es mir, als ob ich ein alterndes Mütter-

chen als eine ſtattliche Frau gekannt hatte, als ob ich einem rundlichten Weibe den Namen zu geben wüßte, wenn es ein ſchlankes Mädchen geweſen wäre. Ich hatte die entſchwundenen Jahre vergeſſen und ihre Macht über das Menſchengeſchlecht. Vor den Häuſern hin und wieder erkannte ich einen Mann, deſſen feſtere Geſtalt dem Wechſel der Jahre widerſtanden war. Wie freundlich ich ſo einem einen guten Abend bot, wie kalt er mir dankte; denn keiner erkannte mich! Endlich trat ich in's Wirthshaus, wo ich ſo manchen Klapf gegeben, ſo manchen erhalten hatte. Jedes Stuhlbein heimelete mich an, ein wohlthätiges Gefühl kam über mich, daß jene Zeit, wo ich mit den Stuhlbeinen eine ſo gute Bekanntſchaft hatte, dahin ſei; doch ſchenkte der Mann jenen Zeiten und dem damaligen Jüngling freundlich wehmüthige Blicke. Auch der Wirth und ſeine Frau waren alt geworden, und kannten mich nicht, ſo wie keiner der wenigen Gäſte. Ich mußte ihnen erzählen von Paris und dem Kampfe daſelbſt; andächtig hörten ſie zu, bis der Wirth mich endlich fragte: wohin ich wolle und wie ich heiße, weil er es aufſchreiben müſſe? Mir klopfte das Herz, als ich meinen Namen nannte, es klopfte in banger Erwartung, ob freundliche Geſichter mich willkommen heißen würden? Aber faſt erſchrocken ſahen mich die Menſchen an: an dich habe ich nicht geſinnet, es hat Niemand geglaubt, daß du wieder kommeſt, hieß es von allen Seiten. Einer nach dem andern ſchlich ſich fort aus Furcht, ich möchte ihn für etwas, vielleicht für ein Nachtlager, anſprechen, jeder ſchien ſchon zu berechnen, daß die Gemeinde einen Tagdieb mehr werde zu erhalten haben. Der Wirth war bald mit mir allein, er wies mich nicht fort, fragte mich nicht nach Geld; allein auf ſeinem Geſichte war die Angſt zu leſen, ich möchte ihm einſtweilen allein zur Laſt fallen. Liebe Leute, ihr wißt alle, was das Heimkommen jedem Menſchen, der nicht ganz fühllos iſt, für eine Bedeutung hat. Wenn ein Hausvater, der Weib und Kind hat, einen einzigen Tag fort iſt, was wünſcht er zu Hauſe zu finden, was zieht ihn heim, wenn er weiß, daß er es findet; was zieht ihn Stunden früher heim und ſchleunigt ſeine Schritte, mehr und mehr, je näher er dem Hauſe kommt? Iſt's

nicht freundlicher Empfang, ſind es nicht freundliche Geſichter? Was verſüßt ihm Hitze und Mühe, und läßt ihn die Ermüdung vergeſſen? Freundliche Geſichter! Was macht manchen Menſchen unglücklich und ſtürzt ihn auf immer in's Verderben? Unfreundliche Geſichter, Streit und Schelten wenn er heimkömmt. Nach der Heimath zieht es Alle, und je mehr es einen dahin zieht, deſto unglücklicher wird man, wenn man es einem dort nicht heimelig, ſondern unheimelig macht. Nun war ich Jahre fort, war wieder in der Heimath, deren Anblick mich heute ſo glücklich gemacht hatte, fand keinen Aetti, fand kein Müetti, keine Frau, kein Kind, kein einzig freundliches Geſicht, kein herzliches Willkommen, ſondern allenthalben den Ausdruck, daß ich unwerth heimgekommen. Liebe Leute, das that mir weh, das brannte mir tief in's Herz hinein. Als ich auf meinem Lager war, übermannte mich der Schmerz, ich weinte bittere Thränen, daß in der Heimath mir nur Eſſig und Wermuth bereitet ſei.

Mir wollte das Herz wieder in Zorn aufwallen, böſe Vorſätze wollten aufkeimen in mir, Mißmuth mit meinem Loos mich übermannen, ich fühlte mich verlaſſener als je. Da fing leiſe eine andere Kraft in mir ſich zu regen an, die Kraft des Selbſtbewußtſeins, das Gefühl des eigenen Werthes; das Vertrauen, von Gott nicht verlaſſen zu ſein, vereinigte ſich damit. Beide erhoben mich allmälig über meinen Schmerz. Ich verzieh zum Eigennutz erzogenen Menſchen eigennützige Gedanken, verzieh den Vielbeladenen ihre durch Andere erzeugten Aengſten, begriff, daß ich in der letzten Zeit eben nicht den beſten Ruf hinterlaſſen haben müſſe, fieng an mich zu freuen, nun als ein anderer Menſch erſcheinen, ſie alle beſchämen, ihnen nützlich ſein zu können. Ich empfahl meine Wege dem, in deſſen Wegen ich wandeln wollte, und fand endlich Ruhe.

Dreißigstes Kapitel.

Meine Krankheit und dem Spital seine.

Die gestrige Tagreise, die gehabten Gemüthsbewegungen, verbunden mit allem Frühern, ließen mich am folgenden Morgen unwohl erwachen. Meine Wunde war wieder entzündeter, es fröstelte mich über und über, und heftiges Kopfweh lastete zentnerschwer über meinen Augen. Ich stund dennoch auf, glaubend, frische Morgenluft werde mir wohler machen. Zu Aennelis Grab wollte ich, wollte es wieder grüßen, wollte es bitten, mein Schutzgeist zu bleiben, bis der gütige Vater uns zusammenführe. Mühsam trugen mich meine Schritte hin auf die mir wohlbekannte Stätte. Dort sank ich in's feuchte Gras, und dachte unserer Scheidestunde, seines letzten Blickes, und immer dunkler wurden mir meine Gedanken; aber immer hellere Bilder drängten sich an meinen Augen vorüber, ich glaubte Aenneli zu sehen, mein Kind, Mareili, Bonjour, Napoleon, und noch manche andere Gestalt, und diese Alle vereinigten sich, stoben dann wieder auseinander auf die wunderlichste Weise.

Ich konnte die Bilder immer weniger festhalten, sie verflossen immer wilder in einander, wurden immer dunkler und dunkler, bis endlich schwarze Nacht über mich einbrach, und jegliches Bewußtsein mir schwand. Doch stiegen dann zuweilen auch in dieser Nacht Gewitter auf, und mir war's, als sehe ich den ganzen Himmel in einem flammenden Blitze, und diese Blicke entlüden sich alle auf meinem Kopfe, und erfüllten ihn mit einem entsetzlich brennenden Feuer. Und wieder war mir, als stünde ich im Gefechte, und alle Kugeln schlügen mir in meinen Arm, und obgleich schon hundertfach zersplittert, kamen immer neue Kugeln und fanden immer noch etwas zum Zersplittern. Da kam wieder die Nacht, in der ich nichts sah, nichts fühlte.

Endlich erwachte ich von einem hellen Schein, der mir in die Augen drang. Ich schlug die Augen auf, meine

Weckerin war die Morgensonne, die durch enge Fenster hineinguckte auf mein Bette. Ich war nicht mehr auf Aennelis Grab, und konnte nicht begreifen, wo ich war, wie ich hieher gekommen? Am Fenster saß ein altes Mütterchen, hustete und spann Kuder, in zweien andern Betten berzete und stöhnte es, im dritten lag ich, unendlich matt, nur Augenblicke konnte ich die Augen offen halten, die Stimme fand ich gar nicht, der Kopf war mir so blöde, aus den Gliedern war alle Kraft weg, ich konnte mich nicht rühren, lange lange nicht. Endlich vermochte ich ein Geräusch zu machen, die Alte brachte mir zu trinken, und erschrack zum Einfallen, als ich durch den Trunk gestärkt, sie fragte: wo bin ich? Sie glaubte, ein Geist rede aus mir, denn Niemand hatte daran gedacht, daß ich wieder zurecht komme. Ich vernahm nun, daß ich im Spital der Gemeinde sei, vom Kirchhof weg hieher gebracht, und viele Wochen lang hier im Fieber liege, und daß der Doktor gesagt, es sei nichts mit mir zu machen, ich stürbe auf jeden Fall. Doch hätte man mir noch alleweil zu trinken gegeben, wenn ich meine Zunge fast schwarz vor Brand herausgestreckt.

Ich hatte Mühe dieses zu fassen. Endlich ordentlich zu mir selbst gekommen, fühlte ich besondern Schmerz im Arm, fühlte seine Vernachläßigung, indem ich ihn nicht mehr bewegen konnte. Ich verlangte nach dem Arzt, die Alte ging, sagte es dem Spitalknecht, und brachte seine Antwort: das werde nicht halb so pressieren, am Abend müsse Jemand in's Dorf, um Salz zu holen, da werde es lange frühe genug sein. Ich wollte mir das nicht gefallen lassen, allein die Alte meinte, da sei nichts zu machen, und nahe an mein Bett tretend, flüsterte sie: der Knecht sei gar e wüste und unerchante. Wie man mich am Montag in den Spital gebracht, habe er das erst am Mittwoch dem Doktor sagen lassen, und gemeint, um dä wäre es nicht Schade, wenn er schon verrecke. Aber ich solle sie um Gotteswillen nicht verrathen; wenn er es wieder vernehme, was sie mir gesagt, so ginge es ihr viel zu bös, sie käme gewiß in den Schwingstuhl oder an das Block. An eine solche Ordnung war ich nicht gewohnt aus den französischen Spitälern; ich wußte, was dort die kleinste

Vernachläßigung eines Kranken nach ſich zieht, und hatte gar keinen Begriff davon, wie weit die Rohheit eines Spitalknechtes getrieben werden kann, wie weit eine Kommiſſion den brutalen Grundſatz: daß ſie nur da ſei zur Unterſtützung des Knechtes, und nicht auch zur Sicherſtellung und Bewahrung der Armen, ausdehnen kann; ich hatte keinen Begriff davon, wie hoch man Deſpotie und Zwang in einem ſolchen Hauſe ſchrauben kann, ſo weit z. B., daß man den Leuten daſelbſt das Kirchengehen verbietet aus Furcht, ſie möchten erzählen, wie ſie behandelt werden.

Ich ſchickte ſie noch einmal hin: da kam etwas herangepoltert in Holzſchuhen (die Holzſchuhe und noch andere raſſelten oft bis nach Mitternacht in dem hölzernen Hauſe, auf den Köpfen der Kranken herum, daß es mir in meinem angegriffenen Kopfe faſt unerträglich wurde) und ſchnauzte mich an: ich werde h. D. nicht wollen regieren, er müſſe verantwortlich ſein, er hätte h. D. viel zu thun, wenn er allemal apparti zum Doktor ſchicken wollte, wenn es einem in Sinn käme; hätte ich ſo lange da gelegen, ſo werde das nicht alles zwänge, wenn ich ſchon bis am Abend warte. Ich frug nach meinem Haberſack, indem ich mehreres für meinen Arm von unſerem Wundarzt hatte, er wollte nichts von ihm wiſſen. Ich frug nach meinen Kleidern, es hieß, die hingen draußen im Spycher, man hätte nicht daran gedacht, daß ich ſie noch einmal brauche. Ich forderte ſie; die hätte ich gar nicht nöthig, ich werde ſie nicht anziehen wollen, und man hätte nicht der Zeit, für mich ume und ane zu ſpringen; ich ſolle nicht meinen, daß ich hier nur befehlen könne. Ich verlor im Aerger wieder mein Bewußtſein, aus welchem mich der Arzt weckte, der nun, da ich noch nicht ſterben wollte, es wieder für thunlich hielt, mit meinem Arm ſich zu beſchäftigen. Derſelbe war fürchterlich vernachläßigt, einige Zeit glaubte man ihn abnehmen zu müſſen. Wenn man nicht immer noch gehofft, ich ſtürbe, ſo hätte man mich wahrſcheinlich nach Bern geführt, ſo aber fand man es nicht der Mühe werth. Er wurde endlich gerettet, allein er wird mir ſteif bleiben.

Da die rohe, brutale Handlung die gleiche blieb, und

ich eben glaubte, die Behörde sei für beide Theile da, so begehrte ich einmal, der versammelten Kommission etwas vorzubringen. Ein Mitglied kam, und auch der Knecht. Ich wurde gefragt, was ich wieder zu räsoniren hätte? der Knecht meinte, ich solle meine Sachen jetzt nur sagen. Und ehe ich noch etwas sagte, meinte das Mitglied: man kenne söllig Kunde wohl, söllige sig niene wohl, wenn sie amene rechte Ort hätte chönne si, su wäre si nit unter die Rothe gloffe. B'hütis, ih chenne di gar wohl, du bisch geng vo de ungattlichste eine g'si, und wirst jetzt unger dene Hudle alle e ganze Kerli worde si. Aber du muesch nit meine, du heigisch meh Recht als e nangere, u de di förchte me nit; we me e Söllige förchte wett, me wär bös zweg. Nun versuchte ich auch etwas zu sagen, was Manier sei und nicht. Aber da hieß es plötzlich wieder: du bisch jetzt nit z'Paris, du bisch jetzt i üsem Spitel, wärisch dert bliebe. B'hütis, mir hei di gar nit umme bigehrt. Ih g'seh jetzt scho, wer recht het, du bisch eine vo de Mehbessere, häb dä numme i der Kur, dä mangletz. Das war mein Verhör, das seine Frucht. Ich sah, daß unter solchem Regiment gar nichts zu machen, und Schweigen das Beste sei. Dieses wurde mir am schwersten, wenn ich alte, zitternde Leute mit Worten und Werken mißhandeln sah, oder wenn die Frau des Knechts, die ein Gesicht hatte, wie eine Stande voll Sauerkraut, ihr böses Maul handthieren ließ unter den Leuten. Meine Genesung ging sehr langsam vor sich unter solchen Umständen, man kann es sich denken. Erst als das Frühjahr schon hoch am Himmel stand, konnte ich zum ersten Mal die Stube verlassen und an die Sonne mich setzen. Ich sah erbärmlich aus, und fühlte auf der Brust und in allen Gliedern eine unbegreifliche Schwäche. Doch war einmal der erste Schritt gethan, ich hoffte, bald mehrere zu thun, bald diesen Ort verlassen zu können.

Zwei Sachen plagten mich. Erstlich das Habhaftwerden meiner Effekten, über die man mir nicht Auskunft geben konnte oder wollte, und dann die Sehnsucht nach Bonjour. Ich konnte nicht begreifen, warum er nicht geschrieben, und wollte ihm schreiben, sobald es mir möglich war. Endlich glaubte ich den Weg nach dem Dorfe unter-

nehmen zu können, und fragte um Erlaubniß. Ich mußte sagen, was ich unten machen wolle? Nach Briefen sehen, war meine Antwort. Dafür brauchst du nicht hinunter zu gehen, hieß es, es liegen zwei für dich schon lange da. Ich wollte aufbegehren, daß man mir sie nicht übergeben, allein es hieß: man hätte noch an andere Sachen zu sinnen, als an meine Briefe. Dieselben waren offen, wahrscheinlich weil man nicht dachte, daß ich sie je lesen werde, und allerdings von meinem Alten. Derselbe schrieb mir im ersten: er hätte weder nahe Verwandte noch gute Bekannte angetroffen, scheine auch unwerth gekommen zu sein, er wolle nur noch den Lesel abwarten und einen Brief von mir, dann werde er wohl zu mir kommen. In einem zweiten beklagte er sich über mein Stillschweigen und über ein angreifendes Unwohlsein, das ihn zwar nicht in's Bett geworfen, aber doch vom Reisen abhalte, deßwegen solle ich sobald als möglich ihn besuchen. Der letztere war schon drei Monate alt, französisch geschrieben, und man hatte nicht der Mühe werth gefunden, ihn mir zu übergeben. Man kann sich meinen Unwillen und meine Unruhe denken. Der Erstere stieg noch, als der Lümmel mich jetzt nicht in's Dorf lassen wollte, und meinte, ich wollte nur hinuntergehen, um die paar Batzen, die ich noch hätte, zu versaufen und ihn zu verbrüllen. Nun erwachte aber die ganze Ueberlegenheit des Mannes in mir. Mit wenig Worten erklärte ich ihm, daß er mich verklagen, aber an meinem Gang nicht hindern könne, und durch das Hinterhalten der Briefe hätte er ein Unglück angestellt, das er vor dem Richter zu verantworten hätte. Der Mann war verblüfft, aber nach Art solcher Lümmels verbarg er seine Verlegenheit hinter desto lauterem Brüllen: ich könne seinethalben laufen wohin ich wolle, aber er wolle sehen wer Meister sei, ob ich oder er, es werde wohl ein Block da sein für mich, schwer genug, ihn nicht in's Dorf zu schleppen. Doch ließ er mich fort.

Mein erster Gang war in's Wirthshaus, um meine Effekten zu suchen. Glücklicherweise traf ich den Wirth, und gleich die rechte Saite. Ich entschuldigte mich, daß ich so lange sein Schuldner geblieben sei, und frug nach meiner letzten Uerti. Er meinte, das hätte nicht pressirt,

aber es sei brav von mir, daß ich zu zahlen begehre. Er fand, daß ich gar leid aussehe, und gab mir eine gute Fleischsuppe, die mir wir wohlthätig in alle Glieder drang. Ich wollte schon zutraulich werden und zu klagen anfangen über den Spital und dessen Vorstand; da sah er sich um, ob das Jemand gehört, und meinte: man könne es nicht allenthalben haben, wie man wolle, es seien auch gar allerlei Leute in einem solchen Spitale, er hätte schon manches gehört, allein man rede heut zu Tage gar viel. Uebrigens gehe ihn die ganze Sache nichts, und was ihn nichts angehe, darein mische er sich nicht. So ging es mir später noch an mehreren Orten. Die Leute erschracken ordentlich, wenn ich vom Spital zu reden anfing, sahen sich um, ob auf hundert Schritte jemand in der Nähe sei? und wenn sie keinen Menschen sahen, so redeten sie doch leiser, so leise als möglich, wahrscheinlich aus Furcht, der liebe Gott möchte es hören. Ich stellte mir vor, gerade so hätten vor der Revolution die Franzosen mit der Bastille gehabt. Es kam mir aber sehr merkwürdig vor, was man auf dem Lande, und noch dazu in einem freien Lande, mit einer tüchtigen Portion Unverschämtheit, unterstützt von eigennützigen und herrschsüchtigen Menschen, für einen Zwang ausüben, die Menschen in Angst und Schrekken jagen kann, auf der einen und auf der andern Seite eine Art Respekt einflößen, in welchem man alles Gethane und Gesprochene recht gut und schön finden zu müssen glaubt. Ich sah das aber später noch viel schöner, Ich sah, wie Gemeindebeamtete, z. B. Gemeindsschreiber, mit diesem unverschämten, hochfahrenden Wesen ganzen Gemeinden imponirten, sie verstummen ließen. Ich sah wie die ehrsame Bauersame am Kreuzer hängt mit Leib und Seele, ich sah, wie solche Beamtete Geld hinter sich zogen, keine Rechnung gaben, mit dem Gelde wirthschafteten, daß es eine Burgerlust war. Ich sah wie die ganze Bauersame Stück um Stück in's Geheim einem in's Ohr sagte: das komme nicht gut, da werde die Gemeinde einisch e Donnerstäsche use näh! Ich hörte, wie selbst höhere Regierungsbeamtete, die doch auch von Amtes wegen etwas zu thun haben werden, trotz ihren geheimen Instruktionen, mit denen sie sich zuweilen bemänteln, Aehnliches meinten;

und doch sah ich vor hochgetragener Unverschämtheit alles beben, und keiner durfte das Maul aufthun, um zu sagen, was Recht und Pflicht war, wozu das Gesetz verpflichtete. Es ist aber eben eine merkwürdige Sache um das Menschenherz, und sehr merkwürdig in demselben zu sehen, für den, der Augen dazu hat, wie sich in ihm Eigennutz, Menschenfurcht, Neid, Bosheit, Heuchelei, Schmeichelei zu einem grausen Knäuel geballt herumbalgen, und bald das eine bald das andere Ungethüm obsiegt. Endlich frug ich meinen Wirth nach meinem Habersack; derselbe, meinte er, werde noch oben liegen, und glücklicher Weise fand er sich noch vor.

Einunddreißigstes Kapitel.

Wie ich zu Geld, einem Erbe, einer Kutte, und fast zu einer Weltsche kam.

In demselben fand ich meine Bankscheine wieder, wußte aber nicht, ob sie noch gültig seien, ich wußte, wie es in der frühern Revolution mit dem Papiergeld gegangen war. Der Wirth konnte mir nichts von dem Zustande Frankreichs sagen; er lese keine Zytig, meinte er, und man hätte schon zu viel an dem, was hier vorgehe, als daß man sich noch darum bekümmern sollte, was dort vorgehe, wo es einen nichts angehe. Ich frug nach Jemandem, der mir Auskunft geben könne?

Er wies mich zu einem, der gar e g'wundrige und e politische sei, und vier Zytige lese. Ich ging, und fand einen langen, schwarzhaarigen und bärtigen Mann, die Hände in den Seitentaschen des pelzkragichten Rockes, mit einer blauen Brille auf der schlanken Nase, der frug gar manierlich, die Achseln hoch hinauf ziehend, nach meinem Begehren. Ich trug ihm die Bitte vor; er fragte mich um die Ursache meiner Bitte. Etwas ungern sagte ich ihm, daß ich Scheine einzuwechseln hätte und eine Reise machen möchte zu einem Freund, von dem ich vermuthe,

daß er krank sei, daß ich aber nicht wüßte, wo ich könnte wechseln lassen. Der Mann, ein obrigkeitlicher Fecker, war bekannt mit Geldgeschäften; da er keine Kinder hatte, so hatte er seine Freude an andern Dingen; er erbot sich, das Geschäft für mich zu besorgen, und mißrieth mir die Reise gar sehr, bis ich gründlich hergestellt sei.

Er bestellte mich auf einen andern Abend, um sich von einem Augenzeugen die Julitage erzählen zu lassen, und ermahnte mich, einstweilen, an Bonjour zu schreiben, wenn ich nämlich schreiben könne, sonst wolle er es für mich thun. Ich nahm sein Erbieten an, da ich wohl recht gut schrieb, aber im Spital kaum zum Schreiben gelassen worden wäre.

Mit Vergnügen hörte mir der Fecker zu. Da er wahrscheinlich in mir einen verständigen Mann fand, und er selbst eben so gerne erzählte, als zuhörte, so erläuterte auch er mir die Verhältnisse im Vaterlande, die mir durchaus unbekannt waren. Er gehörte zu den sogenannten Liberalen, war der Aristokratie abhold, und wollte aufrichtig das, was er für das Beste hielt. Er machte aber weder die Aristokratie zu lauter Teufeln, noch vergötterte er das Volk, oder vielmehr die größten Schreier desselben. Er gab sich alle Mühe, von jeder Leidenschaftlichkeit sich frei zu halten, und Jedem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; darum sahen ihn auch die Weißen und Schwarzen in seiner Gemeinde mit scheelen Augen an, und keiner traute ihm recht, weil er keinem unbedingt Recht gab, unbedingt sich anschloß. Er beurtheilte die allgemeinen Verhältnisse weit sicherer als die Meisten, aber die Meisten glaubten trotz seiner klugen Urtheile, er hätte keinen Verstand.

Der Fecker tröstete sich aber darüber sehr leicht, er sagte: Ehedem hätten die Aristokraten geglaubt, der liebe Gott gebe die Weisheit den Seinigen im Schlafe, nun hätten die Leute gewechselt, aber der Irrthum sei geblieben und das Hochtragen der Köpfe.

Wir brachten mehrere vergnügte Abende bei einander zu, wo wir uns ordentlich verschwatzten. Der Spitalknecht war bitterböse darüber, er meinte, ich lasse eine Klageschrift dort gegen ihn machen, und sagte, ich könne hinunterlaufen so viel ich wolle, es solle mir nichts nützen.

Er könnte es mir verbieten, zum Fecker zu gehen, allein er fürchte sich nicht, der schwarze D. hätte ihm nichts zu befehlen, und wenn der etwas mache, so wolle er es ihm eintreiben. Auch die Frau Feckerin, die mit der Suppe warten mußte, wenn ihr Herr recht im Schwatzen war, hörte ich einmal sagen, als man mich anmeldete: Was wott dä Dampi ob gäng byd'r? Das machte mir Mühe. Als sie mich aber einmal einen Theil meiner Geschichte erzählen hörte, ward sie recht freundlich, und hieß mich oft wiederkommen. Geld hatte ich eingewechselt, aber noch keine Antwort von Bonjour; ich hatte ihm selbst geschrieben, und auch umsonst. Gestärkt durch die freie Luft und manches Glas Wein, das ich aus meinem Gelde trank, rüstete ich mich zu einer Reise nach meinem alten Freunde, den ich nun bald ein Jahr lang nicht gesehen.

Alle Abende ging ich auf die Post, wo ich gewöhnlich den Fecker traf, zeitungs- und briefsbegierig. Zwei Tage lang vor meiner Abreise fand ich dort einen großen Brief an mich von fremder Hand mit unbekanntem Siegel. Es war eine Ankündigung der Behörde, daß Bonjour gestorben und ich zu seinem Erben eingesetzt sei. Der Schlag traf mich hart, ich hatte einen zweiten Vater verloren, so lange mich nach ihm gesehnt, auf das Wiedersehen mich gefreut, und wieder alles eitel; wieder eine Wahrnung, daß all mein Hoffen, alle meine Träume eitel seien und bleiben sollten immerdar. Am tiefsten ergriff mich der Gedanke, wie sehr mein guter Wohlthäter nach mir verlangt, sich gehärmt habe, als er keine Antwort erhalten, und durch seine Krankheit gelähmt, nicht nachsehen konnte, was mir fehle. Denn daß mir etwas begegnet sei, das wußte er wohl, er war meiner zu sicher, als daß er hätte glauben können, von mir leichtsinnig vergessen, hintangesetzt worden zu sein. Um so schmerzlicher mußte ihm sein Leiden und die Angst um mich sein, den er mehr als seinen Sohn liebte, der sein Stolz war, den er zu seinem andern Selbst gemacht. Im Briefe ward ich aufgefordert, selbst zu kommen, mich zu legitimiren und das Erbe zu erheben. Ich konnte nicht alsobald abreisen, der todte Mammon zog mich lange nicht so, wie mich der lebendige Freund gezogen hatte. Die Trauer lag mir wie Blei auf meinen

matten Gliedern, und drückte mich nieder. Ich fühlte mich auf's neue verwaiſet und verlaſſen; doch kräftigte mich, ich will es frei geſtehen, das Gefühl, Eigenthum zu beſitzen, und auf dieſe Weiſe nicht ganz verlaſſen, hülflos zu ſein. Was ich geſpart, war nicht bedeutend, zur Landarbeit war ich jetzt unfähig geworden.

Was ich nun vorzunehmen hätte, daran dachte ich nicht, ich hatte das mit Bonjour ausmachen wollen, auf deſſen Einſicht und Klugheit ich mich verließ. Nun war er geſtorben, ich wäre der Barmherzigkeit oder Unbarmherzigkeit der Menſchen Preis gegeben geweſen, wenn er nicht an mich gedacht hätte noch an ſeinem Tode. Ich bekam ordentlich das kalte Fieber, wenn ich daran dachte, daß es mir ſo nahe geſtanden, bei meiner körperlichen Gebrechlichkeit, von der ich mich vielleicht nie mehr erhole, im Spital zu leben und ſterben. Es war mir eine Freude, denken zu dürfen, ſelbſtſtändig zu bleiben und mit Bequemlichkeit etwas anfangen zu können, ohne gerade auf den Kreuzer ſehen zu müſſen. Ob dem Gelde vergaß ich den Verſtorbenen nicht, aber ich verachtete ſeine Gabe nicht, ſondern dankte ſie ihm noch im Grabe von ganzem Herzen. Dem Fecker theilte ich mein Leid und mein Erbe mit. Von dem letzten rieth er mir, einſtweilen nicht zu reden, ich lerne meine Leute noch beſſer kennen, und bewahre mir am beſten die rechte Unbefangenheit. Wir verabredeten mit einander, daß ich erſt das Erbe behändigen ſolle, ehe ich mich zu etwas entſcheide. Unterdeſſen hätte ich Zeit genug, mich ordentlich zu beſinnen, und die Vorſehung eröffne mir vielleicht unverſehens eine Bahn. Vom Fecker ging ich zum Schneider, um mir einen ordentlichen Rock machen zu laſſen, damit ich mit Ehren erſcheinen könn im narrechtigen Welſchland. Erſt hielt er ſich über das Tuch lange auf, das ihm für einen, der im Spital gelegen, gar zu hoffährtig vorkam. Der gute Mann gab wahrſcheinlich auch einige Batzen Steuer an die Armen, und da ärgerte es ihn, daß einer, der von ſeinen Batzen genoſſen, beſſer gekleidet ſein ſollte, als er. Darin hatte er nun ſo unrecht nicht, deſto mehr aber im folgenden. Wir Gardeſoldaten waren gewohnt uns gut zu tragen, unſere Uniformen waren nicht ſo von ungefähr gemacht,

hiengen nicht um uns wie Säcke, sondern waren mit Sorgfalt gearbeitet, und mußten dem Mann passen, seine Gestalt hervorheben, durften weder hinten noch auf den Achseln Falten werfen, oder ein Aermel anders eingesetzt sein als der andere. Mein Schneider wollte nun erst lange nicht versprechen, den Rock so zu machen, wie ich ihn haben wollte; er behauptete: in Frankreich könne man seinethalben die Rocke machen, wie man wolle, hier aber mache man sie, wie es der Brauch sei. Endlich, als ich weiter wollte, meinte er: wenn ich es zwänge wollte, so könnte er es auch machen, so gut wie ein Anderer. Gut! ich gab ihm noch einen Rock zum Muster. Als ich den neuen anprobirte, war er die merkwürdigste Karrikatur von der Welt, und hieng um mich, wie eine Kapuzinerkutte. Dem Muster war auch nicht die geringste Beachtung geschenkt worden. Auf meine Bemerkungen meinte mein Schneider: Allweg sei es besser zu weit, als zu eng, wenn man im Winter zwei Mutzen übereinander anlegen wolle, so habe man doch Platz, und wenn man jedem Narren seine Kutte machen sollte, wie er es in seinem Narrengring hätte, so möchte der Teufel Schneider sein! Ich wußte am Ende nichts besseres, als dieser Kutte loszukommen wie ich konnte und mochte, und mir an einem andern Orte eine andere machen zu lassen. Ich ärgerte mich zuerst über den Schneider, dann am meisten über mich. Ich hätte es wissen sollen, daß keine Arbeitsleute eigensinniger und einbildischer seien, als die, welche ihr Handwerk gar nicht verstehen, und gewohnt sind, ohne Gedanken, als Maschine zu arbeiten, nach dem eingelernten Schlendrian. So ein Handwerker hat nicht den fernsten Gedanken an Vervollkommnung, sondern er meint, nicht nur sei er selbst vollkommen, sondern er mache auch Alles vollkommen, verträgt durchaus keinen Tadel, und verpfuscht lieber eine Sache, als daß er sie verbessert. Solche Arbeiter gibt es aber in die Tausende, so wie es Millionen Christen gibt, die als Menschen keinen Fehler eingestehen wollen, und an die eigene Vervollkommnung nicht denken.

Ich fand das kleine Vermögen meines Freundes nicht in der besten Ordnung vor, hingegen noch Abschiedsworte,

die mich innig rührten, einzeln abgebrochene, aufgezeichnet in lichten Augenblicken, aber einzelne Bilder ſeiner treuen biedern Seele, ſeiner Liebe zu mir und ſeines verhaltenen Schmerzes, an dem er ſtarb, daß der kleine Korporal, der große Kaiſer, nicht kommen wollte, vielleicht nicht kommen konnte. Gerne würde ich ſie hieher ſetzen, wenn ich nicht zum Schluß eilen müßte. Es koſtet mir viel mehr Mühe, mein Erbe zuſammen zu treiben, als ich anfangs dachte; wenn ich ſchon etwas im Reinen zu haben glaubte, ſo ſtellte ſich immer wieder etwas dazwiſchen, und ich konnte lange nicht begreifen, was. Es war wie etwas Unſichtbares, wie ein Geiſt, der auf nächtlichem Wege die Pferde ſtettig macht, daß ſie nicht vorwärts wollen. Endlich entdeckte ich dieſen unſichtbaren Kobold, aber er hatte Fleiſch, freilich etwas altes, und Beine, aber ein wenig krumme. Es war nämlich meines Wirths Tochter, die ſich immer zwiſchen mich und meine Abreiſe ſtellte, wenn ich dieſelbe ohne ſie unternehmen wollte. Sie war eine von denen geweſen, die oben hinaus wollen, ohne Anſprüche dafür zu haben; darüber war ſie veraltet; um ſo verliebter ward ſie, um ſo mehr ward ihr Angſt, ſitzen zu bleiben; jedes Abendläuten ſchien ihr von dem Glöcklein auf dem Girizimoos her zu kommen, welches die alten Töchter auf der ganzen Welt zum Kaffee zuſammenklingelt. Ihre Mutter theilte die Angſt mit ihr und vergrößerte ſie noch, und ſagte ihr alle Abend: mais mon Dieu, Susette, encore un jour passé! Der Vater hätte ihren Abſchied auch nicht ungerne geſehen, weil er an ſeiner Frau Weibervolk genug im Hauſe, an ihren Launen genug zu tragen hatte; und eine liebeſüchtige, aber übellaunige Tochter iſt für manchen Vater ein ſchweres Kreuz. An mir glaubte ſie endlich einen ſichern Fang gethan zu haben. Nicht daß ich ihr Anlaß zu dieſem Glauben gegeben hätte, allein ich war eine bête allemande, die zum Glück franzöſiſch verſtund, und ein Weltſch glaubt mit einer ſolchen bête machen zu können, was er will, und beſonders wenn ſie weltſch kann. Trotz dem daß ich eine bête war, gefiel ich ihr, und mein Vermögen auch, und auf alle Fälle fieng ſie an, ſich an den Grundſatz zu halten, daß Einer beſſer ſei als Keiner. Dieſe drei nun hatten ein ordentlich Bünd-

niß gegen mich geschlossen. Anfangs suchte man mich durch allerlei touchante Anlässe zu überrumpeln, und da dieses nicht half, so zog man Laufgräben um mich, ließ mich unbewacht keinen Schritt thun, und Susette beschoß mich mit zärtlichen Bomben und eindringlichen Leuchtkugeln aus ihren rothverbändelten Augen. Sie wußten durch tausenderlei Künste alle meine Geschäfte auf die lange Bank zu schieben. Als ächte bête allemande merkte ich das ganze Spiel lange nicht, und offenherzig gab ich dem Wirthe alle Abende Bericht, wie weit ich gekommen, was mir für dieses oder jenes geboten worden, was ein Gläubiger mir versprochen, was ich ferner vorzukehren gedächte; so ward ihnen leicht, mir unter der Hand alles wieder zu verderben. Endlich fiel ich doch darüber, indem man es mir einige Male gar zu nahe legte. Ich wurde nun schweigsamer, vorsichtiger, und kam endlich zum Abschluß, so daß ich eines Tages meine Reise ansagen konnte. Ueber die langen Gesichter, die versuchten, und abgeschlagenen Stürme will ich schweigen. Dafür, wie ein ächter Weltscher, hielt mein Wirth durch eine unverschämte Rechnung sich schadlos; als diese richtig bezahlt war, schieden wir als gute Freunde von einander.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Mein Aemtlihunger, und wie ich abgespiesen werde.

Nun hatte ich endlich mein kleines Eigenthum beisammen, und konnte überschlagen, was damit anzufangen sei. Im Nothfalle reichten dessen Zinsen hin, mich zu nähren. Aber ich wollte nicht bloß einen Rücken haben, ich wollte auch etwas sein, es kam nur darauf an, was? Auf meiner ganzen Reise übersann ich dieses, dachte bald an dieses, bald gefiel mir jenes, wählte und verwarf, bis ich endlich bei meiner Heimkunft meinen Fecker mit dem Entschluß überraschte, Schulmeister werden zu wollen.

Aber Gotthelf, ſagte er mir, wißt ihr auch was ihr wollt? Ich weiß wohl, daß ihr ein verſtändiger Mann ſeid, aber mit dem ich's nicht gemacht; habt ihr auch die nöthigen Kenntniſſe? Man fordert jetzt weit mehr als ſonſt. Wißt ihr auch, was ihr mit einer Schule für ein Amt übernehmet? Wiſſet ihr, daß, wenn ihr ein wahrhaft guter Schulmeiſter ſein, d. h. das Böſe meiſtern und austreiben, das Gute zeugen und auferziehn wollt, ihr Jahre lang von den Alten werdet verläſtert, eure Arbeit an den Jungen von ihnen werdet geſchädiget ſehen, und daß euch dieſes noch zehnmal mehr als einem Andern geſchehen wird, weil ihr ein Rother und in Frankreich geweſen ſeid? Ich gab ihm einige Proben meines Wiſſens, mit denen er zufrieden ſchien; auch den andern Einwurf hätte ich wohl überdacht, aber es dünke mich doch gar ſchön, zu verhüten, daß Kinder nicht mehr ſo erzogen würden wie ich. Ich glaube, der liebe Gott habe mir in dieſem Entſchluß einen beſondern Fingerzeig gegeben ſeines Wohlgefallens, daß ich nun, was an mir geſündigt worden, an vielen Andern verhüte. Ob er wohl eine ſchönere Lebensaufgabe kenne? Uebrigens glaube ich mit den Leuten wohl nachzukommen, thäten ſie am Ende auch räſoniren, ſo könnten ſie mich doch nicht kujoniren. Der Fecker meinte, wenn ich die Sache von dieſer Seite nehme, ſo könne ich es einmal probieren; wenn ich ſpäter über meine Täuſchung komme, ſo könne ich immer noch etwas anders wählen, verſäumt ſei nichts, ich aber an Erfahrungen reicher geworden. Ich eröffnete ihm, daß ich für eine in der Nähe ausgeſchriebene Schule mich zu melden gedächte. Das iſt aber doch ein verwegenes Stücklein, meinte der Fecker, ihr habt euer Lebtag kein Schulmeiſtereramen gehört, und wollt nun ſo mir nichts, dir nichts, eins machen. Ich behauptete, nicht mehr ſo klüpfiger Art zu ſein, und was Einer wiſſe, das könne er auch ſagen. Ich will nicht mit euch diſputiren, ſagte er, aber einen guten Rath will ich euch geben: geht zum Schulkommiſſär, der das Examen hält, und meldet euch bei ihm als Bewerber für die X. Schule, und ſagt ihm zugleich, ihr ſeiet franzöſiſcher Gardiſt. Die meiſten Schulkommiſſäre würden freilich den Kopf ſchütteln, aber nicht weiter eintreten, ſondern ſagen: es komme auf

das Examen an, sie wollten dann sehen, was ihr könnet. Der aber nicht also, der examinirt gar zu gerne, und wo er einen zwischen seinen examinirenden Schraubstock kriegen kann, erlabet er sich an den Oehl- und Schweißtröpflein, die er hervorpreßt, gar wonniglich. Der wird auch den Kopf schütteln, aber er wird nicht warten mögen bis zum Examen, sondern Euch gleich auf den Zahn fühlen, und ohne daß er es selbst weiß, zu examiniren anfangen. So habt ihr den doppelten Vortheil, daß ihr wißt, wie es bei einem Examen zugeht, und wie ihr in einem solchen bestehen würdet. Den Rath fand ich allerdings gut, und an einem schönen Morgen befolgte ich ihn. Ich wurde zu einem kleinen Herrn geführt mit schönen glatten, schmalen, langen Backen und schnarrender Stimme. Auf mein Anbringen schüttelte er richtig den Kopf, und sagte: ihr seid ein Rother, aber wisset ihr auch, was ein Schulmeister ist? Auf einige schöne Redensarten von mir, sagte er, das ist gar schön, aber mit dem ist es noch nicht gemacht, wisset ihr auch, was ihr die Kinder lehren sollt? Ich erwiderte etwas recht Kluges, wie ich meinte; aber er meinte: das ist nüt, darauf kommt es gar nicht an, ich frage euch, ob ihr die Fächer kennet, die ihr lehren sollt? Kennt ihr z. B. die deutsche Sprache? Ich könne deutsch und französisch, meinte ich. Ja ich höre wohl daß ihr deutsch redet, sagte er schneidend, deßwegen kennt ihr die deutsche Sprache doch nicht; könnet ihr z. B. sagen, aus wie vielen Bestandtheilen ein Satz besteht? Natürlich war ich am Haag. Ihr kennt doch die Zustands- oder Aussagewörter? Ich wußte wieder nichts. Oder saget ihr ihnen noch Zeitwörter? Ja, die kannte ich endlich. Könnet ihr sie konjugiren? Ich liebe, du liebst, er, sie, es liebt. Nicht wahr, er, sie, es, sind Fürwörter, und stehen für Hauptwörter da; sollen sie die Stelle von Hauptwörtern vertreten, so müssen sie auch dellinirt werden können, nicht wahr? Ja, das waren mir nicht nur böhmische, sondern auch spanische Dörfer, und ich schüttelte betrübt den Kopf. Da seht ihr, wenn man schon deutsch kann, so kann man doch die Sprache noch nicht kennen, und das fordert man heut zu Tage. Da er im Zuge war, so ging es durch mehrere Fächer fort, und in der Religion, wo ich meine

Hauptstärke wähnte, bestund ich am schlechtesten. Ich sollte die Wörter Gnade, Barmherzigkeit, Langmuth, Güte erklären, und die bezeichnenden Unterschiede zwischen ihnen angeben. Ich redete wieder allerlei Schönes, wie ich glaubte, allein das sei nichts, sagte er mir, ich solle jedes besonders definiren mit bestimmten, kurzen Worten. Das konnte ich aber nie recht treffeen, so wie er sich das ausgedacht hatte. Auf einmal heimelete die Sache mich, meine Unterweisung kam mir in Sinn, ich dachte, das sei vielleicht ein Sohn des Pfarrers, der mich unterwiesen, und natürlich werde er die Erklärungen seines Vaters wollen. Ich stoppelte nun aus meinem Gedächtniß zusammen, was ich noch wußte; aber o weh, es mußte doch nicht sein Sohn gewesen sein, denn er fuhr mich ordentlich an, und nach vielen Wendungen fragte er mich: ob ich nicht selbst einsehen müsse, daß meine Erklärungen durchaus unverständig gewesen seien. Ich sehe aber hoffentlich nun selbst, daß nicht jeder Schulmeister sein könne, der es sich einbilde, er rathe mir nicht, das Examen zu machen, sondern vor allem einen Wiederholungskurs zu besuchen.

Ganz zerschlagen und erbittert kam ich zum Fecker, erzählte ihm den Hergang, schimpfte weidlich über den Schulkommissär und behauptete, wenn es nach ihm gienge, müßten die Schulmeister Papageien werden und die Kinder zu solchen erziehen. Als ich ausgetaubelet hatte, sagte er mir, ich solle das Kind nicht mit dem Bade ausschütten und ich verstünde die Sache doch nicht recht. Er wisse wohl, der Kommissär halte, ohne daß er es wolle, viel zu viel auf dem Eintrichtern, und obgleich er dagegen losziehe, begehe er doch den Fehler in hohem Grade. Er sei auch überzeugt, ich würde die Kinder in der Schule wecken und beleben, aber ihnen vielleicht zu wenig eintrichtern. Denn einmal müsse man den Kindern in der Schule auch etwas beibringen, und dieses müsse in einer bestimmten Ordnung und Form geschehen, und wenn der Lehrer diese Ordnung und Form die Kinder schon nicht auswendig lernen lasse, so müsse er sie doch selbst im Kopfe haben, um die Kinder so leiten zu können, daß sie, wenn auch nicht die willkürlichen Wörter, doch wenigstens die Sachen selbst fänden. Kenne der Lehrer weder Ordnung noch Form, so komme

er bei aller Mühe nicht weit, nie zu einem ſichern Gang, könne nie das rechte Ziel ſich ſtecken. Da hinke es nun aber allerdings bei mir, und wenn es auch nicht die Haupterforderniſſe bei einem Lehrer ſei, ſo ſei es doch wenigſtens die wichtigſte Nebenſache. Bei meinem verſtändigen Sinn und meiner Gewohnheit zu lernen, könne ich mir aber das wohl noch erwerben, wenn ich bei meinem Vorhaben bleiben wolle. Dazu hatte ich aber durchaus keine Luſt. Das was ich erlernen ſollte, kam mir ſo kraus und fremd vor, dazu ſo geiſtlos und überflüſſig, daß ich verzweifelte, je mir daſſelbe aneignen zu können. Ich gab alſo den Traum, Schulmeiſter werden zu wollen, auf, gab den Glauben auf, daß die Vorſehung mich dazu berufen, und wollte mich auf etwas anderes beſinnen.

Was ich nun wieder alles ſann und verwarf, will ich nicht alles anführen. An einem Sonntage fiel mir im Amtsblatte die in meinem Amte ausgeſchriebene Straßen-Inſpektorſtelle auf. Plötzlich ſchien mir ein Licht aufzugehen; gerade dieſer Poſten ſchien wie gemacht für mich, und zwar aus zweien Gründen. Mit Schwellen und Straßen ſah ich ſehr geſchickte, aber auch zweierlei andere Leute handthieren, und zwar zu großem Schaden des Staates. Erſtlich Landeskinder, die wohl ihrer Lebtag hatten gemeinwerchen ſehen an Schwellen oder Straßen, aber ſonſt nichts weiteres, die vielleicht nie darüber nachgedacht hatten, warum man eine Sache ſo mache und nicht anders. Ich ſah wieder Leute, die vielleicht viel Kunſt hatten, aber keinen Begriff vom Lande, die einen Fluß dämmen wollen, ohne ſeine Natur zu kennen, ohne glauben zu wollen, was man ihnen darüber ſagte. Ja, deren Einfalt ſo weit ging, daß, als ſie an einer Brücke vom wilden Fluß an die Jöcher getragenes Holz ſahen, ſie frugen: wer hat denn das gemacht? Sie glaubten wahrſcheinlich, die Bauern hätten erpreß Holz in den Fluß und an die Brücke geworfen, um ſie zu ſchirmen, und ſchienen das ſehr klug zu finden. Möglich, daß auch nächſtens in einem gelehrten Werke dieſes als ein ſehr probates Mittel der Schweizerbauern zum Schutze der Brücken angewieſen wird.

So wurden Theorien aufgeſtellt, die für das Land

nicht paſſen, und dieſe Theorien auf eine Weiſe ausgeführt, wie ſie für die Theorie nicht paßte.

Nun kannte ich das Land, und kannte auch etwas vom Straßen- und Schwellenbau. In Italien und in Frankreich hatte ich von beiden viel geſehen; und italieniſche Flüſſe haben mit den unſrigen weit mehr Aehnlichkeit, als z. B. die polniſchen. Ich hatte auch manches darüber geleſen, denn Bonjour ſchleppte Bücher aller Arten für mich zuſammen. So hoffte ich die nötigen Kenntniſſe zu haben für dieſes Amt. Aber eigentlich der zweite Grund trat begeiſternd vor mich. Wohin ich blickte, ſah ich ſelten einen Vertreter des eigentlichen Staats- oder Geſammt-Intereſſes, und noch viel ſeltener einen freundlichen uneigennützigen Vermittler zwiſchen dem Staats- und Privat-Intereſſe. Freilich habe ich ſeit der Bereſina etwas ſchwache Augen.

Auf der einen Seite herrſcht die Anſicht: wer Corporationen, beſonders den Staat, am beſten beſchummeln könne, der ſei der Geſcheuteſte; wer ſein Maul an's Staatsbüpi hängen könne, werde am ſchnellſten fett, und je mehr er ſauge, deſto reſpektabler werde er. Das gilt vielen Leuten als vollkommen recht und untadelhaft, und man rühmt ſich ordentlich deſſen. Ja, ein Gemeindsvorſtand, der mit ſeiner Unterſchrift ebenfalls den Staat beſchummeln wollte, glaubte mit vollem Recht dem ewige Rache droben zu dürfen, der die Schelmerei ihm ausbrachte. Er brachte ſie ihm zwar nicht abſichtlich aus, ſondern nur weil er nicht zum Lügner werden wollte; aber es meinte der Gemeindvorſteher wahrſcheinlich, dem Staat gegenüber heiße lügen nicht lügen, ſtehlen nicht ſtehlen, ſondern ganz anders.

Der, welcher mehr Taggelder verrechnete, als Tage im Jahr waren, ſcheint der gleichen Meinung geweſen zu ſein. Und der, welcher des Tages in's Glas ſah, und Nachts bei Laternenſchein ſeine Augenſcheine einnahm, ſcheint in ſeiner Meinung von den frühern nicht viel zu divergiren.

Ach Gott! wie ſchön iſt's, Couliſſen aus zerbröckelten Steinen aufführen zu können, die Steine zu 2 Kr. bezahlen, zu 5 Kr. zu verrechnen, Steine zu Brückendeckeln

nur 8″ ausbrechen zu lassen, um ½ Fuhrlohn in den Sack zu stecken, mehr Taglohn zu verrechnen, als man Arbeiter bezahlt, unter dem Vorwand, der Abzug werde zu einem Imbiß, daß Gott erbarm. Und abgegrabene Erde steckt man nicht in Sack, wohl aber das Geld dafür, o bene über bene! Ach Gott! welch beseligend Gefühl ist es, die Aussicht zu haben, noch Jahre lang 8 Fr. Taggeld zu beziehen, und am Scherm und Schatten bequemlich 3 Fr. davon zu verzehren, und alle Tage die zur Verdauung nothwendige zweistündige Bewegung zwischen zweien Wirthshäusern hin und her machen zu können für 8 Fr. täglich. Ach! wie wohl muß dem der Schlaf thun, wenn er sich niederlegend, sagen kann: Gottlob! heute ist wieder nicht viel geschehen, und für diese oder jene Arbeit habe ich die günstigste Zeit verdrebt, sie auf die Weise angeordnet, wie sie am langsamsten geht. Wenn man mich machen läßt, so währt mein Schlaraffenleben noch einen Schutz. Ach Gott! wie wohl thut mir der zehnbatzige Wein und alle Tage Voressen! Und wenn der Mann Großrath wäre zufällig, so würde er hinzusetzen: aber wer wird gegen mich etwas sagen dürfen, gegen mich Großrath? Dem D. wollte ich es zeigen, was er sei, und was ein Großrath zu bedeuten hätte; und wär's ein Oberst, ich wollte ihm zeigen, was ein Großrath sei! Aber ein Oberst, der nicht Großrath ist, aber auch von Taggeldern lebt, wird sich wohl hüten, mit einem Großrath es zu verderben.

Ach! wer doch für die Regierung straßen konnte! Wie könnte der dann schön bauen für sich, und seinen Sohn getrost beeteln lassen den Satz zu 3 bis 5 Bz.

Es schien mir fast, als ob die Begriffe Treue, Ehrlichkeit, Wahrheit gegenüber dem Staate ordentlich gespensterartig würden und spukhaft; die Worte hörte man, sah sie auf dem Papier allenthalben, guckte man aber tiefer hinein, so war es, als ob sie lauteten: Belugsen sei eine Tugend, Hehlen eine Pflicht.

Dann sah man wieder Andere gegenüber den Gemeinden und Privaten barsch auftreten und roh, jede Einwendung verhöhnend, jedes freimüthige Ansuchen abschlagen, sah gnädeln, wo Kriecherei ihnen entgegen kam, und auf

merkwürdige Weise Sinn ändern, und aus einem ganz andern Tone reden, wie z. B. eine leere Tasche einen ganz andern Klang hat, als eine, in welche einige Fünf- unddreißiger gesteckt worden. Sah unbegründet Gemeinden kujoniren, und andere unsinnig begünstigen auf die seltsamste Weise, sah Leute vor die Köpfe stoßen um Kleinigkeiten, und wiederum mit Staatsgeldern umgeben, als ob alle Tannen im Kanton Bern statt Krisnadeln Dublonen trügen, und alle diese Dublonen den Bach ab gejagt werden sollten.

Da schien's mir ganz prächtig, so ein Beamteter zu werden, wie ich mir dachte, daß einer sein sollte. Zu walten im angewiesenen Kreise mit Sachkenntniß, als einer, dem man es ansieht, daß er für das Amt da sei, und nicht das Amt für ihn, treu den Staat und das Gesammt-Interesse zu vertreten, und Jedem freundlich entgegen zu treten, alte Kniffe abzustellen und neue Handgriffe einzuführen. Ich dachte mir in vielfachem Verkehr tausend Gelegenheiten zu haben, die guten Absichten der Regierung gegen Mißdeutungen zu schützen, und hinwiederum manchen verkannten Biedermann höheren Orts zu vertreten. Kurz, ich träumte gar prächtige Träume, und mochte gar nicht warten, bis ich dem Fecker meinen Entschluß, Amts- oder Straßen-Inspektor zu werden, mittheilen konnte.

Die Stelle war mir ganz nahe gerückt, es war mir fast, als hätte ich sie schon; ich hatte mich überzeugt, daß man sicher tüchtige Leute untüchtigen verziehen würde, wenn man die Erstern nur hätte. Der Fecker lächelte, als ich meine Hoffnungen so begeistert vor ihm ausschüttete, und meinte: ich solle die Sache nur nicht zu sicher nehmen. Da fuhr ich auf und sagte: Es sei gottlob nicht mehr die alte Zeit, wo man ein Burger von Bern sein mußte, oder der Trabant irgend eines Landvogts, um zu einem Pöstlein zu kommen; jetzt sei man hungrig und durstig nach tüchtigen Leuten, wenn man sie nur hätte, man stelle ja jeden fremden Schminggel an, wenn man nur von weitem hoffe, daß er fünfe zählen könne; um wie viel eifriger würde man also nach tüchtigen Landeskindern greifen, wenn sie sich fänden? Mein Fecker lächelte

je mehr und mehr und meinte endlich: ich sei auf dem besten Wege, ein Brandschwarzer zu werden. Ich konnte ihn nicht begreifen, konnte nicht begreifen, warum er gerade heute an einem Sonntage und dazu noch nach einer Predigt, so besonders zum Spaßen aufgelegt sei, und stellte ihn darüber etwas hastig zur Rede.

Mein Lieber Gotthelf, sagte er, wenn ihr mich ruhig anhören wollt, so will ich euch das erklären. Ihr stellt euch vor, die Zeit, die erst kommen soll, und weiß Gott wann! die sei schon da; kommt ihr nun darüber, daß diese Zeit, in der wir leben, der vergangenen ähnlicher ist als der erwarteten, so werdet ihr bitterböse über sie, d. h. brandschwarz: ihr meinet, die Zeit habe Euch betrogen, während ihr doch euch selbst betrogen habt. So stellt ihr euch vor, es solle nun in allen Dingen ganz anders gehen, als es ehedem ging; da irrt ihr euch, es geht in vielen Dingen nicht besser, Manche sagen schlimmer; aber daran ist die Zeit, die wir haben, nicht schuld, auch nicht die Menschen, sondern es ist der natürliche Lauf der Welt, der es so mit sich bringt, über den man Niemandem zürnen kann als allfällig Gott, wer Lust dazu hat. Ich will euch das an eurem Posten deutlich zu machen suchen. Ehedem war allerdings der Kanton Bern gerade wie ein Lebkuchen, um den appartize Leute saßen und daran gnagten und sich erlabten. Rings um sie warteten auf den Hinterpfoten eine Menge wunderlicher Thiere mit Menschenaugen aber einem Hundemagen auf und apportirten die Brosamen, die von der Herren Tische fielen. Das geschah nun nicht hinter einem Umhang, sondern der Schmaus wurde aufgeführt vor allem Volk an hellem Tage. Nun schienen viele der Sitzenden, nicht alle, freilich nur gar kleine Bissen in den Mund zu stoßen auf einmal, aber viele kleine Bissen machen am Ende auch einen großen, und die Bissen, welche sie den kleinen Thierchen, welche ihnen auf dem Schooße lagen, in die Schnauze schoben, sollte Niemand merken; sie machten freilich saure Gesichter, und wischten sich zuweilen den Schweiß von den Stirnen, allein sie saßen doch alle so behaglich da, und wenn einmal einer auf dem Sessel an dem Lebkuchen saß, so war er nicht wegzubringen. Dem ganzen Spektakel sah man

zu, prägte ihn ſich tief ein, und wer weiß, ob nicht manchem das Maul wäſſerte. Wenn Väter es ſich wohl ſein laſſen, und ſich nur darum kümmern, daß ihre Kinder nichts von dem erhalten, was ſie ſelbſt genießen vor den Augen der Kinder, wer will es den Kindern verargen, wenn ſie ſchwytig werden, an ihrer Väter Stelle zu ſein wünſchen, und meinen, die Vaterpflichten beſtünden in der Verwirklichung des Sprüchworts: Selber freſſe macht feiß.

Es gab aber immer Leute, die dieſes ärgerte, und die brachten es endlich dahin, daß erkannt wurde, der Kanton Bern ſolle kein Lebkuchen mehr ſein, das Gnagen und Apportiren ſolle aufhören, aber nicht das Schwitzen und Arbeiten; und wer um den Kanton zu ſchwitzen und zu arbeiten wiſſe, der ſolle ja ordentlich zu eſſen kriegen, wenn auch nicht Lebkuchen. So wurde es erkannt, ſo ſollte es nun ſein, und im Anfang kam gar mancher nicht um des Eſſens, ſondern um des Schwitzens und Arbeitens willen an den Tiſch mit dem grünen Tiſchlaken; auf den Privattiſchen hat man weiße Tiſchtücher, weil man auf denſelben weniger verzattert. Aber die Menge behielt doch noch den Lebkuchen im Kopf, und das Wäſſern darnach im Munde; aber ſie blieb verblüfft, und wagte ſich nicht zum Tiſche hin, ſich ſcheuend vor dem ehemals heiligen Bann um denſelben. Nur einige Schlauköpfe drängten ſich vor, riefen: Volk, um deinetwillen bis in den Tod! und ſchwangen ſich noch an einige Plätze, und nahmen geſchwinde einige Schoosbündchen mit ſich auf und zwiſchen die Beine. Da gingen der Menge Maul und Naſe auf, daß ihresgleichen ungeſtraft und behaglich da ſitzen konnten, wo ehemals der Lebkuchen war, und ſie wurden bitterböſe, daß ſie die rechte Zeit verſäumt, und noch böſer, wenn ſie ſahen, wie einige am Tiſche Brocken um Brocken über die Achſel denen reichten, welche hinter ihren Stühlen ſchar wenzelte und apportirten mit ihren Menſchengeſichtern und Hundemagen. Die, welche ſchwitzten und arbeiteten, wurden auch böſe, daß Kollegen nichts anders thaten, als Brocken austheilen, und im Regierungsleiſt die zu Hauſe Arbeitenden kritiſiren und beſpötteln, und noch böſer, wenn ſie bei ihrer Arbeit von den Pöſtli-Lüſtlingen, die nicht arbeiten, wohl aber räſoniren konnten, Mupf um Mupf erhielten, damit

ſie ihnen Platz machen möchten. Und mancher Ehrenmann wird des Müpfens ſatt, und macht irgend einem hungrigen Menſchengeſicht Platz. So ſieht das Ding aus, und manchmal ſieht es faſt unverſchämt aus, wie an einem Frankfurter Kaiſertag, wo man um einen gebratenen Ochſen ſich todt ſchlug, und wer ſich am unverſchämteſten Platz macht, der ſchreit doch nichts anders als: Platz da im Namen des Volkes und für das Volk! So iſt dieſen Augenblick ein wüſtes Stoßen und Drängen um Brocken, Stühle und den eingebildeten Lebkuchen, der gar nicht mehr da iſt. Das macht nun manchem gar böſes Blut, er klagt die Zeit, und, weiß Gott, Gott ſelbſt an, und wird brandſchwarz. Mein Gott, der gute Menſch war gar einfältig, daß er meinte, die Menge ſollte vergeſſen, was ſie geſehen, und der Appetit, den ſie durch Anſchauen erhalten! Es iſt gar einfältig, daß er glaubte, der liebe Gott habe ſo einen Wäſchlumpen in der Hand, mit welchem er alle Eindrücke, welche ein Volk durch Jahrhunderte durch erhalten, in einer halben Stunde durchſtreiche. Das ſind Narrheiten! Gerade ſo mußte es kommen. Aber nur dafür geſorgt, daß der Lebkuchen nicht mehr hergeſetzt werde, und daß das Volk begreifen lerne, was für einen Unterſchied es ſei zwiſchen eſſen und trinken und ſchwitzen und arbeiten, dann wird das Müpfen und Stoßen von ſelbſt aufhören, und an den Tiſchen wird nur gelaſſen, wer zu ſchwitzen und zu arbeiten verſteht. In dieſer Zeit ſind wir aber noch nicht, im Gegentheil, gerade jetzt iſt der Andrang am heftigſten, und ſcheinbar die Meinung oben auf, daß man nur ein recht grober gottloſer Lümmel zu ſein brauche, um recht viel zu werden; allein das wird ſich von ſelbſt geben ohne Wunder, ſobald man gelaſſen und ruhig dem Ende des Traumes abwartet und zu ſeinem Ende beiträgt, was man kann. Aber weil nun gerade die Zeit ſo iſt, werdet ihr die Stelle nicht erhalten. Nach euern Kenntniſſen u. ſ. w. wird man gar nicht fragen, und nach den Kenntniſſen deſſen, der ſie erhält, noch viel weniger. Ja, wer weiß, ob ſie nicht etwa irgend ein Beſenbinder oder Küblimacher erhält, der aufzuwarten verſteht, oder irgend jemand an den Tiſchen hat, der ſeine Stimme kennt, dem er verwandt iſt auf irgend eine Weiſe;

denn es gibt nicht nur verſchiedene Grade von Verwandtſchaft, ſondern auch verſchiedene Arten.

Mit ſtummem Erſtaunen hatte ich zugehört, aber nicht mit ſonderbarer Erbauung, und ſagte endlich dem Fecker: es ſcheine doch, die Leute hätten Recht, welche ſagen, er hielte es nicht mit dem Volke, ſondern er ſei halt ein Herr, und keine Krähe krätze der andern die Augen aus, und wenn er es ſchon nicht mit den ganz Alten halte, ſo ſei er doch ein Freund von weißen Ariſtokraten, den Bürgern aus kleinen und großen Städten, die den Landleuten die beſten Plätze weggenommen hätten. Nun, meinte er, was die Leute ſagen, das muß ich mir gefallen laſſen, ſie verſtehen halt das Ding nicht beſſer, aber euch hätte ich verſtändiger geglaubt. Niemand liebt das Volk mehr und inniger als ich, Niemand iſt bereit zu größern Opfern als ich, und iſt das nicht eben ein Zeichen meiner aufrichtigen Liebe, daß ich über dasſelbe nicht verblendet bin, und ihm ſeine Fehler aufrichtig ſage? Das Volk iſt aber gerade wie ein hübſches reiches Mädchen, dem der Herr ſo eben erlaubt hat, und das unbekannt mit der Welt in dieſelbe hinaustritt. Das Mädchen iſt herzgut und hat viel Schönes noch behalten, aber es iſt in dieſem Augenblick doch wenig mit ihm zu machen, und wenn es je verführt werden ſollte, ſo iſt das gerade jetzt am leichteſten. Das gute Mädchen kennt halt ſeine Leute noch nicht, und glaubt, die meinen es am beſten mit ihm, die ihm hinten und vornen ſcharwänzeln, es rühmen von den Zäpfen bis zu den Zwicken, alles geſcheut finden, was es ſagt, alles ſchön, was es macht, jeder Laune huldigen, von keinem Fehler wiſſen wollen, das liebe Menſchenkind zu einer Göttin des Himmels machen. Nun drängen ſich zu demſelben eine Menge hofirender Anbeter mit und ohne Brillen, die ſagen ihm die ſchönſten Sachen, freilich in verſchiedenen Mundarren, faſt wie beim Thurmbau zu Babel; ſie verſprechen für dasſelbe in den Tod zu gehen, ſchwören den Tod jedem, der ihm nur ein ſchiefes Geſicht ziehe. Sie ſtellen ſich gar uneigennützig, nichts, gar nichts wollen ſie für dieſe ſchönen Sachen alle, als einen Blick aus des Mädchens ſchönen Augen. Aber das Mädchen iſt eine gar gute Haut; über ſo viele gute Freunde, die

ihm auf einmal wie Krautſtengel aus dem Boden gewachſen, oder wie Hagelſteine aus dem Himmel gefallen ſind, iſt es gar zu ſeelenvergnügt; es will doch nicht alles umſonſt haben von ihnen, es wirft ihnen Handküſſe, Bonbons, Souvenirs aller Art zu, wirft ſich ihnen am Ende kehrum in die ausgeſpreizten Arme, woran die langen Finger theils in ſchönen Handſchuhen ſtecken, theils mit ſchönem braunen Bocksleder überzogen ſind. Und dann tanzen und gumpen ſie mit einander, und können ſich gegenſeitig nicht ſatt rühmen und loben. Und die alten Freunde des Mädchens, die es auferzogen und von ganzem Herzen liebten, ihm aber wie gute Freunde die Wahrheit ſagten, die läßt es auf der Seite ſtehen, findet ſie kreuzlangweilig, und nicht paſſend für ihns; es mag ſie eben nicht heißen gehen, aber es wirft gar verſtändliche Blicke auf die Thüre hin, und hätte gar zu gerne, ſie hätten ſelbſt Verſtand. Aber gute Freunde gehen eben nicht, wenn's dunkelt, von einem Mädchen weg, das von Liebhabern mit Bocksleder überzogen umringt, und das gerne mit ihnen allein wäre; da könnte dem Mädchen etwas gar Wüſtes begegnen. Sie ertragen ganz ruhig die Blicke, bleiben geduldig da, bis die gefährliche Stunde vorüber iſt, und das Mädchen ſelbſt merkt, daß es gar zu häßlich böckelet um ihns herum, und daß aus den langen Fingern lange Krallen wachſen, und aus den Augen mit und ohne Brillen ſieben böſe Geiſter ſteigen hungrig und geil. Da wird allgemach dem Mädchen bange um's Herz, nach den alten Freunden ſieht es ſich wieder um, dankt dem lieben Gott, daß ſie noch dageblieben; und zu dem häßlichen Gezüchte ſagt es: Huß uſe, bis es von dannen ſtirbt. Dann iſt das Mädchen wieder lieb und holdſelig, aber klüger und minder leichtgläubiger, als ehedem.

Unter dieſe alte Freunde nun, ſagte der Fecker, zähle ich mich. Das Volk liegt mir gleich am Herzen, wenn ich ſchon ſehe, daß es gemäß der Entwicklungsperiode, in der es ſteht, mit Schwengeln liebäugelt, über Laffen mich vergißt. Ich ſchimpfe auch nicht über das Volk, wenn ich ſchon dieſes Kokettiſiren tadle und ſeine Verblendung bedaure. Und wenn es mir ſchon nach der Thüre winkt, ſo werde ich doch nicht böſe, und bleibe getroſt; es würde

mancher Tochter ſchön ergehen, wenn die Mutter ſich allemal zur Seite drücken wollte, ſobald ihre Tochter einen Buhlen mit den Augen brünſtiglich zu ver- und umſchlingen beginnt. Uebrigens, lieber Gotthelf, wollen wir darüber nicht diſputiren, das ſind Dinge der Erfahrung, Reſultate auf Erfahrung begründeter Beobachtungen. Ihr ſeid noch zu wenig lange im Lande, um durch die Oberfläche in die Tiefe zu dringen. Geht, laßt euch anſchreiben, aber gebt acht, daß ihr nicht ein Brandſchwarzer werdet.

Ich konnte den Fecker nicht faſſen, nicht faſſen, wie er das alles ſo gemüthlich herſagte, als ob ihm an der ganzen Sache nichts gelegen ſei; ich konnte mich des Verdachts nicht enthalten, er höhne entweder mich oder das Volk mit ſolchen Reden.

Ich ging nun zum Regierungsſtatthalter, um mich anſchreiben zu laſſen. Ich traf ihn auf dem Sopha ſitzend mit einer kurzen Figur, die es ſich ganz behaglich darin ſein ließ; man ſah ihr an, daß ſo etwas ihr ſeltſam ſei. Der Regierungsſtatthalter fragte mich, ohne aufzuſtehen oder mich ſitzen zu heißen: was weit i'r? Ich berichtete ganz kurz mein Begehren. Ja, ſagte er, es ſy nit meh die alte Zyte, wo ne jede Halunk cha werde was er will, me wott hüt zu Tag bravi u rechti Lüt, daß me o weiß, wer ſi ſy, u was mit ne iſch. Ich erwiederte, daß ich kein Halunke ſei, und etwas verſtehe von der Sache. Ja, me weiß ſcho, wer d'r ſyt, hieß es wieder, ſyt d'r nit unter de Rothe g'ſi? Ja Herr, ſagte ich. He nu, ſo weiß me ſcho, wer d'r ſyt, da iſch eine wie der anger, es iſch kene nüt werth, u ſo ſöttige Landesverräther git me kei ſellige Pfoſte. Es war nach dem Eſſen, ich hatte einen Schoppen getrunken, und der Herr Regierungsſtatthalter vielleicht zwei, denn es war gerade Amtsgericht, und ich antwortete hitzig: daß ich kein Landesverräther ſei, daß ich Kenntniſſe im Fache habe, mich examiniren laſſen wolle, und begehre, daß ich mit dieſen Bemerkungen ſolle angeſchrieben werden. Der Herr Regierungsſtatthalter bemerkte, er hätte viel zu thun, wenn er zu jedem ſchreiben wolle, was er ihm ſage; wenn ich es zwänge wolle, ſo werde er mich anſchreiben, ich werde dann ſchon ſehen, was es mich nütze. Bei allen

seinen landesväterlichen Bemerkungen wandte er sich immer zu seinem Kumpanen mit der Frage: isch nit so? Und dieser trommelte mit den Fingern auf dem Ruhbettkissen, und sagte dann: He versche! Ein Wort gab das andere, doch faßte ich mich zuerst, und bemerkte: es sei mir leid, daß wenigstens hier im Schlosse die volksthümliche Zeit noch nicht herrsche, sondern noch die landvögtliche; wahrscheinlich würde auch die Wahl also ausfallen; es sei mir ferner leid, wenn ich ungelegen gekommen und gestört hätte. Ich müsse aber aufrichtig bekennen, solchen Bescheid und solche Behandlung hätte ich nicht erwartet. Nach unserer neuen Verfassung hätte ich von den Regierungsbeamteten nicht erwartet, daß sie die Leute also behandelten nach ihren Launen; noch trauriger wäre es, wenn sie die Gesetze auch so handhaben würden, d. h. nach Launen, Gunst und Bequemlichkeit. Uebrigens würde ich nun den Entscheid der obern Behörde gewärtigen. Das sagte ich in einem Tone, der den Mann doch etwas stutzig machte, aber er war gewohnt, auch wenn er schlotterte, sich forsch zu machen; er wies mir daher die Thüre, mit der Bemerkung: auf alle Fälle sei es nicht die Zeit, daß er sich von einem Rothen solche Dinge sagen lasse, ich solle machen, daß ich fortkomme, sonst wolle er mir den Meister zeigen.

Mit bitterer Empfindung machte ich mich fort. Also noch immer Vorurtheile gegen ganze Klassen von Menschen, noch immer kein humanes Benehmen, sondern ein brutales, und dieses neben der größten Läßigkeit in der Handhabung der Gesetze, in welcher man verleidete Leute entweder gar nicht zitire, oder nachdem man sie dreimal zitirt, und sie dreimal nicht erschienen seien, die Sache endlich auf sich beruhen lasse. Ich begann recht finster zu werden, zu glauben, ich hätte mich in der Zeit getäuscht, und es wäre wenigstens nicht besser, als früher. Da fiel mir der Fecker ein und seine Bemerkungen; ich fand, daß ich aus dem Dintenkübel bereits nicht übel geschwärzt worden, daß ich meine Person mit dem Vaterland, den Regierungsstatthalter mit der Verfassung zu verwechseln willens sei. Ich begann nun zu begreifen, was der Fecker gemeint, und ging wieder zu ihm, was ich einige Tage unterlassen hatte.

Ich erzählte ihm meine Geschichte und Empfindungen. Er meinte, das sei eben das Unglückliche der gegenwärtigen Zeit, daß man es besser machen wolle, als ehedem, aber das Ding trotz dem guten Willen nicht verstehe. Man wolle es besser machen, die Leute dadurch zufriedener erhalten, daß man keinen Nachdruck in die Handhabung der Gesetze lege, daß man sie übersehe, gegen ihren Sinn zu milde auslege; dadurch entstehe aber ein Schwanken, das gerade aussehe wie Willkühr, worüber eine Menge unzufrieden werde, und entweder über Trägheit oder Ungerechtigkeit schrie. Daneben nistle sich doch allmählig bei einigen Beamteten das Gefühl ein, daß sie an den Stellen seien, vor denen man sich ehedem so tief gebeugt, und besonders tief alle die, welche gut gesinnet scheinen wollten. Den gleichen Barometer fangen einige nun auch an hinter ihren Stüblen aufzupflanzen, und glauben die, welche Etwas geradezu sich vernehmen, für Mißvergnügte ansehen, und durch ihr Benehmen ihnen das Mißfallen über solche Gesinnung an den Tag legen zu müssen. Viele nun kennen die Menschen zu wenig, gar viele haben nicht Gewandtheit, mit den Menschen umzugehen, und wenn sie einem nicht wohl wollen, so nehmen sie ein Betragen an, welches man dem Hans und dem Sami übersehen hatte, was aber einem Regierungsrath oder Regierungsstatthalter ꝛc. nicht übersehen, sondern von den Meisten der neuern Zeit der Verfassung zur Last gelegt werde und mißvergnügt mache. Die guten Leute bedenken nicht, daß sie auf diese Weise gerade die Sünde begehen, welche in der alten Zeit der alten Regierung die meisten Gegner erzeugte. Die Persönlichkeit der Regierenden trägt wenigstens zwei Drittel bei zur Zufriedenheit oder Unzufriedenheit eines Landes, die Verfassung nur einen. Dieses Betragen ist aber wieder nicht ein gleichförmiges, sondern eben die, welche nicht Meister ihres Benehmens sind, kommen bald auf hohen Rossen, und handlehrum können sie sich wieder so gemein machen, als ob sie mit jedem Bruder Leipziger an der Schweinfurter-Messe Schmollis gemacht. Wenn schon der letztern Art eben nicht viele sind, so paßt man doch zu sehr auf, als daß sie nicht bemerkt, ein bedeutender Lärm über sie erhoben, und viele durch sie verletzt eben

braunſchwarz werden. Nun, mein lieber Gotthelf, müſſen wir verſtändigen Leute aber billig ſein, nicht von den Menſchen das Unmögliche verlangen, nicht verlangen, daß ſie auf einmal Engel oder taktfeſt gebildet ſeien, daß ſie alle Regenten-Weisheit in ſich vereinigen, auch nicht, daß ſie noch in's Welſchland gehen, ſondern wir müſſen ſie mit Gleichmuth ertragen, mit immer gleicher Freimüthigkeit, verbunden mit der gehörigen Achtung, behandeln, mögen ſie auch darüber die Wände hinaufſpringen, und uns unhold werden; das iſt die wahre Löffelſchleife des Republikaners. Sie iſt leider bei uns noch nicht im rechten Gang, ſie war allzulange vergeſſen; die Löffel ſind widerſpenſtig, und die Schleifſteine bald zu weich und bald zu ſpröde. Wir waren nicht gewohnt mit unſern Regenten als unſeres Gleichen umzugehen, unſere Regenten haben früher nirgends geſehen, wie das zugeht; nun fehlt, bis man des Dinges gewohnt iſt, auf beiden Seiten die rechte Manier, und auf beiden Seiten herrſcht eine Empfindlichkeit, die durch die kleinſten Dinge verletzt wird, die in jedem Widerſpruch Mangel an Achtung ſieht, oder böſe Geſinnung, in jeder abgeſchlagenen Zumuthung Widerſpenſtigkeit oder böſen Willen. Natürlich verträgt dieſe Empfindlichkeit keine freimüthige Rüge der beſtehenden Uebelſtände, und wenn dieſe meine Bemerkungen zu den Ohren der Betroffenen kämen, ſo könnte ich zu meinen Ohren Sorge tragen. Aber wie geſagt, Gotthelf, ſo mußte es kommen; nur nicht den Muth verloren, ſich ſelbſt treu geblieben, es muß dann beſſer kommen. Ich hätte euch gerathen, auf Bern zu gehen, aber bei eurer Stimmung darf ich es nicht, ihr würdet dort nur verletzen und verletzt werden. Wartet der Sache gelaſſen ab, es muß ſich bald entſcheiden. — Trotz der Zuſprüche des Feckers konnte ich die Sache doch nicht ſo gelaſſen hinnehmen, es ſchien mir immer, auf dieſe Weiſe werde die Verfaſſung geradezu eine Null, oder wenigſtens der Nutzen, den ſich das Land davon verſprach, vereitelt. Ich konnte gar nicht glauben, daß es im natürlichen Gang der Dinge ſo kommen mußte, gar nicht glauben, daß alle die gehegten Hoffnungen thöricht geweſen, daß man das Unmögliche geträumt: Und als endlich die Wahl entſchieden wurde und auf

Jemand fiel, der sein Lebtag an keiner Straße gearbeitet und über keine Straße nachgedacht hatte, der die dümmsten Ansichten sich bildete und aussprach, sein Amt später spöttisch verwaltete, da griff es mich hart an. Länge hatte ich zu thun, Schmerz und Bitterkeit zu bekämpfen; Schmerz über die Schwierigkeit, beim besten Willen nützlich zu sein, alle meine Kenntnisse nicht brauchen zu können; Bitterkeit, daß man allenthalben meine Person verschmähe aus blinden Vorurtheilen, ohne sich die Mühe zu geben, ihren Werth und Unwerth genau zu untersuchen. Während dieser Gemüthsstimmung starb der alte Polizeidiener, und seine Stelle sollte an der nächsten Gemeinde wieder besetzt werden. Ein wunderbares Gemisch von Hochmuth und Demuth, von Unmuth und Wehmuth, ließ mich auf der Stelle den Entschluß fassen, diese Stelle zu suchen. Etwas wollte ich thun und sein, wollte man mich für nichts Besseres, nun, wessen Schade war es? Mit welchem Stolz konnte ich von Haus zu Haus gehen, von Vorgesetzten zu Vorgesetzten, im Bewußtsein, gescheuter als alle zu sein, wie schön sie das bei mancher Gelegenheit fühlen lassen zu können? Dann fand ich wieder billig, daß ich Vorurtheile sühne, daß ich mich dargebe, erniedrige, in bescheidener Erwartung, erkannt und erhöht zu werden. Es kam mir ordentlich tröstlich vor, in verachtetem Gewande Achtung zu gewinnen, und schön in manches Haus Rath und Verstand bringen zu können. Immer mehr schöne Seiten gewann ich diesem Amte ab, und das Wandern von Hügel zu Hügel, von Thal zu Thal, Herr seiner Zeit und Gedanken, schien mir gar fröhlich und gemüthlich. Aber nicht nur die schöne Seite, sondern auch die nützliche bot sich mir dar.

Es will heut zu Tage Jedermann seine Nase in Alles stecken, und glaubt er etwas zu riechen, so brüllt er in irgend einer Zeitung oder hinter einem Schoppen lauter als wie zehntausend Ochsen. Ehedem gab es zwar immer Leute, die ihre Nase gerne in Alles steckten, alle Morgen sich Verzeichnisse geben ließen von denen, die an der Matte spazieren gegangen, alle Wochen Berichte über alle Landvögte, und mit was und mit wem sie am liebsten g'fätterleten; aber sie brüllten nicht wie zehntausend Ochsen,

ſondern ſie behielten das Vernommene fein ſäuberlich im Kragen bis zur gelegenen Zeit, wo ſie es in eine Ohrfeige verwandeln konnten. So thaten Einige, aber ihren Untergebenen paßten ſie auf, und ſie mußten nicht nur Weinmuſter in den Wirthshäuſern herumtragen, ſondern auch auf Strolchen und Geſindel achten. Nun aber ſind wir Alle gleich, alle ſouverän, und Niemand gibt ſich daher gerne mit dem Geſindel ab, ſo ein ſouveräner Bernerbürger iſt zu ſtolz, an das Lumpenpack ſeine Zeit zu verlieren. Indeſſen beſtehen noch aus alter Gewohnheit einige Aemtlein, welche um des Lumpengeſindes willen errichtet worden, wenigſtens zum Theil, und mit den Aemtlein ſind einige Geldſorten verbunden.

Und damit dieſe Geldſorten nicht ſpanngrün werden, wie die Münze der Salzauswäger, gibt es immer Leute, die bereit ſind ſie abzunehmen, und den Titel ſich anhängen zu laſſen, der zum Abnehmen berechtigt; verſteht ſich, daß man vom Lumpengeſindel, als von einer wüſten Sache, nicht viel redet. Nun aber hat denn doch das Lumpengeſindel die Art, daß es brave Leute inkommodirt, ungefähr wie Läuſe einen an Reinlichkeit gewöhnten Menſchen; und noch immer gibt es fatale alte Leute, die bettelnde ſtrolchelnde Berner-Bürger, Bürgerinnen, Bürgerlein auch zum Lumpengeſindel rechnen. Und dieſe Leute haben die fatale Manier, daß ſie ſchreien über dieſes Plagen, wie Kinder über Läuſe, die ſie beißen. Da nun der Regierungsrath es nicht mit ganz allen Leuten verderben darf, ſo läßt er von Zeit Mahnungen auf's Land ergehen, daß man doch ein Auge nach dieſem Lumpengeſindel kehren, und es wenigſtens mit einem Fuße über die Grenze ſetzen ſoll, und ſetzt gar noch einige Geldſorten extra bei. Aber mein Gott, wer wollte alles bezahlen? Wer wollte ſich mit ſolchen Kleinigkeiten befaſſen? Wer wollte ſeine Ehrlichkeit in Gefahr ſetzen, daß er in dieſen extra Gratifikationen ſich zufällig verrechne? Wer wollte Berner-Bürgern zumuthen, ſo lange in ſchlechter Geſellſchaft zu ſein bis an die Gränze? — nun wenn's noch durch's nächſte Dorf wäre, ſo möchte es angehen, aber bis zur Gränze! — Und wie will man einem Bürger, der mit zweien Gemeindräthen beſoffen einem Gemeindrath beiwohnen darf, zumuthen,

mit einem Lumpenkerl durch ein Dorf zu gehen? Ach Gott, welche Zumuthung! Und wo bliebe dabei die persönliche Freiheit und die Gewissensfreiheit in der freien Republik? Ach Gott, so regierungsräthliche Monatorien muß man vergessen, nachdem man darauf geschrieben: Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun. Und ob man's vergesse oder nicht, wer frägt darnach, ist doch die Hauptsache, daß man gut angeschrieben stehe oben. So geht es dann lustig und frei zu im Lande, und das Pack ist oft sicherer vor der Polizei auf den Straßen, als ehrliche Leute in ihren Häusern. Die hübschen Ländermädchen ziehen jubelnd, singend und bettelnd durch Dorf und Thal furchtlos und schalkhaft, und tragen das erbettelte und sonst erqberte Geld neuthalerweise aus dem Lande. Sie haben aber auch versöhnende Manieren, vor denen Karabiner sogar und Säbel sich sanftmüthig an Boden legen. Es wird aber wirklich dann zu Neujahr, Faßnacht und andern Zeiten stillen Leuten zu eng im Lande, sie haben kaum mehr Platz vor ihren eigenen Hausthüren, und kaum Ruhe zum Essen, so daß wirklich Manchem schon eingefallen ist, in öffentlichen Blättern d'r Gotts-willen und für gutes Geld einen guten Kerl aufzusuchen, der sich mit dem Gesindel abgebe, d. h. nämlich, nicht gemeine Sache mit ihm mache, sondern die vor dem Gesindel schütze, die ihn bezahlen. Es geschah nicht aus Gutherzigkeit; man fürchtete, es könnten es Leute für ungut nehmen, wenn man es besser haben wollte, als andere Leute es sich auch müssen gefallen lassen. Auch haben diese Leute ein gar großes Bedauern mit einer Menge Kinder, die von ruchlosen Eltern ausgesandt auf den Bettel ausschwärmen im ganzen Lande zum Müßiggang, an's Schlecken und Stehlen sich gewöhnen, und sonst noch Anderes, und doch geben sie ihnen Kreuzer um Kreuzer zum Naschen. Und jeder einem Kinde gegebenen Kreuzer ist ein Lockvogel, der das Kind tiefer in das wüste Leben zieht. Aber man gibt theils aus Gewohnheit, theils aus Barmherzigkeit fort und fort. Man denkt, wenn nur ein Kind von zehn bettelnden wirklich einen kranken Vater, eine hungernde Mutter zu Hause hätte, so wolle man lieber neun Kreuzer verlieren, als einen hartherzig ver-

weigern, man vergißt dabei die neun zu Grunde gehenden Kinder und das Weh ihrer Seelen.

Da dachte ich es mir gar prächtig und nöthig, so als ein getreuer Wächter durch's Land zu wandern mit redlichem Gemüth, offenen Augen und freier Zunge, mannlich gegenüber zu stehen dem Regierungsstatthalter, und getreu ihm zu rapportiren, was seines Amtes ist, unbekümmert, ob er es gerne höre oder nicht. Und wenn es sein Liebling wäre, und wenn sein Liebling Statthalter wäre, und dieser Liebling und Statthalter würden z. B. einen armen Teufel mit Brönz füllen, um die Lust zu haben, wie derselbe den Kopf am Boden sich zerschlage auf jämmerliche Weise, oder er selbst der Liebling und Statthalter würden voll am Boden sich wälzen, vielleicht noch an einem Sonntage an hellem Tage, unfähig aufzustehen und seine Hosen zuzumachen, so würde ich es dem Regierungsstatthalter sagen, und wenn er mir darüber ein sauer Gesicht machen sollte, oder vielleicht mir sagen: das geyt euch nüt a Polizeyer, so würde ich ihm sagen: Ich hatte geglaubt, ein Statthalter wäre sein Stellvertreter und auch der Stellvertreter der Regierung, und hatte nun gefürchtet, die Schwarzen möchten sagen: Wer sich durch ein Schwein vertreten lasse, müsse selbst eine Sau sein; und das hatte ich verhüten wollen, aber nichts für ungut; wer z. B. sich durch einen auf Betrug ertappten Menschen vertreten lasse, werde selbst nicht für sauber angesehen. So dachte ich mir es gar schön. Ich dachte mir ferner zu thun, wozu die Meisten sonst zu vornehm sind, zu souverän sich dünken, der Sicherheit des Landes mich anzunehmen, dem schauderhaft überhandnehmenden Bettel zu wehren, die Mühe nicht zu scheuen ohne Brönz oder Vergütung, die Bettelnden wegzuweisen, ihrer Gemeinde zuzuführen. Ich war überzeugt, eine alle Tage sich gleichbleibende Strenge würde dem Unfug bald ein Ende machen.

Aber die armen bettelnden Kinder wollte ich nicht schlagen, nicht mit dem Schuh mißhandeln. Nein, mit ihnen wollte ich wandern ihrer Heimath zu, wollte ihnen auf dem Wege ausforschen ihr junges Herz, wollte versuchen mit weichen, linden oder ernsten Worten etwas Besseres zu pflanzen in dasselbe, wollte versuchen, in ihren

jungen Herzen keimen zu lassen das Gefühl ihrer Menschenwürde, der wahre Menschenstolz, der nicht bettelt, nicht bettelt um einen Kreuzer, nicht bettelt um ein Aemtlein, nicht bettelt um eine Pfarrei, nicht bettelt mit den eigenen Beinen, noch bettelt mit des Vaters Beinen, den kleinen zwar aber emsigen und wohlbesorgten, und mit dem süßen Lächeln oberhalb des süßgiftigen Vaters kleinen g'w[illegible]digen Beinen, oder bettelt mit des Schwähers Beinen. Der Menschenstolz, der nicht bettelt, um kein Amt, und wäre es das Schultheißenamt, nicht bettelt mit Worten, nicht bettelt mit Scharwenzeln, mit klug geformten Meinungen, mit Händedrücken, Achselnklopfen, berechneten Anzügen, oder gar mit verschmitztem Schweigen wider Ehre und Gewissen, oder neapolitanischen Zugeständnissen wider Ehre und Gewissen, nicht bettelt mit Vorreiten seiner Miserablität, um zu zeigen, daß kein Bein lahm, kein Glied impotent sei; nicht betteln um die höchste Stelle mit Verläumdungen, oder Renomisterei, oder göttlicher Grobheit.

Im Bettelkinde wollte ich diesen Stolz wecken, hoffend, die Welt kehre sich einmal um, und von unten herauf werde dann dringen das Edlere und Bessere hinauf, woher so oft das Schlechte, das Verfluchte gekommen. Was ist wohl für ein Unterschied zwischen einem Schultheißen, der um dieses Amt buhlt, und zwischen einem Bettlermädchen, das um einen Kreuzer bettelt? Ein routinirter Witzling wird mir sagen wollen: der Unterschied, daß die großen Diebe oben auf kommen, die kleinen der Landjäger nimmt, d. h. wenn es ihm gefällt. Ach Gott nein, der buhlende Schultheiß und das bettelnde Mädchen verhalten sich zusammen wie Verführer und Verführte, wie Lüsternheit und Noth, wie Abgefeimtheit und Naivität, wie Vorbedacht und Unwissenheit, wie Luchs und Schaf, wie Elster und Schwalbe, wie — —. Wollte wecken in dem armen Bettelkinde den Menschenstolz, der nicht betteln mag, auf keine Manier, weder auf eine gemeine noch eine vornehme, der das schaffen will treu, ehrlich, fleißig, unverdrossen, der von seiner Arbeit leben will redlich, und Gutes thun nach Möglichkeit, der diese Werke in die Welt stellt, und nicht sein Eigenlob, der weiß, daß die Werke reden vor Gott und zur Nachwelt, während das Eigenlob wohl augen-

blicklich betäubend wirkt, aber bald Kopfweh macht, dann Ekel und vor Gott Bedauern, dann ein Zuschandenwerden.

Und wenn ich in des bettelnden Mädchens Hütte einen kranken Vater, eine hungrige Mutter fände, da wollte ich sorgen, daß die Mangelnden keinen Mangel litten. Wollte sagen, wo wirklich Noth und Elend sei, wollte Weiber suchen mit weichen Herzen, und Männer mit biederm Sinn, die gerne gaben, wo gegeben sein sollte, wollte betteln bei guten Herzen selbst für Landsaßen. Ich wußte wohl, daß ich solcher Herzen sicher so viele fände, als ich nöthig hätte, ich wußte, daß das Geben und das freiwillige Geben bei vielen Leuten als die heiligste Religionspflicht betrachtet wird.

An dem Erhalten dieser Stelle zweifelte ich nicht. Diesen genommenen Entschluß trug ich wieder dem Fecker vor, und dieser lachte lauf auf und immer lauter, hielt sich den Bauch, und schnappte am Ende mühselig nach Athem. Ich wurde bitterböse, und frug, was da zu lachen sei? Mein Gott, was für tolle Gedanken plagen euch doch! Daß ihr nicht zum Polizeier paßt, will ich nur nicht anführen; aber wie könnt ihr denn je daran denken, diese Stelle zu erhalten? Wahrhaftig, ich hätte geglaubt, ihr kenntet die Menschen nun besser.

Ich wurde böse und verwirrt, seine Rede verstund ich nicht, und meinte, das werde ihm nicht Ernst sein, und ich hoffe, er werde seinen Einfluß für mich verwenden, wenn er glaube, es sei noch nöthig; so viel dürfe ich mir schmeicheln, daß man hier noch keinen bessern Polizeier gehabt, und kaum je einen solchen wieder bekommen werde. Darüber wolle er mit mir nicht disputiren, meinte er, allein ich erhielte die Stelle doch nicht, auch wenn er für mich von Haus zu Haus laufen wolle, was er aber nicht thun werde. Wie könnt ihr, fuhr er fort, bei gesundem Menschenverstand daran denken, gewählt zu werden, an einer Hausvätergemeinde? Erinnert euch, welchen Namen ihr euch im Spital gemacht. So ne ufbegehrische wey m'r nit, werden die Einen sagen. Sehet eure Kleidung an, auf diese bin, werden Andere sagen: ne so ne herrschelige we m'r nit, dem dörft me ja nüt bifehle. Andere werden sagen, welche das Brönz lieber selber trinken: ne

e Rothe, e alte Soldat we m'r nit, m'r hei Schnapsbruder gnue am Alte g'ha, er isch nie z'friede g'si, we me ihm nit eis y g'scheicht het. Andere werden meinen: er isch gar so ne ybildische, er würd is ih alles iche rede a ne re Gmein. Wen habt ihr an der Gemeinde, der für euch spricht? Andere, die sich melden werden, haben Gönner, die werben. Und wenn schon Manche, und vielleicht die Ersten nicht gegen Euch reden werden, so werden sie doch gegen euch stimmen. Ihr seid bei einem Schoppen oft zusammen gekommen, dunkel haben sie eure Ueberlegenheit gefühlt; glaubt ihr nun, sie werden es über sich bringen können, euch zum Polizeier zu machen, zu ihrem Diener und Abwart? Eure Person wäre ihnen ja ein täglicher Vorwurf, sie müßten sich vor euch in Acht nehmen, sie müßten denken: was wird der Polizeier dazu sagen? Glaubt ihr aber, daß eine Behörde solche Leute wählen wird, die solche Gefühle in ihr erregen? Das geschieht nicht in den obersten Behörden, wollt ihr eine solche Ueberwindung einer Landgemeinde zutrauen? Wenn man gewisse Leute hört, so sollte man meinen, schlechte oder dumme Menschen paßten für jede Stelle viel besser, als ehrenwerthe und kluge. Versprecht mir, nicht böse, nicht muthlos zu werden, diese Geschichte nur als eine Gelegenheit zu betrachten, Menschenkenntniß zu erwerben. Meldet euch, macht bei den Einflußreichen in der Gemeinde die Aufwartung, und urtheilt dann: wer Recht habe. — Ich versprach und that also. Nun will ich mich nicht aufhalten, zu beschreiben, wie ich empfangen und abgefertigt wurde, obschon es recht lustig wäre, und ausweisen würde, daß das B'richten auf dem Lande noch weit schauerlicher ist, als in der Stadt, und der B'richtende noch weit mehr sich gefallen lassen muß.

Der Wahltag war ein wichtiger Tag für die Gemeinde Unverstand. Um zehn Uhr sollte die Gemeinde beginnen, um eilf Uhr erschien sonst gewöhnlich der Schreiber, um halb zwölf Uhr der Präsident, nach zwölf Uhr einige Männer, und um ein Uhr fing man an das Protokoll zu verlesen. Aber an diesem wichtigen Tage, wo ein Polizeier sollte erwählt werden, sah man schon vor neun Uhr Gruppen vor dem Wirthshause sich sammeln; vor zehn

Uhr drängte sich alles in die große Kammer, wo sonst getanzt wurde; sie war zum Ersticken voll, statt dem halben Dutzend, welches sonst sich einfand. Es wurde abgelesen das Verzeichniß der sich Meldenden, und gefragt: ob der eine oder andere etwas zu bemerken hätte? Die Bewerber mußten abtreten, legten sich draußen an die Thüre, und stritten um die nächsten Plätze an derselben. Nun begann es drinnen zu wogen und zu tosen; endlich brachte der Präsident Stille zuwege, und da wurden Reden gehalten viel länger noch und schöner, als im großen Rathe. Den Stummen brach der Mund auf, und sie redeten wie die Propheten, jeder gegen sieben und für einen, denn acht hatten sich gemeldet. In die Reden hinein hallten die Stimmen widersprechend gar kräftig und schön; wer einmal angefangen hatte, der sprach so lange er ein Wort erjagen kannte. Endlich nach fünf Stunden, als allen die Zunge am Gaumen klebte, konnte der Präsident zur Abstimmung schreiten. Diese Abstimmung geschah, da viele nicht schreiben konnten, durch das offene Handmehr. Dreimal mußte sie vorgenommen werden, weil sie sich zweimal unrichtig erwies, indem die Zahl der Köpfe und der stimmenden Hände nie übereinstimmten, und es fast herauskam, als hätten viele immer zwei Hände aufgehoben. Endlich war er heraus der wichtige Mann, um deßwillen heute so Viele geredet hatten, aber ich war es nicht, nicht eine Stimme hatte ich erhalten; und, wunderbar, gerade was der Fecker mir vorher gesagt, hatte ich an der Thüre hören müssen, nur viel eindringlicher und kräftiger. O ich habe diese Reden alle noch im Kopf, und wer weiß, ob ich sie nicht noch aufschreibe und drucken lasse, da doch heut zu Tage alles gedruckt werden muß. Obgleich es mir der Fecker vorausgesagt, war ich doch erschüttert, und konnte mich des Weinens fast nicht enthalten, als ich zu ihm kam. Also nichts, gar nichts wollte man von mir, für nichts fand man mich gut, wie einen Taugenichts verwarf man mich allenthalben!

Ihr dauert mich, sagte er, daß ihr die Sache so zu Gemüthe nehmt, aber der liebe Gott war weiser als ihr. Macht nun aber eure Thorheit nicht dadurch noch größer, daß ihr in ihr beharrt und glaubt, es sei euch übel er-

gangen. Der Menſch werchet ſich manchmal ordentlich in einen Trotz gegen die Vorſehung hinein, die ihm einen einfältigen Wunſch verſagt hat; er glaubt ſich unglücklich. Wenn es nur die Menſchen glauben würden, daß unendlich viel Unglück, über das ſie klagen, nur in dem Wahn beſteht, daß man unglücklich ſei, und daß man, um Andere damit zu ſtrafen, oder weil ſo es der allgemeine Gebrauch fordere, unglücklich ſcheinen müſſe. Sonſt ſeid ihr ein Mann geweſen, habt wacker gerungen, werdet nun nicht wieder zum Kinde, verliert die Beſonnenheit nicht, verliert den Glauben nicht, daß gerade im Verſagen unſerer Wünſche die größte Liebe Gottes liegt. — Ich wurde gelaſſener, entgegnete aber doch, das komme mir auch gar zu traurig vor, daß ich wie ein unnützer Stein allenthalben verworfen werde, bald durch ſchiefe, bald ohne Prüfung, und ſomit trotz dem beſten Willen der Welt gar nicht nützlich werden könne; daß es doch hart ſei, gleichſam mit dem Stempel der Verwerfung bezeichnet worden zu ſein, ſeit ich ein Güterbub und nun gar ſeit ich ein Rother geweſen. Das iſt aber wieder ein Wahn, meinte der Fecker, daß man meint, einen Poſten haben zu müſſen, um dem Vaterlande nützlich zu ſein, als ob das nicht jeder Bürger könnte und ſollte, und gerade die nicht Angeſtellten am beſten. Dieſer Wahn kömmt von jeder Zeit her, wo es allerdings eine Art von Verbrechen war, das bald öffentlich, bald geheim gerichtet wurde, wenn einer ohne äußerlich beſtimmten Beruf um das Vaterland ſich bekümmerte. Eben daher kömmt es auch, daß nun die Einen allerdings noch immer nichts thun, um alles ſich nicht bekümmern, während die Andern beim beſten Willen doch darin irren, daß ſie meinen, um das Vaterland ſich kümmern, heiße über alles Beſtehende ſchimpfen, alle Verfügungen der Regierung tadeln, alle Perſonen derſelben verdächtigen, und die Dritten zu meinen beginnen: ſie, die an der Regierung ſeien, machen den Staat aus, hätten allein um das Vaterland ſich zu kümmern, die Uebrigen zu ſchweigen, und ihre Naſen nicht aus dem Eigenen heraus zu heben. O du liebe Zeit, wie ſo manches Regentlein klug ſich dünkt, und doch iſt ſein Dünkel noch neun und neunzig mal kleiner, als der ſeines Schreiberleins.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Der gute Rath.

Aber gerade für euch wüßte ich etwas, fuhr der Fecker fort, wozu ihr der Mann wäret, und wodurch ihr nach und nach euch eine Anerkennung erwerben könnet, die hundert mal ſchöner iſt, als irgend ein erbrichteter Poſten. Ihr müßt mich aber ordentlich anhören, nicht auslachen, wohl überlegen; wenn ihr das alles wollt, ſo will ich mit meinem Vorſchlag heraus rücken. Ich erwachte aus meinem Trübſinn, ward neugierig, und verſprach alles Gute. Er klingelte nach einer Flaſche Wein, ſtopfte ſich eine mächtige Pfeife, und brachte Folgendes vor: Gottlieb, ſuchet euch ein Wirthshaus aus, das ziemlich beſucht iſt von einheimiſcher Gaſtig, die Wirthsleute eine Truppe Kinder haben, was nicht ſchwer zu finden iſt; da zieht euch zu, das iſt der ſchönſte Poſten, den ich für euch weiß. Ich ſperrte Mund und Naſe auf über den ſeltſamen Vorſchlag, und glaubte, es rappele bei dem guten Manne, und wenn die Flaſche leer geweſen wäre, ſo hätte ich vielleicht noch was anders geglaubt. Er ſah mein Erſtaunen, lachte und ſagte, es ſcheine, ich begreife nicht, was er meine, und doch hätte er geglaubt, jedes Kind müſſe ihn faſſen, ſo einleuchtend ſtehe es in ſeinem Kopfe.

Allemal wenn ich bei einer Gaſtſtube vorbeigehe, ſagte er, und da die Leute bei ihrem Schoppen ſitzen ſehe, ſo zieht es mich hinein, und eine rechte Wehmuth kömmt mich an, daß um unſerer wunderlichen und verſchrobenen Sitten wegen es meine wunderliche Frau mir nicht erlaubt, mitten unter dieſen Leuten zu ſitzen; da wäre der rechte Ort, Weisheit zu predigen und Menſchen vernünftig zum machen. Das dünkte mich noch wunderlicher; aber der Fecker achtete nicht mehr auf mich, er war in den Zug gekommen, und fuhr fort: Dahin kommen die Leute ſelten um des Weines, ſondern auch um der Geſellſchaft willen. Es regt ſich etwas in ihnen, das Nahrung will,

ſie möchten etwas hören, möchten ſich mittheilen, brichten und brichten laſſen. Verſteht einer das Brichten, ſo hören die guten Leute mit wahrem Vergnügen zu, haben kurze Zyti, was ihnen eins der ſeltenſten, aber der größten Güter ſcheint; denn Längizyti iſt eine wahre Bauernplage. Der Abend vergeht ihnen, ſie wiſſen nicht wie, und erzählen noch lange, wie ſie den und den Tag ſo kurze Zyti gehabt. Was kurze Zyti dem Bauer ſei, drückte wohl jenes Kind am beſten aus, das gefragt: was das Wort Seligkeit bedeute? antwortete: Kurzizyti. Nun iſt aber ſo ſelten Jemand in einer Gaſtſtube, dieſem großen allgemeinen Leiſt des Dorfes, der dieſes Amt des Brichtens übernimmt, und noch viel ſeltener, ja nicht zu finden, möchten die ſein, welche mit beſtimmter guter Abſicht und zu einem klar gedachten vernünftigen Zweck es thun. Gar oft führen Zotenreißer, Händelſucher, oder mit Gott und der Welt Unzufriedene das große Wort, und verleiden ordentlichen Männern ihren Schoppen. Mit Schrecken ſehe ich auch mehr und mehr im Volke ſelbſt eine Kluft entſtehen. Aus dem Volke erheben ſich Beamtete, Gewerbsleute ꝛc, es iſt der erwecktere Theil des Volkes, und dieſe fangen an, die Gaſtſtube zu verlaſſen, ziehen ſich in Leiſten, Leſezirkeln, und wie die Dinger alle heißen, zuſammen, und trennen ſich von der Maſſe; in der Gaſtſtube bleiben die Ungebildeten, wo keiner dem andern etwas Ordentliches bieten kann. Man ſieht das nicht für wichtig an, und hält es für ganz natürlich, daß ſolche gebildete Leute ſich nicht mehr allen Unannehmlichkeiten einer Gaſtſtube preis geben, und ihr Raus lieber unter ſich abmachen. Aber man irrt ſich: ſo wie in der Gaſtſtube, ſo macht man ſich im Leben, in der Kleidung ꝛc., kurz, in Allem allmählig vom Volke los, reißt ſogar ſchon die Kinder vom Volke weg, und führt ſie beſondere Wege. So bildet ſich eine neue Klaſſe, und wer will mir wehren, wenn ich dieſe Klaſſe auch eine Ariſtokratie nenne? Die neue Klaſſe verliert durch dieſe Abſonderung um ſo eher das Zutrauen des Volkes, je näher ſie ihm früher geſtanden. Das Volk aber entbehrt ihres Umganges, wird nicht durch dieſelbe gehoben und veredelt, wird ab- und zurückgeſtoßen, verwildert unter ſich, und wird die Beute

jedes Schreiers, der es zu irgend einem bösen Zwecke erregen will. Es gilt hier gerade der gleiche Grundsatz, wie bei den Armen. So lange man die Armen nur ernährt, abfüttert, werden sie Arme bleiben, sich vermehren, und zu einer immer unerträglichern Last werden. Hebe man aber die Armen durch Entwicklung ihrer Kräfte, befähige man sie, daß sie sich selbst auf die Höhe ihrer Wohlthäter hinaufschwingen können, so werden die Armen sich mindern, und wird ihre Last abnehmen. Es wird das Volk Volk bleiben, roh, ungebildet, eine Wetterfahne, so bald es alle die verlassen, welche sich mehr Bildung erworben, und als der Sauerteig des Volkes mitten unter ihm bleiben sollten. Sie werden sehen, daß das Volk bald gegen sie eine Opposition bildet. Das beim Volke bleiben hat freilich seine Unannehmlichkeiten. Mancher Beamtete hat seine Gewohnheit, welche er sich scheut, mitten in der Gaststube zu befriedigen; aber warum nicht alte Gewohnheiten fahren lassen, um dem neuen Amte Ehre zu machen? Und Mancher ist nicht gerne einen ganzen Abend vernünftig, aber das ist wieder nichts, als eine Gewohnheit, und geziemt es nicht Einem, der über das Volk gesetzt sein will, Tag und Nacht vernünftig zu sein? Unglaubliches nun könnten gerade in der Gaststube Männer thun, die ohne steife Pedanterie mit manchem Witzwort Nützliches zu reden, die Geschichte der Zeit zu erleuchten, die Tagesfragen zu erläutern, die höhern Verfügungen zu erklären wüßten, oder wenn nichts Neues vorläge, erzählen würden von andern Völkern, andern Zeiten. Um solche würden die Leute sich sammeln, und ich bin überzeugt, von der Gaststube aus würde sich ein wohlthätiger Einfluß verbreiten über manches Feld und über manches Haus, die Abende würden kurzweilig werden, und vernünftige Männer kämen den Weibern heim ohne sturme Köpfe, und Friede, Liebe und Vertrauen würden die einzelnen Glieder der Gesellschaft eng verbinden.

Nun, Gotthelf, zu so einem Gaststubenposten seid ihr wie gemacht. Ihr habt viel gesehen, viel erfahren und gelesen, ihr braucht nicht den Schmarotzer zu machen, und imponirt doch auch nicht wie ein Ammann oder Statthalter; ihr seid unabhängig, und doch so gestellt, daß

Niemand ſich vor euch ſcheut, keiner vor euch ein Blatt vor den Mund nimmt. Ihr erfahret alſo, wie die Leute denken, was in ihnen ſich regt, vernehmt alle Vorurtheile, alle Dummheiten, die in den Köpfen ſpuken, und könnt gegen ſie arbeiten. Ich meine nicht, daß ihr den ganzen Tag da ſitzen ſollt und aufpaſſen, wem ihr eine Lehre zu geben und kurze Zyti zu machen habet. Bewahre! Dafür iſt nur der Abend da, wenn das Tagewerk gethan iſt bei einem Jeglichen, und er ruhen darf von Gott und Menſchen wegen. Und auch nicht Nächte durch ſollt ihr da ſitzen, bis die Füße unter den Tiſchen zu Eiszapfen werden; zur rechten Zeit muß Feierabend ſein, der folgende Tag will ausgeruhte Arbeiter, und es ſind Weiber zu Hauſe, die dem Manne nicht gerne zu lange warten, und will der Mann euch mit Freuden zuhören und ordentlich erquickt werden, ſo muß er nicht mit Schrecken nach Hauſe und an die ſcheltende Frau denken dürfen. Wenn ein Mann ſeinen Landjägern befiehlt, die Leute ſo lange im Wirthshauſe ſitzen zu laſſen, als ſie wollten, ſobald ſie ſich nicht prügelten, verſteht dieſer Menſch die Wohlfahrt der ihm Anvertrauten, und woher hat der das Recht, Geſetze aufzuheben, die verſtändiger ſind als er? Wer hat das Recht: Wirthſchaftsbußen, die für die Schulen beſtimmt ſind, zu ſchenken? — Wie gefiele euch »afange« das, meinte der Fecker, doch wartet nur, bis ihr alles gehört. Für den übrigen Tag habe ich euch zwei andere Aufgaben ausgedacht. Ihr habt gehört, daß ich geſagt habe, ihr ſollet euch ein Wirthshaus ausſuchen, wo eine Kuppele Kinder ſeien, was leicht zu finden ſei, und das habe ich nicht umſonſt geſagt. Wirthskinder können mich immer dauern, je beſſer die Wirthſchaft geht; je beſſer dieſe geht, deſto weniger haben die Eltern Zeit, ſich mit den Kindern abzugeben, es iſt faſt, als ob dieſe keine Eltern hätten. Die Kinder treiben ſich unter dem Geſinde, unter der Gaſtig herum, erhalten zu trinken, und hören alles Gräßliche; denn es gibt um die Wirthshäuſer herum immer Menſchen, die ſich die verruchte Freude machen, Kinderherzen mit Zoten zu entheiligen, und von Herzen können mich die Eltern dauern. Sie haben gewöhnlich den beſten Willen, ihre Kinder recht zu erziehen, ſie wenden Geld

auf, so viel die Gelegenheit es erlaubt, aber sie haben nicht Zeit zur Kinderaufsicht, nicht Zeit, sich um sie zu bekümmern, höchstens sie zuweilen aus der Gaststube und aus dem Stall zu jagen; um den Kindern denn doch ihre Liebe zu zeigen, geben sie ihnen recht gut zu essen und zu trinken, und pflanzen dadurch noch mehr den Hang zu überwiegender Sinnlichkeit. Nun meine ich, seiet ihr gerade wieder der Mann, euch einer Kuppele solcher Kinder anzunehmen und ihr Glück zu machen.

Freilich müßt ihr euch dem Wirthe nicht selbst dazu anbieten, für diesen Zweck würde euch keiner annehmen, sie würden weder trauen noch begreifen. Durch Erzählen müßt ihr die Kinder nach und nach an euch fesseln, zwischen den Schulen könnt ihr vom Erzählen unvermerkt zum Lernen übergehen, könnt so die Kinder nützlich beschäftigen. Das wird zuerst die Wirthin merken, wenn ihr die Kinder vor den Füßen und aus der Küche weg kommen, sie wird es dem Mann sagen, der merkt dann endlich auch auf. Zuerst wird er euch einen Schoppen geben hie und da, dann euch am wöchentlichen Kostgeld zurückgeben, und endlich wenn ein Kind einen ordentlichen Brief geschrieben, oder das Haus abg'sigürt, oder sagen kann: daß England in Europa ist, keines mehr abnehmen. So wird das von selbst sich machen, ohne daß ihr vom Bezahlen ein Wort zu reden, oder eine Lehrstunde abzureden braucht; euer Auskommen wird erleichtert, eure Aufgabe schöner, ein zweifacher Schulmeister seid ihr, wenn ihr auch den Namen nicht tragt. Aber ihr sollt mir trotz dem Schulkommissär ein dreifacher werden. Ihr habt viel erlebt, und über euer Leben nachgedacht, es liegt vor euern Augen mit all den unglücklichen Verhältnissen, die ihr erfahren. Ihr wisset das Unrichtige aufzufinden, nachzuweisen, das ist nun eine gar große Seltenheit; Tausenden ist es übler ergangen, als euch, Eigennutz, die Vorurtheile der Menschen haben sie vielleicht noch weit drückender, fürchterlicher erfahren, als ihr: allein sie können höchstens klagen, räsonniren, aber die Sachen beim rechten Namen nennen können sie nicht, können nicht einmal anschaulich machen, wer im Grunde an ihrem Unglück schuld ist, ob sie oder andere, und wenn sie am Ende auch über das

verſtändlich werden könnten, ſo können ſie nicht ſchreiben, ihre Klagen und Reden verhallen in engem Kreiſe unbeachtet. Ihr aber habt nachgedacht, und könnt ſchreiben, und das noch recht gut; wenn nun die Kinder in der Schule ſind, der Abend noch nicht da iſt, da ſetzet euch hin, und ſchreibet euer Leben nieder. Daſſelbe, ſo wie ihr es erzählet, beleuchtet eine Menge Vorurtheile, macht den Leuten manche Sünde anſchaulich, die ſie nie als Sünde angeſehen, und keinem Pfarrer geglaubt hätten, daß es Sünde ſei. Euer Leben wird ſicherlich Manchem die Augen aufthun, und er wird ſagen: ja, akurat ſo iſt es auch bei mir, aber es ſoll anders werden. Und das werden viel mehr Leute glauben, als ihr denket, denn die Menſchen und ihr Leben ſind ſich vielmehr gleich, als man dem erſten Anſchein nach glauben ſollte; was euch begegnet iſt, iſt an hundert Orten geſchehen. Daher wird es kommen, daß an hundert Orten die Leute meinen werden, ihr malet ſie ab, und redet auf ſie, dann werden ſie ſich aber an keinen Jeremias Gotthelf erinnern, werden ſich die Seele aus dem Kopf ſtaunen, wer das von ihnen wiſſen könne, wer ſo öffentlich vor der Welt auf ſie ſtichele.

Die guten Leute wiſſen nicht, daß ihre Ebenbilder in allen Ecken der Erde wohnen; aber ſie werden ſich ſchämen, und nicht mehr alſo thun, um nicht mehr gedruckt zu werden. Und viele andere werden euer Leben gerne leſen; wenn ſie auch nicht ſich darin finden, ſo iſt doch manche Lehre in demſelben enthalten, die jedem nützlich iſt, und gar manches könnt ihr da deutlich ausſprechen, was den Leuten dunkel vorgeſchwebt iſt, was ſie aber nie ordentlich ausdrücken konnten. So wird eure Lebensbeſchreibung, wenn ihr ſie drucken laßt, Nutzen ſtiften, Menſchen belehren, und ein dreifacher bedeutender Schulmeiſter werdet ihr ſein, werdet ein ganz anderer Kerli ſein, als ſo ein Straßeninſpektor oder Polizeidiener, und noch dazu ein behaglicheres, eurer Schwächlichkeit entſprechenderes Leben führen.

Ich horchte nun doch auf, es fieng in mir etwas an zu jucken und zu gramſeln, eine eigene Wärme kam mir in die Augen, ich mußte lächeln, ich wußte nicht warum, wurde verlegen, und verlegen ſchüttelte ich verneinend

der Kopf, und meinte, so etwas werde ich wohl bleiben lassen. Und doch war es mir nicht recht ernst mit dieser Verneinung, es war mir wie einem hübschen Mädchen, dem man gesagt hatte, es sei schön, und welches dasselbe auch nicht glauben will. Der Fecker meinte, allweg solle ich nur versuchen, für mich aufzusetzen, was ich könne, es sei ein gar angenehmer Zeitvertreib. Im Anfang werde es mir wohl Mühe machen, ich werde nicht recht wissen, wo anfangen, und gar so ängstlich sein, ob ich ein Wort hinter oder vor das andere setzen solle; aber das gebe sich bald von selbst, ich werde oft nicht warten mögen, bis ich hinter meiner Schreiberei sitze. Nun meinte ich, etwas schreiben werde ich am Ende wohl können, aber drucken lassen, das sei ein anderes, und wer es mir dann drucken wolle, das gebe gar viele Kosten? Auch das werde sich machen, meinte der Fecken, ich solle nur machen, daß geschrieben werde, solle über seinen Vorschlag nachdenken, und wenn ich ihn nicht schlecht gefunden, wenn ich das Schöne in demselben aufgefaßt, ein Haus suchen, in welchem ich mein selbstgeschaffen dreifach Amt ausführen könne. Er meinte, wenn ich einige Jahre so zugebracht, so könne ich ein ordentlich berühmter Mann werden, und wie die Leute mich jetzt verstießen, würden sie sich um mich reißen; mir stünden später, wenn der erste Aemtlihunger gestillet sei, und man wieder Männer suche für die Aemter, und nicht Aemter für die Männer, manches offen, wenn ich dann noch Lust habe, eines anzunehmen.

Ich ging heim. Mir war wunderlich im Gemüthe, und wunderlich im Kopfe. Ich wußte nicht, ging ich hoch oben über die Bäume hin, oder unter der Erde durch, indessen stießen die Füße sich an jeden Stein, an jede Wurzel, und meine Nase hätte beinahe eine innige Bekanntschaft mit einem Thürlistock geschlossen. Ich hatte an der Zukunft fast verzweifelt, alle Aussicht schien verschlossen, und nun war mir auf einmal eine aufgeschlossen, eine ganz neue seltsame, aber ächt romantische. Ich fand mich noch nicht so ganz zurecht in ihr, aber sie hatten mich ergriffen durch und durch, und hielt mich fest, fast wie mit zauberischer Gewalt. Der Mensch ist doch im Grunde ein schwaches Geschöpf, er glaubt sich so klug, so selbstständig,

und wenn man recht nachſieht, ſo vermag er ſelten ſich mit Sicherheit zu beſtimmen. Beſondere Eindrücke in beſondern Stunden regieren ihn meiſt, und beſtimmen ſeinen Lebenslauf. Wer am ſelbſtſtändigſten von innen heraus ſich zu beſtimmen glaubt, iſt oft derjenige, der dieſen äußern Eindrücken am unbedingteſten ſich hingibt, weil er nicht beachtet die Regungen ſeines Gemüthes, und Eigendünkel ihn verblendet. Aber die ſchwerſte Aufgabe iſt wohl die, dieſe Eindrücke zu prüfen, die einen zu überwinden, den andern ſich hinzugeben. Gott ruft uns, die Welt lockt uns. Das Rufen und das Locken von einander zu ſcheiden, keines mit dem andern zu verwechſeln, wie ſchwer iſt das, und wie leicht nehmen es die Leute?

Wohl legte ich mich nieder, aber nicht zum Schlafen, es wogte ein Gedankenmeer in mir auf und nieder. Wachen und Schlafen verfloſſen in einander zu einem träumeriſchen Zuſtand, in welchem ich nicht wußte, waren es Gedanken oder Träume, die ihre Bilder auf meine Seele warfen. Bald ging mein vergangenes Leben an mir vorbei, bald dachte ich es, bald lebte ich es noch einmal wirklich, fühlte Prügel, hörte mich ſchelten, und Aenneli ſtund an meiner Seite, und bot mir ein Kind dar, daß ich ihm erzähle; dann ſaß ich in einer Gaſtſtube, wollte etwas reden, und konnte nie, und Aenneli brachte andern Leuten Wein, mir aber nicht, und ich konnte ihm nicht rufen. Auch ſchrieb ich lange, lange, und als ich nachſah, konnte ich nicht leſen, es waren lauter fremde Buchſtaben, ich konnte die rechten nie finden. Und wenn ich mich recht abgeängſtigt, erwachte ich wohl auf Augenblicke, aber nur um in noch peinlichere Lage zu kommen. Endlich fielen die erſten Sonnenſtrahlen in mein Gemach, ich ſchüttelte mir den peinlichen Zuſtand vom Leibe, und trank in langen Zügen die friſche Morgenluft.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Der schöne Tag.

Es riß mich hinaus in die schöne Welt. Es war ein wunderschöner Maimorgen, ein ächter Herrgottstag für die Vögel des Himmels und jedes fühlende Menschenherz. Es war zweiunddreißig Jahre, daß gerade auch so ein Morgen, und ich acht Jahre alt war. Damals wanderte ich mich mit munterem Herzen und einem schönen Halstuch der Bettlergemeinde zu, und die Amseln tanzeten vor mir her mit ihren hellen Stimmen und schönen gelben Schnäbeln. Aber das muntere Herz und das schöne Halstuch schwanden, trotz allen schönen Verheißungen, mit denen die Mutter mich munter gemacht, und zweiunddreißig Jahre verflossen in derbem Ringen mit der Welt und mir selbst. Ich wanderte wieder mit munterem Herzen heute in die Welt hinaus, und labte mich an Gottes Wunderpracht. Das Herz war mir offen, darum auch die Augen, die mit inniger Wonne schweiften von den grünen Buchenhügeln zu den in allen Farben lachenden Wiesen und über die schwellenden Fruchtfelder. Was doch in einem Zeitraum von zwanzig Jahren erfunden, geschaffen wird, und besonders in unsern Tagen! Und die Menschen, die mitten in diesem Schaffen wohnen, und selbst schaffen, merken es nicht, und klagen über schlechte Zeiten, schweren Erwerb ꝛc.! Die ganze Landschaft schien mir umgewandelt. Neue Häuser glänzten überall zwischen wohlunterhaltenen Bäumen hervor, die nicht mehr voll Moos und Mistelen waren. Große Scheiben, helle Fenster zeugten von helleren Menschen und blaue Schieferdächer von vorsichtigen und klugen. Und waren das die magern Aecker noch, die früher gähnten und ermatteten, wenn sie einige Grasstengel tragen sollten, und jetzt bedeckt mit bürstendichtem knietiefem Grase, oder mit dem zarten üppigen Klee, der Kühe Zuckerbrod? Erdäpfeln streckten sich in ihrem dunkeln Grün weit hin, wo ehedem nur einzelne Stauden gestanden in wehmüthiger Magerkeit.

Und was bedeckte denn die öden Weiden, wo früher die Besenreiser wuchsen, die Schrecken der ungehorsamen Kinder, die Wünschelruthen der gerne fegenden und puzzenden Weiber, was bedeckte die magern Halden, wo ehedem ein paar Schafe zwischen Leben und Tod am Hungertuche nagten, oder einige Kühe ihre Rippen als stumme Seufzer Gott weit, weit entgegenstreckten, daß er sich ihrer erbarmen, und Regen gebe und Fruchtbarkeit? Dort glänzte es nun in röthlichem Schimmer, und wiegte im Winde sich wie ein Fruchtfeld. Es war die freigebige Esparsette, ein neuer Segen Gottes für die Kühe und für den Bauer, ein Segen Gottes für das ganze Land, der neben den Erdäpfeln für die wachsende Volksmenge noch lange genug Speise schaffen wird. Bis an die Spitze der rundlichten Hügel hatte der Fleiß der Menschen gereutet und gebaut. Es war das gleiche Land, wie ehedem, und doch wie ganz anders jetzt. Damals einem alten ausgetrockneten Weibe gleich, oder einem blassen vierzigjährigen Mädchen, an das die Auszehrung sich gehängt und ihm aus den Augen sah, und jetzt nun eine üppige strotzende Maid, fruchtbar und lebenskräftig. Und ich wanderte mit frohlockendem Herzen durch die Grüne, und stieg von Hügel zu Hügel, und labte bei jedem Schritt mich an neuer Pracht, und diese Labung tränkte die Seele mit neuer Kraft, und in dem Maaße wie die Augen sich ergötzten und freuten, trat mir auch meine Zukunft freudiger entgegen, und klarer gestalteten sich die Bilder, die ich mir von ihr entwarf. Aber des Morgens frische Kühle fing an der Sonnenwärme zu weichen, von der Stirne heiß rann der Schweiß, und der knurrende Magen mahnte: daß er gestern Abend nur ein Glas getrunken, und heute noch gar nichts. Ich sah mich um, wo wohl etwas zu haben wäre? Und wie ich genauer die Gegenstände betrachtete, heimelten sie mich, ich sah eine alte Eiche, und noch das Hohl darin, das ich weiter ausgehauen hatte, um Rinderstaaren auszunehmen, sah eine alte hohe Tanne, auf der ich Eichhörnchen nachgeklettert war; ich sah, daß ich im Walde von Mareilis Mann war, Schattenseite nahe unter dem Hause. Dort war ich willkommen, das wußte ich, und auch daß meinem Magen sein Bellen ge-

ſtillet würde. Ich ſtieg den Berg hinauf. Wie mich das alles heimelte, jede Latte, jeder Stock, jeder Ort, wo mich ein Knecht haaren wollte, oder ich einer Magd einen Streich geſpielt! Aber auch hier hinter dem Hauſe hatte eine weiſe Hand vieles verbeſſert, urbar gemacht, beſſer benutzt, und dieſes alles betrachtend, das Neue mit dem Alten vergleichend, ſtand ich vor dem Hauſe, ehe ich dachte.

Vor dem Hauſe ſaß ein ſtattlich Weib, glänzend in ſchönem weißem Hemdeſchmuck und den ſchön glatt geſtrählten Haaren, Kraut rüſtend. Es war Mareili, das ſchlanke, das nun breit und mächtig geworden war. Meine Schritte weckten es aus der emſigen Arbeit, es ſah auf mit ſeinen klugen und guten Augen, und alsbald mich erkennend, ſchrie es auf: Herr Jeſes, Meiß, wie besch mi erſchreckt mit dym wüſte Schnauz! das iſt aber nit brav vo d'r, daß erſt jetz chunſt, u biſch ſcho lang daheim; ih ha di i der Chilche g'ieh, u hätt d'r g'wartet vor d'r Thür, aber m'r hei Dorf g'ha daheim, u u i'h ha hei müſſe. Un daß im Spitel g'ſi biſch, ha ni nit e mal g'wüßt, ih wär ſuſch cho u hät d'r öppis brunge, ſo ungern ih nume a Spitel däihe, verſchwyge de dry ga. Aber chum yche, was wotſch, was chan d'r gäh? Es iſch notti doch no brav vo d'r, daß jetz chunſt. Ih will's em Aeti ſäge un em Ma, ſie werde o Freud ha, u will d'r öppis Warms mache. Die rüſtige Frau rührte ſich noch mit der alten Gewandtheit, und der Alte kam, ein achtzigjähriger ſilberweißer Greis, grad auf, und reichte mir frohgemuth die mächtige feſte Hand; auch der Sohn, der ſich unter Mareilis Pflege geſtärkt hatte, hieß mich willkommen. Und bald kam die Kaffeekanne und die geblümten Taſſen, der gelbe Käſe, das küſtige Brod; und es war mir, als lange ich eben mit dem Großvater von der Bettlergemeinde an, und Mareili warte uns wieder auf wie damals. Alle halgeten mit mir über mein „Tublen", und daß ich nicht gleich anfangs zu ihnen gekommen, es wäre mir bas g'ſi, als im Spital. Und ſie erzählten, und ich erzählte, und Mareili wußte auf wahrhaft merkwürdige Weiſe ihre Geſchäfte abzumachen und zuzuhören, manche Erzählung zu ergänzen; eine Verbindung, welche ſelten Menſchen verſtehen, am wenigſten Dienſtmägde beim Brun-

nen. Der Morgen war um, ehe wir daran dachten. Die Kinder sammelten sich um uns, schöne Bursche, lustige Mädchen, die mich anfangs von der Seite g'schauten, dann der Mutter an die Hand gingen, ohne Jasten, ohne Geräusch. Jedes wußte seine Arbeit, that sie ab, so geschwind als möglich, aber ohne Zappeln und überflüßiges Schießen; es war eine wahre Freude, wie das Alles ging, so fest, so sicher, und doch so geschwinde. Nach dem Essen brachte Mareili die große weiße Flasche mit den schönen Blumen, die ich schon als Knabe so oft bewundert hatte, und die Gläser mit den geschliffenen Namen, in welchen der alte Lacote noch einmal so gut schmeckte. Der Alte erzählte von dem Tode der Mutter (seiner Frau), was sie gesagt, und wie er sie vermissen würde, wenn er nicht ein Sühniswyb hätte, wie es keines mehr gebe. Mir ging auch das Herz auf, ich vertraute ihnen an, daß ich etwas Vermögen hätte, erzählte ihnen meine Angst und Noth um einen Beruf oder Posten und die Rätze des Feckers. Sie nahmen Theil an Leid und Freud, konnten aber des Feckers Meinung gar nicht begreifen, nicht begreifen, was ich so nützen könne und solle. Ich solle einstweilen bei ihnen bleiben, meinten sie, sie hätten mir auch allbeinisch etwas zu schreiben, und wenn es schon nicht gedruckt würde, so werde es mir doch nicht durchgehechelt; denn es sei ja heut zu Tage nichts recht, was man sage, geschweige dann, was man schreibe. Wolle und könne ich etwas erzählen, so würden es ihre Kinder so gerne hören als Wirthskinder, und noch sie dazu würden es hören; sie mangelten auch Jemand, der ihnen abeinisch kurzi Zyti mache. Es ist merkwürdig, wie es im Menschenleben geht. Wäre ich zuerst bei ihnen eingekehrt, ich hätte mich nie nach einem Beruf oder Posten umgesehen, mir wäre wohl bei ihnen geworden, und ich hätte nichts Besseres gewußt. Wäre ich in meiner Zerknirschung über die Polizeiflemmete zu ihnen, statt zum Fecker gegangen, so hätten ihre Vorschläge mir einen Himmel aufgethan, ich wäre wochenlang oben geblieben, um mich Niemand zu zeigen, und während dieser Zeit hätte ich mich droben so eingewöhnt, daß ich nicht mehr fortzubringen gewesen wäre. Nun war es ein Anderes.

Schon hatte sich in mir festgesetzt das Bild eines andern Lebens, meine Wünsche waren auf ein bestimmtes Ziel gerichtet, und meine Einbildungskraft hatte bereits ein bedeutendes Stück an der erwarteten Zukunft auferbaut, und die ist gar verzweifelt eigensinnig, und reißt nicht gerne begonnene Arbeit ein, sie läßt sie nur zertrümmern. Ich konnte daher nicht mehr „Ja" sagen, so wohl es mir da ward, so weh es mir that, den guten Leuten weh zu thun, und mein Leben nahm eine andere Richtung. Wer hat nicht schon bemerkt in seinem Leben, wie anscheinend kleine Zufälligkeiten die bedeutsamsten Wendungen erzeugten; einen Tag früher hier, und der lebendige Jeremias hätte kaum je den schriftlichen geboren; er hätte in stiller Behaglichkeit unbemerkt sein Leben verbracht, allerdings ruhiger, kaum glücklicher, auf alle Fälle aber unnützer. Ich blieb oben bis der Mond golden aufging am abendlichen Himmel; es kostete Mühe, mich loszureissen von den herzigen Leuten, aber das versprach ich ihnen und mir, recht viel oben bei ihnen zu sein. Man lacht über den Mondschein, und gar nüchterne Leute sagen: es grause ihnen darob. Bequeme Leute finden, es sei eine bequeme und wohlfeile Laterne, wenn sie aus dem Wirthshaus kommen, und das Stolpern nicht wohl mehr erleiden mögen; und jener Franzose meinte, als er im Winter, da Vollmond war, an einem Weiher stand, um sich zu einem Gedicht begeistern zu lassen: er sei gar höllisch kalt. Aber wer ist nach einem glücklich durchlebten Tage im Mondenscheine heimgegangen und hat nicht einen eigenen Frieden in sich empfunden, sich leicht und wohl gefühlt, und sein Herz zu den weichsten und schönsten Empfindungen gestimmt, oder zu den kühnsten Beschlüssen begeistert? Man gehe lange in finsterer Nacht, in der Nacht ist dieser Friede nicht, sind die hochherzigen Gefühle nicht; man gehe im Sonnenschein, da kommt der Schweiß, die Mühe, und das helle Licht entschleiert das Störende, was allenthalben auf der Erde ist. Aber in des Mondes Licht gießen die Züge des Friedens über die Landschaft sich aus, verhüllt bleibt das Häßliche, und aus derselben tritt hervor das Hehre und Großartige, oder das Liebliche und Sanfte; und dieser Ausdruck der Erde ist's, was dem empfänglichen Herzen die gleiche Gestaltung gibt.

So wanderte ich heim, tief beglückt in des Herzens Gründen. Wieder hatte ich Leute gefunden, die mich noch liebten, obgleich sie über mich zürnen sollten, hatte wieder ein heimisches Haus, bei dessen Anblick ich denken durfte: dort darfst du willkommen eintreten. Weggehen schmerzt wohl zuweilen, aber größer als der Schmerz ist doch die Freude, zurückdenken zu können, daß man hinter sich Freunde habe. Da schaut man um so muthiger vorwärts, und wenn eine Aufgabe zur Lösung uns vorliegt, so fühlt man mächtiger in sich das Brausen der Kraft, welche der Arbeit und dem Kampf sich entgegendrängt; und heller erglänzt das Auge, höher und freier hebt sich der Schritt, wie dem Pferde das Trompetenschmettern hineinruft in die heiße Schlacht. Ich war wieder der Alte, der als Flügelmann seiner Kompagnie in Paris engen Straßen furchtlos stand, furchtlos durch die Barrikaden drang; das Gleichgewicht war hergestellt in mir, die Besonnenheit, der feste Wille thronten wieder über den verletzten Gefühlen, diese waren geheilt. Als ich heim kam endlich, da dankte ich Gott inbrünstig für das Glück dieses Tages und die erhaltene Kräftigung. Ich gelobte, nie mehr zu verzagen, nie mehr durch irgend eine Thorheit der Menschen mich entmuthigen oder erbittern zu lassen, sondern in Liebe und Geduld sie zu tragen, aber nie auch laß zu werden in der Sanftmuth, die mit leiser Hand die Fehler der Mitmenschen mildern, heilen will.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Wie ich suche und finde, aber nicht das Rechte.

Am andern Morgen packte ich meinen Habersack, und schickte mich an, ein schicklich Plätzlein für meine neuerfundene Schule aufzusuchen. Ich wollte nicht große Gasthöfe suchen, auch nicht abgelegene Pinten, wo alle zehn Wochen eine verstohlene Kindbetti ist, ein verlaufenes Hochzeit, und alle Morgen zwei Schnapstrinker, von denen

der eine Kartoffelbranntwein, der andere Rekholderwaſſer ſich zu Gemüthe führt. Ich wollte eine ehrbare Dorfwirthſchaft wählen, wo ehrbare Leute eine ſich faſt gleichbleibende Gaſtig bilden; ich wollte ſorgfältig wählen, um nicht anzufangen und dann wieder gehen zu müſſen, und ſo Zeit zu verlieren.

Ich wanderte wohlgemuth des Wegs entlang, den alten Militär in nichts verläugnend; denn etwas mußte ich doch ſcheinen, wenn man mich nicht für einen Vagabunden anſehen, für etwas mich ausgeben, wenn mir nicht alles mißtrauiſch aus dem Wege gehen ſollte. Freilich ſteht der Söldner nicht in hohem Anſehen, aber ein alter Soldat verläugnet nicht gerne ſeinen Stand, beſonders wenn er mit freier Seele ſich ihm ergeben, eine freie Seele darin bewahrt. Mein Lebtag hab ich nie auf meinen vielen Wanderungen den Wirthshäuſern ſo g'wundrig entgegengeſehen, bin nie ſo oft eingekehrt, als jetzt. Freilich geſellte ich mich zu jedem Bauer, der meines Weges ging, frug ihn aus über die nächſten Wirthsleute, aber gar ſelten waren die Berichte ſo, daß ich getroſt vorbei marſchiren konnte. Manchmal befanden ſich zwei Wirthshäuſer in einem Orte, ſo daß ich in die größte Verlegenheit kam, beide zu beſuchen, ohne für einen ausgemachten Hudel angeſehen zu werden. Oft gefiel es mir beim erſten Anblick nicht übel, aber es gelang mir nicht alles zu ſehen, zu vernehmen, was ich wollte, ich mußte länger bleiben, und am Ende doch weiter, weil gar zu vieles an den Tag kam, was mir nicht gefiel; ſo rückte meine Reiſe gar langſam vorwärts.

Am meiſten ſcheute ich das Trinken des Wirths oder der Wirthin, denn wo das der Fall iſt, iſt es mit der Ordnung übel beſtellt. Wie ſoll man das böſe Exempel den Kindern verbergen und ſeine Folgen aufheben? Und was ich am meiſten fürchtete, trunkene Menſchen haben alle Augenblicke und mit allen Menſchen Streit. Wie hätte ich hoffen können, an einem ſolchen Orte in Frieden zu bleiben?

Leider ging es nun oft ſo, daß es mir über Mittag an einem Orte recht wohl gefiel, und ich meinen Stab ſchon in eine Ecke ſtellen wollte, am Abend es mir er-

leidete, und ich den Morgen faſt nicht erwarten mochte, um weiter zu können, weil ich ſah, wie ganz anders ein Menſch am Mittag und am Abend ſein kann, und welch großer Unterſchied iſt zwiſchen einem nüchternen und einem trunkenen Menſchen. An eine Sache hatte ich nicht gedacht, auf ſie nicht geachtet, und wäre deßhalb beinahe am unrechten Orte eingeſeſſen. Es hatte mir da beſonders gut gefallen: Wirth und Wirthin waren emſig; ein bedeutender Vertrieb machte Metzger, Stubenmädchen, Köchin, Stallknecht nöthig; die Kinder waren viel verſprechend, aber auch meiſterlos in hohem Grade; die Gegend war wohlhabend, und der Schlag der Leute gefiel mir. Ich war etwas früher in's Bett gegangen, als die Andern, hielt mich ſtill, ſchlief aber nicht, denn mein Arm ſchmerzte mich, die wüſte Biſe war im Anzug. Da hörte ich, daß Leute in das Zimmer unter mir kamen, und hörte ganz deutlich, daß es Wirth und Wirthin waren, und hörte ganz deutlich, was ſie mit einander ſprachen, wahrſcheinlich war über ihrem Ofen der Boden offen, um Wärme durchzulaſſen. Anfangs ſchwiegen ſie ſtill, endlich meinte die Wirthin: wie mengiſch hei z'Mädi u du e nangere im Keller a troffe? Und er antwortete: grad ſo viel, als du u d'r Metzger e nangere i d'r Schaal. Nun ging ein grauſenhaft Gezänke los, und die beiden Leute hielten ſich die leideſten Sachen vor, ſo daß, wenn nur der zehnteſte Theil davon wahr geweſen wäre, ſie den ganzen Tag ab Seits geweſen ſein müßten, und doch hatte ich ſie faſt beſtändig in der Arbeit geſehen. Ob nun der eine oder der andere Theil größern oder kleinern Anlaß zu ſolchen Vorwürfen gab, das wußte ich nicht; aber das ſah ich, daß die wüthendſte Eiferſucht ſie erfüllte. Er hatte Angſt, ihre Kinder ſeien nicht von ihm; und ſie war in Angſt, er habe noch welche neben den ihren. Sie konnte nicht leiden, wenn er mit Jemand lachte, und er nicht, wenn ſie Jemand anſah. Das Streiten und Vorhalten dauerte bis nach Mitternacht, aber auf eine Weiſe, daß ich wohl ſah, es ſei heute nicht das erſtemal, ſondern gewöhnliche Uebung; denn es endete nicht mit Schlägen, nicht in wüthendem Zorne, ſondern zuletzt mit tiefem Schnarchen. Nun, dachte ich, da iſt meines Bleibens auch nicht! Wie

lange würde es geben, so wäre auch ich ein Zankapfel zwischen diesen Eheleuten, und ich hätte alle Abende das Vergnügen, anzuhören, wie der Mann mich und seine Frau lästernd im Kothe herumzog.

Ja, die Eifersucht ist doch ein grundhäßlich, aber auch ein gefährlich Ding. Sie ist ein grundhäßlich Ding, denn sie zeuget vom Mangel an Glauben und Vertrauen in der eifersüchtigen Brust, sie stört alle Unbefangenheit, allen Frieden, denn wenn die Eifersucht recht einwurzelt, so dehnt sie sich nicht nur auf hübsche Mädchen und Frauen, muntere Bursche und Männer, sondern auf alle aus, die zwei Beine haben, auch wenn die Nase nicht mitten im Gesicht ist; dehnt sich aus gegen Eltern und Kinder, ja manchmal gar auf Hühner und Hunde. Wer Teufel wollte da des Lebens froh werden, wenn er allemal Lärm bekommt, wenn sein Hund ihm flattirt hat, oder ein Huhn ihm nachgelaufen ist. Sie ist grundhäßlich. Denn die Eifersucht zeuget manchmal, aber wohlgemerkt nicht allemal, vom Bewußtsein, was man selbst zu thun im Stande wäre, was man selbst zu thun Lust hätte, wenn die Gelegenheit sich darböte, oder vielleicht schon gethan hat. Kennt ihr das Sprüchwort, was der Bock — — — — ? Die Eifersucht ist selten, die aus Bescheidenheit und Demuth entspringt, und von der Meinung herkommt: durch Andere in Werth und Vorzügen übertroffen zu werden; diese Eifersucht ist mehr lieblich als häßlich, und läßt durch die Liebe sich heilen.

Die Eifersucht ist aber auch verteufelt gefährlich aus zweien Gründen. Habt ihr nie davon gehört, daß es das beste Mittel sei, Menschen vom Bösen abzuhalten, wenn man ihnen Zutrauen zeigt, und daß hingegen unverdientes Mißtrauen Aerger zeugt, und oft aus Trotz dann gerade das, woran man sonst nicht dachte. Was tausend, denkt der mit Eifersucht unverdienter Weise geplagte Mann oder Frau, thue ich etwas oder thue ich nichts, es kommt in eins, ärger kann man nicht mit mir machen, wenn man mich auf der That ertappt; man glaubt es, so habe man es auch!

Aber eins ist noch gefährlicher, und geschieht noch häufiger. Ihr kennt doch die alte Mama Eva; der wäre

es gar nicht in den Sinn gekommen, in den Apfel zu beißen, wenn nicht die Schlange sie aufmerksam gemacht hätte auf die Wunderäpfel; nun bekam sie Lust dazu, betrachtete sie alle Tage, ihr Herz brannte, der Mund wässerte immer mehr nach diesen Aepfeln, bis sie endlich einen derselben in ihren Rosenmund steckte, und die Sünde geschehen war. Ihr werdet vielleicht meinen, die Söhne und Töchter seien klüger als die alte Mama: die Jugend bildet sich das gar oft ein, aber da irrt ihr euch, sie sind vielleicht noch schlimmer daran in diesem Punkt, wie folgendes Beispiel weist:

Es war einmal auch so ein naseweises Weibchen, welches das Urmütterchen verachtete, und behauptete: es hätte nie in den Apfel gebissen, da hätte die Schlange lange locken, flattiren können, und wären die Aepfel noch hundertmal lieblicher anzuschauen gewesen; und der Mann behauptete, daß nicht einmal mehr solche verlockende Schlangen nöthig wären, daß es nur eine Warnung, ein Verbot vor etwas brauche, um die Lust nach dem Verbotenen zu erregen, und je mehr man verbiete, desto größer steige die Lust. Aber das Weibchen that gar altklug, gab dem Mann mit dem weißen Händchen eins auf den Mund, und verbat sich solche Lästerungen, und sagte gar ernst: einmal ihr könne er verbieten, was er wolle, sie werde auch nicht von Ferne daran denken, das Gebot zu übertreten, sie wolle mit ihm wetten, was er wolle. Der Mann lachte, und sagte: Du kennst hinter den Gärten den wüsten Fröschenweiher mit dem grünen Dach, in dem Regenmolleni und anderes Gezüchte so anmuthig gramselen? Das Weibchen wußte kaum, wo er war, und schauderte ordentlich, als sie sich seiner erinnerte: es habe sie von Jugend auf vor ihm geekelt, sagte es. Nun, meinte der Mann: ich verbiete dir, in diesem ein Fußbad zu nehmen, und wenn du's in Zeit zwei Monaten nicht thust, so will ich ich dir einen schönen Rock kaufen; thust du es aber, so fordere ich weiter nichts von dir, als daß du mir meine Strümpfe so flickst, daß ich immer ein Paar ganze anzuziehen habe. Wie da das Frauchen auflachte, und auf den Rock sich freute, und die zu flickenden Strümpfe in die Ecke des Schaftes schob. Aber aus lauter Spaß

wollte es doch einmal den verbotenen Weiher wiederſehen; der ſchlaue Mann ſah ſie alle Tage den Weg nehmen, merkte, daß ſie ernſter wurde, zerſtreuter, und ehe zwei Wochen vergingen, fand er ſeine Frau mit bloßen Füßen im Weiher. Ihr könnt denken, daß das Weibchen auch erſchrack, als ſie den Mann ſah, und denken, wie traurig ſie die verſchnürſten Strümpfe hervor klubete. Aber könnt ihr auch die Lehre daraus ziehen? Ich will ſie euch ſagen. Es denkt ſicher mancher Gatte an keine eheliche Sünde, aber ſeine Hälfte wirft ſie ihm vor; durch dieſe Vorwürfe fällt ihm zum erſtenmale die Möglichkeit ein, die eheliche Treue zu brechen. Sie wirft ihm ferner einen beſtimmten Gegenſtand vor, mit dem er ſündigen wolle oder geſündigt habe. Er hatte keine Gedanken daran gehabt, die Perſon nie darauf angeſehen; nun fängt er zum erſtenmale an, ſie zu betrachten, der Funke iſt gefallen; je ſchwächer er iſt, deſto weniger denkt man an's Löſchen, aber auch deſto eher und deſto ſicherer wird die Flamme zu dem Dache ausſchlagen.

Darum ſage ich, ſei die Eiferſucht gefährlich, gerade weil ſie die Sünde, vor welcher man ſich fürchtet, erzeugt, gerade das Elend bringt, vor dem man ſich hüten wollte, gerade ſie iſt die Schlange, die verlocket zugleich, aber das Herz fürchterlich quält, in dem ſie ihr Neſt gebaut. Darum ihr Männer und Weiber, die ihr mit dieſer Plage behaftet ſeid, macht, daß ihr von derſelben kuriert werdet, ſie iſt ein Krebs am Herzen, dem aber fortzuhelfen iſt.

Ich ſchnürte alſo meinen Bündel wieder, ſetzte meinen Stab weiter, und wanderte fort, durch manchen Ort, manches Thal, fand mancherlei, aber nie das Rechte.

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Wie ich ein altes Schloß fand, aber neue Leute dabei.

Eines Abends nach einem heißen Tage ſtieg ich müde einen Hügel hinan, und ſetzte mich oben hin. An der

Seite des Hügels lag ein schönes Kirchdorf, über ihm ein alterthümliches Schloß, ein Zeuge vergangener Zeiten, ein Zeuge mancher schweren That, ein Zeuge manches schweren Seufzers. Wie das wechselt in der Jahre Lauf, im Aeussern der Menschheit! Wenn das Thor reden könnte, dachte ich, und erzählen von den Leuten, die aus- und eingezogen seien, von ihren verschiedenen Gewändern und verschiedenen Gesichtern, was würde man da wohl alles hören? Haben nur die Gewänder sich geändert, oder auch die Gesichter, haben nur die Namen sich geändert, oder auch das Betragen? Ehedem Ritter hoch zu Roß, eisern um und um, eisernen Leibes, eisernen Herzens, hoch herabsehend vom hohen Rosse; verschwunden jetzt die Ritter, ihre Hengste, der eiserne Leib, aber auch die eisernen Herzen und die Augen, die hoch herabsehen möchten aus Chaise und Charabank? Ehedem zerknirschte Leibeigene halb nackt, mit zerdrücktem Herzen, mit Striemen und Beulen von des gestrengen Herrn Faust und Peitsche; nun keine Leibeigenen mehr, nicht mehr Striemen und Beulen, aber auch keine zerdrückten Herzen? So dachte ich, als die Sonne sich senkte über des grauen Schlosses Zinne und schlafen ging in's große Vaterhaus und scheidend aus ihrem großen Auge lange Blicke sanft und mild über die Erde warf. Ich versank in Andacht, dachte dessen, was niedergeht und aufersteht, was bleibt, was schwindet, und in meine Andacht hinein tönte klar und feierlich das Geläute, das auf Morgen den Tag des Herrn verkündete. Mir war weich um's Herz, und da ich der himmlischen Heimath gedachte, verlangte mich auch nach einer irdischen, wo ich ruhen konnte, ohne an eine morndrige Reise zu gedenken, wo ich mein Tagewerk beginnen und des Herrn warten konnte, bis er kommt in seinen Weinberg, die Arbeit zu prüfen, die Arbeiter zu wählen oder zu verwerfen.

Feierlichen Herzens stieg ich nieder, und mir ward, als ob der Herr läuten lasse zu meinem Einzuge, nur mir verständlich, aber den da unten Wohnenden zum Heil, als ob er mich feierlich rufe, da unten meine Hütte zu bauen; und bei jedem Begegnenden mußte ich denken: wenn du wüßtest, für was ich komme, und was ich dir einst sein werde? und mußte dann wieder lächeln über

meines Herzens gutmüthige Eitelkeit. Alles gefiel mir wohl, die Leute, die Häuser, die Gegend; reinlich war es, und sauber aufgeräumt, die Kinder mit ihren Besen vor den Häusern, bei den Brunnen fegten die Weiber, und mit hochaufgerollten Hosen fuhren die Bursche Stoßbären hochaufgethürmt mit wohlriechendem Kühd..ck auf die gewaltigen Misthaufen. Vor dem Wirthshause stund die alterthümliche Linde, und Kinder mit rothen Backen herdeten da wohlgemuth. Freundlich wurde ich im Wirthshause empfangen von der rührigen Wirthin, die eben Kaffee trank mit ihrem aus sechs wilden Kindern bestehenden Fasel und ihrem Manne, einem derben Schweizer, dem der rothverbrämte Metzgerkittel und der weiße Schurz ganz gut stand. Alles gefiel mir gar gut, alles wie gewünscht; die mit Alt und Jung begonnenen Gespräche zeugten von Derbheit, aber auch von Verständigkeit und gesundem Sinne.

An den drei Tischen saßen schweigend drei Bäuerlein, und tranken ihre Schoppen; man brachte nicht viel anderes aus ihnen heraus, als daß sie im Schloß gewesen; eben nicht leichten Herzens, wie es schien, kamen sie von dort herab. Das Gesumme der Arbeit draussen verstummte, Lichter blinkten durch die Scheiben, und nach und nach füllte sich die Stube, aber mit Leuten, aus denen ich nicht klug werden konnte. Es waren wohl Bauern darunter mit breiten Rücken und schwilligen Händen, aber die meisten waren nicht Herren, waren nicht Bauern. Einer glich wohl von oben einem Herrn, aber unterhalb einem Bauer; an andern gehörten nur die Beine einem Herrn mit gewichsten Stiefelchen, aber oberhalb war er akurat wie ein Bauer; und wenn man auch bei den einen im ersten Augenblick glaubte, er sei ein vornehmer Herr mit hohem Halstuch und klingelnder Uhr behängt, fast wie der schöne Herr zu —, so sah man beim zweiten Blick beschmuzte Hände, ein zerrissenes Halstuch, ein schlechtes oder gar nicht gebleichtes Hemd; es soll sogar deren geben, die gar keines tragen. Handwerker waren es auch nicht, dazu sahen sie zu brutal aus, nicht einmal Schneider, das merkte man am Geruch oder an den langen, saftigen Pfeifen, die den ganzen Tag nicht aus dem Munde zu

kommen ſchienen. Baſchkiren waren es auch nicht, denn mancher hatte eine gar ſchöne groſse rothe Naſe; auch nicht Koſaken, denn manchem fehlte der Bart; auch nicht Türken, denn ſie tranken ungenirt Wein, beſonders rothen; zudem redeten alle deutſch, einige ſogar verſuchten das Hochdeutſch in etwas, wenn auch ſchlecht. Sie flatterten um die Bauern herum, wie Raben um das Aas, ſchnatterten durcheinander, daß ich wenig verſtehen konnte. Endlich merkte ich aus einem Geſpräche in meiner Nähe, daß der ſteifbeinigſte unter ihnen zweien armen Teufeln, die bei einem Schoppen Branntwein ſaßen, ein Erbe, das hinter der Gemeinde lag, abhandelte um das halbe Geld. Ich begann zu glauben, es ſeien Juden, trotz ihren Pfeifen, da brachte die Wirthin Saufüße und Sauohren, eine ganze Platte voll, über die fielen ſie her wie die Habichte; es waren alſo wieder nicht Juden. Während ſie nun handlich in die Saufüße und Sauohren biſſen, konnten ſie nicht mehr alle auf einmal reden, und in allen Ecken, und was die ſprachen, welche das Maul nur halbvoll hatten, konnte ich verſtehen. Es war von Gerichts- und Geldstagen, von Notifikationen und Moderationen, Inventoriſationen, ſogar von Inſinuationen, die Rede, von Käufen und Kontrakten, Teſtamenten und Betreibungen. Aha, ſo, dachte ich, das wird eine Verſammlung der Schuldenboten des ganzen Landes ſein, ſo eine Art von Verein, um einander das Saugen abzulernen. Ich ſagte meine Meinung der Frau Wirthin. B'hütis Gott nein, ſagte die, das iſch ke apartigi Verſammlig, die ſire all Abe da, ſi ſy all uſem Dorf oder us d'r Nächſtſami, es iſch d'r Amtsſchriber u d'r G'richtsſchriber u d' G'meindſchriber u d'r Amtsnotari u d'r Prokerater, u de zwei Agente, u de no ihre Knechte u Buebe; das ſy guti Lüt, ſi gäh nis am mehrſte z'verdiene. B'hütis Gott, dachte auch ich, ſo viel Schreiber an einem Haufen, geben ſo viel zu verdienen, müſſen alſo auch viel verdienen, und von wem? Ich zählte, und zählte ſie wieder, und zum drittenmal, und es waren und blieben immer ſiebenundzwanzig.

Ich vernahm ſpäter, daß in früherer Zeit an gleichem Orte ihrer drei die gleichen Geſchäfte verrichtet, und zuſammen den Wirthen nicht halb ſo viel als einer von

den ſiebenundzwanzig zu verdienen geben konnten. Alſo das die zweibeinige Schaar, welche Tag für Tag zu den Schloßthoren einzog, herrſchend und mächtig, wie die alten Ritter, die Schrecken der Bauern, die ihnen, wenn ſchon nicht unterthan, doch zinsbar waren.

Und wenn man die Augen zuthat, ſo klangen ihre Stimmen gar laut, doch hatten ſie etwas fiſtelartiges, und ihre Füße polterten gar gewaltig am Boden herum, doch tönte es mehr wie Horn oder Holz, als wie Eiſen, und ſie fuhren an und begehrten auf und putzten ab, daß man ſich allerdings noch einen Tiſch voll Zwingherren und Raubritter hätte vorſtellen können, mächtigen Leibes, eiſernen Fäuſten, die Helme trotzig auf dem dicken Nacken, dem großen Kopf, die Schwerter lang an den Seiten. Wenn man ſich das ſo recht lebhaft vorgeſtellt hatte, die Augen dann wieder aufthat, und an den Tiſchen die ſiebenundzwanzig Schreiber und Schreiberlein ſah, mit den ſpitzigen Geſichtern, den langen ſchwarzen Fingern, den halbſeidenen ſchwarzen Kappen, winzig oder plump, mit den von Pfnüſeln angefreſſenen Geſichtern, mit vergeſſenen Federn hinter den Ohren, und ſteifen, gen Himmel ſchreienden Haaren, mühſelig und unbeholfen handthieren mit Gabeln und Meſſern — hei, wie war da einem wunderlich zu Muthe! Hei, was hätte da wohl einer der Ritter geſagt zu ihnen, zu deſſen Thoren ſie aus- und eingingen, üppig und dünkelvoll? Hei, ein ſolcher Ritter hätte allen dieſen ſeinen Nachzüglern vor dem Frühſtück die Köpfe eingedrückt, wie ein Vogelfanger Leipzigerlerchen. Und doch hatte dieſes baumwollene Völklein wieder eine Aehnlichkeit mit jenen eiſernen Mannen. Dieſe eiſernen Mannen, wenn ſie des Abends heimgekehrt waren unter Dach von ihrem Tagewerk, ſo ſaßen ſie hinter ihren hohen Humpen, und wenn ſie ſatt waren vom Habermus und Rehſchlegel, ſo ſchwemmten ſie Habermus und Rehſchlegel tüchtig ein, gewöhnlich mit ſaurem Wein, und einer erzählte: wie er einem Bauer die Hunde durch's Korn gehetzt und hinten drein geritten; ein zweiter hatte mit eigener Hand eine halb verhungerte Familie, die ihre Gefälle nicht bezahlen konnte, unter Rüdengebell und Peitſchenknall von ſeiner Hufe gejagt, ein dritter einen Leibeigenen verſandt, und

unterdeſſen mit ſeinem Weibe oder deſſen Töchtern Kurzweil getrieben, ein vierter ein Wildſchwein abgefangen, und ein fünfter das Lager eines Sechszehnenders aufgefunden zu morndriger Jagd. Vor allem aber ſprach, wer das Schwert gebraucht, Wunden geſchlagen und empfangen hatte, und pries ſeine Thaten in ihrer Kraft und Gewandtheit. Und wie jene Dahingegangenen geredet hatten von ihren ritterlichen Heldenthaten, ſo redeten auch die Daſitzenden, nachdem ſie die Säuohren verſorgt hatten, von ihren ſchreiberlichen Heldenthaten.

Zwei waren an Freundlichkeit geweſen, und hatten Gottlob (wie ſie meinten) die Vermittlung hintertrieben; andere hatten Erſcheinungen und glücklicherweiſe Einfälle gehabt, die neue Incidenzien nach ſich zogen. Einer rühmte: wie er in einem Beneficium heute wieder 137 Briefe habe ausfertigen laſſen. Wenn einer mit ſolchen Briefen jährlich nicht 2000 Pfd. zu machen wiſſe, ſo müſſe er ein Lümmel ſein. Wenn einem Wirths- oder Krämer-Beneficien in die Hände kämen, ſo ſeien das wahre Herrenfreſſen, und der halben Welt könne man da ungenirt Briefe ſchreiben à 4 Batzen das Stück. Ein anderer war an einer Gantſteigerung, und hatte unter der Hand einen guten Schick gemacht; ein anderer kam von einer Geldstagsſteigerung heim, hatte eine halbe Hutte Geld bei ſich, das er benutzen wollte, ſo lange er die Ausfertigung des Geldstages hinausſchieben konnte, und noch einige Neuthaler, die ihm ein Käufer gegeben, damit er eben mit der Ausfertigung und Zuſendung der Collocationen nicht preſſire; ein anderer hatte einen Contrakt aufgejagt, und ſeinem Meiſter in die Bähre, und einer einen Prozeß, zu dem er einen reichen Bauern angeſtieſelt; einer zweien Branntweinrülpſen ein Erbe um das halbe Geld abgeknipſt, und einer nebenbei manches galante Abentheuer beſtanden, wie er mit grinſendem Munde verblümt zu verſtehen gab, daß man es mit Zwilchhäntſchen greifen konnte (derſelbe hatte impertinent blonde Haare); einer durch Vergeßlichkeiten in Aſſekuranzſcheinen einen guten Schnitt und einem ehrlichen Bauern weiß gemacht, für einen Hof, den er von ſeinem Vater um 25,000 Pfund gekauft, müſſe er von 40,000 Pfund den Ehrſchatz geben, der nach dem

wahren Werth zu entrichten sei. Einer endlich, nachdem er eine Flasche Neuenburger 1834r kommen ließ, las eine Bittschrift an den großen Rath vor, um Vermehrung ihres Einkommens, indem darin klar dargethan war, daß sie nicht das klare Wasser verdienten. Ich sah sie allerdings kein Wasser trinken, aber Neuenburger, er wird wohlfeiler gewesen sein, als das Wasser an selbem Ort! Die Handlanger und Knechte hatten auch manches Erfreuliche zu berichten, wie sie Bauern abgeschnauzt und zum Narren gehabt, halbe Stunden stehen lassen, ehe sie dieselben nur angesehen. Doch nach und nach, besonders bei Anlaß der Bittschrift an die Regierung, nahmen sie einen höhern Schwung, und verstiegen sich in's Gebiet der Politik und in das der Gesetzgebung, beide mit einander verwechselnd, alles durcheinander werfend, wie Kraut und Rüben, mit Nichts zufrieden. An der Regierung waren lauter Dummköpfe, verstunden nicht e Dreck viel von diesem, und nicht e Dreck viel von jenem; zudem war allen nicht zu trauen. Von dem einen wußten sie das, von einem andern etwas anderes: höchstens fand der eine oder der andere bei ihnen Gnade, der einst mit ihnen aus dem gleichen Dintenfaß geleckt. Am Ende war das Volk als der größte Esel befunden, der die rechten Leute nicht zu finden wisse. Andere meinten, wenn die nur weg wären, die da seien; das Volk sei nicht mehr so dumm, und würde die Rechten schon finden, und räusperten sich dann, kratzten die Haare noch mehr auf gen Himmel, stießen die Gläser an, und sagten mit verschmitzt sein sollenden Gesichtern: G'sundheit. Und einer mit unsicheren Augen, aber struppigem schwarzen Backenbart, ripfete denselben eine Weile an dem Halstuche, und schrie dann in heisern Tönen und landschäftlerischem Dialekt: Zu Gunsten der Freiheit!

Plötzlich fragte einer mitten aus wirrem Gespräch: wer geit morn z'Predi? Wer wett doch dä D... Pfaff möge ga lose, er seit alli Sundi z'glyche, meinte einer; er weiß nit, was er seit, ein zweiter; er isch e dumme Tüfel, alles, was er weiß, wett ih ih vierzehn Tage lerne, ein dritter. Endlich erhob sich ein Gespräch über die Religion, daß mir die Haare zu Berge stunden, und ein Bauer nach dem andern wegging. Ich hatte zu

allem geschwiegen, aber als einer sagte: ih glaube numme was ih g'seh, u was ih nit cha g'seh, das isch o nüt; da konnte ich mich nicht mehr enthalten, zu sagen: ich kannte in Paris eine Uhr, die glaubte auch an keinen Uhrenmacher, sie war aber nur von Similor, und ging grundschlecht. Sie sahen über die Achseln nach mir hin, ließen sich aber nicht stören. Ich merkte, daß ich zu verblümt gesprochen, ich mußte mich daher deutlicher ausdrücken, wenn ich wollte verstanden sein. Als der unter ihnen, welcher die steifsten Beine hatte, und fast aussah wie ein Landsknecht, meinte: o todt isch todt, entgegnete ich lauter: Zu Paris im Thiergarten sind Thiere, man zählt sie zu dem Federvieh, und doch sehen die einen von ihnen aus, wie giftige Kröten, die andern wie Frösche auf den Dünkeln, die einen werden so fett, wie italienische Schweine, die andern bleiben dürr, und gleichen hundshärigen Besenstielen. Sie gehen eigentlich auf zwei Beinen, wälzen sich aber gerne im Dreck. Sie gehören zu den fleischfressenden Thieren, trinken aber gerne Wein, besonders rothen, und wenn sie knüll auf dem Rücken liegen, so glauben sie auch an keine Auferstehung. Am Morgen nach der langen Nacht sind sie aber doch wieder auf den Beinen, sehen jedoch ganz erbärmlich aus, gerade wie verstoßene Sünder, und stehen da nicht nur mit Zähneklappern, sondern auch mit schlotternden Armen und Beinen. — Sie sahen mich gar grimmig an, aber die Sache war ihnen noch nicht recht klar. Ich setzte noch hinzu, daß ich die Thiere oft mit Erstaunen betrachtet, und endlich den Wärter gefragt, wie sie hießen? Dieser sagte mir, sie hätten verschiedene Namen, das gemeine Volk nenne sie Baurenzägge, die Gelehrten aber Dintenschlecker oder Papierfresser, und einige nährten sich blos durch Agentisiren.

Potz Million, wie hatte ich in die Wespen geguslet! Die fuhren auf, wie wenn ein Blitzstrahl in den Tisch geschlagen hätte. Ich erhob mich auch, und da ich so lang aufstand, als ob es kein Ende nehmen wollte, und so breit da stand, trat die halbe Mannschaft in's hintere Glied, und versuchte mit Wurfgeschütz die vordere Kolonne zu unterstützen, aber sehr unglücklich, denn sie schlugen mit den geworfenen Gläsern den Ihrigen von hinten Löcher in

den Kopf. Die andern fuhren um mich her wie gehetzte Pommer, aber trotz aller Wuth und allem Lärm war doch keiner gerne der Erste. Endlich wagte es einer mit langen Beinen, und stüpfte mich in die Seite, aber seine langen Beine schützten ihn nicht vor einer Ohrfeige, die ihn in die Ofenecke zum Sitzen brachte. Unterdessen hämmerten sie von der andern Seite mit ihren luggen Fäusten auf mich ein, so gut sie es vermochten, und andere wollten eben wie Zäggen sich festmachen an mir, aber gelassen schüttelte ich das Ungeziefer ab, wischte gelassen mit meinem guten langen Arm Ohrfeige um Ohrfeige aus. Ich lachte in mich hinein, und kam mir vor, als sei ich der alten Ritter einer, dem das Gezücht den Eingang in seine Burg verwehren, und der nach langer Abwesenheit Ordnung schaffen wolle auf seinem Grund und Boden. Die Angriffskolonne wurde immer dünner, wer eine Ohrfeige erhalten hatte, begehrte keine zweite, und trat in's hintere Glied zu den Belfernden und Werfenden. Als endlich der Schreiber Ehre auf dem Spiel stand, weil keine Vordern mehr da waren, und die Hintern entweder den Reißaus nahmen, oder nun auch an die Reihe zu kommen fürchteten, trat schnell der älteste, eine hagere lange Figur, vor, that, als ob er erst hereinkomme, und rief: ‚Halt! was isch das? wer bisch du, daß du da chunst cho Stryt afa, du mußt uf d'r Stell id Käfi, u de we m'r ungersuche, was du für e Kerli bisch, m'r wey di scho ringgle, reich me uf d'r Stell d'Landjäger. Ich sollte erschrecken, aber ich erschrack nicht, ich erbot mich, in's Gefängniß zu gehen, wenn alle Mitstreitenden mitgingen, bis die Untersuchung ausweise, wer die Schuldigen seien; übrigens hätte ich meine Schriften in der Ordnung, die wolle ich denen zeigen, die das Recht hätten, darnach zu fragen; auch zweifle ich daran, daß er das Recht hätte, Jemanden zu verhaften. Er ließ sich hoch auf, und polterte mich nicht übel an, winkte aber einem mit den Augen, daß es Zeit sei, einen andern Weg zu versuchen. Der rief nun, wenn ich es mit ihnen ausmachen wolle, so könne ich vielleicht noch ohne Käfickt davon kommen. So, dachte ich, wie die Juden allenthalben eine Ausmachete, die einer Prellerei allemal so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern. Ich

ſetzte mich ſtillſchweigend nieder, ſie traten zuſammen, zählten ihre Ohrfeigen und Löcher hinten im Kopfe, die ich nun natürlich auch gemacht haben ſollte, zuſammen, und ließen mich fragen, ob ich es mit allen zuſammen in einen Klapf ausmachen wolle? Ich fragte, wie viele dann geprügelt worden ſeien von mir? Nun ward es recht lächerlich, wie jeder etwas erhalten haben, die geſammte hintere Kolonne im Gefecht geweſen ſein wollte; es nahm mich wunder, daß aus den ſiebenunzwanzig nicht vierundfünfzig wurden, wie man Würmer entzwei hauen kann, und aus jedem Stück wieder ein ganzer Wurm wird. Ueber dieſes Schreien eines Jeden, über dieſen Drang, geprügelt worden zu ſein, um etwas zu verdienen, erſchrack dennoch der Klügſte unter ihnen, fürchtend, ſich lächerlich zu machen, wenn ſiebenundzwanzig Schreiberlein von Einem geprügelt ſein wollten, drängte ſich an meine Seite, und verſprach: wenn ich Wein kommen laſſen wolle, ſo wolle er es für mich mit allen zuſammen ausmachen; wenn ich mit jedem apparti abmachen müſſe, ſo komme ich gar zu teuf dry. Und ohne meine Antwort abzuwarten, auch gerade wie die Juden auf dem Roßmärit, rief er: ſie ſollen heuſchen! ſie riefen: er ſoll bieten! Nachdem das lange ſo gegangen war, ſagte er: heuſchet afe 20 Dublone, m'r wei de loſe. Sie redeten mit einander, und forderten 30 Dublonen, Richters Buße vorbehalten; ſie handelten lange mit einander. Ich ſaß ſtumm da, und ließ ſie machen. Es floß dabei Neuenburger wie Bach, und geſchrien wurde ärger als in einer Judenſchule. Endlich wurden ſie um 25 Dublonen einig, die ſollte ich baar darlegen oder verſichern, und die Uerti ſammt der Buße übernehmen. Doch kam ihnen in den Sinn, daß ich auch etwas dazu zu ſagen hätte, und man fragte mich: ob ich das Geld bei mir trage, oder ob ich Pfand und Verſicherung zu geben habe? Und alle ſahen ſo glücklich d'rein, trotz der erhaltenen Ohrfeigen. Ja, einen Abend ſchmarotzen zu können auf eines armen Teufels Koſten, und dazu noch baar Geld kriegen durch eine Prellerei, das iſt für ſolche Leute der Himmel, und ich glaube, daß viele an keinen andern glauben können. Aber wie verſteinerten die Geſichter, als ich weder das eine, noch das andere wollte; als ich auf das Geſchrei:

Jener habe in meinem Namen ausgemacht, ich müsse halten, fragte, wo er seine Prokur habe? und ihnen sagte: sie seien alle zu dumm für einen, der lange Jahre in Paris gewesen. Es kochte in ihnen wie in einem Hexenkessel, aber die einen waren zu voll, um wieder anzugreifen, die andern fühlten noch die brennenden Backen, und die Klügsten hatten Respekt vor Paris, und merkten, daß sie mich nicht beschummeln könnten wie einen Bauern, der sein Lebtag nie anders aus seinem Graben kömmt, als wenn er Kindbetti haben muß. Sie fingen an, einzulenken, und nach mancher Wendung versuchten sie mich zum Zahlen der Uerti zu bewegen. Aber ich war nach und nach erbittert worden über diese Schamlosigkeiten alle, ich wollte mich zu keinem Kreuzer verstehen, erklärte fest, daß ich Ursache zu klagen hätte, wenn ich sie nicht zu sehr verachtete; bis morgen Nachmittag werde ich hier im Wirthshause warten, damit sie mich finden könnten, wenn sie noch etwas wollten. Nun stund ich auf, und ging in's Bett. Mein Benehmen hatte selbst auf die Frechsten Eindruck gemacht, sie fürchteten den Mann, den sie in mir erkannt; ob ich aber mit meinem Benehmen zufrieden sein sollte, das wußte ich lange nicht. Nach zwanzig Jahren also wieder eine Prügelten, und zu dieser hatte ich offenbar gereizt durch meine scharfen Gleichnisse. Hätte ich nicht lieber schweigen und geben sollen, als mich hineinmengen in die allgemeine Rede, die nicht an mich gerichtet war? War das ein glückliches Probierstück meiner Lehrerschaft in der Gaststube? Aber dann wieder schweigen zu solchen Dingen, vermehrte das nicht offenbar die Frechheit und den Dünkel solcher Gecken? Sind sie eben nicht allmälig so geworden, weil der Bauer sie wohl in seinem Herzen verachtete, sie aber reden ließ, was sie wollten, weil er sich ihnen nicht gewachsen fühlte? Hat nicht jeder Christ die Pflicht, der Wahrheit Zeugniß zu geben, und unnütze Schwätzer zur Ruhe zu weisen? Macht er sich nicht durch Stillschweigen der Verläumdung schuldig? Wäre es möglich gewesen, mit Siebenundzwanzig über solche Dinge zu einem vernünftigen Gespräch zu kommen, schlugen nicht Spott und endlich Ohrfeigen viel besser bei ihnen an, und vertrieben ihnen ihren dummen Unglauben, mit dem sie

sich groß machen wollten, während sie sich doch vielleicht im Herzen vor jeder alten Frau als vor einer Hexe fürchten, und im Tode grausenhaft zappeln in brennender Gewissensangst? So verweiſete ich bei mir lange, und machte endlich aus: daß ich recht gehandelt, aber nicht klug, daß ich an einem Orte, wo ich länger bleiben wolle, vorsichtiger zu Werke gehen, daß ich hier mir mein Spiel verdorben, und weiter müsse, indem mit siebenunzwanzig Schreibern zu Feinden an einem Orte sich nicht wohl leben lasse; daß ich aber für einen Abend bloß als Durchreisender keine bessere Kur hätte anwenden, und keinen bessern Weg hätte einschlagen können, um diesen Menschen ihre Erbärmlichkeit zu zeigen. Diese Menschen sind so geworden, weil sie sich angewöhnt, da wo sie sind das große Wort zu führen. Verſteht es aber einer, ein noch größeres Wort recht eindringlich zu führen, so ließe sich vielleicht an diesen Menschen Alles machen. Wurde doch aus diesem Grunde der berüchtigte H. ein arger Stündeler (Mucker vielleicht).

Wie ich bei dem Schreiben meiner Lebensgeschichte zu dieser Stelle komme, verweise ich wieder lange, ob ich sie niederschreiben oder auslassen wolle? Ich denke, es gibt so viele brave Schreiber aller Art, Amtsschreiber, Gerichtsschreiber, Amtsnotarien, und meinethalben auch Agenten, die könnten das übel nehmen, und sie und andere Leute könnten meinen, ich rede hier von allen Schreibern überhaupt. Aber dann denke ich wieder, sie sehen aus dem ganzen Buche doch, daß du ein vernünftiger Mann bist, und nur ein unvernünftiger Mann nimmt einen ganzen Stand von Menschen in einen Kopf. Ich dachte, sie werden auch vernünftig sein, und sehen, daß ich hier ausdrücklich nur von siebenundzwanzig Schreibern rede, nun ist ihre Zahl im Lande Legion. Alle andern, außer jene siebenundzwanzig, haben also nichts auf sich zu ziehen, insoferne sie es nicht eben so an jenem Abend gemacht hätten, wie die siebenundzwanzig, und das sage ich nicht nur nicht, sondern will es auch nicht hoffen. Ferner denke ich, es sei meine Pflicht und Schuldigkeit, zu warnen vor diesen Leuten, die keine Religion, keine Sittlichkeit, keine Art von Ehrgefühl haben, die sich alle Streiche, alle

Schliche, alle Kniffe erlauben, sobald sie unter dem Schein Rechtens können versteckt werden; die gegen ärmere oder einfältigere Leute nicht einmal um den Schein des Rechts sich bekümmern, sondern durch grobe Anmaßung und anmaßende Grobheit einschüchtern, die mit schlauer Pfiffigkeit jeden Vortheil aufspüren, mit der unverschämtesten Frechheit ihn verfolgen, von eigentlicher Wissenschaftlichkeit in ihrem Fache keine Ahnung haben. Vor diesen Leuten warne ich nicht bloß deßwegen, damit sich die in den Wirthshäusern sitzenden oder prozeßlustigen Bauern oder Herren hüten können vor ihnen, oder ihnen begegnen nach Verdienen, sondern deßwegen warne ich vor ihnen, weil sie sich alle zu Erziehern von hunderten von jungen Leuten aufwerfen. Sie zahlen nicht gerne Jemand, daß er ihnen ihre viele weitläufige Arbeit mache, sie nehmen daher Lehrbuben so viel sie können, und Lehrgeld so viel sie können, nehmen diese gerade im gefährlichsten Alter, wo der Mensch seine bestimmte Richtung nimmt. Nun richtet so einer, wie jene siebenundzwanzig waren, die jungen Leute gerade so ab, wie er sie am besten brauchen kann; je weniger Religion, Sittlichkeit, Ehrgefühl sie haben, desto komoder sind sie ihm, desto bessern Vortheil zieht er aus ihnen, desto pfiffiger und frecher kann er sie machen. Und du Bauer bist doch, bald hätte ich gesagt, ein dummer, aber ich will nur sagen ein wunderlicher Köbi, du hältst im Ganzen so viel auf Religion, willst nicht, daß man in der Schule etwas von Geschichte, Naturlehre, was doch so schön wäre, ich will nicht sagen in eigentlichen Stunden, sondern nur gelegentlich rede, und frägst, wenn du von einer Schule hörst, immer zuerst: isch das o no e rechti Schul, lert me da o no d'Fragi? Aber wenn du deinen Bub zu einem Schreiber thun, ihn dort Jahre lang lassen willst, so frägst du gar nichts, als: isch e G'schichte? Und wenn's der Schwarze selber wäre, sobald du hörst, es syg e G'schichte, so gibst du ihm deinen Bub, und denkst gar nicht daran, daß du ihn mit Leib und Seele übergibst. Zugleich wollte ich auch den Staat warnen, weil man junge Leute gerne in obrigkeitliche Schreibstuben thut, indem dort die mannigfaltigsten Geschäfte vorkommen, daß er ja bei der Anstellung von Männern, denen er solche Schreib-

ſtuben anvertrauen will, ganz beſonders auf ihre Religioſität, Sittlichkeit, Rechtlichkeit ſehen möchte als Erzieher junger Staatsbürger. Aber ich habe von denen, die aus der Stadt kamen, ſo manches gehört, daß ich meine gutgeutgemeinte Warnuug einſtecken will, weil ſie doch vergebens wäre, und die Leute in der Stadt nicht gerne guten Rath vom Lande nehmen. Leider leben wir nicht in dem Lande, wo man Menſchen, die des Betruges verdächtig geblieben, gleich an den Pranger ſtellt, und nicht etwa nur ſechs Stunden, ſondern ſechs Jahre, und nicht etwa nur in einem Städtchen, ſondern eigentlich vor dem ganzen Lande, dadurch daß man ſie auf ein hohes Amt ſtellt, wo ſie vom ganzen Lande geſehen werden, ſie etwa zu Gerichtspräſidenten macht ꝛc.

Am andern Morgen wunderte ſich die Wirthin mehreremale, warum keiner der Schreiber komme, um ſeinen halben Schoppen zu nehmen, oder ſein Gläschen Grüns? Zwei ſteckten ihre Köpfe zur Thüre hinein, zogen ſich aber ſchnell zurück, nnd ſchoben ſich wieder fort. Endlich frug ſie ihren Mann: was es ächt gä beig, daß Niemand chöm? Dem fiel es ein, ſie würden wegen mir nicht kommen; denn er war bei dem Streit, ſeine Frau aber im Bett geweſen. Ihm ward wind und bange, mich fort zu ſchaffen, doch ſo höflich als er konnte. Er fragte mich: ob ich nicht lieber in die Kühle ginge? Als ich ſagte, daß ich bis Mittag bleiben müſſe, ſchickte er mir vor 11 Uhr mein Eſſen, und verſicherte mich, daß 11 Uhr hier Mittag ſei, und nicht 12 Uhr, und das ſchon ſeit ewigen Zeiten. Ich erlöste den guten Mann von ſeiner Angſt, und machte mich wieder auf die Strümpfe, und wie ich hinaus war, ſah ich ſie hinter mir hinein ſchlüpfen zu ihren Schoppen und Gläschen. Einer gewiſſen Wehmuth konnte ich mich doch nicht enthalten, als ich dem freundlichen Dörfchen, dem ehrwürdigen Schloß den Rücken wandte, und in einer Biegung des Weges ſie zum letztenmal ſah. Es läutete wieder vom Thurme herab, dießmal bezog ich aber das Läuten nicht auf mich, und begriff nun auch, daß das geſtrige mir nicht gegolten.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Wie ich eine bleibende Städte finde.

In mancherlei Gedanken war ich Stundenlang fortgegangen, es war heiß, und mich dürstete. Ein großes Dorf lag vor mir. Die Straße war holperig, auf den Aeckern wuchs spitzes Korn und mageres Gras, bei den Häusern war es aufgeräumt, aber die Mistgülle lief hin, wohin es ihr beliebte. Die Leute gafften mir verwundert nach, die Kinder grüßten nicht, gränneten mich an, wenn es gut ging, die meisten aber wußten mir etwas nachzurufen. Vor dem Wirthshause zerrten zwei Buben und ein Mädchen einen jungen Hund beim Schwanz, und aus den Fenstern desselben rief eine muntere, runde, aber nicht große Frau: löt er m'r dä Hung sy bal, oder ih will ech! Aber die Kinder fuhren getrost fort, und die Wirthin kehrte sich nach der Stube zu, die Gäste zu bedienen. Ich wollte nun in der Wirthin Amt treten und abwehren, aber der Aeltere, Christi, sagte: ghei du di furt, du besch is nüt z'bifehle, es geit di nüt ah. An meine gestrige Geschichte denkend, wollte ich nicht unnütz Händel anfangen, und ging hinein; an's Dableiben dachte ich diesmal gar nicht. In der Stube sah es reinlich aus, Schreiber war kein einziger da, hingegen mehrere vierschrötige Männer, einige Greise, die mit zitternder Hand ihren Wein einschenkten, keine junge Leute. Die Wirthin sah mich etwas slober an, als eine, die nicht viel Fremde sieht, und fragte: Womit cha me ufwarte? Ein kleines Kind hieng ihr am Kittel, und schrie immer: Mütti nimm mi, Mütti nimm mi. Sie schrie ihm mehrere Male zu: Ih cha di nit näh, ih muß dem Ma sy Sach gäh, lue wie ner e Schnauz het, er nimmt di, wed nit schwygst. Aber das kleine Mädchen schrie immer ärger, und die Mutter mußte es nehmen, und mit der andern Hand sich helfen, so gut sie konnte. Die Kleine mußte doch endlich wieder abgestellt

werden, ſie ſah mich aus einer Ecke verſchüchtert an, und wenn ich hinſah, ſo kehrte ſie ſich um; als ich nicht auf ſie zu achten ſchien, ſchlich ſie ſich näher, kam zu meinem Haberſack, nigelete an ihm, bis ich mich umſah, lief dann fort, und wiederholte das Spiel mehrere Male, bis ſie endlich mir ein Stückchen Brod abnahm, und ſogar dankte, als die Mutter ihr ſagte: wie ſeyſt Aenneli! Da ich ihr noch ein Schlückchen Wein gab, war unſere Freundſchaft geſchloſſen, ſie ſetzte ſich neben mich, und fragte alles Mögliche, beſonders nahm es ſie wunder, warum ich einen ſo wüſten Schnauz habe, und was ich mit ihm mache? Die Mutter hatte Freude an unſerer Freundſchaft, obgleich ſie alle Augenblicke ſagte: gang ache, du plogſt ne; ſie ſchien es gar nicht ungern zu haben, als ſie vernahm, daß ich übernachten wolle.

Der Wirth kam endlich auch; ein guter Mann ſchien es zu ſein, etwas phlegmatiſch, und unter dem Pantoffel ſeiner Frau. Die Lichter kamen, die Kinder mußten nach vielem Schreien, und nachdem ſie ihre Eltern, den Vater beſonders, hundertmal gezwungen hatten, zu thun, was ſie, und nicht was er wollte, in's Bett. Man rückte näher zuſammen. Die Leute änderten nicht ſtark, die meiſten konnten Stundenlang bei ihrem Schoppen ſitzen, und ſo haushälteriſch mit dem Glaſe umgehen, daß man ihnen wohl anſah, es war ihnen weniger um den Wein zu thun, als darum, daß ihnen die Zeit vergehe. Das ging aber ſchwerfällig zu; ihren Stallbeſtand, und wie ſie melken, hatten ſie ſich bald erzählt. Die Witterung war abgehandelt, ebenfalls die Zeit, wenn man zu mähen anfangen wolle. Der Wirth hatte nach guten Kälbſchenen gefragt, und die Wirthin nach der Gäſte Weiber und Kinder, und ob es bei dem oder dieſem noch lange gehe, bis er müſſe Kindbetti haben? Das Geſpräch ſtockte, ſchon ſagte hie und da einer: er wolle uetreyche und ga luege, was ſis Muetterli mache, es werd afe Längizyti ha. Da ſeufzte ein alt Kudermannli, und ſagte: ihm preſſirs nüt bei, er wett er chönt die ganze Nacht da hoke, und machte ein Geſicht dazu trüb- und ſtiefelſinnig. Natürlich fragte man ihn, was es de gäb, daß er nit bei mög? Er munkelte lange, ehe er ſagte: es ſyg ung'hürig binem. Da wurden

auf einmal zehn oder fünfzehn wieder lebendig, und eben so viel Nasen fuhren g'wundrig über den Tisch hinein, und jede wollte die nächste sein, und alle fragten: was isch de, was geit de, was hesch de? Da sagte er: er dörf's schier nit säge, aber wenn si's Niemerem säge welle, so well er's säge. Verständlich versprachen alle das tiefste Stillschweigen, und freuten sich alle dabei auf's Höchste, ihren Weibern was B'sonders heimkramen zu können. Da fing er an zu erzählen: Im vorigen Jahr bald nach Brenetag, wo sein Meitschi sei unterwiesen worden, habe es angefangen. Sein Meitschi sei gar es frommes und schüchs, und dürfe keinen Buben ansehen, auch habe es schon manchmal gesagt, es wolle sein Lebtag keinen Kilter haben. Da sei es einmal an einem Sonntag Abend an die Hausthüre, die er selbst mit einem Riegel verschlossen, gekommen, und habe sie geöffnet, er wisse nicht wie, durch den Hausgang geraſſelt, wie wenn es eine lange Kette nachschleppe, und habe gar wunderliche Töne von sich gegeben. So sei es die Stäge aufgegangen in des Meitschis Gaden, dort habe es noch rumort, dann sich still gehalten, bis der Hahn gekräht, und sei darauf wieder mit dem gleichen Geraſſel fortgegangen. Nun wären sie voller Schrecken in's Gaden gelaufen, da hätten sie das Meitschi gar blechs gefunden; es hätte aber von allem auch nicht einen Ton gehört. Seither komme es in der Woche zwei bis drei Mal, fast immer Sonntags oder Samstags Abend, gehe immer den gleichen Weg; das Mädchen höre immer nichts, und sehe doch alle Tage leider aus. Sie hätten schon viele Sachen probiert, unter die Schwelle das Vaterunser und den Glauben vergraben kreuzweis übereinander, aber es helfe Alles nicht. Einmal habe er eifrig gebetet, Muth bekommen und guggen wollen, und das Muetterli habe das Unservater immer vorwärts und rückwärts beten müssen; aber der G'wunder sei ihm vergangen, er habe einen Nasenbuß bekommen, daß ihm fast der Athem vergangen, und die Nase sei geschwollen, wie wenn er in einen bösen Luft gekommen. Wer weiß, ob sie nicht roth oder blau geblieben, wenn er nicht bei einer Frau, die auch etwas könne, Rustig genommen hätte? — Das fanden nun alle gar verwunderlich, und aus der

einmal geöffneten Gespensterdrucke flog nun eins nach dem andern heraus; und ohne daß man nöthig gehabt hätte, eine Reihenfolge einzuführen, wußte jeder etwas, und manchmal redeten aus innerem Drange lange zwei auf einmal, bis man einen schweigen hieß, um den andern desto andächtiger hören zu können. Ein etwas schwerfälliger Mann erzählte, nachdem er lange umsonst versucht, zu Worten zu kommen: Er hätte seine Frau anfangs nicht nehmen wollen, weil er geglaubt, es seien noch andere zu ihr gegangen, und das Kind sei nicht seins. Endlich habe er sie doch genommen, und als es um's Kindbetten zu thun gewesen, habe man ihn gerufen, da er eine halbe Stunde von ihr gewohnt. Es sei im Winter gewesen, und gar kalt. Als er gekommen, habe die Hebamme gesagt, er habe so wüst gethan, sie wolle jetzt sehen, ob das Kind seines sei oder nicht; er solle das Hemd ausziehen, sobald sie es ihm befehle, und in das noch warme wolle sie das Kind empfangen; wenn es ihm dann nicht lieber werde als ich mir selbst, so könne er dann denken was er wolle. Ich mußte es geben, sie murmelte noch allerlei, und wickelte das Kind hinein, das jämmerlich schrie. Es gefiel mir wohl, aber gegen Morgen mußte ich fort ohne Hemd, denn ich hatte kein anderes anzuziehen, es fror mich entsetzlich. Ich war einmal, als das Grundeis ging, um ein Päckli Tubak mehrere Scheibenschütze weit barfuß gelaufen, aber das war nichts dagegen. Ich lief, was ich konnte; da dünkte mich, ein klein Kind laufe oder schwebe neben mir, ein ganz kleines Kind in einem langen langen Hemde, und ich glaubte des Kindes Stimme zu hören, aber es war eine, wie eines alten Mannes Stimme, und es schrie erbärmlich: o Aetti, lauf nit so, o Aetti häb mi lieb! und ich lief immer geschwinder, das Kind schrie immer erbärmlicher, ich fror immer fürchterlicher, das Herz schien mir vor Angst und Kälte zu gefrieren, jedes Haar an mir zum Eiszapfen geworden zu sein. Als ich endlich mein Haus erreichte, da war kein Kind mehr zu sehen; vor Schrecken und Kälte konnte ich mich lange nicht erholen. Aber das Kind wurde mir auch das liebste von sechsen, es glychet den andern gar nüt, und mir nüt und der Mutter nüt, und ist doch das lüstigst von Allen. —

Ein anderer erzählte, wie in gewissen Nächten ein Leichenzug den Berg herabkomme, wie er immer an dem gleichen Orte halte, um zu spannen. In dem Zuge gingen viele Leute, Gestorbene, und solche, die noch lebten, man kenne alle deutlich, man könne ihnen nachsehen bis zum Kirchhofe; da komme ein alter Pfarrer aus dem Grabe im Leichenhemde, an seinem Schädel sei kein Fleisch mehr, in den Augenhöhlen keine Augen, die Finger klapperten dürr an einander, daß man es von weitem höre. Der geht dem Zuge in die Kirche voran, der Pfarrer im weißen Hemde, die andern alle in schwarzen Mänteln; und vor dem Taufsteine lese er schauerlich aus hohlem Munde das Leichengebet; aber so wie er Amen sage, verschwinde alles, man höre nichts mehr, als ein wunderlich Getön unter dem Boden und in der Luft, darauf gebe es immer strub Wetter. — Alle saßen da mäuseſtille, schauerlich war ihnen zu Muthe, und kühl gramselte es ihnen den Rücken auf. Da schlug es Zehne, und der Luft ging hohl durch die Bäume. Herr Jeses, schon Zehni, sagten sie, wir müssen heim; sie schüttelten sich, aber keiner durfte aufstehen. Du kommst mit mir, sagte der eine zum andern; nein, du kommst mit mir, du hast näher diesen Weg; neben meinem Hause vorbei geht aber der bessere, meinte ein anderer. Endlich machten sie aus, daß sie so viel als möglich zusammen gehen wollten; es sei wegen der Gesellschaft, meinten sie, keiner bekannte seine Furcht. Aber nun durfte keiner zuerst zur Thüre hinaus, es verbarg sich immer einer hinter dem andern. Die Wirthin sollte voran gehen mit dem Licht, rief einer, aber die war auch nicht schnitzig; endlich rief einer, es sei gar finster draußen, der Wirth müsse eine Laterne geben, dem Bach nach sei der Weg gar bös. Nun märteten Wirth und Wirthin lange, wer die Laterne in der Küche holen solle. Zuletzt kam es an die Frau, und zagenden Schrittes und klopfenden Herzens zogen die Mannleni endlich ab mit der Laterne, die jeder tragen wollte.

Ich hatte still geschwiegen und zugehört, das Ding kam mir gar lustig vor, und um so merkwürdiger, wegen dem Gegensatz zum vorigen Abend. Zwei Orte nicht weit von einander, an dem einen plumper Unglauben, an dem

andern dicker Aberglauben, und vielleicht Aberglauben und Unglauben noch näher beisammen als die Orte. Doch, ich bekenne es aufrichtig, gefiel es mir hier weit besser; da ließe sich was machen, dachte ich, wenn man mit Klugheit zu Werke gehe. An dem einen Orte war dummer Eigendünkel, an dem andern dumme Vorurtheile. Ein solcher Eigendünkel ist nun gar nicht zu besiegen und zu belehren, er verachtet alle Menschen, besonders wenn mehrere der gleichen Art beisammen sind. Vorurtheile sind auch nicht zu überwinden: Sobald man sie verletzt und geradezu angreift, so schlägt man sie noch tiefer ein, aber sie lassen sich umgehen; und beim aufrichtigen natürlichen Menschen läßt sich in ihm selbst eine Kraft wecken, welche die Vorurtheile zu bekämpfen, auszutreiben beginnt. Daran scheitern die Meisten, welche die Völker beglücken wollen, daß sie entweder die Vorurtheile des Volkes nicht kennen oder nicht achten, und schonungslos sie anfeinden, sich rücksichtlos darüber aussetzen. Das empört allmählig das Volk, es hält nur um so fester, was man ihm nehmen will; und mitten im begonnenen guten Gang wird es stettig, bäumt sich, schlägt aus, entreißt sich den Zügeln seiner unbesonnenen Führer, und eilt dem alten Stalle zu. Und die Führer stehen dann verdutzt da, kratzen in den Haaren, wie abgesetzte Reiter, und klagen über Verblendung und Undankbarkeit und unzerstörbare Beschränktheit. Sie merken nicht, daß ihre eigene Beschränktheit Schuld ist an Allem. Wie des Volkes Sinn allerdings beschränkt ist durch Vorurtheile, so war der Führer Sinn beschränkt auf einige unreife Theorien, welche die Zeit ausgebrütet, aber noch nicht geläutert hatte, die ihnen eingetrichtert worden waren, die sie nicht bald begriffen hatten. Diese Theorien selbst zu läutern vermochten die guten Leute auch nicht, denn ihnen fehlte der chemische Apparat dazu, die Philosophie und Geschichte; aber um so versessener waren sie darauf, je weniger sie sie durchgangen, gerade wie das Volk auf seine Vorurtheile. Solche gute Leute haben z. B. nichts studirt, als die französische Revolution, und diese nur von 1788—1789, und meinen nun akurat, so müsse es auch bei uns gehen. Wenn aber Theorien und Vorurtheile gegen einander geschlagen werden, wie Stahl und Stein

ohne Vorsicht, so nehmt Arme und Beine in Acht, liebe Leute, denn es gibt Feuer. Das ist das Schlimmste, daß solchen Sapienzbüchsen bös predigen ist. Eben weil sie glauben, sie hätten die Weisheit alleine, so hören und lesen sie keine Predigten; und wenn ihnen zufällig eine in die Hände oder vor die Ohren kömmt, wo sie meinen, es sei auf sie gestichelt, so werden sie taub, und denken gleich an's Eintreiben, reden von Dummköpfen oder schlechten Leuten. Das sind gerade die Leutchen, welche den Namen Ketzer erfanden und Ketzergerichte, und noch jetzt Ketzer verdammen und verbrennen möchten, trotz dem, daß alle Inquisitionen abgeschafft sind in protestantischen Landen. Bald hat man politische, bald geistliche Ketzer, je nachdem die Leute Brillen tragen. Diese Bauern da hörten aber gerne Predigten, hörten andere Leute auch gerne, besonders wenn sie kurzweilig zu erzählen wußten. Mit ihnen schien mir etwas zu machen, und gerade das eine Gaststube zu sein, in der ein vernünftiger kluger Mann willkommen war, und nützlich sein konnte. Auch die Wirthsleute gefielen mir nicht übel; es waren ehrliche Leute, die sich mit ihrem Gewerbe alle Mühe gaben, dabei aber mit dem besten Willen eine Kinderzucht handhabten, daß es einem schwarz wurde vor den Augen. Die Kinder waren munter, vielversprechend, sieben an der Zahl, von fünfzehn bis zu einem Jahre; und daß das nachjüngste Aenneli hieß, und schon meine Freundin war, das weckte manche schlummernde Empfindung. Ich beschloß daher, wenigstens einige Tage zu rasten, und die Sachen mir genauer zu betrachten; ich fürchtete mich noch vor jenen Dingen, die nicht alle Tage zum Vorschein kommen. Am folgenden Morgen war ich früh auf, und merkte noch Niemand im Hause; ich durchstrich die Umgebung, fand sie von der Natur begünstigt, von den Menschen aber noch nicht benutzt. Man sah es dem Lande überall an, daß hier jeder Bauer seinen Pflug noch im gleichen Loche führe, wie der Aetti und Großätti. Große Stücke Landes lohnten kaum die Mühe des Mähens, und auch die Baumgärten waren nicht im Salb, wie man zu sagen pflegt, weil die Bauern den Sommer über das Vieh auf die Weide trieben, und über Nacht es draußen ließen. Nun wunderte ich mich nicht mehr über die

magern Aecker, der Weingang bringt einen gar langen Misthaufen, aber keinen breiten und hohen zu Wege. Endlich kam ich heim. Die Wirthin kam eben hervor, und rüstete ihr und mein z'Morgenesse, und während ich meines zu mir nahm, kam die Magd, und wischte die Stube. O was das lieblich ist, in einer Gaststube zu sitzen, und z'Morge z'esse mitten unter den duftigen Staubwolken, welche der Besen der pfausbäckigen Magd aufwirbelt, bald einen Fuß, bald den andern, bald beide aufheben zu müssen, und endlich doch noch zu hören: Göt e wenig uf z'Site, su chani zueche. Und wenn man dann wieder sitzen kann, wie es da oben auf dem Kaffee so schön herumschwimmt, Allerlei in buntem Gemisch; und wie er so küstig und appetitlich geworden, und wie man dann dazu so melodisch husten muß in den Kaffee hinein, daß einem die Därme im Leibe fast entzwei geben! Wer hat das nicht schon erlebt und erinnert sich nicht in süßer Wonne an die gehabten Genüsse? In der Nebenstube fing es an sich zu regen, wie in der Arche Noahs. Müetti, wo isch mis Gloschli? He suchs, es wird öppe dert liege. Müetti, z'Bäbi het mi Strumpf v'rnistet! Es soll d'r ne suche. Gang leg z'Schuh ab, rief dann auch die Mutter einem zu, das halb nackt zum Vorschein kam, ih wott nit, daß d' barfis da ume laufst! Ih weiß nit wo si sy! Wo besch se nächti abzoge? He dert, aber si sy nümme dert. Jakobli, besch du am Hansli sine Schuh, oder besch se nüt g'seh? Nei Müetti! aber ih weiß nit wo mi Hosenträger isch, ih cha ne nit finge. He such e, er wird wohl ame Ort sy. Drinne tönte es: das isch mis Strumpfband, la mers si, wotsch m'rs lah oder nit? Dann ging es an ein Zerren, endlich an ein Heulen, bis die Mutter rief: löt e nangere sy, oder ih säges em Vater! Vater und Mutter setzten sich endlich an ihr Essen, und ein Kind nach dem andern kam. Aber eins rief: ih wott nit Kaffee, ih wott Milch! He Mädi (die Magd), gib ihm Milch, du wirsch wohl no meh dusse ha. Ih wott nit vo dem Brod, ih wott vo äym, sagte ein anderes. Sä da besch, sagte die Mutter. Mutter, ih wott nit Rösti, ih wott Käs zu mym Brod. Lue mis Buebi, m'r hei o ke Käs, m'r hei nume Rösti. Aber ih wott drum Käs, ih wott

mit Röſſi. Nei, du überchunſt hüt nüt angers, de Nomittag gib ih d'r de villicht. He was wotſch doch mit ihm chäre, ſagte der Vater, gib du ihm Käs, ſo ſchwygt er, es iſt dert im Schäftli no nes Bitzli, das geſter über blibe n'iſch. Und die Mutter ſtund auf, nahm den Käs, aber brachte ihn und ſagte: da mys Bubi, heſch Kes, ſchwyg m'r jez. Und der Bub ſchwieg richtig. So ging es an einem fort, bis abgegeſſen war. Da ſagte die Mutter: jetzt lerit neuis, nät Bücher; aber die einen liefen fort, und die andern ſagten: m'r meu nit lere, m'r cheu de im Winter no gnue. Die Mutter befahl noch einmal, aber der Vater ſagte: was wotſch doch geng mit ne chäre, hör doch uf ſo z'chäre, heſch nit g'hört, ſie wei ja nit. Und die Mutter gab lugg, und die Kinder liefen, wohin ſie wollten, die einen dem jungen Hund nach, der ſich heulend vor ihnen flüchtete, die andern in Gras und Garten herum, und rupften Blumen ab. Nun, dachte ich bei mir ſelbſt, da geht es gut, da haſt du ein gut Stücklein Arbeit, wenn du dieſe zuchtloſe Heerde bändigen und zum Gehorſam bringen willſt. Aber ich beſchloß, es zu verſuchen.

Ich frug an, um ein paar Tage dazubleiben, und erbot mich, meine Schriften zu hinterlegen. Aber es waren treuherzige Leute, die Wirthin meinte: he do ſäg Niemer nüt, ih chön do blybe, ſo lang ih well. Ich knüpfte wieder die geſtrige Freundſchaft mit meinem Aenneli an, und ſchien um die andern Kinder mich gar nicht zu kümmern. Wir plauderten zuſammen, es erzählte, was es wußte, auch ich mußte erzählen, ſeine Fragen beantworten, u. ſ. w. Ich lernte es einige kleine Künſte, ganz unbedeutende Dinge, die es aber ganz glücklich machten, von mir fort zu den andern trieben, ihnen dieſelben zu zeigen. Dieſe ließen ſich von weitem herbei, eins um das andere, erſt auf zehn Schritte, und am Ende bis ich mich nicht mehr rühren konnte. Am Abend war ich als ein neues Weſen in ihr Kinderleben eingetreten, und ſchon durch das Wenige, was ich ihnen erzählt hatte, begann für ſie ein neuer Zeitabſchnitt. Aber ſchon am Abend fühlte ich, daß es Zeit ſei, meinen Willen dem ihrigen entgegen zu ſetzen, ſie zu gewöhnen, unwillkührlich den übrigen dem meinen unterzuordnen. Die guten Kinder hatten gar keinen Be-

griff von seiner höhern Beschränkung ihres Willens. Bei den Eltern konnten sie Alles erzwingen, unter einander gab es gerade deßwegen beständig Streit, weil jedes seinen Willen haben wollte. In diesen Fällen gewann den Streit dann das Jüngste, oder das, welches am besten schreien konnte; oder, wenn die Eltern nicht anwesend waren, das Stärkste. Sie wollten auch mir befehlen, und Christi sagte: wotsch das mache enangere na, oder i säges em Vater. Am folgenden Morgen begann ich alle meine Gefälligkeiten an Bedingungen zu knüpfen, so leicht als möglich; aber wenn ich etwas thun sollte, so mußten sie auch etwas leisten, und was ich einmal gesagt hatte, dabei blieb es, auch wenn sie zettermordio schrieen, der Jakobli mir die Faust machte, und die Mutter mit einem schiefen Seitenblick auf mich sagte: ih hät bald gnue Brülls. Auf diese Weise brachte ich sie sogar zum Lernen, und weil ich bei dem sogenannten Lernen, d. h. Lesen und Buchstabiren, bei ihnen war, ihnen erklärte, weil ich mit ihnen, wie sie meinten, Spaß trieb, sie die Buchstaben abmalen (wie sie sagten), sie zählen ließ, ihnen zeigte, wie man die ausgesprochene Zahl auch abmalen konnte, so hatten sie an dieser lebendigen Beschäftigung die größte Freude, und zählten und malten d'rauf los, wo sie nur gingen und stunden. So lernten sie alle Tage; und wenn ich erzählen mußte, wickelte ich ihre Unarten in Geschichten ein, wo sie entweder die Nutzanwendung selbst fanden, oder ich sie bei gegebenem Anlaß mit Nutzen machen konnte. Das wirkte auf die Kinder gar bedeutend ein, denn sie hatten gar keine Vorstellung, daß man Geschichten ersinnen könne; sie meinten, es sei alles Punktum so gegangen, wie ich es vorbringe. Die Eltern sahen diesen Dingen ganz verwundert zu, sie konnten gar nicht begreifen, wie das kam. Die Mutter meinte: du mast di doch afe g'mühye mit ne, es dücht mi, du söttisch sturm werde; du hättest sölle Schulmeister werde, du hättest e bessere gäh, as üse, zudem cha me se nit ih z'Schul bringe, und sy lere i Gottesname nüt, es dücht mi, si syge geng am glyche Ort, sie bei i der Wuche meh glert, als vern d'r ganz Winter, es söt eine meine, du wärisch mit Hung ag'striche, so hange si d'r ah. Und der Vater sagte: ih bigrife gar nit, wieis

o machſt, daß ſi d'r folge, mi iſch o geng anne und biſibli ne, aber es iſch geng z'glyche, ſi wei i Gottesname nüt folge. Es iſch drum hüt zu Tag gar e böſi Welt, da iſch ke G'horſam meh; u de cha üſer eis ſi nit ſo mit ne g'mühye, m'r het nit Zyt, ne geng nah z'luege, m'r hei angeri Sache o z'thue. Dann ſagte er auch wohl zu den Kindern: warum cheut d'r ihm ſo folge, u üs nit, das iſch nit brav von ech. Und die Mutter meinte: we ſi nume afe öpperm folge, ſu chöme ſi eim doch vor de Füße weg. Zu dieſem allem ſagte ich wenig, es war noch nicht an der Zeit, Vorleſungen über Kinderzucht zu halten; ich hütete mich wohl, ihnen ihre Fehler zu ſagen, oder ein Kind anders zu ſtrafen, als dadurch, daß ich ihm etwas nicht that, was es wollte. Hätte ich Hand an eins gelegt, ſo wäre die Herrlichkeit aus geweſen, und es hätte geheißen: du bruchſt ſe nüt z'ſchloh, es ſy üſi King, ſi gange niemere nüt ah, we ſi d'r nit recht ſi, ſu chaſt ja gah.

Es verging aber ſchon ſelten ein Morgen, daß die Wirthin mir nicht ein Gläschen einſchenken wollte. Hatten ſie Nachmittags im Stübli ihren Kaffee, ſo wurde mir immer ein Kacheli anerboten, und wenn es die Alten vergaßen, ſo ruhten die Kinder nicht, bis ich auch da war; und wenn der Wirth von einem Lauf heimkam, und einen Schoppen für ſich holte, ſo ſollte ich immer Beſcheid thun. Was der Mann in Verwunderung gerieth, als er einmal die Mühe nahm, zu ſehen, was die Kinder lernten, als er ſah, daß ſie ſchon einige Zahlen machen konnten, und viel ſchönere als er, und er meine Handſchrift bemerkte; es fehlte nicht viel, er hätte geglaubt, dahinter ſtecke Hexenwerk. Er kriegte aber auf einmal gar einen großen Glauben an die Fähigkeit ſeiner Kinder: unter tuſige, meinte er, wären keine, die i ſo kurzer Zyt ſövli glert hätti. Ich hatte bei weitem nicht den ganzen Tag bei den Kindern zugebracht, ſondern nur ſo viel davon, daß ihre Freude an dem, was ich mit ihnen trieb, immer lebendig blieb. In der Zwiſchenzeit hatte ich an meiner Lebensgeſchichte zu ſchreiben angefangen. Es ging mühſelig zu, und zwei halbe Tage war ich geſeſſen, ehe ich mit mir einig werden konnte, wo und mit welchem Wort

ich beginnen ſolle; als vier Tage vergangen waren, war ich erſt mit der erſten Seite fertig. Da wollte mir der Muth vergehen, ich fürchtete, mein Lebtag nicht fertig zu werden, und was nützte dann meine Mühe? Ich konnte doch nicht alles aufſchreiben, ſo mußte ich erſt ſinnen, was des Schreibens werth ſei, und wenn ich damit fertig war, ſo mußte ich wieder ſinnen, wie ich das Ausgewählte auch ſetzen müſſe, damit die Leute es verſtünden und leſen möchten. Ich zwang mich zum fortfahren, und ſiehe, an der zweiten Seite hatte ich nur drei Tage, und an der dritten nur noch zwei; da merkte ich, daß die Sache am Ende doch gehen werde, wenn ich mir Zeit dazu nehme, und an einem ruhigen Ort ſei. Da es mir auch in der Gaſtſtube zu glücken ſchien, wie ich dann erzählen will, ſo beſchloß ich, mit meinen Leuten mich auf feſten Fuß zu ſetzen; es hatte bisher Niemand von uns dem andern etwas geſagt, ich nicht vom Fortgehen, ſie nicht vom Dableiben. Eines Abends, da keine Gaſtig da war, frug ich, was ich ſchuldig ſei, ich wolle bezahlen. Wie da die Leute erſchracken! Du wirſch doch nit furt welle ſo ufs mohl, meinten die Alten? Und die Kinder fingen an zu ſchreien: m'r löh di nit, m'r löh di nit; und Anneli, das mein Herzkäfer war, hieng mir an den Hals und weinte, ſo daß ich nicht zu Worten kommen konnte. Ich ſagte, daß es mir bei ihnen gar nicht erleidet ſei, und ich eben nirgends etwas hätte, daß ich fort müßte; aber ich vermöge doch nicht ſo mein Lebtag in einem Wirthshaus zu ſein, und nichts zu verdienen; wenn ich ſchon was Weniges hätte, ſo müſſe ich doch auch dem Kreuzer nach, ſonſt gebe ich am Ende ein alter Lump, ſie ſollen mir daher meine Uerti machen, ich könne dann ſehen, wie viel mir noch übrig bleibe. Ich peſſire prezis nicht fort, es wäre mir wohl bei ihnen, aber Muß gehe über Suppe.

Die Wirthin winkte dem Wirth in's Stübli, unterdeſſen lärmten die Kinder fort, Anneli warf mir vor, ih hätt gar nit bruche z'cho, we n ih ſcho furt well. Sie brachten mir eine Rechnung, bei der ſie nicht viel in Anſchlag gebracht, als den Wein, den ich getrunken, und ſagten: wenn es mich zu viel dünke, ſo könne ich ja geben was ich wolle. Ich proteſtirte dagegen, und behauptete,

ſie kämen zu kurz, das Eſſen ſei ja gar nicht angeſchlagen. He, meinte die Wirthin, we du z'friede biſch, ſu ſy m'rs o, du beſch o viel tha a ûſe Kinge, es ſy ganz angeri; es dûcht mi mengiſch, m'r beige e keni meh, ſo rûhig iſch me vorne. Ih weiß nit wiez o g'macht beſch, wed furt geiſch, iſch's grad wieder im Alte, u de iſch erſt nût d'r by z'iy. Wed nût angers beſch, ſu blyb bynis, m'r vermeu d'r nût z'gâ, aber du bruchſt is o nût z'gâ, du chaſt mit is eſſe, wie mirs hei, chaſts o ha, wo ſövli eſſe, chunts nit druf a, geb eis meh oder minger iyg. Jo, u z'verdiene gits o geng öppis, meinte der Wirth, we ni öppis z'ſchrybe ha, ſo will d'rs zahle, ih bi frob, we mers machſt, u no menge Angere git d'r z'ſchrybe; mu iſch ſuſch zum Schulmeiſter gange, dâ iſch aber gar e thûre, u het de geng öppis mit eim z'branze. Jo, u wer weiß, ob nit chöntiſch bald G'meindſchryber werde, ûſe iſch aſe alt, u d'Auge böſe n'm. D'r Schulmeiſter het o druf paſſet, aber ſi bigehre ne nût, ſi ſâge, er verſumti z'viel a der Schul, u wâr de z'viel im Wirthshus, ſagte die Wirthin. Das waren Bedingungen und Ausſichten, die ſich hören und ſehen ließen. Alſo in meiner Gemeinde konnte ich nicht Polizeidiener werden, und hier ſchon die Anwartſchaft auf die Gemeindſchreiberſtelle, die mich zur wichtigſten Perſon in der Gemeinde machen würde, denn auf den Schreiber kommt es in manchem Dorfe und noch an gar manchem Orte in der Welt das Meiſte an. Und eine Frau hatte dieſes Fündlein gemacht, hatte es ſich damit auch in den Kopf geſetzt; und wenn Weiber ſich etwas in den Kopf ſetzen, iſt dann nicht auch große Hoffnung, daß es geſchieht?

Wir wurden des Handels bald einig. Ich konnte bei ihnen aus- und eingehen, und eſſen umſonſt; was ich dagegen zu thun hatte, ſchrieben ſie mir nicht vor; ſie dachten, das werde ſich von ſelbſt verſtehen, daß ich ungefähr mache was bis dahin, und ſo geſchah es auch. Was das für ein Jubel war unter den Kindern, als ſie die Gewißheit hatten, daß ich bleiben werde! Nein, dachte ich, das Leben iſt doch ſchön.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Potz Wetter, Weiberlärm!

In der Gaststube ging mir, wie gesagt, die Sache nicht übel, doch mußte ich sehr behutsam zu Werke gehen. Ich hatte es nur zum Gesetz gemacht, nur des Abends, und nicht einmal alle Abende in derselben zu sein, den Tag über waren ohnehin gewöhnlich keine ehrbaren Leute darin, die hatten zu arbeiten. Hie und da kam ein Bauer mit dem Wässerschüfeli, und wärmte bei einem Schoppen die erfrornen Beine, doch geschah es selten. Es war nicht wie an jenem Orte, wo die Wässermatten Vorwand sind, daß der Mann von 2 Uhr Nachmittags bis Mitternacht fortbleibt, wo denn Wässermatten Manchem Hab und Gut gefressen, so daß es ihm nützer gewesen wäre, er hätte dieselben gleich dem Wirth verehrt. Doch ist's kurios: ob solchen gefräßigen und doch versoffenen Wässermatten ist dort noch kein Wirth reich geworden, sondern das Gegentheil. Einige ausgemachte Lumpen fanden sich öfters ein zu einem Schoppen Branntwein und einem Rams, es war dann Niemand da, den sie scheuten. Sie zählten mich anfänglich auch zu ihnen, weil sie meinten, jede Kriegsgurgel sei auch eine Schnapsgurgel; sie brachten es mir, und als ich dieses ausschlug, das Mitspielen ausschlug, meinten sie: es düeche si doch, i sött nüt z'fürnehm sy für seie, si heige de scho mit mengem Rothe g'spielt, u es heig si ihrern noch kene fürschämt. Ich gab ihnen kurzen Bescheid und scharfe kurze Blicke, da ließen sie mich ruhig.

Des Abends kamen Leute: Bauern, die keine Kinder, Väter, die ihre Güter den Söhnen überlassen hatten; dann auch wer einen Schoppen gerne trank und zu bezahlen vermochte. Doch sehr selten kam einer mehr als zwei- oder dreimal in der Woche, Aermere zeigten sich sehr selten, sie wußten wohl, wenn sie die Hülfe der Reichen in Anspruch nehmen wollten, so durften sie sich nicht viel

im Wirthshause sehen lassen; weil nur eine Wirthschaft im Orte war, und in der Umgegend keine Winkelkneipe, wohin die Armen sich verbergen konnten, so war unter dieser Klasse nicht so viel Elend, als anderswo, und die Reichern vermochten, wo es einreissen wollte, ihm vorzukommen. Da das Dorf etwas beiseits lag, so hingen seine Bewohner noch gar sehr am alt Hergebrachten, und waren gar sehr mißtrauisch gegen alles Neue und Fremde. Sie sahen mich daher die ersten Abende gar scheel an, und gaben mir auf einige Fragen kurzen Bescheid. Ich zog mich bescheiden zurück, war nicht vorlaut, und wartete die Gelegenheit ab. Eines Abends disputirten zwei gar heftig mit einander, wo das Elsis sei, und welchen Weg man nehmen müsse, um nach Basel zu kommen. Es war, ich weiß nicht mehr, ob wegen Klee, oder Hanfsaamen angegangen, von dem sie gehört hatten, er komme aus dem Elsis, und die Krämer holten ihn in Basel ab. Der Eine meinte, Elsis sei grade änet dem Aargau, und d' Schwobe kämen daher, und Basel sei mitte drinn, und wenn man hin wolle, so müsse man über Luzern.

Ganz z'Gunträri, meinte der andere, z'Elsis g'hört zu Itali, u mi fahrt über Neuenburg, u Basel ist grad vor dra, imene Tag ist me dört. Der Streit wurde immer lebendiger, je weniger sie von der Sache wußten, und die Anwesenden hörten begierig zu, um zu vernehmen, welcher der G'schichter sei, denn der eine war der Gemeindschreiber, und der andere der — doch ich sage nicht wer, man könnte meinen, ich sei nur böse, weil ich keiner hatte werden können; und die Leute, die sind, was ich werden wollte, sind gar chutzlich, und mögen nüt erlyde, sie könnten denken, ich wollte sie verächtlich machen, damit sie nicht mehr Lohn erhielten. Nein, nein, gute Leute, ich gönne euch von ganzem Herzen Lohn, und noch mehr, auch Ruhm und Ansehen, aber den ersten kann ich euch nicht geben, und die letztern müßt ihr verdienen, die fallen nicht vom Himmel herab, wie hoch man ihnen auch die Nase entgegenstreckt.

Der Gemeindschreiber war mit seinem Luzern und seinen Schwoben in der Enge, weil der andere mit einigen Tropfen Seewein die Landkarte von Europa gar deutlich

aufgemalt hatte auf den Tiſch, und mit dem Finger akurat zu ſagen wußte, wo das Elſis ſei und Itali, und grad binten dran Frankreich und die Türkei. Die Wage des Sieges neigte ſich bedeutend auf ſeine Seite, triumphirend blickte er umher, bewunderungsvoll die andern auf ihn. In ſeinen Nöthen, da er von Frankreich hörte, rief der Gemeindſchreiber mich an als Zeugen, daß er Recht habe; wenn Frankreich hinger dra ſyg, ſo heig ih ja durch Neuenburg, Baſel und Elſis müſſe, für dahi zcho, ih ſöll ſäge, das ſyg nit wohr. Ich war einen Augenblick in Verlegenheit; das war ein Streit auf Leben und Tod, jeder hatte ſeine Partei, nun wollte ich mir nicht gerne Feinde machen. Ich ſagte daher, ſie hätten im Grunde beide Recht, man könne über Luzern und über Neuenburg nach Baſel, die Schwoben ſeien nicht ganz im Elſis, aber grad d'rnebe, und z'Elſis ſei akurat neben Italien, es ſei nur noch etwas weniges dazwiſchen, auch liege es juſt vor Frankreich, wenn man aus Deutſchland herkomme. Da hättet ihr die Männlein ſehen ſollen, wie ſie ſich beide meinten, und die Hälſe hoch aufſtreckten, und wie glücklich die andern ſchienen, zwei ſo gelehrte Männer im Dorfe zu haben, die wußten, wo z'Elſis ſei, und ſogar noch den Weg dahin. Beide ſagten mir: thue B'ſcheid, und hielten mir ihre Gläſer voll Twanner dar. Nicht daß ich eben den Twanner verachte, und auch den Ligerzer nicht, der ſogar, nach ſehr glaubwürdiger Quelle, brennen ſoll, wenn man ein Schwefelholz hinein hält; allein ich hatte den Grundſatz, kein Schmarozer ſein zu wollen. Ich wußte wohl, wie der Bauer an ſeinem Schoppen ſürgelet, und gewöhnlich die Tropfen berechnet, daß ſie ihm aushalten, bis zum Augenblick, wo er gehen will; ich wußte, wie ein ganzes Glas, das ein anderer ihm austrinkt, ihm ein Loch in ſeine Rechnung macht, ſo daß er entweder früher fortgehen, oder einen halben Schoppen nachbeſcheiden muß, was er beides nicht gerne thut, beſonders das letztere nicht, wenn er weiß, daß das Weib das vorräthige Geld ſo gut zählt als er. Auch wollte ich nicht als Schmarozer behandelt ſein, wollte keine untergeordnete Rolle ſpielen, ſondern eine ganze eigene, bei welcher Achtung der Grund ſein

sollte. Darum sagte ich: seid nur rühig, stellt nur ab, die Wirthin bringt mir so eben einen Schoppen.

Da wir nun einmal bei der Geographie waren, so erzählte ich ihnen ein Mehreres von den großen Feldern, auf welchen die Sämereien aller Art gewonnen werden, von den Städten daselbst und von Basel. Ich erzählte ihnen noch von gar vielen Dingen, aber breit und ausführlich, und sie hatten große Freude daran, und hätten es beinahe nicht gehört, als es zehn Uhr schlug.

Von da an hatte ich Boden, und mir einen gewissen Respekt genommen, der nach und nach in Zutrauen sich verwandelte, da ich mich ganz besonders vor einem vorschützigen vorlauten Wesen hütete, und mich nirgends aufdrängte, sondern aufsuchen ließ, ich wußte, daß der Landmann darin gar wunderlich ist und mißtrauisch. Drängt sich ihm einer zu nahe und zeigt sich ihm allzu vorkommend und dienstbeflissen, so läßt er sich das gerne gefallen, allein er schöpft alsbald Verdacht, der thue das nicht umsonst, sondern habe irgend Absichten, und hat er einmal diesen Verdacht, so hat man alle Gewalt über ihn verloren, besonders wenn man ihn zu Verbesserungen irgend einer Art bringen möchte. Weil sie nun wußten, daß ich meist im Wirthshause anzutreffen war des Abends, daß sie Gesellschaft hatten, und also sicher waren, Kurzizyti zu haben, denn so ungern mancher liest, so gerne hört er erzählen, wenn auch Unbedeutendes, so kamen viele regelmäßiger zu ihrem Schoppen, und blieben auch länger als sonst, doch nicht über die gesetzliche Zeit, wenn ich ihnen von Paris, von Cadix (ich war bei Trocadero) erzählte. Der Wirth war ein ordnungsliebender Mann, und dazu haushälterisch, er spendete daher nicht viel, gab im Jahr nicht manchen Schoppen umsonst, und noch weniger Stücklein Bratis, und die Landjäger paßten ihm auf. Der Wirth war dieser vermehrten Gastig wohl zufrieden, aber nicht die Weiber im Dorfe. Diese fiengen an zu brummen über die größere Verthunlichkeit ihrer Männer, es war ihnen ärgerlich, daß die Männer etwas genossen, von dem sie nicht auch ihren Theil hatten. Sie meinten, weil Mann und Weib Eins sein sollen, so gehöre von Allem und an Allem dem Weibe die Hälfte; zudem möchten sie Angst haben, die mehr Wein

trinkenden Männer möchten dann weniger Geld zu Kaffee haben, und dieſe Portionen verringern wollen, möchten mehr vom Ankengeld wollen und dem Eiergeld nachfragen, die Klöbli, Strange, Flachs, Ryſte und Kuder beſſer in Rechnung halten, und ſo die Quellen, welche in den geheimen Muttech der Weiber fließen, vertrocknen. Wenn ſie den heimkommenden Männern ohne Waſchlumpen den Kopf wuſchen, ſo beichteten dieſe, um die Schuld von ſich abwälzen auf einen Dritten, ich hätte ſie aufgehalten; wie und womit, das ſagten ſie nicht. Ich war den Weibern ſchon anfangs aufgefallen mit meinem Schnauz und herrſcheligen Weſen, ſie hatten nicht begreifen können, warum ich da bleibe, da ich doch Niemandem verwandt ſei. Sie hatten ſich an den Brunnen, Gartenzäunen und in den Kabisplätzen ſchon lange die Köpfe darüber zerbrochen, und endlich ausgemacht, da ſtecke etwas dahinter. Sie fiengen an zu muckeln, die Wirthin ſei noch nicht ſo alt, hübich ſei ſie gar nicht, aber ſchon in der Jugend ſei ſie nicht alles geweſen; man wiſſe wohl, wie das dann gehe, und woher wollte ich das Geld haben, ſo zu leben, wenn ich nicht abverdienen könne? So war ſchon viel geredet worden, und die gute Wirthin mit beſonderer Schadenfreude durchgenommen.

Wie erſchracken nun die Weiber, als ſie nach und nach darüber zu kommen glaubten, daß meine Anweſenheit nicht der Wirthin, ſondern ihren Männern galt, daß ich die verſäume u. ſ. w. Sie glaubten zuerſt, ich werde da auf ihrer Männer Koſten eſſen und trinken, oder ſie zum Spielen verführen wollen. Sie ſchlichen herbei, und gugeten zu den Fenſtern oder offenen Thüren herein; aber ſie ſahen kein Spiel und Geld, ſahen keine gemeinſchaftliche Uerti, mich aus einem appartige Gütterli trinken. Je weniger ſie ſahen, deſto gefährlicher ſchien ihnen die Sache. Das konnte um Haus oder Hof gehen, oder gar um's Leben und um die Seligkeit. Ob ich etwa ein Hexenmeiſter ſei? meinte die eine, oder gar der Teufel ſelbſt, die andere; beides ſchien nicht unwahrſcheinlich, das Für und Wider wurden ängſtlich und ſorgfältig abgewogen. Das war richtig, es ſetzte in jedem Hauſe einen Höllenlärm ab, wenn der Mann in's Wirthshaus gehen wollte,

und manche Frau wollte nicht mehr mit dem Manne das Bett theilen, oder daß er die Kinder anrühre, wenn er aus dem Wirthshause kam. So war Streit und Zank an allen Ecken. Wir vernahmen das natürlich auch, und es mühte mich gar sehr. An diese gefährliche Seite meines Unternehmens hatte ich nicht gedacht, gar nicht daran gedacht, daß es so tief in's häusliche Leben eingreifen und die zu Hause bleibende Hälfte in Aufruhr bringen würde. Im ersten Augenblick glaubte ich am besten, den Männern anzugeben, ihre Weiber mitzubringen; sie hätten somit auch ihren Theil an den Genüssen der Männer gehabt; und dann hoffte ich, wenn ich einmal meine Stimme recht gewichtig über die Tagesgespräche abgeben konnte, auf die Weiber besonders einzuwirken, und sie für meine Ansichten zu gewinnen. Das schien mir gar prächtig, so das ganze Dorf zu versammeln in trauter Eintracht süßem Frieden, und nach und nach in allen Gliedern eine tüchtige Verständigkeit pflanzen zu können. Zum guten Glücke schlief ich noch über diesen Vorschlag, ehe ich ihn vollbracht, denn bei ruhigem Blut sah ich, daß oft gerade Dinge, die den glänzendsten Schein für sich haben im ersten Augenblick, bei besserem Nachsehen die widersinnigsten sind, und ihre Ausführung eine Tollheit ist. Darum verbrennt sich so mancher brütige Weltweise nicht nur die Finger, sondern auch die Nase, und wenn er auch darüber zum praktischen Professor werden sollte, so ist es nur um an seinen verbrannten Extremitäten ein Exempel aufzurichten, zur praktischen Warnung und zum vernünftigen Bedenken.

Ueber Nacht kam mir wieder guter Rath, und ich sah, daß ich nicht bei Troste gewesen wäre, wenn ich meinem saubern Einfall Folge gegeben hätte. Das wäre mir eine schöne Wirthschaft geworden in jedem Hause, wenn die Weiber mehrere Abende im Wirthshause, fern von Kindern und Diensten, zugebracht hätten. Wer hätte zur Haushaltung gesehen, das Nöthige gerüstet, über die bis zum späten Abend fortlaufenden Geschäfte die Aufsicht geführt, die Kinder zu Bette gebracht u. s. w.? Im Winter, wie viele Strangen Garn wären nicht weniger gesponnen worden, und wenn die Mutter herumlief, was hätten wohl ihre halberwachsenen Meitscheni gethan? Die häufige Ab-

weſenheit einer Mutter in der Abendzeit von ihrem Hauſe iſt allenthalben fühlbar zu Stadt und Land, aber auf dem Lande doch noch weit fühlbarer, als in der Stadt; das zeigt ſich gegenwärtig am klarſten bei den Ständelern, von denen ich dann auch noch ein Wort reden muß. Geſetzt aber auch, die Weiber wären ohne häuslichen Nachtheil hergekommen in mein neumodiſches Caſino, oder meine Unterhaltungsabende, wie konnte ich auch nur denken, daß ein Geſpräch über allgemeine Gegenſtände hätte geführt werden können. Die Weiber hätten die Köpfe zuſammengeſtreckt, eins dem andern zu ſagen gehabt, daß Chlausli-Jörs-Joggis-Samis-Sami wieder zu Kreuzertrinis Tochter gehe, ein drittes unter der Hand eine Geſchichte verhandelt, wie zwei junge Eheleute Hausſtreit gehabt, und was ſie einander alles vorgehalten. Zudem hätte es zu mancher Eiferſüchtelei Anlaß geben müſſen, und die Hälfte der Weiber hätte ihren Männern vorgehalten, daß ſie näher bei ihrer Nachbarin geſeſſen, ſie mehr angeſehen, als eben nothwendig geweſen ſei. Und endlich wären die Weiber nicht lange im Freien bei einander geſeſſen, eines hätte geglaubt, das andere wolle ihm den Mann verführen, ein zweites hätte über Hochmuth des andern geklagt, und ein drittes darüber, daß ſeine Nachbarin mit andern mehr geredet, als mit ihm; kurz, es würde Geſchichten gegeben haben, vor dem es einem übel grauſet hätte, und an ihnen wäre ich Schuld geweſen mit meinem ſchön ſcheinenden, aber unüberlegten Einfall.

Etwas mußte geben, das ſah ich wohl ein, darum beſchloß ich nach langem Beſinnen, ich wolle, ſtatt die Weiber hinkommen zu laſſen, zu ihnen in die Häuſer gehen z'Abeſitz, und es dort treiben ungefähr wie im Wirthshauſe, hoffend, ſie würden mich dann kennen lernen, Zutrauen faſſen, wenn ich ihnen nicht mehr ſo fremd vorkomme, und den Männern der Zugang zum Wirthshauſe bald wieder offen ſein. Das widerte mich freilich an, und ich konnte mir den Empfang in den meiſten Häuſern denken, die Verlegenheit der Männer, und das verlegene zornige Geſicht der Weiber, und wie dieſe den Stuhl abwaſchen würden, auf dem ich geſeſſen, und mit dem Beſen nachwiſchen, wo ich durchgegangen. Doch ich überwand mich, und ging,

richtete es aber so ein, daß mein Kommen nicht als ein absichtliches erschien, sondern einen zufällig erscheinenden Grund hätte, irgend eine Verrichtung vorzuschützen war, oder auch ein Antreffen der Bewohner vor ihren Häusern. Im Anfang ging es freilich, wenn ich in eine Stube kam, fast wie wenn ein Habicht in ein Taubenhaus dringt, und die Tauben dann den Kopf verlieren, betäubt hin und her flattern, bis die einen zufällig die Ausgänge finden, die andern aber den Tod. Das stob manchmal aus einander, daß nur der Aetti noch da blieb, ganz kupat, und bald streckte sich ein Kopf zur Thüre herein, und rief: Aetti, föllisch use cho e nangereno! und allein war ich, und blieb es einmal so lange, daß ich endlich gehen mußte. Aber ich wurde nicht böse, verlor die Geduld nicht, und übereilte nichts. Hie und da gab es doch Gelegenheit, ein vernünftiges Gespräch anzuknüpfen, oder durch eine Erzählung ihnen eine Stunde kurzi Zyti zu machen, ihnen einen guten Rath zu geben, einen Kunstgriff zu lehren u. s. w. Weil ich auch gar bescheiden war, und nicht einmal ein Gläslen Bätziwasser annahm, wenn der Mann mir eines einschenken wollte, weil ich ihre Kinder rühmte, oder die Kabis- und Bohnenplätzen, und sie trotz aller Mühe keinen Pferdefuß bei mir entdecken konnten, auch der Schuhmacher bezeugte, ich hätte Füße wie ein anderer Christ, nur etwas große, und weil ich gar nichts wollte, Niemand um irgend etwas ansprach, so fiengen die Weiber an äne umme z'cho. Sie flohen nicht mehr, wenn ich kam, sie fuhren nicht mehr mit dem Besen z'weg, wenn ich ging, sie nahmen Theil am Gespräche, und wenn man vor dem Hause saß, so trat wohl hie und da ein anderer Nachbar oder junge Leute herzu, und ich hatte wieder eine neue und recht g'wundrige Zuhörerschaft. Doch nicht immer führte ich das große Wort, sondern auch sie redeten manchmal recht laut und scharf, so daß ich kaum dazwischen konnte, begehrten auf, und jeder ward zum Prophet, der furchtbare Dinge weissagete.

Neununddreißigſtes Kapitel.

Wie meine Bauern kannegießern.

Solche aufregende Geſchichten gab es nicht viele, war aber eine da, ſo wurde ſie mit aller möglichen Heftigkeit in dem Wirthshauſe und in den Häuſern beſprochen. Meine Bauern gehörten unter die, denen die äußere Welt fremd war. Es gab blos zwei Zeitungen im Dorfe, eine hielt der Gemeindſchreiber, die andere der Schulmeiſter, der Statthalter hatte das Amtsblatt. Doch bezahlten alle, was ſie laſen, und machten es nicht, wie ich G.. R.... kenne, die keine Zeitung bezahlen, aber die Zeitungen anderer Leute auffangen und leſen. Die Zeitungen wurden aber ſelten ganz geleſen, weil ihnen die G'ſchrift zu rein war, und was ſie laſen, begriffen ſie oft nicht, und ſagten aufrichtig: daraus könnten ſie wieder nichts machen. Daraus kann man ſchließen, daß ihnen die Bundesreviſion eben nicht am Herzen lag, ſie wußten gar nicht, was damit gemeint ſei, und meinten, ſie hätten des G'ſtürms ase genue. Auch von den Badenerkonferenzbeſchlüſſen begriffen ſie nichts, und glaubten, es ſei darum zu thun, daß die Bisthümler Religion ſchangierten. Das trag nüt ab, meinten ſie, ſi heige doch nicht viel davon, oder gar nichts, gäb die ſeie katholiſch oder reformirt. Als es aber hieß, die Leute müßten fort, und man bekomme Einquartierung, da wurde gewaltig räſonnirt, und da ſagten ſie: die D. Brüllhüng, die's zwängt heige, die ſölle jetzt ga, aber die zöge de d'Naſe ſchön z'rück, und hocke rühyig daheim; das ſyg chumlig, aber nit billig; wer den Brei anrühre, der ſöll ihn auch auffreſſe; aber die, wo am meiſten brülle, die ſyge denn die ärgſte Schyßer, w's druf a chöm. Doch ließen ſie die jungen Leute gelaſſen ziehen, packten ihnen Würſte ein, und die Ermahnung: ſi ſölle nit meyne, ſi welle geng z'vordriſt ſy. Und als die Einquartierung kam, thaten die Weiber Fleiſch über ganze Häfen voll, Brönz

wurde gerüſtet, an manchen Orten Wein, und ſo gut und wohlmeinend, als man konnte, wurde traktirt allenthalben. Man war noch einige Tage recht glücklich im Erzählen alles deſſen, was man geſehen, gehört, und was man den Soldaten gegeben habe. Beſonders viel wurde von dem Hauptmann geſprochen, der ſei gar e rychе u ne guete, aber e wenig e dumme g'ſy; es ſyg gar luſtig g'ſy, wie n'r mit ne g'ſpillt heig i d'r Gaſtſtube, u wie ſi ne b'ſchiſſe heige, u wie ne no um Mittimacht d'r Frater (andere ſagten der Feldweibel) us em Bett g'reicht heig, u wie ſi ihm nume Häiſeli g'ſeit heige u. ſ. w. Das fanden die Leute gar luſtig, ich aber fand es ſehr traurig, denn was ſoll ein ſolcher Hauptmann mit ſeiner Kompagnie, deren Narr er iſt? Was denken die andern Offiziere, wenn ſie mit der ganzen Kompagnie ihn zum Narren halten helfen? Was kann da für eine Subordination ſtatt finden, wie Ordnung in Krieg und Frieden? Solche untaugliche Offiziere ſah ich leider mehrere, ich könnte etwas von ihnen erzählen, und wie mich die Soldaten gedauert.

Große Politiker waren alſo meine Bauern nicht, um eine Menge Tagesfragen bekümmerten ſie ſich nicht, ſobald ſie nicht in ihr tägliches Leben einſchlugen und in ihren Sack; und mit den Letztern hatten ſie es eigen. Das Straßengeſetz und das Militärgeſetz nimmt dem Lande bedeutende Laſten ab, und wälzt ſie der Staatskaſſe zu. Aber die großen Erleichterungen brachten meine Bauern gar nicht in Anſchlag, wie ſie es verdienen, und werden in wenig Jahren die abgenommene Laſt ganz vergeſſen, ganz vergeſſen, daß ſie einmal g'meinwerchet auf den Straßen. Das G'meinwerk nahm kein baar Geld aus dem Sack, wurde abgemacht in Zeiten, wo Geld und Menſchen nicht beſonders beſchäftigt waren, man brummte wohl darüber, fuhr aber denn doch nicht ungern hin. Es gab da bei der Menge der Arbeitenden manchen luſtigen Spaß. Das Militärgeſetz beſchlug vorzüglich die jungen Leute, die waren gezwungen, um die nöthige Armatur anzuſchaffen, etwas weniger zu vertrinken von ihrem Gelde; jetzt haben ſie deſto mehr für den Wirth, und die Alten haben keine Erleichterung. Und wenn die Soldaten bei Muſterungen nicht den Sold bekommen, an den ſie

gewohnt, ſo werden ſie ſich wüſt geberden, ſagen: ib ſch..ß uf d'Verfaſſig, und z'Brichte wird nit helfe, nnd die Offiziere werden ihre liebe Noth haben, und wenn ſie den Oberſt gerne prügeln möchten, ſo fangten ſie bei ihrem Knecht an. Der Bauer, der nicht rechnen kann, rechnet alſo dem Staate ſolche Erleichterungen gar nicht mit der gehörigen Dankbarkeit an, er rechnet nur das an, was er erhält, und was er alle Jahre neu erhält, und was ihm Geld erſpart. Wenn z. B. die großen Summen, welche durch die gemachten ſogenannten Erleichterungen der Staatskaſſe nun auffallen, dem Land jährlich hätten baar ausbezahlt werden können für Arme, für Schulen, für gemeinnützige Unternehmungen aller Art, ſo bin ich überzeugt, man hätte dieſe Art von Erleichterung weit dankbarer aufgenommen, weit tiefer und länger empfunden als jene. Bei dem Austheilen hätte man anfangen ſollen, nicht bei dem Abſchaffen. Uebrigens muß ich aufrichtig bekennen, daß ich nicht begreifen kann, wie eine republikaniſche Behörde ein Geſetz geben kann, in Folge deſſen das Land nach und nach entwaffnet, aus den Häuſern die eigenen Wehren ſchwinden, und die Luſt an Wehr und Waffen ertödtet wird; denn nur eine eigene Wehre wird einem lieb, und man wächst mit ihr zuſammen, nicht mit einer vom Staate geliehenen. Wenn dieſem Geſetz nicht ſo tiefe oder hohe Grundſätze zum Grunde liegen, daß ich ſie nicht begreifen kann, ſo wäre man verſucht, an ſehr kleinlichen Eigennutz oder eine ſehr kurzſichtige Sucht nach kleinlicher Popularität zu denken.

Deſto größern Lärm machten die Bewegungen, die im Schulweſen verſucht wurden; ſie waren in Häuſern und in der Gaſtſtube die beſtändig vorliegenden Verhandlungsgegenſtände, an denen die Weiber mit Leib und Seele Antheil nahmen, und, wie ich unter der Hand von ſicherer Hand vernahm, ſoll in den Schulkommiſſionen auf gleiche Weiſe geredet worden ſein, wie es die Weiber und Großätti und Großmüetti zu Hauſe thaten. Der erſte Anſtoß zu dieſem Lärm wurde von einer Seite her gegeben, wo bei großer Urkunde des Volkscharakters eine Leidenſchaftlichkeit herrſcht, die über ſich und die eigenen Zwecke alles außer Acht läßt, was wahre Vaterlandsfreunde ſonſt in

Obacht zu nehmen pflegen. Bei der erbitterten Hastigkeit, womit diese Zwecke verfolgt werden, wiederholt sich aber die Geschichte jenes halbblinden Reisenden, der von Frauenkappelen nach Bern wollte, und sich endlich nach vielem Schimpfen über den langen Weg auf der Brücke von Gümmenen befand. Derselbe, der Reisende nämlich, bürdete der Regierung die Schuld seiner Verirrung auf, und schimpfte beständig, ihre Wegweiser taugten nichts, weil man trotz derselben verirren könne. Daß er halbblind und unbesonnen sei, hatte er sein Lebtag nicht glauben wollen, und nie gemerkt, daß seine eigene große Nase es sei, die ihm vor den Augen stund, ihm alle Aussicht nahm, und die er bald für die Welt selbst ansah, bald für den Wegweiser der ganzen Welt.

Nach einigen unzeitigen, unklugen Zeitungsartikeln, einigen übereilten Reformationen in einigen Schulen und einigen andern zufälligen nur in dieser Verbindung bemerkbaren Vorfällen, ertönte auf einmal unter dem sogenannten gemeinen Volk das Geschrei, wie aus dem Boden hervorgewachsen: man wolle nichts von der Religion, man wolle sie abschaffen und die Natur einführen in den Schulen, statt der Religion. Ich kann mir kaum denken, daß vor bald 40 Jahren das Geschrei, die Franzosen kommen, so ängstlich geklungen habe, als diese Nothseufzer. Das Volk im Kanton Bern ist aber ein eigenes Volk, es schreit selten so laut, daß man es auch außer dem Dorfe vernimmt (ich rede vom sogenannten gemeinen Volk). Es schreit beim Brunnen, beim Abendsitzen, in Wirthshäusern, aber immer aus alter Gewohnheit mit halblauter Stimme, so daß die, welche nicht beim Brunnen stehen, nicht an den Abendsitzen mit sitzen oder in den Wirthshäusern nichts davon hören, oder nur undeutlich, daher denen, welche ihnen erzählen, nicht glauben, und, wenn sie anderer Meinung sind, sogar meinen, jene hätten es selbst erfunden. So bezeichnete im Großen Rath von Bern Einer die Klagen über das zunehmende Branntweintrinken und die Vermehrung der Wirthshäuser, als Lügen der Wirthe und Geistlichen. Merkwürdig bleibt, daß die Geistlichen verhöhnt werden, wenn sie vor einem Uebel warnen, und Taugenichts gescholten, daß sie das eingerissene durch

Andere muthwillig in ihrem Dünkel eingeführte Uebel nicht verhütet. Es iſt nicht dieſe Volksſtimme, die man meint, wenn man hohen Ortes ſagen hört, das Volk will es. Es ſchreit alſo nicht laut, rottet ſich nicht zuſammen, beginnt nicht Mord und Unruhe; aber es waffnet ſich mit einer ſtillen unbezwinglichen Hartnäckigkeit, die halt ſtettig, ohne auf Gründe zu hören, nicht will, oder nur der Gewalt weicht, und mit einem unergründlichen Mißtrauen, welches hinter Allem Fallen, Fallſtricke, böſe Abſichten, hinterliſtige Verſuche wittert. Es läßt befehlen, ſchimpft darüber, verläßt ſich darauf, daß auf die Handhabung der Geſetze nicht beſonders geachtet wird, macht im Stillen was es will, und betrachtet mit Blicken, in denen man leſen kann: du wirſch nit alles welle zwänge, einen Jeden, von dem irgend ein Befehl kommt.

Die Weiber ſchimpften unter ſich bis zum Weinen, die Männer brummten den Baß dazu, ſchlugen mit den Fäuſten auf den Tiſch. Nei b. D. m'r thûs nit, m'r hei o no neuis z'befehle, z'wänge löh m'r is nit, u my Buch ſoll d'Fragi lere, u nût angers, er brucht nût vo d'r Natur z'wüße, u m'r doles nit, daß alles uf d'Natur zoge werd, u d'Meitſcheni bruche des Kribels nût, es treyt nût ab, u macht ſe nume g'wundrig, daß ſi de Manne ga ſchnauſe; we ſi Z'druckte leſe cheu u d' Fragi, ſo ſy ſi lang g'ſchichti gnue. Dann wurden Gräuel erzählt, wie ein Schulmeiſter lehre, die Sonne ſtehe ſtill, und die Erde gehe um ſie herum, wie ein anderer d'Fragi einen ganzen Winter nicht überhört habe, aber von der Schweizergeſchichte b'richtet, von der man doch weder im alten noch im neuen Teſtament etwas leſe, und die zum Seligwerden nichts abtrage; wie man Bücher einführen wolle, wo von einer Geiß und Gitzi die Rede ſei, und nicht von Jeſus Chriſtus. Zu dem Allem nickte der Schulmeiſter, der eben nichts von der Schweizergeſchichte, nichts von der Natur wußte, und nichts davon lernen wollte, beifällig mit dem Kopfe, und unterhielt das Feuer mit bedenklichem Kopfſchütteln und bedenklichen Worten, ſo viel er vermochte, und meinte: man ſei lang wohl beim Alten geweſen, man werde beim Neuen kaum ſeliger werden.

Einer erklärte einſt an einem Sonntag Abends im

Wirthshause die Schulen geradezu jetzt für überflüßig. Ehedem hätten oft zwei einander geheirathet, die beide nicht lesen konnten, da wäre ihren Kindern eine Schule nöthig gewesen, jetzt aber könne doch meist das eine oder das andere lesen, und also ihre Kinder auch lehren, und da könne man die Kinder bei Hause behalten, sie verheye keine Schuh, und lernen nichts Unartigs. Ein anderer behauptete, die Schulen trügen je länger je weniger ab, je mehr man ein Geschrei darüber mache und je mehr Lohn man dem Schulmeister geben müsse, was das komödisch sei lerne man nicht mehr. Ehedem habe man doch noch beten können, jetzt müsse man Stunden weit laufen, ehe man Jemand finde, der es verstehe. Aber auf Selligem halte man jetzt nichts mehr, die Neuen hätten keine Religion, das sei doch alles nicht so gewesen. — Nun ging allen das Maul auf, und über den Verfall der Religion begann ein allgemeiner Jammer. Einer brichtete von der neuen Lehre, die nun aufkomme, und gar von einer neuen Bibel, die man einführen wolle; ein anderer dieß, ein anderer jenes, und alle schüttelten die Köpfe. — Ich war sonst sehr behutsam, und schwamm nicht gegen den Strom, ich ließ den Sturm vorbei, und suchte allmählig einzulenken; aber jetzt wurde es mir zu bunt, und ich begann mit vernünftigen Gründen ihnen zu zeigen, daß die Religion keine Gefahr laufe, daß man im Gegentheil die Leute recht christlich machen wolle, indem man sie vernünftig zu machen suche, daß die Geschichte der Menschen und die Lehre der Natur nicht von Gott abführen, sondern beides Zeugen seien der Macht und Güte Gottes, daß das alte Testament die Geschichte enthalte des Volkes Gottes, welcher jede Jude kannte, daß wir nun aber auch ein Volk Gottes seien, dem sich Gott vielfach geoffenbaret, daß wir also auch unsere Geschichte kennen sollten. Aber man ließ mich nicht zu Worte kommen, von den Gründen sprang man zu den Personen über, zu Einzelnen, die Einzelnen bekannt waren. Von dem einen wußte man, daß er nie das Abendmahl genieße, von dem andern, daß er ein liederliches Leben führe, Weib und Kinder vergesse, oder, um liederlicher leben zu können, weder Weib noch Kinder auf seinen Namen haben wolle. Von einem andern

wollte einer, als er einmal vor „Orlizenz“ war, wie er ſagte, leichtfertige, gottvergeſſene Reden gehört haben, und dazu habe er damals ausgeſehen, wie ein rechter Fötzel. Ich redete nun wieder dagegen recht warm, und führte ihnen zu Gemüthe, daß man nie vom Einzelnen auf das Ganze ſchließen dürfe, und auch nicht vom Schein auf die Wahrheit. Man habe Talente nöthig, Männer von Kenntniſſen und Einſicht, da könne man nicht auf alles ſehen, und wenn vielleicht auch einzelne nicht ſo recht chriſtlich wären, was ich aber nicht wiſſe, ſo hätten ſie doch auf das Ganze kaum den Einfluß, daß für die Religion etwas zu fürchten wäre. Allbez ſei es damit noch weit ſchlimmer geweſen als jetzt, ſie ſollten ſich nur recht erinnern. Es ſei doch noch beſſer gar nicht in die Kirche zu gehen, als die Beine über einen eingemachten Stuhl hinauszuhängen, und mit dem Augenglas allen hübſchen Mädchen nachzuſehen.

Als ich endlich außer Athem einen Schluck aus meinem Glaſe that, begann bedächtlich ein junger Mann, der ſonſt nicht viel ſprach, mir folgendes zu entgegnen: Ob die Alten Religion gehabt haben, oder liederlich geweſen, darnach hatten wir nicht zu fragen, ſie zählten ſich nicht zu uns, gaben ſich nicht für unſere Muſter aus. Sie waren unſere Herren, und in ihrem Intereſſe war es, unſere Herren zu bleiben, ſo lange als möglich. Mag nun dieſes Intereſſe auch ihre einzige wahre Religion geweſen ſein, ſo lehrte es ſie doch, uns bei dem Glauben zu behalten, daß die Obrigkeit von Gott eingeſetzt ſei, es lehrte ſie, uns zu geduldigen Chriſten zu erziehen, wenn auch nicht um der Religion, doch um des Gehorſams willen.

Jetzt ſind aber alle gleich, der Schultheiß nicht mehr als der Kaminfeger, ſo kann jeder ſich mit dem andern zuſammenſtellen, kann jeder denken: was dem erlaubt iſt, iſt mir nicht verboten; je höher einer ſteht, deſto mehr kann er zum Beiſpiel dienen, und wenn er ein ſchlechtes gibt, ſo wird er um ſo mehr Leute verführen. Jetzt haben wir keine Herren mehr, das Vaterland iſt unſer Gemeingut, es iſt nur Etwelchen zur Verwaltung anvertraut. In meinen Geſchäften werde ich aber mein Hab und Gut nicht Leuten anvertrauen, die keine Religion haben, die

liederlich sind, die ein Spielball ihrer Lust sind: sie bieten mir keine Sicherheit dar, wie flüssig sie auch reden können; sie werden zuerst zu sich sehen, und an andern Spitzbuben zu werden, macht ihnen eben kein großes Gewissen, wenn es ihnen komod ist. Soll ich dann solchen Leuten das Vaterland anvertrauen, Leuten, die in keinem ehrbaren Dorfe Sittenrichter werden könnten, wo man noch nicht den Brauch hat, den Bock zum Gärtner zu machen? Was die Alten waren und machten, ging mich nichts an, was aber die Neuen sind, und was sie machen, und ob sie Religion haben, geht mich an; denn haben sie keine, so wollen sie mir auch die meine nehmen und untergraben.

Da fuhr ich ich ihm in die Rede, und warf ihm vor, wie er sagen könne, die Alten hätten vielleicht nicht mehr Religion gehabt, aber sie den Unterthanen gelassen, und die Neuen wollten sie nun nehmen; dazu sehe ich keinen Grund, als daß er eben ein Schwarzer sei. Mir war daran gelegen, daß ein solches Mißvergnügen nicht Wurzel fasse. Weiß, sagte er, du willst nur disputiren, du begreifst das besser als ich. Wir wählten die Alten nicht; ob sie Religion hatten oder nicht, ging uns eben nichts an, hingegen war ihnen komode, wenn wir etwas Religion hatten, sie dachten, würden wir gewöhnt, Gott zu gehorchen, so würden wir auch besser Menschen gehorchen können, zahmere Lämmer sein. Haben die Neuen keinen Glauben, so müssen sie uns den unsern schwächen, untergraben, gleichgültig machen, denn sonst wählen wir sie nicht mehr, so lange wir noch auf Religion etwas halten. So lange die Religion uns lieb ist, die wir von unsern Vätern geerbt haben, so lange wollen wir von denen, die diese Religion schützen sollen, daß sie diese Religion auch selbst besitzen, und sie für ihr theuerstes Eigenthum halten, sonst werden sie dieselbe allen Feinden Preis geben, werden ganz eigentlich an ihrem Untergange arbeiten, denn sie fühlen wohl, daß sie die sind, welche als Spreu, das in's Feuer gehörte, bezeichnet werden, wenn die gewaltige Wurfschaufel unter die Völker fährt. — Wenn dem also sei, entgegnete ich, so sei ja das der beste Beweis, deß die Neuen Religion hätten, weil doch noch mit Recht ihnen durchaus kein Vorwurf gemacht werden könne, daß sie Anderer Religion zu

nahe treten, daß ſie Jemand ſie nehmen wollten. Da fing nun das Geſchrei von vornen an, über die Natur und das Buch von der Geiß und dem Gitzi, und die Aufführung Einzelner und ihre Reden, und wir jagten uns den ganzen Abend recht hitzig im Kreiſe herum, und ich brachte nicht nur nichts ab, ſondern ſchadete mir auf lange Zeit, und hätte mich bald um den alten Kredit diſputirt. Das alte Mißtrauen gegen mich, von den Weibern angeregt, erwachte wieder, man fürchtete, ich möchte auch von der neuen Lehre angeſteckt ſein, und gerade deßwegen in's geheim hieher geſandt, um ſie unter der Hand einzuführen. Man fieng an zu forſchen, was ich eigentlich die Wirthskinder lehre, und fand mit großem Schrecken, daß ſie von Wilhelm Tell und von Winkelried redeten, und daß ſie wußten, daß die vierfüßigen Thiere vier Beine, und die Vögel Fecken und Federn hätten. Da ſchlichen die Weiber wieder in's Haus, riefen die Wirthin neben aus, und flüſterten ihr zu, ich ſei auch einer von Denen, und wie ſie mich doch nur im Hauſe behalten möchten. Ich verführe ihre Kinder; ſo habe des Wirths Chriſti zum Joggi geſagt, es gäb ſchwarzi Mönſche, u us dene chön me Chriſte mache, u doch wüß jo nieders Ching, daß nume der Tüfel ſchwarz ſyg, u daß dä ke Chriſt werde chönni; aber Chriſte well me z'Tüfle mache. Der Wirthin ward wirklich bange, und ſie wußte nicht recht, woran ſie war. Die Kinder gehorchten weit mehr, waren reinlicher, manierlicher und recht g'ſchicht, ſo weit ſie ſich darauf verſtund und darauf Acht zu geben ſich Zeit nahm, was ſelten geſchah. Aber d'Religion, d'Religion ſei doch die Hauptſache von Allem, meinte ſie, als ſie mit zitterndem Herzen mich zur Rede ſtellte; d'Religion ſei doch die Hauptſache, und hatte ſich doch bis dahin mehr um die Löcher in den Hoſen der Kinder, als um ihre Religion bekümmert, und nicht darnach gefragt, ob ſie eine oder keine hätten. Anneli bet! und wenn es beten konnte, ſo war ſie zufrieden.

Nun ließ ich die Kinder erzählen allerlei ſchöne Geſchichten, die ich ſie gelehrt über die Vorſehung Gottes und ſeine Leitungen in Lohn und Strafe. Die Wirthin fand ſie recht ſchön, aber d'Religion ſei doch die Hauptſache! Ich ließ die Kinder aus dem Leben Jeſu erzählen,

was sie davon fassen konnten. Ja das könne' man im Testament auch lesen, meinte sie, aber d'Religion müsse man doch dabei haben. Nun ließ ich die Kinder Fragi aufsagen, da war sie zufrieden, und gab das Zeugniß: sie hätte es doch gedacht, ich hätte auch Religion und lehrte sie die Kinder, sie wolle es den andern Weibern sagen. Sie that es, aber lange ging es, bis ich mir das alte Zutrauen wieder erworben hatte. Mit der größten Behutsamkeit mußte ich vermeiden, über diesen Gegenstand mich zu erwärmen; sobald ich nur von weitem die Parthie derer nehmen wollte, deren Religion in Zweifel gezogen wurde, so las ich auf den Gesichtern die wiederkehrende Meinung, ich sei auch einer von Denen. Daher gelang es mir auch nicht, das Mißtrauen, das sich einmal festgesetzt hatte, erregt durch unberufenes und unbefugtes Einmischen derer, welche unglücklicher Weise wähnten, sie allein verstünden alles, und könnten in einer Republik befehlen und durchsetzen gerade wie auf ihrem Zwingbof, zu tilgen. Bei jeder Gelegenheit, bei jeder Verordnung kam es zum Vorschein, und allemal hieß es: wenn sie Religion hätten, so ginge es nicht so, so geschähe dieß nicht, würde jenes nicht befohlen; und in stillschweigender Hartnäckigkeit ließ man befehlen, und that, was man wollte, und sagte: si werde nit alles welle z'wänge. Welch heillosen Nachtheil dieses brachte in die beabsichtigten Fortschritte in der Republik, konnte ich nur daraus schließen, wenn ich berechnete, wie weit das gegen mich erzeugte Mißtrauen in meinem kleinen Dörfchen mich zurückbrachte. Dieses Mißtrauen wurde noch dadurch befestigt, daß die Mitglieder der Regierung nicht nur in den Zeitungen, sondern selbst im großen Rathe einander verdächtigten, im Kothe herumzogen, ich weiß nicht, ob ganz aus guter Aufrichtigkeit, oder um sich groß zu machen, wie es auch im gemeinen Leben geschieht. Es ist ein rechtes Elend, mit welcher Pöbelhaftigkeit einige Heldchen sich gebehrden, um vielleicht zu imponiren und terrorisiren, oder wahrscheinlicher ihre Unwissenheit zu bedecken mit dem groben Geschütz. Ich hätte gedacht, die Leute im großen Rathe sollten klüger sein als das gemeine Volk, und doch wissen gar viele aus diesem, was das für einen Eindruck auf die Kinder macht,

wenn die Eltern vor den Kindern einander alles Leids vorhalten, und eins das andere verdächtigt und ausschimpft. Beide verlieren den Respekt, und die Kinder fangen auch an ihnen zu sagen, was ihnen in das Maul kömmt. Da kann man lange predigen: Ehre Vater und Mutter! sobald sie sich nicht selbst ehren. Was nützen da Achtungsgesetze, wo es scheint, als ob man Verdächtigungen viel ungestrafter im großen Rath von sich geben könne, als in irgend einer Kneipe, d. h., wenn man von der Majorität ist.

Wer von Natur unsauber ist, will die Andern auch unsauber haben; wegen der Gleichheit und Freiheit gelang es ihm, und wer aus Zufall oder Gunst verschont wurde, den rühmt die Allgemeine, d. h., sie zeigt mit dem Finger auf ihn, als ob sie sagte: dä het no nüt, gät dem o; und flugs ist auch er überschüttet von Kopf bis zu den Füßen, und wenn es Niemand that, so that sie es selbst. Wenn nun Mann für Mann so recht im Kothe herumgetrölt, so gleichsam im Dreck vergoldet ist, daß man keinen saubern Faden mehr an ihm sieht, und Jedermann die Nase zuhält und sagt: Pfitusig! da kommen dann aus dem Hintergrunde parfümirte nach allen Schmöckwassern riechende, schön gebürstete saubere Herren und Herrlein, strecken gar freundlich ihre gewaschenen Tätzchen dar und sprechen: g'falle mir ech nit viel besser, und schmöcke mir nit besser als die Mistfinken da? Das wohl, wird man sagen, aber es isch ech nüt z'traue. Und dann werden sie weiter sprechen schön und glatt und wohl schmöcke dazu, und wer weiß, was dann das Volk macht; wenigstens weiß ich, was die Weiber machen würden, und die haben in unserm Vaterlande auch viel zu sagen, wenn schon nicht öffentlich, doch hinter dem Umhang.

Kaum hatte das Schulwesen etwas versurrt, so kam das Wirthschaftswesen an die Tagesordnung, und es wurde gar grimmig räsonirt. Unser Wirth führte da ein großes Wort, aber bei weitem nicht das größte; Weiber und Gemeindräthe schrien eben so sehr dagegen allenthalben, wo zwei oder drei beisammen waren.

Die Weiber räsonirten: jetzt wo nur ein Wirthshaus sei, wüßten sie doch, wo ihre Männer wären, und könnten

guggen, was sie machen; wenn aber zwei oder mehrere seien, so wüßte man nie, wo man sie suchen solle, und in den neuen würde man vielleicht auch nicht eine so komode Gaststube haben, wo man alles sehen könne zu den Fenstern ein. Trini jammerte, ihr Mann gehe jetzt schon viel in's Wirthshaus, und wenn es zwei geben sollte, so würde er noch einmal so viel gehen. Stüdi quälte sich am meisten darüber, daß es zwei Wirthinnen geben solle, man hätte an dieser zu viel. Stüdi war eifersüchtiger Natur und herzwüst. Am meisten schrien die Weiber in den Dörfern, wo gar keine Wirthshäuser waren bis dahin, und ihre Männer ruhig alle Abende zu Hause blieben. Sie behaupteten: die Gelegenheit mache Schelme, je näher man das Wirthshaus habe, desto mehr sei man darin, man solle nur dort und dort sehen, wo die meisten Hudeln seien. Sie führten Dörfer an, wo Knechtlein des Abends in's Wirthshaus gingen, und alle ihre Kleidleni bei den Krämern noch schuldig seien. In einem solchen Dorfe saßen sie zusammen, um eine Vorstellung zu machen, daß sie keineswegs begehrten, sie saßen mehrere Abende zusammen und redeten ohne Unterlaß, aber alle auf einmal, so daß sie immer recht vergnügt heim gingen, aber ohne Beschlüsse gefaßt zu haben, und allemal wieder da anfangen mußten, wo sie es gelassen das letztemal, und allemal hörten sie wieder auf, wo sie angefangen. So kam die Konzession für eine Pinte in's Dörflein, ehe eine Eingabe gemacht war; da sollen die Männer eine böse Nacht gehabt haben, und man behauptet, die meisten hätten eine gute Stunde des Morgens früher zu füttern angefangen als gewöhnlich. Die G'meinsmanne schrien auch gar laut: je mehr Wirthe seien, desto theurer werde man alles haben müssen; jeder wolle gelebt haben, wolle reich werden, je weniger man verkaufe, desto mehr Profit müsse man nehmen. Ein ganzes Dorf hätte kaum vermocht einen Wirth zu mästen, wie es dann übel gehen müsse, wenn man zwei oder drei zu mästen habe. Wer solle am Ende die Armen erhalten? e mal nit d'Regierig, die Selis mache, man verspreche immer und halte nichts. Sie hätten jetzt schon genug Hudeln, und doch scheuten sich noch viele in's Wirthshaus zu gehen, aus Furcht, Vorgesetzte oder

solche anzutreffen, die steuern müßten. Wenn aber in jeder Ecke eine Pinte sei, wo sie sicher wären, Niemand anzutreffen, da solle man dann sehen, wie es gehen werde, und noch dazu wo jeder machen könne was er wolle, und wirthen so lange er wolle, und die Polizei nur ein Maul habe um zu fressen und zu trinken, aber keine Augen um zu sehen. Man solle nur sehen wie es gehe im Sch.-Graben, wo vier oder fünf auf einmal wirthen wollten, und wirklich wirtheten, ehe sie Bewilligung hatten; denn Ordnung sei keine mehr, und die, welche sie halten sollten, hätten wohl zehn Finger, aber sie luegten durch alle. Man solle im Sch.-Graben nur sehen, da dünke es einem, man sehe an den Kindern wirklich schon ein ganz verwildertes Aussehen.

Der Wirth blies die gleiche Melodie, aber in einer andern Stimme. Er meinte: es sei darauf abgesehen, die gegenwärtigen Wirthe zu Hudeln zu machen, welche ihre Wirthshäuser theuer angenommen hätten. Man werde sehen, wie einer nach dem andern geldstagen müsse, wenn ihm Geld abgekündet werde; es müßte einer ein Esel sein, wenn er ein altes Wirthshaus theuer kaufen wollte, während er wohlfeil ein neues errichten könne. Aber die, welche solche Gesetze machen, suchten den Profit für sich. Die einen seien Weinhändler, und wollten größern Weinverbrauch, andere möchten gerne selbst Wirthe werden, oder hätten Söhne, Tochtermänner, Schwäger u. s. w., die wirthen möchten, darum hätten sie ein solches Gesetz gemacht, das gar Niemand verlangt habe. Wäre Gerechtigkeit im Lande, so wäre zugleich ein Gesetz gemacht worden, daß keiner von denen, welcher zum Patentsystem gestimmt, lebenslänglich eine Wirthschaft errichten oder ausüben dürfe, und keiner seiner Verwandten während zwanzig Jahren; da hätte man sehen können: ob das Patentsystem auch heraus gekommen, ob Vaterlandsliebe oder Privatliebe es aufgerichtet?

Am Ende kamen alle darin überein: es müsse halt alles neu sein, nichts Altes sei mehr gut. Wenn einem etwas Neues in Sinn komme, so brauche er nur recht laut zu brüllen, so meinten die andern, sie müßten auch nache gagge, sie seien sonst die Leidere, und so entstehe

ein Gebräll, daß einem die Ohren surren, und dann ein Gesetz, das Niemand gefalle, ob dem es dem Tüfel gruse, und das am Ende Niemand gemacht haben wolle, sondern Jeder dem Andern den Schmutz auf den Aermel zu streichen suche. Die Seeländer schrien hüst, die Oberländer hott, und die Oberaargauer hüsthott, und am Ende gehe es hüsthott, d. h. bald hott und bald hüst, bald in den Graben, bald in den Zaun. Wer hott gerufen, wolle nicht Schuld sein, daß es in den Graben gegangen, wer hüst gesagt, nehme den Zaum nicht auf sich, und die Hüsthottler behaupteten, sie hätten grad eus gewollt, und wenn sie nicht gewesen wären, so wäre es viel z'übel gegangen. Und, sagten dann meine Bauern, wenn sie Religion hätten, so ginge das nicht so; aber wo keine Religion ist, da geht es halt nicht gut. Ich redete wieder ein, und meinte: man könne doch im großen Rath nicht d'Fragi auffagen, sie thäten es im Gemeindrath auch nicht. Ein Gesetz könne nie allen Recht sein, man müsse der Zeit erwarten, um mit Grund urtheilen zu können, ob es dem Lande Nutzen oder Schaden brächte, und gegen die Religion könne ich nichts darin sehen. Los Meiß, sagte einer, da gib nume lugg, es hilft d'r alles nüt, wed nüt g'schiders z'brichte weist, so hör nume uf und gang is Bett. Wenn sie Religion hätten, so würden sie nicht so wüst thun, einander nicht so verdächtigen und nicht so eigennützige Dinge machen. Dann ging das alte Disputiren gewöhnlich von Neuem an, und die alten Sachen wurden wieder aufgewärmt. Hätte einer von denen, über welche sie so schimpften, nur eine Sekunde mit ihnen freundlich, manierlich, mit dem nöthigen Takt, sich unterhalten können, so würden sie gesagt haben: das ist doch e brave Herr, ja we si all so wäri. Schade, daß des Volkes beste Freunde diese Annäherung oft muthwillig versäumen aus angeborner Steifheit und Pomade. Des Volkes Feinde wissen sich diese Versäumniß zu Nutzen zu machen. Aber Takt bedarf es und Kenntniß des Volkes, damit diese Annäherung den gewünschten Erfolg habe; wer das Volk nicht kennt, schießt grobe Böcke und kann leicht übel wegkommen.

Vierzigstes Kapitel.

Zwei lustige Vögel, und wie meine Bauern sie fliegen lehren.

Es traten nämlich eines Sonntags drei Menschen in die Gaststube; die beiden ersten waren gut, doch etwas schlottrig angezogen, und hatten ein halbgelehrtes Ansehen. Der eine war schwarzbraun, der eine flachshaarig; der eine trank seinen Wein aus einem Weinglas, der andere aus einem Bierglas. Hinter diesem kam die dritte Figur, ob klein oder groß, schlank oder dick, sage ich nicht. Diese Figur hatte etwas Protektorartiges, und doch etwas Unterthäniges, beides so ungefähr halb und halb, und auf dem glattgeriebenen gedankenschwer aussehen sollenden Kopf einen weißen Strohhut, und unter demselben einen unter dem Kinn zulaufenden Bart, wie man sie jetzt auch bei vielen Schneidergesellen sieht. Die Arme waren in feines Tuch gesteckt, sahen um die Ellbogen etwas steif aus, Manschetten guckten aus den Aermeln hervor, und wegen den Manschetten steckten die Hände nicht in den Seitentaschen des Rockes, sondern waren in glacierte Handschuhe gesteckt, und führten einen altväterischen Stock, doch nicht mit goldenem Kopf, aber gut verschlungenem langen Bande. Um die Hüfte wäre die Figur gerne schlank gewesen, desto schlanker waren die Beinchen in den angestreckten Hosen und die langen langen Füße, die selten unter einem Schreibtisch Platz hatten. Sie setzten sich, nachdem sie mit zum Theil bebrillten Augen und die Hände in die Seiten gestemmt die Anwesenden gemustert und halblaut allerlei geweltschet hatten, an einem Tische nieder, und begannen mit den Bauern eine Unterhaltung in einer Sprache, von der man nicht recht wußte, war es Berndeutsch in Hochdeutsch verwandelt, oder Hochdeutsch in Berndeutsch. Einer wollte später behaupten, man rede gerade so um's Schwabenland herum. Der Mann mit dem bedenklichen Gesicht und dem

weißen Hut redete nur mit, wenn er den Dollmetsch machen mußte. Sie frugen, wie man zufrieden sei mit der gegenwärtigen Regierung? Meine Bauern, diplomatisch vorsichtig, wie sie waren, zuckten die Achsel und brauchten die gewöhnliche Redensart: man müsse zufrieden sein, daß es nicht noch schlechter ginge; besser könnte es aber auch gehen. Jene lachten auf und sagten: das meinten sie auch, aber kaum schlechter; die neuen Regenten seien gerade wie die alten, sie hätten das Volk vergessen und dächten nur an sich. Man solle nur bedenken, was in der Verfassung versprochen worden und was man gehalten? Das Volk sei unterdrückt. Habe man etwa den Zehnten abgeschafft, wie in der Verfassung versprochen worden, und der ehrenfeste und treue W. von U. so bündig auseinandergesetzt aus den Büchern Abrahams? Habe der Staat die Armen übernommen, wie verheißen worden? Hätten sie etwas von den reichen Stadtgütern erhalten, die im Lande zusammengestohlen worden? Von dem Allem sei nichts geschehen und werde nichts geschehen, so lange diese Volksverräther an der Spitze stünden, aber die müßten runter, es gebe noch andere Leute, die es mit dem Volke besser meinten. — Die Bauern horchten hoch auf, das Ding gefiel ihnen, jeder rechnete schnell nach, wie viel ihm das jährlich ziehen müßte, und daß das Alles verheißen sei, zweifelten sie keinen Augenblik, bewiesen jene zwei Volksfreunde es ja mit der Verfassung, die ihnen noch nie so schön und verständlich ausgelegt worden war.

Sie gaben ihren Beifall zu erkennen, doch nur mit halben Worten, und ließen einige Aeußerungen laufen gegen einzelne Regenten. Nun war jenen Herren noch mehr angeholfen, der Weißhaarige kam in neues größeres Feuer, während der Schwarzbehaarte unvermerkt hinausging. Er rückte den Bauern immer näher, aus dem Bierglase verschwand der Wein immer schneller, er kümmerte sich aber gar nicht darum, welches seine Flasche sei, er schenkte sich ein aus jedem Schoppen, jeder Halbi, welche er fassen konnte; und wenn die Wirthin die Eigenthümer fragte: ob sie noch Eine geben solle? so sagte der Begeisterte: Verstht sich! Er verstieg sich immer höher, und erklärte ihnen den eidgenössischen Verfassungsrath, wie die ganze

Schweiz eins werden, alle Kantönlein runter müßten; dann müsse man die neuen Regenten ausjagen und bessere wählen, wo man sie finde, seien es Griechen oder Türken, Italiener oder Polaken; dann müsse man allen Tyrannen den Garaus machen, Deutschland, das herrliche, frei schlagen und dem verfluchten Frankreich den Krieg erklären. Mit den Augen sahen meine Bauern ihrem Wein nach, wie der verschwand, mit den Ohren hörten sie viele Dinge, die sie nicht verstunden, aber doch von Polaken und Krieg; und von beiden wollten sie nichts. Ihr voriges Zutrauen verschwand. So sehr ihnen der erste Theil gefallen hätte, sehr mißfiel ihnen der zweite, und obendrein besonders die ungenierte Gütergemeinschaft. Einer meinte: der Krieg, der sei ihm gar nicht anständig, er hätte zwei Buben unter den Auszügern, die er lieber daheim hätte, als im Krieg, wo sie sterben könnten; und dann sei es noch gar nicht gewiß, daß man gewinne, er kenne die Franzosen, das seien Teufelsbuben. Er sei kein rechter Schweizer, meinte der Redner, ein ächter Schweizer gebe ein Dutzend Söhne hin für die gute Sache, und frage nicht nach Haus und Gut, wo es sich um die Freiheit handle. Uebrigens könne nur ein dummer Kerl am Sieg zweifeln, wo solche Leute an der Spitze seien; der berühmte P. Prediger sei es, der die Proklamationen schreibe, und ein noch berühmterer Landwirth, der mit jenem P. Prediger jetzt wie zwei Finger an einer Hand sei, werde den Proviant liefern. Das seien aber auch Patrioten!

Der Proviant mahnte ihn an den Wein, und seine Hand haschte schnell nach einer Flasche. Uhä! sagte der Eigenthümer, und hielt sie oben fest: wed Wy treiche wotsch, su heb selber. Verfluchter Bauernlümmel, willst du gehen lassen? fuhr der Durstige wild auf und hob die Faust. Schlach nur zue, du bist o vo dene Donnre eine, wo d'Lüt ufreise, für chönne z'schmaroze, mi sott ech z'todtschla wie d'Fleuge. Was, du Hund, du gönnst mir den Tropfen Wein nicht, du Esel weißt gar nicht was Freiheit ist! Aber sie hatten nun genug Esel, Hund, Lümmel gehört, eine Menge Ehrentitel gaben sie ihm zurück, und schoben ihn der Thür zu, wie wild er sich gebehrden und um sich schlagen mochte. So wie man an dieselbe kam

und die Wirthin dienstfertig öffnete, kam durch den Gang her ein anderer arger Lärm. Der zweite Herr, der aus dem Spitzglase getrunken hatte, wehrte sich so gut er konnte gegen drei Mägde mit Besen und Scheitern, die wüthend auf ihn zuschlugen und ihm alle Schande sagten. Während der Eine in der Stube die Bauern und ihren Wein bearbeitete, war der Andere den Mädchen nachgeschlichen, besonders dem ältesten Kind im Hause, hatte Unziemliches versucht, und wurde trotz seiner begütigenden Gebehrden durch das Weibervolk selbst gezüchtigt. Die beiden Gesellen wurden zuerst einander in die Arme, und dann zum Hause hinausgeworfen. Der dritte Herr wollte seine Gefährden schützen, allein mit seinen Handschuhen, Manschetten und dem schönen Stock und den ebenrecht gekrümten Ellbogen hatte er so viel zu thun, hatte solche Mohren, seinen Rock durch Berührung mit dem Halblein zu verschaben, daß er nicht zum thätlichen Treffen kommen konnte. Desto lauter wollte er seine Stimme erschallen lassen, aber er brachte sie nie in den rechten Kommandoton, höchstens zu dem Gekreisch, zu dem ein Schreiber sich steigern kann, wenn er einen Kopisten ausschimpfen will. Nur einzelne seiner Worte drangen vernehmbar durch das Getümmel, als: Lümmel! Ich! Sekretär! Grobian! Präsident! schlechte Wirthschaft! Departement! verklagen! Pack! Diese Worte imponirten aber nicht, er wurde mitgestoßen, und unter der Hausthüre erhielt er einen Stoß von unsichtbarer Hand, daß er mit seinen unsicheren Beinen die Treppe hinunter, und sein weißer Hut auf einen Misthaufen flog.

Vor dem Hause belferten die beiden Ersten gräßlich von Schweinhunden und in Verschiß thun, und es war mir, als ob sie auch mit dem berühmten Brönz-Ludi, der, wenn er Alles bekäme, was er nicht hat, Alles in der Welt hätte, und der, wenn man den Zehnten nehmen würde von den Löchern in den Hemden und von den Plätzen auf den Hosen, der natürliche Verfechter der Zehntaufhebung sein müßte, es war mir, als ob sie mit diesem Gewaltsmann drohten und seinem Gewaltshaufen, den auserlesenen Stadtburgern von B., die an der Trappeten wohnen und in der Kreuzgasse und in andern vor-

nehmen Quartieren, und sonstigem Gesindel. Unterdessen hatte der Dritte mit grimmiger Wehmuth seinen weißen Hut betrachtet und die braunen Flecken daran. Er hätte sie gerne abgewischt, aber er wußte nicht mit was, mit dem Aermel, mit dem Schnupftuch? Ach, Tinte und Faß! wo blieb dann der mühselig errungene Wohlgeruch? Grimmig und verlegen versuchte er es mit Nußbaumblättern. Da gab es grüne Flecken statt der braunen, und noch einmal so große, da entwand sich seiner geschnürten Brust ein mächtiger Wehlaut, und dieser Wehlaut tönte wie: Saukerls! Regierungsrath! morndrige Sitzung! Kühdreck! Staatsperson! Lumpenpack! Das verstund Einer und antwortete mit Schnuder- und Hudelbuben, und ein Zweiter hetzte seinen großen Rämihund auf sie, da gaben sie Fersengeld, und man sah sie nicht wieder. Das seien ihm Donnersbuben, meinte ein alter dicker Bauer, der auch Hand angelegt, und ob der ungewohnten Anstrengung schier nicht schnuxen konnte. Die hätten doch Anfangs so schön thun können, daß man ihnen Alles glauben müssen, es sei aber recht gut, daß sie gezeigt, wer sie eigentlich seien, wie es in der Bible heiße, Wölfe in Schafkleidern, die hätten die Kräuel zu früh hervorgelassen, sonst hätten sie einen noch können verführen. Seiner Lebtag wolle er solchen Hudelbuben nicht mehr glauben, von denen man nicht wüßte, woher sie kämen und wer sie wären, und ob sie etwas hätten. Das sei denen nur darum zu thun, die Leute hinter einander zu reisen, und während dem gingen sie einem hinter den Wein und hinter d'Meitscheni, und am Ende hinter alles, was man hätte. Er könne nicht begreifen, wie witzigere Leute ganz gleich reden wie die, und gemeine Sache mit ihnen machen. Dahinter müsse etwas stecken, das er nicht begreife. Bei dem Allem ist es aber Schade, daß es nicht so kömmt, wie sie im Anfang versprachen, fiel Einer ein, ich habe mich schon gefreut und wollte darauf hin meiner Alten eine Halbe vom Bessern heimbringen, jetzt kann sie warten; wenn ich keine Zehnten und Tellen mehr zahlen müßte, so brächte es mir wenigstens 150 Kronen jährlich, und wenn wir noch theilen könnten, vielleicht ein paar tausend Pfund. Du Narr, glaubst du, das Theilen käme an uns?

polterte einer. Haſt du geſehen, wie die theilen! Hat er dir deine Halbe nicht faſt allein ausgeſoffen? du kriegteſt nicht nur nichts, ſondern müßteſt noch geben was du haſt, und deine Buben in Krieg ſchicken, und deine Meitſcheni wären auch niene ſicher. Wenn mehr ſo einer kömmt, ſo wollen wir ihm grad von Anfang, ehe er uns die Gringe groß und das Maul wäſſerig gemacht hat, das ſeine ſchoppen, daß er das Reden vergißt. Aber, ſagte eine ängſtliche Seele: der Hoffährtigſte ſcheint ein Herr von der Regierig zu ſein oder iſt Schreiber, der könnte uns wüſte Ungelegenheit machen, oder es uns eintreiben, wenn er oben an käme oder gar unſer Regierungs-Statthalter würde. Sie ſollten nur nicht Kummer haben, ſagte der ſeither eingetretene Landjäger, ein alter Veteran. Das ſei nur ſo ein Sekretari geweſen, der nicht viel zu bedeuten hätte, wie breit er ſich auch mache, der werde in Bern kaum ein Wort davon ſagen. Und weit bringe es ein ſolcher Sekretari ſelten, wenn ſie ſchon thäten, als ob ſie die Flöhe huſten hörten, das Gras wachſen ſehen. Sie könnten nur in die Feder faſſen, was Andere erſinnen, und Tabellen machen. Gewöhnlich wüßten ſie aber nicht einmal, was in dieſen Tabellen ſei, geſchweige das, was außerhalb derſelben wäre. Daher könnten ſie nichts weniger als regieren (regieren heißt aber nicht regentelen), was man an den Wenigen ſehe, die es zu Regenten gebracht. Wenn ſie aus ihren Tabellen unter die Leute kämen, ſo thäten ſie wie 80jährige Großmütter, die mit Stögeliſchuhen auf dem Eiſe ſpazieren wollten.

Nein, ſagte der Landjäger, vor dem habt keinen Kummer, der wird Niemanden bös oder gut Wetter machen, als höchſtens ſeinen Kopiſten, wenn er ſchreibt wie ein Huhu, und dann mit ihnen aufbegehrt wie ein Kothhähneli.

Nach dieſem Troſte wurde noch ein halber Schoppen mehr zu Gemüthe gefaßt, und dann fröhlich heim marſchirt, um den Weibern die vollbrachten Heldenthaten zu verkünden, und was ſo ein Sekretari für eine himmelſchreiende Kreatur ſei.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Von vielen wüſten Vögeln und ihrem wüſten Treiben.

Jede bewegte Zeit zeuget eine Maſſe von Spekulanten, welche die Bewegung auszubeuten, im Trüben zu fiſchen ſuchen. Dieſe Spekulanten fordern ſo lange die Umwälzung, bis dieſelbe ihnen in die Hand geworfen, was ihr Herz begehrt, oder ihre Perſon oben aufgeſtellt. Sie angeln nach der Menge mit Schmähungen der Vergangenheit und Gegenwart, mit Verheißungen für die Zukunft. Gutmüthige Schwindler unterſtützen ſie mit ſchönen Redensarten, und fremde Verhältniſſe halb, halb unſerer Verhältniſſe, und etwas weniger als halb den Gang der Dinge kennend, ſind ſie in ihrem poetiſchen Ungeſtüm der Spekulanten blinde Werkzeuge. Die Zeiten müſſen ſich läutern wie die Luft, und wie nach Gewitterregen Würmer und rothe Schnecken ſich luſtig machen, ſo nach den Gewitterſtürmen der Zeit die Spekulanten; ſie ſcheinen dem Frühling jeder neuen Zeit nothwendig wie die fatalen Käfer jedem ordinären Frühling. Und die blinde, aber lüſterne Menge hängt ſich ſchaarenweis an ihre Angel, wie der Angler in gewitterhafter Zeit auch die meiſten Fiſche fängt. Dieſe ſpekulativen Angler werfen ihre Angel aus in alle Bächlein, in alle in der Zeit beſtehenden Inſtitutionen, in Staat und Kirche. Solche Angler in den Staatsgewäſſern habe ich im vorigen Kapitel dargeſtellt, Angler, die auch in der Kirche fiſchen wollen, ſtellt das begonnene Kapitel auf. Ich weiß, unſere bürgerlichen Zuſtände bedürfen der Läuterung, ich weiß aber auch, daß unſere kirchlichen eben ſo gut der Läuterung bedürfen.

Aber wie jene Spekulanten im Staat uns durch Anarchie zur Deſpotie führen, ſo die Spekulanten in der Kirche durch ſogenannte Glaubensfreiheit zum furchtbarſten Glaubenszwang nicht nur, nicht nur zu argem Judemthum, ſondern geradezu in die Arme des jungen Deutſchlands,

das die Herrschaft des Fleisches predigt. Also noch einmal erkenne ich das Mangelhafte in der Kirche an, aber wenn ich Platz hätte, so wollte ich beweisen, daß der bedeutendste Theil dieses Mangelbaren von dem früheren Bestreben des Staates kam, die Kirche zur Staatsmagd zu machen, und wollte beweisen, daß das Zögern der Verbesserung daher komme, weil viele Heutige die Kirche wie ein Aas behandeln, und nicht einmal wie eine Magd, und alle Krähen und Hunde auf sie hetzten. An welcher Behandlung sie aber hoffentlich Kraft und Muth wieder finden wird. Wenn ich also das Folgende schreibe, so rede ich damit nicht gegen das religiöse Erwachen der Menschen, gegen das Sammeln um das heilige Wort, sondern gegen die geistlichen Spekulanten, gegen die kirchlichen Demagogen, und theilweise auch gegen die gutmüthigen Schwindler, die Werkzeuge der Ersten, die alles Bestehende besudeln, alle Menschen verdammen, gestorbene und lebendige, die nicht zu ihnen gehören, den Ihren die Seligkeit versprechen und die giftige Lehre verbreiten, daß die Ihren mit dem Fleische gar nicht mehr sündigen könnten, es möge vornehmen was es wolle.

Gegen dieses Treiben rede ich, das so viele Menschen anzieht, weil es viel leichter ist, selig gesprochen zu werden, als nach der Seligkeit zu streben und zu ringen, viel leichter ist, andere zu verdammen, als sich selbst zu richten, damit man nicht gerichtet werde. Gegen dieses Treiben, das auf gleiche Weise, wie das demagogische, im Staate die Menschen sittlich und ökonomisch zu Grunde richtet, gegen dieses Treiben, das von einer gewissen Seite, welche das Christenthum haßt, wie ein ungezogener Bube seinen Lehrer, begünstigt wird, in der eiteln Hoffnung, daß der Spruch in Erfüllung gehe: ein Reich, das unter sich uneinig sei, zerfalle. Die Feinde gehören aber nicht zum Reiche, und um dieses zu zeigen, thut es Noth, daß man ohne Furcht und ohne Erbarmen ihnen die Larve abreiße von den Bocks- oder Eselgesichtern.

Solche Leute erschienen auch in unserer Gegend, überhaupt im ganzen Lande. Sie predigten Buße und Bekehrung auf eigene Weise, verdammten das Bisherige, und Jeder von ihnen sprach: Ich bin der Weg und das

Leben, wer meine Stimme höret, wird selig werden, wer mich aber verläugnet vor der Welt, den werde ich auch verläugnen vor meinem Vater, der im Himmel ist. Und an die Brust schlug jeder, deutete auf sich selbst und sprach: Amen, ich sage euch, ich bin die Thüre zu den Schaafen, alle, wie viele vor mir kommen sind, die sind Diebe und Mörder. Aber die Schaafe haben ihnen nicht gehorchet. Ich bin die Thüre, so Jemand durch mich eingehet, der wird selig werden, und wird ein- und ausgehen und Weide finden. Sie hatten einen Schein der Gottseligkeit, und schlichen in die Häuser, die Weiblein gefangen zu führen, die mit Sünden häufig beladen sind, und durch mancherlei Lüste getrieben werden. Man sah sie eben nicht Christo dienen mit ihrem eigenliebenden, geizigen, ruhmräthigen, hoffährtigen, schmähsüchtigen, unversöhnlich wilden Wesen, sondern ihrem Bauche; aber durch süße Worte und Schmeichelrede betrogen sie die Herzen der Einfältigen. Sie machten sich selbst groß und vernichteten die andern und sprachen: Wir danken dir, Gott, daß wir nicht sind wie die andern Leute. Sie machten großen Eindruck auf die einfältige Menge, weil sie mit gar großer Kraft und Bestimmtheit selig priesen, Seligkeit verhießen, und wieder verdammten und in die Hölle schickten. Sie machten es gleich wie Jesuiten bei den Protestanten. Verkappt in allerlei Gestalten, und unter protestantischem Aeußern machten diese vornehmen Sündern die Hölle recht heiß. Und wenn mit heißen Schritten die Verzweiflung in's Herz zog, wiesen sie auf ihre Gemeinschaft die katholische Kirche hin, die Vergebung für sie hätte. Sie wußten mit einem geheimnißvollen zauberischen Schein sich zu umgeben, der wirket, wie der Blick der giftigen Klapperschlange. Es hieß nämlich bald von ihnen, wer sie nur einmal höre, wer ihnen nur die Hand gebe, der sei der Ihre, und könnte nicht mehr von ihnen lassen. Sie pflanzten den Glauben, der dem schwachen Menschen so wohl thut, daß wer ihnen angehöre, mehr sei als andere. Wie gerne ist das arme Menschenkind vornehm, thut vornehm, sieht auf andere herab, und hat hochmüthig keine Gemeinschaft mit denen, welche es gemeiner glaubt. Tausende hatten kein Geld, vornehm zu thun, und Tausende hatten das wenige

Geld, welches sie besaßen, mit Vornehmthun verthan, und waren wieder gemein geworden. Ach, wie that ihnen das weh! Nun kamen die und lehrten, wie man wohlfeil vornehm sein, wie man wohlfeil zu dem Vorrecht kommen könne, sich von andern abzusondern, und hochmüthig auf die große Menge, auf Große und Reiche herabzusehen. Haltet euch zu uns, sprachen sie, so seid ihr mehr als alle Andern, dürft nicht mehr Gemeinschaft haben mit ihnen, nicht mehr an gleichem Tische das heilige Abendmahl genießen, sonst entwürdiget ihr euch, macht euch gemein vor Gott. Ihr seid die Auserwählten Gottes; steht nicht geschrieben: viele sind berufen, wenige sind auserwählt; seid ihr nicht die Wenigen, müßt ihr also sonnenklar nicht auch die Auserwählten sein? — Ach, wie das manchem Weiblein und Männlein so wohl that, die alle Hoffnungen aufgegeben hatten, einmal vornehm zu sein und andere verachten zu können. Neidisch auf alle Menschen waren sie bis dahin gewesen, nun konnten sie hochmüthig auf alle werden, und es kostete sie nichts! Waren das nicht Heilande, die ihnen zu diesem Glücke verhalfen, ohne Opfer des Herzens zu fordern, sondern bloß Spenden aus Sack und Kämi? Sie forderten zwar nichts für sich, aber sie aßen so traulich mit ihnen lieber Hammen als Erdäpfel, und tranken so schön lieber Wälschen mit süßem Thee, als Seeländer mit Wasser. Eine Büchse führten sie zwar mit sich, und jeder mußte etwas darein thun nach Belieben, doch wer nicht drei Batzen hineinlegte, hatte den rechten Glauben nicht. Aber das Geld in der Büchse war nicht für sie, doch nahmen sie es mit sich, und Niemand hat es weiter gesehen. Es soll der Wirth von St. N. einen Begriff davon erhalten haben. Und von den Leuten forderten sie für Gott gar nichts, und ebneten ihnen den Weg doch so kräftig. Allerdings der Durchbruch war schwer und kostete manche Thräne, manche Hamme, manchen Seufzer, und manchmal drei Batzen, viel Mundgeschrei und manche Kanne Thee. War das aber einmal überstanden, dann gaben sie jedem das Bewußtsein, daß er selig sei, und mit jeder Hamme eine Stufe seliger, und gaben ihm die Gewißheit, daß er gar nicht mehr sündigen könne, und alles was das Fleisch thue, ihn nichts angehe,

und Gott denen nicht anrechne, die im Geiste lebten und drei Batzen in die Büchse thäten. Und zum Zeichen, daß es also sei, gingen sie voran mit ihrem Beispiele, schlugen sich um die Bekehrung sehnsüchtiger Mädchen und inbrünstiger Weiber, sättigten sie mit Bruderliebe, und achteten des Fleisches nicht, und doch blieb der Geist auf ihnen, und die Weiber und Mädchen bei ihnen.

Dieß war der eigentliche Heerhaufen, dessen Glieder freilich verschiedene Namen führten, aber eines Herzens und eines Sinnes waren, wie man merken konnte. Wie der Heiland hatten sie aber auch ihre Vorläufer, den Weg ihnen zu bereiten. Die kamen in Schafskleidern und thaten gar ehrbar, sie redeten nicht recht deutsch heraus, gaben aber Manches zu merken, lästerten nicht hauptsächlich, sondern nur nebenbei, sonderten sich nicht vornehm ab, warfen aber doch hochmüthige Blicke um sich herum, machten den Leuten angst und bange, daß sie verhürscht wurden im Gemüthe, und begierig nach den Nachkommenden, die ihnen aus ihrem Elende wohlfeil helfen konnten; sie machten das so gut, als ob sie eben bei den Jesuiten in der Lehre gewesen wären. Sie thaten auch als die von Gott Berufenen, und setzten sich auch gerne an die Tische, auf denen Gutes zu essen und zu trinken war. Je besser man ihnen aufwartete, und je mehr geschenktes Fleisch in ihrer Hele hieng, für desto kräftiger hielten sie den Geist, den sie empfangen. Sie gaben ihn auch umsonst, nahmen aber doch je mehr je lieber.

Viele aus diesen letztern wußten nicht, daß Andere nachkämen, die Anführer hatten ihnen ihren geheimen Kampfplan nicht mitgetheilt, ja die geheimen Obern kannten sie nicht. Wer kennt sie übrigens? Die freuten sich nun den lieben langen Sommer durch auf alle Schweine und Kühe, die gemästet und gemolken, auf alle Eier, die gelegt wurden in allen Häusern, welche sie erobert hatten. Wenn dann die andern anrückten, ehe gewetzget war (und sie haben eine feine Nase) und sich hinsetzten unter die Würste und Säubrägel, und die Kuttentäschen weit aufmachten, und jene armen Vorläufer von all der Herrlichkeit nichts hatten, als den Vorgeschmack und die voreilige Freude, wenn Niemand sie einlud, und von dorther Nie-

wand kam mit Etwas unter der Scheube, wie jammervolle Gesichter machten sie, wie kauten sie an den Nägeln, statt an den Würsten, und muckelten unter der Hand über Eingedrungene in ihren Schweinstall? Manche wollten aufbegehren und Streit anfangen über die ab Handen gekommenen Seelen und Würste, aber von ihrem Oberhaupt wurde ihnen verdeutet, sie hätten stillzuschweigen, und gegen diese, gegen die Nachgekommenen, mit aller brüderlichen und schwägerlichen Liebe sich zu benehmen, und nun andere Häuser zu suchen, in denen auch etwas sei, Seelen, Schweine, und wenn am Ende auch nur Geißen. So läßt man auch (nicht zusammengezählt mit Respekt) einen Jagdhund den aufgestochenen und geschossenen Hasen nicht fressen, er sticht sonst selbigen Tages keinen andern mehr auf.

Manche unter den letzten jedoch sind redlichen Gemüthes, suchen nicht ihre Ehre allein, suchen nicht bloß fette Schweine, sondern sündige Seelen, aber sie wissen nicht zu prüfen, was sie sagen, haben ihre Kräfte nicht gemessen: ob sie der Aufgabe, zu der Niemand sie berufen, gewachsen seien. Diese, welche wähnten vom Geist der Gnaden erfüllt zu sein, werden meist, wenn der Vater den Geist der Verblendung, mit dem sie erfüllt sind, von ihnen nimmt, Buße thun im Sack und in der Asche, werden an die Brust schlagen und wehklagen: Vater im Himmel, fordere die zerrütteten Seelen nicht aus unserer Hand, nicht die zerfallenen Haushaltungen, nicht die verwahrlosten Kinder! Vater, Vater, da wir glaubten wir stünden, sind wir gefallen Berge tief, und unsere Sünden sind groß geworden bis an den Himmel, Höllenschmerzen nagen an unsern Seelen; Vater gib uns Trost, gib uns einen Liebesblick, sonst vergehen wir in unaussprechlichem Jammer, mit dem wir büßen müßen, dem Jammer, den wir andern gebracht. Vater, deine Gerichte sind gerecht, wir leiden, was wir andere leiden ließen, aber kürze sie ab diese Gerichte, laß Gnade ergehen über uns erwachte Sünder! Wohl dem, der einst noch so beten kann, der Vater hat noch immer das gleiche Herz, mit dem er den demüthig gewordenen verlornen Sohn empfangen; und es haben welche schon so gebetet, als sie sahen, was sie angerichtet, und wie die von ihnen verführten Menschen haltlos herum

irrten, die Beute jeder neuen Verführung, und wie sie selbst nicht Kraft, nicht Geist hätten, ihre Heerde zusammenzuhalten. Es haben welche ihr Gebet öffentlich bekannt gemacht, andere aber schämten sich dessen vor der Welt, sie wollten sich wieder zurückziehen in die Kirche, wollten ihren Rückzug nicht bekannt machen wie ihren Austritt, wollten ihre Fehler nicht bekennen, die von ihnen Verführten auf dem falschen Wege lassen. Ist das wahrhaft christlich? In der Gemeinde, in der ich war, hatten immer einige Haushaltungen sich gemeinsam erbauet, waren jeweilen des Sonntags zusammengekommen, um etwas mit einander zu singen, eine Stelle aus der Schrift oder dem Heidelberger sich erklären zu lassen; aber neu war das, was nun kommen sollte. (Dieses ächt christliche Versammeln von Freunden und Verwandten zur gegenseitigen Erbauung, zur Eröffnung der innern Zustände, alles ohne Heuchelei, sondern in wahrer treuherziger Frömmigkeit, verdient alle Ehrfurcht, und wäre ein tiefes Bedürfniß für unsere flache Zeit.) Es kam sehr langsam, schlich von Dorf zu Dorf, machte hie und da wunderbare Sprünge über mehrere, und erschien plötzlich unerwartet in einer Gemeinde. Aengstlich frug man sich, wie weit sind sie, wo sind sie? und mit Aerger und Angst erfuhr man, wenn die Seuche um eine Station näher gekommen war. Ich kann mir vorstellen, es sei gerade so gegangen, wie mit der Cholera, sowohl die Annäherung, als die Erwartung. Wie die Cholera langsam schleicht, und von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, und wieder Sprünge macht, und auf einmal in einem Dorfe, in einem Haus auftaucht, wo man es am wenigsten erwartet, und wie die Bewohner der Umgegend bebend das Ungeheuer nähern sehen, und alle Morgen vor allem sich fragen: hesch nüt g'hört, wo isch si jetz? und bleich werden, wenn sie einen Schritt vorwärts gethan — fast gleich ging es mit der Sektenseuche.

Man begann immer häufiger von ihren Versammlungen, vorgefallenen Geschichten und den Menschen, die daran Theil nahmen, zu erzählen. Von den Letztern wußte man nichts zu rühmen. Einer derselben schlug seine Frau alle Tage, und predigte selbst, so oft man ihn hören wollte, vernachläßigte nebenbei sein Geschäft, sein Haus-

weſen, und klapſte eben allemal ſeine Frau, wenn ſie daran mahnte, wie gut ſie es ehedem gehabt gegen jetzt. Ein Anderer prügelte die ſeine nur alle Wochen, aber mit beſonderem Nachdruck, als ſie nicht glauben wollte, daß ſie der verlorne Sohn ſei, weil ſie nicht ein Sohn ſein könne, da ſie ja ein Weib ſei. Sie glaubte es erſt, als zwei Zähne eingeſchlagen waren. Wahrſcheinlich erhielt ſie auch wieder Schläge, als ſie mit dem Prediger, der ein Schreiner war, nicht in den benachbarten Wald ſpazieren gehen wollte. Der Mann ſelbſt war von ſolchen Spaziergängen ein beſonderer Freund. Man erzählt ſich, wie einem Manne angekündigt worden, in der nächſten Nacht werde ein Engel ſeine Frau beſuchen, er dürfe aber nicht zu Hauſe ſein. Der gute Mann glaubte es, ging, und das Weſen kam, und ſeine Frau hatte große Freude daran. Man glaubt aber allgemein, der Engel habe ordentliches Fleiſch und Bein gehabt. Einem andern Schuhmacher ſei wegen andauernder Sündhaftigkeit das Abendmahl verweigert worden, derſelbe habe ſich darüber gar bitterlich beſchwert, daß man deſſen Genuß der und der und der, und die mit ihm akurat in gleicher Sünde ſeien, geſtatte, das gehe gar partheiſch zu, ſoll er geklagt haben. Eltern vermißten ſpät ihre Tochter und die Magd, ſie fanden ſie nach Mitternacht in Verzückung vor einem Lehrer auf den Knien liegen. Einer Mutter, welche ſorgfältiger Abwart bedurfte, ſoll die Tochter fortgelaufen und von dem zürnenden Bruder Stunden weit weg aufgefunden worden ſein, aber ſich weigernd heimzukehren, weil es heiße: man ſolle um ſeinetwillen Vater und Mutter verlaſſen, und die Todten ihre Todten begraben laſſen. Zu Hauſe ſchmachtete die Mutter hülflos, freudenvoll ſaß die Tochter zwiſchen den Knien der neuen Heiligen.

Ein armes Mädchen hatte nur zehn Kreuzer in die Büchſe zu thun, man zweifelte an der Tüchtigkeit ſeines Glaubens, verzweifelnd hängte es ſich, konnte aber doch noch zu rechter Zeit abgeſchnitten werden. Einer Magd wurde von ihrem Meiſter die Wahl gelaſſen, entweder die Kirche nicht zu beſuchen, oder den Dienſt zu verlaſſen; endlich erlaubten ihr die Lehrer, alle Monat einmal hinzugehen, wenn ſie glaube, in Monatsfriſt dieſe Sünde ab-

beten zu können. Zu den Kranken und Sterbenden drängten sie sich unberufen, die Vorläufer und die Nachläufer. Der Ersten einer ließ aus der Stube einer wassersüchtigen Frau, die als brave Hausmutter bekannt war, alle herausgehen. Nun donnerte er auf die gute Frau los all sein geistlich Wurfgeschütz, behauptete, sie leide um ihrer Sünden willen solche Pein; und als sie meinte, sie hätte doch nicht schlimmer gelebt, als andere, meinte er, sie müsse geheime Sünden begangen haben, sonst würde der Herr seinen Zorn nicht so hart über sie ausgelassen. Nun setzte der geistliche Scharfrichter ihr mit aller Brutalität zu, sie solle ihm ihre geheimen Sünden bekennen. Aber Herr Jesus, ih weiß nüt! Das ist gerade das Zeichen, daß du noch verstockt bist u. s. w. Aus diesen geistlichen Martern, in welchen die arme Frau den Athem fast verlor, erlösten sie endlich die Ihrigen, welche an der Thüre gehorcht, und über den frechen evangelischen Kirchenvater sich satt geärgert hatten. An einem andern Orte kamen drei auf einmal zu einem Sterbenden, setzten sich an sein Bett und sprachen: er sei verdammt, wenn er ihnen nicht auf der Stelle seine Sünden bekenne; thue er dieses, so hätten sie die Macht, dieselben ihm zu vergeben. Der Sterbende konnte schon nichts mehr reden, konnte sich nur gegen die Wand und ihnen den Rücken zu drehen, seine Frau durfte ihn nicht verlassen, um Hülfe zu holen gegen diese geistlichen Unholde; so mußte er sich vor seinem Tode stundenlang mit Unsinn und Rohheit foltern lassen, hatte kein ruhig Sterbestündlein, konnte in seinem Kämmerlein nicht ruhig beten zu seinem Gott. Solche Geschichten kamen alle Tage neue. Einmal kam der Arzt in's Wirthshaus ganz krebsroth, warf den Hut weg, und ließ für sich manchen Fluch über die Zähne gehen.

Endlich erzählte er: da oben am Berge habe er eine Kranke, aber die geistlichen D. Spitzbuben gruppe geng ufere, bis sie sie getödtet hätten, er könne nichts machen, und doch sei es Schade um's Meitschi. Er erzählte weiters, das sei das lustigste Meitschi gewesen weit und breit, und singen hätte es gekonnt wie ein Nachtigall. Während es in die die Unterweisung ging, hätte die verfl..... Geistlichkeit, die besondern Appetit zu haben scheine nach

frischem jungem Fleische, sich an dasselbe gehängt, und besonders der schlechte Schreinergesell, der so gerne spazieren gehe, sei mit ihm gegangen, und wie weit, wisse man nicht. Als die Zeit genaht, wo es das Abendmahl empfangen sollte, seien sie mit aller Wuth in das Mädchen gedrungen, daß es dasselbe nicht von seinem Pfarrer empfange, sonst sei es ewig verdammt. Als es nicht gehorchen wollte, wurde ihm ein Brief geschrieben, angefüllt mit allen Flüchen und Verwünschungen, wenn es sich nicht wolle abwendig machen lassen. Das Kind blieb trotz aller dieser Anfechtungen standhaft, und genoß das Abendmahl mit andern ehrlichen Christen, und trat darauf in Dienst. Begreiflich hatte aber der ganze Vorgang auf sein Gemüth gewirkt, hatte in dem ohnehin lebhaften Kinde heftige Kämpfe erzeugt, diese traten in eine Entwicklungsperiode der weiblichen Natur, und das Mädchen wurde von gewaltigen Krämpfen befallen, mußte den Dienst verlassen und nach Hause zurückkehren. Sogleich sei die geistliche Schaar über dasselbe hergefallen, mit Beten und Fluchen. Vom Teufel besessen sei es, schrie man ihm zu, ewig verdammt, es leide, was es verdiene, um seiner Verstockung willen, und dann fielen sie alle auf die Knie, sieben, achte mit einander, und schrien was sie vorbringen möchten. Natürlich kriege das Mädchen seine Krämpfe auf die fürchterlichste Weise, und schrie, daß man es weit unten im Dorfe höre, und jene D..... Kühe froblockten dann, und meinten, das sei der Teufel, der so schreie, durch ihr Beten geängstigt. So könne und dürfe er das Mädchen nicht lassen, sonst sterbe es ihm die ersten Tage; es nähm ne nume es D. Wunder, ob me de hüt zu Tag alles müß g'scheh lah, und ob me die D. alles müß lah mache. Nun erzählte er eine Geschichte nach der andern, wie er hier und dort erst hätte heilen können, nachdem er ein halb Dutzend Weiber mit ihren Höllenbüchern in den Händen fortgejagt, wie aber im gleichen Dorfe ein anderes sonst munteres Mädchen verzückt und verrückt im Bette läge, statt zu arbeiten, und Gesichter sehe, wie die Somnambüle. Diese Geschichten faßten besonders die Weiber auf und schrien empört darüber, und meinten: es düechse, we si das nume einisch g'seh und g'höre chönti. Es ist ein eige-

ner Geiſt des Widerſpruchs im Weibe, welcher dasſelbe gerade zu dem treibt, welches es nicht will; ein Geiſt der Neugierde, der alles ſelbſt ſehen, ſelbſt erfahren möchte, ſelbſt die wüſteſte Sache, nur um recht zu wiſſen, was ſie ſei, gerade wie das Weib, das im Fröſchweiher herumpfoſelte. Ihr wißt, was man ſagt, wie der Teufel zu Zeiten gut höre, und wenn er zuweilen nur den leiſeſten Wunſch, ihn zu ſehen, vermerke, er leibhaftig vor einem ſtehe. Daher ſagte man auch, man dürfe den Teufel nicht an die Wand malen, wenn man ihn nicht ſelbſt haben wolle. Alle Regimenter haben Werber, das junge Deutſchland ſeine Propaganda, das gleiche findet bei den Evangeliſten, Separatiſten, Stündelern u. ſ. w. Statt. Wohl laufen auch die Lehrer ſelbſt von Haus zu Haus und laden die Leute förmlich ein, hiehin und dorthin, und man weiß ja, wie ungern ein Weib eine Einladung ausſchlägt. Aber ſie ſind doch nicht die eigentlichen Werber dieſer Banden, ſondern dieſe ſind die Weiber ſelbſt. Weiber aller Art bilden den größten Theil dieſer Verſammlungen, junge und alte, ledige und verheirathete bunt durch einander. Jedes Weib hat eine Freundin, eine Baſe, eine Gevatterin an den angränzenden Orten, wohin das Treiben noch nicht gedrungen. So ein geiſtliches Weib oder Meitſchi legt nun Strümpfe und eine ſaubere Scheube an und marſchiert bei ſeiner Freundin oder Bekannten auf: Los Bäbi, du mußt notti cho, chum ume einiſch, du chaſt geng mache, wied witt, wes d'r nit g'fallt. Bäbi wehrt ſich, ſagt, es habe keine Luſt dazu, es müſſe daheim bei ſeinen Kindern bleiben, und wenn es der Mann vernähme, ſo ging es viel zu wüſt, es glaube, er würde es prügeln. Die geiſtliche Freundin widerlegte die Einwürfe, meint, man brauche es dem Mann nicht zu ſagen, Bäbi wehrt ſich noch immer, aber es frägt doch dieß und das, die Freundin weiß auf alles gar gut Beſcheid, und die Unterredung endet mit einer Verabredung, und das gute Bäbi iſt gefangen, wie eine Fliege in einer Spinnhubbele.

Bäbi geht alſo erſt weiter an andere Orte, und lügt dem Mann immer mehr vor, je geiſtlicher es wird. Es macht geiſtliche Bekanntſchaften, erhält verſtohlene Beſuche,

wenn der Mann abwesend ist; es hat Bekannte und Freundinnen, die sucht es auch mit zu ziehen; wo mehrere Weiber sind, finden sich endlich auch ein oder mehrere Männer dazu aus besondern Gründen, und wohl auch einer, der unter dem Pantoffel der geistlich gewordenen Frau steht. Man mag nicht immer weit hinlaufen und möchte auch der Ehre theilhaftig werden, die Versammlungen in der Nähe zu haben; die Fernern, bei aller Geistlichkeit, treten den Neuen auch gerne zuweilen die Last der geistlichen Einquartierung ab, und die Prediger gehen auch gerne weiter, wo noch unangegriffene Vorräthe sind, wie die Heuschrecken auch weiter ziehen, wenn sie alle Blätter von einem Baume abgefressen haben. Dann sieht man an einem schönen Abend, mit einbrechender Dunkelheit, Leute aus allen Ecken einem Hause zuströmen, man weiß nicht, was das zu bedeuten hat. Es brennt nicht, es ist keine Leiche im Hause, nein, es ist eine Versammlung. Die Cholera ist da!

So kam sie auch zu uns, nachdem man schon lange davon geredet, davor sich gefürchtet hatte. Nun erst begann man davon zu reden, fast jeden Abend im Wirthshause. Man wußte jeden Abend etwas Neues, wußte, Der gehe auch, und Die gehe. Man zergliederte die Leute, und konnte nicht begreifen, wie die dazu kämen, wenn die Sache wirklich geistlich sei, wie man vorgebe; man wolle auch an diesen Leuten keine Aenderung in ihrem sonstigen Treiben bemerken, nichts als einen stinkenden Hochmuth, den sie an den Tag legten, und wachsende Unthätigkeit. Man machte Pläne, was man thun wollte, wenn ein Hausgenosse gefangen werden sollte, und die Männer redeten hoch auf, wenn ihre Weiber von den bösen Gelüsten sich anwandeln ließen. Man redete ab, hinzugehen, und kam bald wieder, erzählend von dem Unsinn, der da gesprochen wurde, wie immer das Gleiche wiederholt werde, wie der Lehrer, wenn er stecken bleibe, die Hand vor die Stirne halte, und sage: der Böse habe ihm den Geist weggenommen, und endlich nach einer Weile, wenn er sich besonnen, spreche, jetzt sei der Geist wieder da. Wie man den Leuten Angst mache, sie versichere, bis dahin in des Teufels Krallen gewesen zu sein, verführt von den

Baalspfaffen; wie die Kirchen nur des Teufels Steinhaufen seien, ein Versammlungsort der Sünder, und wer hingehe, der Sünden aller Andern theilhaftig werde; wer aber das Vergangene und die Gemeinschaft mit den Sündern abbete und zu ihnen komme, der habe das ewige Leben, der sei selig, der gehöre dem Heiland an. Und sie erzählten, wie die Leute geweint und geschluchzt und dann froh geworden, und wie sie dem Lehrer die Hände gegeben, und wie andere aufgestanden und Zeugniß abgelegt hätten von der Trefflichkeit und Richtigkeit der Rede des Bruders, und wie sie wieder die Welt verdammt und sich gerühmt hätten, daß es fry g'stunke. Ja wie einige gar versichern, sie hätten für an der Seligkeit, und wenn sie nur Jemand wüßten, so wollten sie ihm ihren Ueberschuß abtreten.

Man wollte mich auch bereden, einmal hinzugehen, allein es widerte mich an: um des Gespötts willen mochte ich nicht gehen, expreß um mich zu ärgern auch nicht, und erbauen konnte ich mich nicht; überdem hörte ich Alles was ging, und hatte satt davon. Die armen mit dieser Seuche geplagten Leute konnten mich dauern von ganzem Herzen, ihren Jammer und ihren Verdruß schütteten sie im Wirthshause aus, da ihnen durch ihre frommen Weiber ihre Häuser erleidet waren. Da jammerte einer: Seit seine Frau fromm geworden, kriege man in seiner großen Haushaltung keinen Bissen ordentliches Essen mehr. Seine Frau wolle alles selbst machen, nicht einmal die Tochter helfen lassen; sie thue auch die Speisen richtig über, feure tüchtig, laufe dann in's Stübli, bete, daß man im ganzen Hause sturm werde, glaube, der Herrgott koche für sie in der Küche, und wenn sie endlich chystig sei und aufhören müsse, so sei entweder das Feuer erloschen oder alles angebrantet, und sie müßten das Essen haben wie es sei. Denn der Herrgott hätte viel zu thun, wenn er die Köchin jedes frommen Weibes sein wollte. An letzter Faßnacht habe er ihr befohlen zu kücheln. Sie habe richtig den Anken in die Pfanne gethan, und sei wieder in's Stübli gelaufen und dort gebetet, daß es fry g'surret und kutet habe. So sei das Feuer in den Anken gekommen, und ganz sicher wäre das Haus verbrannt, wenn er nicht zufällig das Feuer gesehen und es noch hätte löschen kön-

nen. Ein Anderer entgegnete ihm, das mache ihm doch nichts, er sei reich, und wenn schon das Haus verbrannt wäre, so hätte er ein anderes können bauen lassen. Er aber sei arm, müsse vom Verdienst leben, und wenn seine Frau so fortfahre, so käm er mit allen sechs Kindern auf die Gemeinde. Wenigstens drei Abende in der Woche sind Versammlungen, meine Frau läuft hin, spinnt nicht, besorgt die Kinder nicht, und wer weiß, ob sie mir nicht noch Sachen verflökt, um auch ein Opfer zu bringen. Spät kömmt sie heim, und kaum ist der Tag wieder da, so steht sie schon bei der Nachbarsfrau, und sie brichten einander, wie es gestern gegangen, was gepredigt worden, und wie es ihnen wohlgethan. Am Nachmittag stehen sie wieder beisammen und rathen ab, wo es des Abends ausgehen müsse. Zwischendurch ist sie wie sturm, und nichts geht ihr recht von der Hand, und wenn ich sie an's Arbeiten mahne, so weint sie, daß sie ob dem irdischen Grümpel die Seligkeit versäumen müsse, und dieser irdische Grümpel sind ihre Kinder, um die sie sich immer weniger bekümmert, ja die ihr zuwider werden, weil sie etwas für sie thun soll.

Die Wirthin begehrte auf: es seien doch nicht nur Weiber, die an die Versammlungen gingen, und ihr Hauswesen vernachläßigten, auch Männer gingen hin, und die Weiber hätten auch Ursache zu weinen und zu klagen. So sei erst gestern eine Frau bei ihr gewesen, und habe das lautere Wasser geweint über ihren Mann. Der laufe auch weit und breit umher, bilde sich ein, den Geist des Predigens empfangen zu haben. Selten sei er einen Abend bei ihr und bei den Kindern, am wenigsten des Sonntags, und wenn er einmal daheim bleiben müsse, so sei er hässig, daß es Niemand bei ihm ausstehen könne. Der Kinder achte er sich oft lange nicht, dann schlage er sie wieder, daß es eine unerkannte Sache sei. Das Böseste sei, daß man nie wisse, was gehe, es gebe heutzutage gar schlimmes Weibervolk; ja auch wenn sie mitgehe, achte er ihrer wenig, soudern sitze lieber neben andern, als neben ihr; so sei er auch einmal im Wirthshaus neben Meitschene gesessen, und sie hätte mit den Kindern in der Nebenstube sein können.

Das mache sich noch, schrie ein Dritter dazwischen, da

sei doch entweder der Vater oder die Mutter bei den Kindern; allein er hätte Nachbarsleute mit fünf Kindern, von denen das älteste acht Jahre alt sei, da liefen Mann und Frau, sperrten die Kinder ein, und ließen sie halbe Nächte allein. Die Kinder schrien manchmal alle zusammen, daß es einem durch Mark und Bein gehe, und wenn es da kein Unglück gebe, so wolle er nicht Hans heißen.

Während diesem Gespräch war ein Garnbaucher mit seinem Wägelchen vorgefahren, hatte einen Theil des Gesprächs gehört, und redete drein: man solle ihn klagen lassen, er müsse seine Bauchi theuer verzinsen, und bringe fast kein Garn zusammen, und doch habe er sich über den langen harten Winter gefreut, in der Meinung, die Weiber würden das Stroh ab dem Dache spinnen. Aber o hä, keinen Winter, so lange er sich besinnen möge, sei so wenig gesponnen worden, das schade viele viele tausend Strangen Garn nur in seiner Gegend, und daran sei nur das v.... Stündeliwesen Schuld. Man sei die halbe Zeit nicht beim Spinnen, und wenn man schon dabei sei, so habe man keinen Ernst. Wenn das so gehen könne, so werde man es erfahren, was das für arme Leute gebe.

Ja, das habe er schon lange gesagt, polterte ein Gemeindrath, es gehe alles d'rauf los, das Volk z'Bode z'mache. Da führe man das Patentsystem ein, in einer Ecke gebe es ein Wirthshäuslein, und in den andern Ecken wären Versammlungen, und jeder, der hungrig sei und sonst g'lustig und nicht arbeiten möge, könne predigen, wenn und was er wolle. Die einen Leute säßen in den Pinten, die andern in den Versammlungen, wer zum Teufel da arbeiten solle, und wer die Müßiggänger erhalten? das werd lustig use cho.

Ja, meinte einer; wes ne nenis am Volk glege wär, u we si selber o ûsi Religion hätte, so wär es ne nit so graglych, wie m'r plaget werde u wer predigi, u sie würde o öppis dazu welle säge, daß me nis ûsi Religion rühyi löy.

Darauf sagte der Statthalter: man könne nichts gegen die Versammlige mache, das sei gegen die Verfassig, die sage ausdrücklich, es könne ein Jeder glauben was es wolle. Der Gemeindvorsteher, der eine Mugge auf den Statthalter hatte, meinte: es heiße nicht in der Verfassung,

daß ein Jeder machen könne was er wolle, und hier sei vom machen die Rede; aber man sollte allbeinisch tröste meinen, die Verfassig erlaube alles, und ein jeder Halunke sich mit der Verfassig.

Bis dahin hatte man einen Mann in einem Winkel übersehen, der hinter einem halben Schoppen Branntwein saß, und ihn eben nachfüllen hieß; es war ein Schneider und ein Prediger; der erhob zornig seinen Mund und schrie: Sie sollten nur reden und machen was sie könnten, sie verdammte Seelen, aber abbringen werden sie nichts, sie Landlümmel! Gotte wolle es, daß man sie müsse machen lassen, alle Tage nehmen die Brüder zu, der bessere Theil der Regierig sei auf ihrer Seite, und bald werden sie die Mehreren sein, dann wollten sie ihnen zeigen, was sie könnten; dann werden sie alle zwingen, ihre Versammlungen zu besuchen, ihren Glauben anzunehmen, und wer sich nicht wolle zwingen lassen, dem werden sie das Haus verbrennen, Nasen und Ohren abhauen, und ihn aus dem Lande jagen.

Mit großer Mühe verhinderte ich ein blutig Märtyrerthum dieses Unbesonnenen, aber ich verhinderte nicht manche wilde Rede, daß man sich selbst helfen müsse, während es noch Zeit sei, ehe entweder das Land verarmet, oder die Macht dieser Verrückten Meister geworden sei.

Wie es einem verständigen Menschen ziemet, dachte auch ich über diese Dinge alle nach. Ich bin ein Ungelehrter, aber in meinem schlichten Verstand schien mir hier Irrthum zu herrschen. So wie die Menschen in einem bürgerlichen Verband unter bestimmten Gesetzen zusammen leben, so leben auch die Christen zusammen in einer äußerlichen Gemeinschaft, und dienen gemeinsam ihrem Gott, diese Gemeinschaft nennt man Kirche. In einem christlichen Staat gehört auch die Obrigkeit zu dieser Gemeinschaft, zu dieser Kirche, sie ist nicht über dieselbe erhaben. In jeder Gemeinschaft muß Zucht und Ordnung aufrecht erhalten werden, sonst zerfällt sie, und in keiner Gemeinschaft duldet man die, welche öffentlich Umsturz, Auflösung dieser Ordnung predigen. In jeder Gemeinschaft sind solche, welche über Aufrechthaltung der Ordnung wachen und für fortdauerndes stätiges Reformiren, daß Revolution

nie nöthig werde, denn nur da entsteht Revolution, wo man das Reformiren vergißt. In unserm Lande soll die weltliche bürgerliche Obrigkeit, die auch zu der Kirche gehört, und nicht über derselben ist, dieses Amt üben, und wie über das Wohl des Staates, über das Wohl der Kirche wachen. Thut nun aber dieses die Obrigkeit nicht, und läßt gegen die bestehende Kirche, wohl verstanden, nicht gegen den Staat, jeden vornehmen, was ihm beliebt, oder hält nur die in Zucht und Ordnung, welche für die Kirche sind, und läßt die nach freier Willkühr schalten und walten, welche öffentlich oder insgeheim gegen dieselbe sind, so geschehen drei Dinge:

1) Die Obrigkeit erhält den Schein, als ob sie sich selbst von der Kirche (es ist nicht vom Glauben die Rede) losgesagt, oder daß sie ihre Auflösung wünsche.

2) Das Volk, welches auf der einen Seite weder Kraft noch Willen sieht, kriegt Respekt vor denen, welche mit eisernem Willen und wilder Kraft, das was sie als das Rechte ausgeben, ausbreiten und aufrecht erhalten, und nach ihrer Weise fest sich selbst regieren, nach ihrer Weise unter sich Ordnung halten und Zucht. Vom Respekt zum Beifall ist ein kleiner Schritt.

3) Die der Kirche treu Bleibenden, die sich täglich müssen lästern hören ungestraft, vermissen bitter den nöthigen Schutz, und werden zu dem bösen Gedanken verleitet, durch eigene Faust sich Schutz zu verschaffen, Recht und Pflicht, welche die Obrigkeit nicht ausübt, wieder an sich zu nehmen, und nach ihrer Weise Ordnung aufrecht zu erhalten und Zucht. Wo die Gesetze oder ihre Handhabung zu dem Kulturzustand der Völker nicht passen, entsteht das Lynchgesetz der Amerikaner, d. h. die Selbsthülfe, undvon dieser haben wir bereits lebensgefährliche Beispiele.

Inwiefern diese drei Dinge den Zwecken eines christlichen Staates förderlich sind, mag jeder Unbefangene entscheiden. Welche Wirkung sie in unserm Ländchen haben werden, sieht jeder voraus, der im Volke lebt; aber nicht der, der nur seine Zwecke vor Augen, oder seine Theorien im Kopfe hat. Es ist merkwürdig, daß man an Orten den Religionsunterricht nur in Peimarschulen als ein Haupt-

fach betrachtet, in höheren Schulen aber als ein Nebenfach. — Wahrhaft übel steht es mit einem Staate, wo alle Interessen mit einem juridischen Hute zugedeckt werden sollen. Aber noch übler, wo Jeder, der nur von weitem am Staatsruder gerochen, alle mögliche Intelligenz in sich zu vereinigen glaubt, und zuerst jedem andern Stand als dem seinigen, und dann noch jedem seines eigenen Standes ausser sich selbsten mißtraut, und öffentlich oder zwischen den Zähnen alle Rechtlichkeit ihm abspricht.

So weit hatte ich vor vier Wochen geschrieben, seither schüttelte mich das Fieber, und mein Arm zuckte gar schmerzlich; getreulich warten mir die Kinder ab. Mein Aenneli kam mir immer vor die Augen, und ich mußte singen und wieder singen: O Blümeli my, o Blümeli my, chönt ih bald by d'r sy. Wo das aus will, weiß ich nicht.

Die Wirthin springt herauf, was will sie wohl? Der Gemeindschreiber sei gestorben, sagte sie mir, der Vorsteher werde kommen und mir anhalten, daß ich die Stelle übernehme. Das Fieber schüttelte mich heftiger, Aenneli kömmt mir näher, winkt mir deutlicher. O Blümeli my! Ich höre die Tritte des Vorstehers, dem will ich diese Schrift übergeben, daß er sie drucken lasse, wenn ich sterben sollte; er ist ein braver Mann, er hält was er verspricht.

Er hat sie, hat mir Alles versprochen, aber gesagt, es sei unnöthig, ich werde nicht sterben. Nun Herr, wie du willst, nicht wie ich will; mein Testament ist gemacht. Gebe es zum Leben oder zum Tode, Herr, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!

Worterklärungen.

A.

Aſe, bereits, doch.
Anken, Butter.
Abgeputzt, ausgeſchmäht.
Aufzug geben, Düngmittel anſchaffen.
Abgegugget, abgelauſcht.
Albez, ehemals.
Arigs, wunderliches.
Ausg'ſchirren, gründlich aufbegehren, ſich los machen.
Austaubelen, austoben.

B.

Bauernfünfe, römiſche (V).
Bröſelen, mit beſonderer Sorgfalt etwas beſonderes kochen.
Blutt, nackt.
Blegi an's Gloſchli, einen farbichten Saum an den Unterrock.
Balgen, ſchelten.
Branzen, zanken.
Bäunde, Hanfpflanzung.
Bänne, Karren um Miſt, Erde ꝛc. zu führen.
Bätziwaſſer, Obſtbranntewein.
Bettlergemeinde, Gemeindsverſammlung, an welcher die Kinder an die Mindeſtbietenden in die Koſt verſteigert werden.
Bigger, kleines Pferd.
Borgen, ſchonen.
Bigete, aufgethürmter Hauſe.
Blangen, ſehnen, harren.
Bysluft, Nordwind.
Brütige, unreiſe.

C.

Chalti, Lümmel.
Chiere, hängen.
Chäre, befehlen oder abſchlagen ohne Nachdruck.

D.

Doktorzeug, Arzneimittel.
Dorf, Beſuch.

Datere, Kuchen mit Confekt belegt (Torte).
Dopple, anklopfen.
Dräyhung, von Herumdrehen nicht fertig werden.
Döfelen, pflegen.
Dampi, Schwätzer.

E.

Ertaubet, erbost.
Eiertätſch, Pfannkuchen.
Egg, Hügelrücken im Emmenthal.
Emd, Grummet.

F.

Furen, Furchen.
Fergete, Schleppete.
Flemmen, zurückſetzen.
Faſel, junge Waare, auch ein Kinderhaufe.
Föhel, Lump.

G.

Genterli, kleiner Schrank.
Geſtrählte, Gekämmte.
Göttene, Pathen.
Gegürten, herumgeſprungen.
Gfetterlen, ſpielen.
Gewellt, geſiedet.
G'ſchmuchten, in Ohnmacht fallen.
Gewächs, Getreide.
Gräbt, Leichenmahl.
Gaumen, hüten.
Gring, Kopf.
G'fell, Glück.
Gnepfte, affektirt gehen.
Gugger, Kukuk.
G'ſüchti, Gliederſchmerzen.
Gekähr, Zänkereien.
Göllerketten, ſilberne Ketten an dem ſammeten Göller, das die Bernermädchen um den Hals tragen.
Gaden, Schlafkammer.
Gloſchli, Unterröcke.
Gumpen, hüpfen.
Geguſelt, geſtochen.
Gaſtig, Gäſte.
Gütterli, kleine Flaſche.
G'meinsmanne, Vorgeſetzte.

H.

Hotſch, eine unordentliche Perſon.
Hufen, ſparen.
Hamme, Schinken.
Heiti, Heidelbeeren.
Höhu, erzürnet.
Hok, Sitz.
Hüdiene, Kleider ohne Werth.
Hübſcheli, leiſe.

K.

Kachelu, Näpfe.
Kloben, Kronthaler.
Kupen, ſchmollen.
Kräuel, Krallen.
Kräze, Käſicht.
Kläfelen, wiederſagen.
Köhlen, Laub und Gras ſammeln.
Kuppelen, Truppe.
Köch, Gemüſe.
Kutterten, Kutter heißt das Taubenmännchen, kuttern höfeln wie dasſelbe.
Küngeli, Kaninchen.
Klüpfig, leicht zu erſchrecken.
Küſtig, ſchmackhaft.

L.

Lismen, ſtricken.
Lind, weich.
Läufterli, das Schiebfenſterchen.
Lezen Hals, Luftröhre.
Löhl, Pinſel.
Linger, Lineal.
Leubank, Ruhbank.
Luggen, weichen.
Loſe, hören.

M.

Mupf, Stoß.
Mutech, geheimen Vorrath.
Mänteli, Vorhemd.
Mugge, auf der, auf dem Korn.
Moſen, Flecken, Quetſchungen.
Miſtlaube, die Jauche um den Düngerhaufen.

N.

Notti, doch, noch nicht.
Nadiſch, wahrlich.
Nigele, mit den Fingern an etwas ſich beſchäftigen.

P.

Plätze, Pflanzungen.
Pülvere, losfahren, ſchmähen.
Poſtur, Haltung.
Pfnüſel, Schnupfen.

R.

Reiſen, leiten.
Rooßi, das Dörren des Flachſes durch Ausbreiten im Freien.
Rodel, Verzeichniß.
Ruſtig, etwas Gerüſtetes, Arznei.
Reiſten, Hanf, gehechelter.
Rübſtücki, geräucherte Schweinrippen.
Ringer, leichter.
Ringeln, den Meiſter zeigen.
Röſti, geröſtete Erdäpfel.

S.

Schlampe, eine in der Kleidung nachläßige Perſon.
Schäich, Schenk.
Stör, auf die, auf die Arbeit in's Haus.
Schnopfen, das Athmen deſſen, dem Flüſſiges in die Luftröhre gekommen.
Stock, ein niedliches Wohnhäuschen neben dem großen Bauernhaus, wohin gewöhnlich die Alten ſich zurückziehen.
Süferli, leiſe.
Stutz, ſteiler Weg.
Schwik, Augenblick.
Schick, Glücksfall.
Schmutz, Schweinefett.
Stüber, kleiner Rauſch.
Sauft, wohl leicht.
Schlämperlig, ein ſchmutziger Anhängſel.
Staat machen, hoffärthig ſein.
Stürchelte, das Schwanken auſſer Gleichgewicht.
Schwytig, heißhungrig.
Stürfen, mit den Beinen ſtoßen.
Stober, ſcheu.
Sürgele, ſchlürfen, ängſtlich abtheilen.

T.

Trämel, ein Baumſtamm, der Laden geben ſoll.
Tſchämelen, zu Gevatter bitten.
Trögli, Lade.
Troſſel, Mitgabe in allerlei Hausgeräth
Triſtig, Sicherheit.
Tolle, ſtarkgliedrig, tüchtig.
Tubelte, ſchmollte.
Tauner, Tagelöhner.
Stadttotſch, ungeſchickte, unbehülfliche Städterin.
Tampen, ſchwatzen.

U.

Uche, hinauf.
Umeha, herhalten.
Uerti, Zeche.

V.

Verwerchete, verarbeitete.
Verſlökt, verſtohlen weggenommen.
Vergebe, umſonſt.
Verrätſchen, hinterbringen.
Vermenkt, heimlich.
Verhürſche, verwickeln.
Vertrappen, zertreten.
Verblümt, verſteckt, indirekt.
Verblüfft, verwundert, erſchrocken.
Verniſtet, an das unrechte Ort etwas thun, daß man es nicht finden kann.
Vern, im vorigen Jahr.

W.

Werch, Hanf.
Wix, Schläge.
Werweiſen, hin- und herrathen, unſchlüſſig ſein.

Z.

Zimpfer, affektirt.
Züpfen, Haarflechten, dann wie Haarflechten geflochtene Wecken.
Züpfeln, heimlich ausſpotten.
Zug, Geſammtheit der Zugthiere.
Z'imißſäckli, Säckli, in welchem der Imbiß getragen wurde.
Zattelte, watſcheite.

Bei C. Langlois in Burgdorf iſt erſchienen:

Die

Waſſernoth im Emmenthal

am 13. Auguſt 1837.

Vom Verfaſſer des Bauernſpiegels.

Preis 24 kr. — 6 gr.

BIBLIOTHECA
MONACENSIS.

1839/85

Bettagspredigt

für die

eidgenössischen Regenten,

welche

weder in den Kirchen noch in den Herzen den

eidgenössischen Bettag

mit den

eidgenössischen Christen feiern.

Ni 04 2022.

Zürich und Frauenfeld,
Verlag von Ch. Beyel 1839.

Text:

Liebe Kindlein, hütet euch vor den Götzen!

1. Ep. St. Johannes, C. 5, V. 21.

Arme Kindlein!

Schwere Mühe errang vor nicht langem einen allgemeinen eidgenössischen Buß- und Bettag. Ein Sinn, der Sinn der Demüthigung und Danksagung, sollte wenigstens an einem Tage allgemein sein im Schweizerlande; ein Sinn, der Sinn des Fleisches, sollte wenigstens an einem Tage sich verbergen im gesammten Schweizerlande.

Die Enkel der Schweizer, die vor dem Beginn ihrer Schlachten sich beugten vor ihrem Gott, schlagen einstweilen keine gemeinsamen Schlachten mehr, aber gemeinsam sollen sie noch immer auf die Kniee fallen vor dem, dessen allgewaltige Hand mit der gleichen Huld, mit welcher sie die Väter im Kriege schützte, die Enkel im Frieden führt.

Wenn im Herbste jeder Acker seine Erndte gebracht, jeder Baum seine Frucht getragen hat, so ziemt es dem Christen, der auch ein Acker Gottes ist, ein Baum in Gottes Garten, zu forschen nach der Ernte, die er gebracht, nach der Frucht, die er getragen. Da bricht der Born der Demüthigung, der Buße in jedem aufrichtigen Herzen auf, denn wie kümmerlich war in jedem Herzen die Ernte, wie spärlich die Frucht; es gründet sich fester die Erkenntniß, daß all unsere Gerechtigkeit sei wie ein unflätig Kleid und wir allzumal der Gnade bedürftig; es glüht neu das Verlangen auf, den im eigenen Herzen zu empfangen, der Gottes Gerechtigkeit versöhnt mit des Menschen

Gebrechlichkeit, mit eigenen Augen auftauchen zu sehen aus der Nacht der Sündhaftigkeit die Sonne des Heils und der Liebe.

So fühlt das Volk an diesem Tag, in diesem Sinne betet es aus bewegtem Herzen, in diesem Sinne predigen die Lehrer zum bewegten Volke.

Kaum ist dieser bedeutungsvolle, den Schweizern eigenthümliche Tag ein gemeinsamer geworden im ganzen Schweizerlande, so tritt eine Menge aus dem Kreise der demüthig Betenden. Es sind eidgenössische Regenten, denen es ziemte, an der Spitze der Zerknirschten auf den Knieen zu liegen, die bängsten Seufzer aufzusenden gen Himmel; aber ihre Herzen sind unbußfertig geworden, ihre Augen sind gehalten, sie sehen nicht, an welches Abgrundes Rand sie hinausgetreten sind, den Kreis der Betenden verlassend. Es waren immer Menschen, denen der Bettag eine Last war, wie es immer Menschen gibt, denen jede Erinnerung an ihren geistigen Zustand Pein verursacht; und wie diese Menschen jeden Gedanken an Buße ängstlich fliehen, so fliehen sie auch zu Fuß und zu Roß vor dem Bettage. Aber diese Fliehenden waren ehedem nicht Regenten. Die alten Regenten erkannten oder fühlten, daß sie im Glauben zum Volke stehen, daß sie mit dem Volke vor dem gleichen Gott knieen müßten, daß jedes Trennen vom Volksglauben sie trenne vom Volke selbst auf immerdar. Sie erkannten oder fühlten, daß, wie kein Führer in heißer Schlacht ein Feigling sein dürfe, sondern leuchten müsse hoch und gewaltig im Vorkampfe, so müßten auch die Regenten, wenn das Volk vertrauensvoll zu ihnen aufblicken solle, bewährte Streiter sein in des Lebens schwerem Kampfe, Helden in jeder Tugend, dürften nicht Feiglinge sein, nicht Sklaven jeder Lust, nicht durch Begierden Gefesselte; einem Gebundenen in Fesseln hat nie ein Heer die Führung anvertraut. So lange die alten Regenten diesen Glauben hatten, so lange blieben sie eins mit dem Volke.

Nun traten Männer aus dem Volke als Regenten aus dem Volke hervor und traten in thorrechter Verblendung zugleich auch aus des Volkes Glaube und Sitte heraus. Wohl sitzen

noch andere fromm auf den Regentenstühlen, haben frommen Glauben und Sitte bewahrt und stellen am eidgenössischen Buß- und Bettage als Sünder sich dar, Gnade suchend, Besserung gelobend: an ihnen sieht man, daß die Würde der Regenten durch christliche Bußfertigkeit nicht verdunkelt, sondern verklärt wird. Aber neben diesen steht eine Menge anderer, diese beten nicht mehr mit dem Volke, theilen nie seine Andacht, gehen nie mit ihm in die Tempel seines Gottes; sie spotten über des Volkes Glaube, sie stöbern unreine Geister auf und setzen sie an diesen Glauben, und sie lachen, diese Regenten, wenn das Volk weint um seines verlästerten, angefochtenen Glaubens willen. Sie stellen sich als Sünder dar, und zwar als grobe, und zwar nicht im Verborgenen, sondern in unbußfertiger Schamlosigkeit öffentlich: sie bekennen laut ihren sinnlosen Wahn, durch ihr unheiliges, heilloses Vorbild die Sünde zu heiligen beim Volke, durch ihren lästerlichen Wandel den Fleischesdienst am Platze des Gottesdienstes aufzurichten.

Der Prediger des Worts soll nie ein stummer Hund sein, der nicht strafen kann, aber daß er an diesem Tage ohne Menschenfurcht, in allem Ernst und in aller Liebe züchtige das Unheilige, Verderbliche, das aus verdorbenen Herzen heraus an's Licht getreten, das fordert das eidgenössische Volk von ihm.

Etwas Unheiligeres, Verderblicheres als das Scheiden dieser Regenten in Sitte und Glaube vom Volke gibt es nun nicht in diesen Tagen. Die Regenten werden christlichen Glauben und Sitte nicht zerstören. Eine Hagelwolke löscht die Sonne nicht aus, zerstört den Acker nicht, aber sie verfinstert doch vorübergehend die Sonne und zerschlägt die gegenwärtig auf dem Acker stehende Saat: so trübt dieser Regenten Thun dem Volke seinen Glauben, wird dem gegenwärtigen Geschlechte schädlich, mehr als man es jetzt noch sieht.

Doch wie auch der Sünder Andern schade, am feindseligsten handelt er immer gegen sich: so auch ihr, ihr Regenten, die ihr so unbesonnen vom Volke euch losgerissen habt. Wen einmal das Volk zeichnet in heiligem Abscheu, der bleibt gezeich-

net durch Jahrhunderte. Doch Jahrhunderte gehen zu Ende! Wer aber seine unsterbliche Seele Götzen hingegeben hat, der bringt seine unsterbliche Seele nicht wieder zu dem guten Gott im Himmel, dem donnert die Ewigkeit jeden Morgen neu seine Verwerfung zu. Wahrlich, tiefes Erbarmen ergreift den eidgenössischen Prediger bei euerm Anblick, ihr seid die ärmsten Sünder im Schweizerlande, eure Augen sind gehalten, eure Herzen sind verstockt, und ein gewaltig Pfund ist euch anvertraut, mit Spott und Hohn, mit Anmaßung und Eigendünkel seid ihr gepanzert gegen jegliche Mahnung. Und dennoch treibt den Prediger das Erbarmen, die Kraft des Wortes zu versuchen an dem dreifachen Panzer, mit dem ihr so übermüthig klirrt. Aber wie soll er mit dem Worte zu euch dringen, in welcher Kirche soll er euch predigen? Er findet euch in keiner Kirche, ihr wißt nicht mehr, wann der Tag des Herrn ist, für euch ist kein Tempel Gottes mehr offen! Wo müßte der Prediger euch heute suchen? Er weiß es nicht, und forschen will er nicht! Und doch will er euch predigen, das Erbarmen mit eurem unglücklichen Namen, mit euren armen Seelen, mit euren armen Kindern hat ihn zu gewaltig ergriffen, als daß er sich losreißen könnte davon. Darum will er benutzen eins eurer guten Werke, das aber mit Sünden befleckt ist, die freie Presse, und möchte sie dießmal euch zum Segen wenden. Das geschriebene Wort wird sich drängen in eure Hände, möchte es Gott aus den Händen auch in die Herzen dringen lassen.

Nicht wahr, Vater im Himmel, du segnest das Wort deines Knechtes. Du bist der Gott unserer Väter, du bist unser Gott, du sollst der Gott unserer Kinder bleiben, dein Sohn soll unser aller Bruder sein, der aus der Erde Trübniß in deine Arme führt. Daß du aber auch der Gott aller unserer Regenten wieder werdest, daß du ihre Häupter und ihre Herzen beugest vor deiner Majestät, daß sie als verlorne Söhne den Vater wieder suchen und den uns gesandten Führer in dein Reich, das thue an uns, o gütiger Gott, dazu laß durch deinen Segen auch ein Scherflein sein dieses Wort.

Liebe Kindlein!

Hütet euch vor den Götzen!

Lieb nenne ich euch. Dieſe Liebe wird euch ein Aergerniß ſein, Hohn werdet ihr knüpfen an dieſes Wort. Euch iſt Niemand mehr lieb, und Liebe ſucht ihr bei Niemand. Mancher liebt nicht einmal mehr ſeine eigenen Kinder, geſchweige dann ſeinen Vater und Mutter, deren graue Haare er erbarmungslos mit Schmach bedeckt. Mit grimmiger Kälte würde er die Liebe des Weibes von ſich weiſen, wenn er ein Weib hätte, oder dieſes Weib es noch wagen dürfte, ihm Liebe zu zeigen. Genoſſen, Gefährten habt ihr, aber Liebe iſt keine unter euch; ein Wort, der Schatten einer andern Meinung, ein Schritt, der Schein, auf neuem Wege neues Glück zu ſuchen, wirft unter euch die Fackeln des Haſſes. Daß nun aber ſogar einer, den ihr Pfaff zu nennen beliebt, euch lieb heißt, wird wie Schmach und Schimpf euch ſcheinen. Denn doch nennt er euch lieb, und zwar nicht aus Hohn, ſondern in vollem Ernſt. Die Liebe Gottes iſt unendlich, wie weit der Menſch ſich auch verirrt; wie tief der Sünder ſinken mag, über die Grenzen der Liebe Gottes irrt er nicht, ſinkt er nicht; die Arme des Vaters ſind den verlornen Söhnen offen, ſo lange das Leben Rückkehr ihnen erlaubt. Wen nun Gott noch nicht aus ſeiner Liebe verſtoßen, den lieb zu heißen, ziemt dem, der Gottes Kind ſein will. Darum, wie es euch vorkommen mag, nenne ich euch lieb. Es ſoll dieſes Wort euch ein Pfand ſein, daß die Liebe zu euch redet, daß ihr wieder Liebe findet, wenn ihr reuige Sünder werdet; daß rettende Arme ſich euch entgegenſtrecken werden, wenn ihr aus dem Meer der Verachtung und des Haſſes, in deſſen Fluthen ihr euch geſtürzt, euch hinüberretten wollt auf ehrbaren Boden ins Land der Liebe. Wem der Glaube einmal aufgedrungen iſt, für ihn ſei keine Liebe mehr, keine auf Erden, keine im Himmel, für den iſt keine Bekehrung mehr, in ſeinem Herzen lodert die Hölle auf.

Darum werdet ihr lieb geheißen, wie ihr es auch aufneh-

men möget. Wer weiß, ob nicht die Stunde kömmt, wo euch vor Verzweiflung nur die Versicherung schützt, daß ihr zur Stunde, in welcher ihr euch bekehret, wieder Liebe finden sollet im Himmel und auf Erden.

Kindlein nenne ich euch.

Noch unpassender als das vorige Wort möchte dieses euch und Andern scheinen.

Den Kindlein gehöre das Himmelreich, sagte unser Heiland. Den Heiland seht ihr vornehm und dünkelvoll über die Achsel an, und seine Gaben begehrt ihr nicht. Euer Jerusalem schlagen Viele unter euch in jeder Kneipe auf, jedem anrüchtigen Hause; dort wälzen sie sich in dem Himmel, der ursprünglich den Schweinen gegeben ist. Und wenn ihr auch hinein begehrtet, den Schlüssel, der den Kindern das Himmelreich öffnet, habt ihr verloren; die Unschuld und der kindliche Sinn sind längstens von euch gewichen, gehören euch nur noch ins Gebiet der Mythe und Sage; eure Unschuld ist zum finstern Schlund, zum gefräßigen Ungeheuer geworden, das schon manche andere Unschuld verschlungen hat.

Als die Jünger um die ersten Plätze im Himmel sich stritten, stellte Jesus in ihre Mitte ein Kind mit der Warnung: wenn sie nicht würden wie dieses, so kämen sie nicht nur nicht auf die ersten Plätze, sondern gar nicht hinein. Euch hätte er sicher nicht in ihre Mitte gestellt um eurer Demuth willen, denn wo findet sich ein roherer Uebermuth als eben bei euch? wo findet sich ein eckelhafteres Hervordrängen, ein schamloserer Stellenstreit, ein unverschämteres Brüsten mit Lastern aus Mangel an Tugenden als gerade unter euch?

Kindlein heiße ich euch also nicht um eurer Unschuld, eurer Demuth willen, ein Anderes gibt mir, euch so zu heißen, das Recht.

Kindlein seid ihr an Erfahrung, an Weisheit.

Als ob der heutige Tag erst euch geboren, als ob ihr Niemand noch gesehen hättet als euch selbst, von den vorigen Tagen, den vergangenen Geschlechtern noch kein Wort vernommen,

ja, als ob ihr noch keinen Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung wahrgenommen, gebehrdet ihr euch. Keine Ahnung habt ihr noch von dem Volksgericht, das durch alle Jahrhunderte geht, von dem gräßlichen Gegenſatz, in welchem euer Selbſtdünkel und des Volkes Urtheil ſtehen, keine Ahnung, wie viel Tauſend Augen in ruhiger Prüfung auf den ſchmutzigen Grund eurer Herzen gedrungen ſind. Ihr gebehrdet euch auf euren Stühlen, als ob ihr alleine wäret in der Welt oder blind die Tauſende, deren Augen ihr durch euern unzüchtigen Lärm muthwillig auf euch zieht. Ihr wälzt euch nicht nur in den Laſtern, ſondern ihr ſpiegelt recht eigentlich die Laſter, welche zu jeder Zeit, in der vergangenen und gegenwärtigen, den Menſchen in Schande gebracht, ins Siechthum verſenkt, um jeglichen Himmel betrogen haben. Darum nenne ich euch Kindlein. Kindlein ſeid ihr an Erfahrung und Weisheit, trotz eurem üppigen Weſen; die Vergangenheit begreift ihr nicht, die Gegenwart würdigt ihr nicht; an die Zukunft denkt ihr nicht.

Doch noch in einer andern Beziehung nenne ich euch Kindlein. Vielleicht begreift ihr dann, wie tief ihr, die ihr euch ſo hoch glaubt, auf den Stufen der Menſchheit ſteht, wie gut des Apoſtels Worte auf euch paſſen: da ſie ſich für Weiſe hielten, ſind ſie zu Narren geworden.

Kindlein nenne ich euch, weil ihr wieder Götzendiener geworden ſeid.

Als den Menſchen die reine Kindlichkeit verloren gieng, als ſie ins Kindiſche übergiengen, verloren ſie Gott aus den Augen und dienten Götzen; die Nacht des Heidenthums kam über die Menſchheit. Die Sehnſucht nach dem unbekannten Gott gieng nie verloren, aber der Herrſchaft des Fleiſches blieb man unterthan in vielerlei Geſtalt. Unendlich ſchwer war es den Juden, dem Dienſte des Fleiſches zu entſagen und dem Dienſte des unſichtbaren Gottes ſich wieder zuzuwenden; unmöglich ward es den zu Chriſten gewordenen Heiden, allen heidniſchen Vorſtellungen zu entſagen und nichts von ihrem Fleiſchesdienſt ins Chriſtenthum einzuſchleppen; nur den Reinen und Hochgeſtellten

ward es gegeben, Gott im Geiſte und in der Wahrheit zu verehren. Dieſes Heraufarbeiten aus dem Götzendienſt, aus dem Dienſte des Fleiſches zur Verehrung des unſichtbaren Gottes in Liebe und Heiligkeit iſt ein Aufwärtsſteigen, eine Verklärung der Menſchheit, ein Herauswachſen des Menſchen aus der ſichtbaren, vergänglichen Erde dem ewigen Himmel zu. Wer wieder der Sünde ſich hingibt, Knecht von Laſtern wird, das Fleiſch zu ſeinem Herrn macht, iſt wie einer, der aus einem Freien ein Unfreier, aus einem vernünftigen Weſen zum Thiere, aus einem Sehenden ein Blinder wird.

Vielleicht werdet ihr jetzt dieſe Rangordnung unter den Menſchen beſpötteln wollen. Aber wartet nur, bis ihr auf dem Todtenbette liegt, bis eure arme Seele Troſt bedarf, Weib und Kinder einen Beſchützer, euer Geld einen Hüter, dann wollen wir ſehen, wen ihr an euer Siechbett beſcheidet, wem ihr euer Vertrauen ſchenkt, ob einem euerer zuchtloſen Genoſſen, oder einem wahren Chriſten; dann werdet ihr es faſſen, wer vor Gott und der Welt in der That höher ſtehe: ein Götzendiener, oder ein Chriſt.

Daß ihr Götzendiener geworden ſeid, werdet ihr in Abrede ſtellen wollen, die Einen unter dem Vorwande, ſie glaubten an einen Gott, die Andern mit der Behauptung, ſie brauchten weder Gott noch Götter. Doch das iſt verlorne Mühe, Kindlein, täuſchet euch nicht. Beim Glauben an einen Gott iſt Anbetung und Opfer. Ihr, die ihr noch an unſern Gott glauben wollt, ſagt mir, wo betet ihr unſern Gott an? Nicht in der Kirche, nicht auf dem Felde, nicht in euren Rathsſtuben, nicht in euren Kämmerlein, etwa in euren Kneipen? Nirgends betet ihr zu ihm [illegible]ngt ihr ihm Opfer? Er forderte eure Kühe und Kälber [illegible]r fordert eure Kinder, euch ſelbſt durch ehrbaren Wandel und ein frommes Herz. Von dem allem habt ihr ihm nichts dargebracht, habt vielleicht nie oder ſeit Jahren nicht um Gottes willen etwas gethan. Wer keinen Gott anbetet, keinem Gott opfert, hat keinen Gott; aber wer keinen Gott hat, der hat einen Götzen oder viele. Dem Dienen und

Verehren kann kein Sterblicher sich entziehen; wer ein Leben besitzt, muß sein Leben einem Wesen weihen, und wenn er es weiht, wird zum Gott oder Götzen.

Hört, wie der Mensch erst gottlos wird und dann ein Götzendiener; vielleicht versteht ihr mich und euch besser.

Da die Menschen sich für Weise hielten, sind sie zu Narren geworden: mit unserem treuen Gott, den uns die Bibel verkündet, den jeder Sonnenstrahl und jeder Sternenblick offenbart, der den Staub regiert und die Lilien kleidet, der in die Herzen niedersteigt, die Thränen der Menschen zählt und ihre Gedanken wiegt, waren sie nicht mehr zufrieden, sie wollten einen andern Gott, der auf neue Weise sich darstelle. Die thorrechten Kindlein setzen nun aus ihren kindischen Gedanken einen Gott zusammen, den wunderlichen Nebelgott der heutigen Aufklärung, der einem jeden zu einem andern wird und einem jeden alle Tage anders, von dem man nichts weiß, nicht einmal, was er will, von dem keine andächtige Seele erfahren kann, ob er bedrängte Herzen trösten wolle. Diesen Nebelgott, den man sich selbsten macht, den man alle Tage neu machen muß, wenn man ihn haben will, dieses Dunstgebilde der Phantasie, das man Idee heißt, dieses Phantasiespiel, das man bloß denken, nie empfinden kann, diesen flüchtigen Schatten, der nie mit lebendigem Hauch Seelen begeistert, dieses Knochengerippe trockner Begriffe, diese Wolke ohne Regen, diesen Wellenschaum des menschlichen Gehirns, dieses Ding von allen Farben und Gestalten und doch ohne Halt und Kraft, dieses wesenlose Wesen, das millionenfach zersplittert nirgends ganz sein soll, aber stückweise zu finden in jeder schmutzigen Menschenseele, dieses Ding betet ihr nicht an, das könnt ihr nicht anbeten, ihr schauet es bloß an. Wenn euch im Gewühle der Welt, im Drange der Tage, im Klange des Geldes ein stiller Augenblick wird, so ergötzt ihr euch vielleicht, diesen Nebelgott zu bilden und das flüchtige Gebilde an euch vorüberrauschen zu lassen.

Diesem Ding opfert ihr nichts, höchstens ein selbstgefällig Lächeln, wenn euch dessen Bildung eine gelungene scheint. Die-

sem Ding, das ihr selbsten schafft, dankt ihr nicht, glaubt ihr nicht, vertraut ihr nicht, ihr, die ihr euch zu Schöpfern eures Schöpfers gemacht. Dieses Ding nun, das euch weder kalt noch warm im Herzen macht, keine Hoffnung gibt, Sünden weder vergibt noch zurechnet, das wollt ihr nun noch Andern aufdringen: ihren alten, treuen Gott, in dem kein Schatten der Umwandlung ist, der von Jahrtausend zu Jahrtausend der gleiche ist, sollen sie tauschen an euer wandelbares Gebilde, ihren allgewaltigen Schöpfer an euer ohnmächtiges Geschöpf. Den warmen Betern, deren Seelen alle Tage nach Gott verlangt, nach dem Gott, der liebt und gibt, denen wollt ihr aufdringen euer dunstiges Geschöpf, das wie schottischer Nebel in eisiger Kälte über den Gewässern schwebt, hörlos, empfindungslos. Denen, die in ihm leben wollen, um in dem Herrn sterben, in dem Herrn auferstehen zu können, denen wollt ihr eure Hirngespinnste aufdrängen, die jeder nächtliche Traum umgestaltet, über die nicht zwei unter euch eins sind, ja keiner eins mit sich selbsten. Den alten, treuen Gott, den Gott der Väter, der den Kindern Vater sein will, der Ohren hat für die Beter, Augen für die Bedürftigen, Liebe für Alle, den sollen die Gläubigen tauschen an eure Nebel, eure Wolken ohne Wasser, eure Hirngespinnste, eure selbstgemachten Götzen, die bei jedem Windstoß ein ander Antliz zeigen. Und warum sollen vertauschen die Gläubigen ihren Gott mit eurem Gott? Um unglückliche Geschöpfe zu werden, wie ihr es seid. Ja, ihr armen Leute, während ihr euern Gott mit dem Munde predigt, predigt euer Leben eine furchtbare Predigt über den Jammer, das Elend derer, die unsern Gott tauschen an euern Gott. Euer Gott ist nicht nur form- sondern leblos, er hält Niemand aufrecht, ja er hält Niemand fest an sich, Alle läßt er sinken, und Alle fallen lebendigern Götzen zu, die Opfer annehmen können und Anbetung begehren. Während Viele von euch bereits in wüstem Thierdienst sich wälzen, sieht man Andere nach und nach von lebendigen Götzenarmen umschlungen, sieht sie ängstlich das Angesicht ihres Gottes suchen, sieht, wie ängstlich sie in leerer Luft nach einem

Plätzchen zum Feſteſtehen tappen, aber das Auge ihres Gottes finden ſie nirgends, keine Hand ſtreckt er aus zu ihrem Halt, ſie fallen tiefer und tiefer dem häßlichen Dienſte entgegen, dem eure Gefährten ihr Leben weihen.

Der erſte Götze, der euch ködert, Opfer euch ablockt, iſt Fleiſchesluſt, Sinnlichkeit, feine auch, doch grobe meiſt. Dieſem Götzen richtet ihr Altäre auf, und an dieſen Altären ſtehn als eine unheilige Prieſterſchaft, vom Scheitel bis zur Fußſohle beſudelt, eidgenöſſiſche Regenten. Mit dieſen Altären iſt das ganze Land überſäet, mit allen möglichen Thierzeichen wird die Menge zu dieſen Altären gelockt, um in dieſen neueidgenöſſiſchen Wirthſchaften zu erkennen, was neueidgenöſſiſche Wirthſchaft ſei. Um dieſe Altäre herum liegen nun eidgenöſſiſche Regenten Tag und Nacht, pflegend den ſchmutzigen Dienſt. Von dort weg muß man ſie holen, wenn ſie mit reden ſollen zu des Landes Wohl; von dort weg muß man ſie holen, wenn das Weib mit dem Tode ringt, ein Kind dahin geſchieden iſt. Dort werden die heiligſten Angelegenheiten lachend in den Koth getreten und aus dieſem Kothe hervor in die Rathſäle gezogen; dort werden die Grundſätze lachend ausgeſprochen, die Treue und Wahrheit aus dem Staate, das Vertrauen aus der menſchlichen Geſellſchaft, das Glück aus jedem Hauſe, den Frieden aus jedem Herzen bannen müſſen.

Von dort wanken eidgenöſſiſche Regenten beſudelt heim erſt mit anbrechendem Tage, geben Ärgerniß auf den Straßen, bringen Jammer heim, verfaſſen in trunkenem Zuſtande Geſetze für das Land, Richterſprüche gegen Wittwen und Waiſen. Dort entmannt man den eigenen Leib, bricht die Treue dem Weibe, die Pflicht den Kindern und höhnt frech den Glauben, daß die Landesväter dem Volke vorangehen ſollen in jeder Tugend, und pflanzt frech den Glauben auf, daß die neueidgenöſſiſche Regentenpflicht das Volk einzuweihen hätte in jedes Laſter.

Und neben dieſem Altar ſteht ein zweiter, einem zweiten Thiere geweiht, den Gelüſten nämlich, denen der Rabe fröhnt und die Elſter, denen der Maulwurf ſein dunkles Leben weiht,

und um diesen Altar drängen sich eidgenössische Regenten dicht geschaart. Zusammenraffen wollen sie in jämmerlicher Hast und Eile von den Gütern der Erde, was sie mit ihren unbeschnittenen Fingern erreichen mögen. Es ist, als ob das Gefühl in ihnen sich festgestellt hätte, das den Bewohner eines brennenden Hauses ergreift, das sich windet um die Füße dessen, der wüthende Feinde hinter sich einbrechen sieht in die Stadt, das umschleiert die Besonnenheit dessen, dem der ausgebrochene Strom an den Ferfen rauscht: was sie ergreifen können mit gierigen Händen, umklammern krampfhaft sie und eilen, es zu bergen, als ob das Gebäude ob ihnen zusammenstürzen, der grimmige Feind sie fassen, der wüthende Strom sie verschlingen wolle. Als ob solche Hast in den eidgenössischen Regenten wohne, die diesem Götzen dienen, raffen sie zusammen und halten krampfhaft fest, was sie in ihrer Stellung von ihren Plätzen aus erraffen mögen. Geld, Geld, tönt es ihnen im Traume, schwebt ihnen vor auf den grünen Bänken, hinter'm grünen Glase, im Schooße der Buhlerin, im verdüsterten Krankenzimmer. Geld ist das Losungsgeschrei bei der Stellenjagd, Geld der goldene Hintergrund der Gesetzgebung, der goldene Himmel aller Staats- und namentlich der Finanzreformen. Mit wohlbezahlten Stellen paart man die Taggelder, krönt beide mit unverschämten Kostensnoten, um Alles windet man dunkle Spekulationen, und, wie Vampyre an die Schlafenden, klammert man sich mit teuflischem Wucher an die Unmündigen im Volke und lacht mit teuflischem Hohn den Todesseufzern der Ausgesogenen. Diesen Götzen haben eidgenössische Regenten aufgerichtet im Marke des Landes und dienen ihm mit Leib und Seele. Und weil ihre Seele diesem Götzen ergeben ist, so haben diese kein Gefühl für einen Unglücklichen, keinen Sinn für etwas Gemeinnütziges. Sie trösten mit Anweisungen auf die Staatskasse, sie helfen höchstens mit einem Zeitungsartikel; ist man mit diesem Trost, dieser Hülfe nicht zufrieden, will man etwas Klingendes von ihnen, dann donnert der Götze in ihrem Bauche grollend und erschrecklich ob solchen Anmuthungen, bis der Bittende verstummt.

Aber noch ein anderes Thier regt ſich grimmig in Regenten, die unſern Gott mit einem Hirngeſpinnſt vertauſcht, und die nun dieſes hat zurückfallen laſſen in den alten Götzendienſt, und dieſes Thier richtet auch Altäre auf und ſtellt Götzen darauf zur Anbetung, und faſt alle Wochen andere. Es iſt der ſchauerlichſte Dienſt, den Menſchen üben können um dieſe Altäre, dieſe dämagogiſchen Götzen herum. Es iſt in euch ein feindſelig Weſen gegen alles, das mit euch trinkt, mit euch ißt, das mit euch theilt die Gaben Gottes, die Gunſt der Menge; es iſt das Eigenthümliche, das in der Katze wohnt wie im Hunde, das den Abel erſchlagen hat: es iſt der Neid, der mit Rache gepaart iſt und bei euch in Ehrgeiz und Eitelkeit ſich mündet; der Neid, den kein Gott euch zähmt, kein Chriſtus in Liebe wandelt, der euch zu den ſchauerlichſten Kämpfen treibt. Papiererne Altäre habt ihr errichtet und treibt ſie in alle Häuſer, und auf dieſen Altären brennt ihr Stöße von Weihrauch alle Tage und ſchlachtet den Götzen, denen die Altäre gelten, Menſchenopfer Tag für Tag zu Tauſenden. Die Altäre ſind die Zeitungen oder eure Reden; die Götzen, denen ihr Weihrauch brennt und Opfer ſchlachtet, habt ihr aus eurer Mitte; die Prieſterſchaft beſteht aus denen, von denen jeder ſelbſt gerne zum Götzen würde auf Koſten der andern. Seht, welch Drängen um dieſe Altäre herum, und wie die Prieſterſchaft alles ſchlachtet, was ihrem geweihten Kreiſe ſich nähert, und das Opfer im Kothe herumzieht, ehe ſie es dem Götzen verbrennt; ſeht, wie ſie ſich unter einander die Hände drückt und zulächelt, und wie man ſich heimlich Rippenſtöße verſetzt und den Fuß vorhält, wie Jeder dem Andern ſeine Arme darbietet, um ihn auf den Altar zu ſtellen, und Jeder dem Andern eine Grube gräbt heimlich! Einen Götzen nach dem andern ſtellt die Prieſterſchaft auf den Altar, und ſeht, wie der Götze ſich gebährdet, üppig und dünkelvoll, und wie die Prieſterſchaft ihn umkriecht, niederträchtig und gefräßig! Seht, wie das Haupt des Götzen im Weihrauch ſchwimmt, aber ſeht auch, wie es im Rauche verſchwindet, und ein anderes oben erſcheint, ehe man es ſich verſieht. Geht ein-

mal hinter die Altäre und zählt sie, die eidgenössischen Regenten, die sich zu Götzen haben machen, sich opfern, anbeten lassen, die bereits niedergetreten sind in Koth von den eigenen Gefährten, ein ärger Schicksal haben, als Dagon, der Mäusegott der Philister.

Sich selbst haben sie zu ihrem Gott gemacht, sie liegen im Kothe, im Kothe liegt ihr Gott! Wenn dieser im Kothe liegt, wer hilft ihnen auf, wer reiniget sie, wer wölbt den Himmel neu über sie? Niemand! Sie haben keinen Gott, der tröstet, aufhilft, den Himmel gibt. Sie hatten einen Gott aus Koth gemacht, zu Koth ist er wieder geworden, Koth ist nun auch ihr Trost, Koth ihr Himmel!

Die armen, armen Kinder!

O liebe Kindlein, hütet euch vor den Götzen!

Die Opfer, die ihr ihnen bringt, verzehren euren Leib, schänden euren Namen, rauben euch Heil und Frieden hier und dort. Ihr thorrechten Kindlein wähntet nun, das Volk sollte Opfer bringen an eure Altäre, und ihr, bald Priester, bald Götzen, wolltet euch laben an diesen Opfern. Es sollte opfern seine ehrbaren Sitten, die Jungfrau den keuschen Sinn, der Jüngling seine Enthaltsamkeit, die Eheleute der Ehe Heiligthum, Alle Rechtlichkeit und Treue; es sollte opfern seinen unbescholtenen Glauben, seine Hoffnungen, seinen Himmel; es sollte schlachten seinen alten, treuen Gott eurem neblichten Götzen. Wenn es euch alle begehrten Opfer gebracht hätte, wenn euer Werk vollendet wäre, dann fände man keine Schweizer mehr im Schweizerlande, sondern eine thierische Horde, Einer wider Alle, Alle wider Einen, und euere zerrissenen Gebeine würden bald zerstreut zu finden gewesen sein an den Straßenecken, im Dickicht des Waldes, gebleicht in Schnee und Wind. Die Gegensätze berühren sich, eure gesuchte Aufklärung würde zusammenfallen mit der Thierheit einer Buschmanns Horde. Das Volk opferte viel, ihr führt ein kostbar Regiment, doch opferte es nicht alles, was ihr wolltet, aber während euren Mühen,

zu Opfern das Volk zu bringen, opfertet ihr, was ihr nicht wolltet, was ihr nicht begreift, was euch aber mit furchtbarem Grauen erfüllen muß, wenn euch einſt die Erkenntniß aufgeht, daß ihr alle Güter, die Gott euch gegeben, eingeſetzt habt, um die Hölle zu gewinnen.

Wie Mancher hat ſeine Kraft, ſeine Geſundheit, die erſten Dienerinnen einer geſunden Seele, leichtſinnig dem Götzen der Luſt zum Spiel gegeben; die Väter giengen in den Schlachtentod für das Vaterland, an Wein und Dirnen ſterben die Enkel. Aber ehe der Tod kömmt, kömmt das Siechthum und peinigt das ſündige Gebein: und mitten in der Pein glüht die böſe Luſt auf und peinigt auf ihre Weiſe, bis ſie befriedigt iſt; und jede Befriedigung verdoppelt die Pein, macht das Übel giftiger, treibt neue Stacheln ein in den ſiechen Leib. Und am Krankenlager ſteht wie ein Geſpenſt der Schmerz und verſcheucht den Schlaf, damit der arme Sünder ſich beſinnen lerne, mit welchen Gaben Götzen Opfer lohnen; damit er Zeit habe, die Stunden zu zählen, die der Staat ihm bezahlt hatte, die ihm zu bezahlen mancher arme Mann bei ſchwerer Arbeit ſchwitzte, und die der leichtfertige Regent zu Tauſenden verſchwendete, ſeinen Götzen opferte; damit er nachzählen lerne, was er zu des Volkes Wohl mit dieſen veruntreuten Stunden im verwahrloſten Vaterlande hätte verrichten können; damit er die Wunden zählen könne, welche die veruntreuten Stunden dem verwahrloſten Lande geſchlagen durch liederliche Geſetze, unüberlegte Richterſprüche, durch endloſes Herumſchleppen einfacher Dinge, durch ſchmähliches Hintanſetzen verſchiedener Zweige des innern Haushaltes. Etwelche haben im Unmaße ihres Sinnendienſtes trotz ihrer Geldgierigkeit ihre Habe geopfert. Ihre Schulden mehren ſich, der Kredit nimmt ab, mit den Schulden mehren ſich die Bedürfniſſe. Der Götze frägt nicht, ob Weiber weinen, Kinder hungern, das Geld aus eigener oder fremder Kaſſe genommen werde, der arme, elende Sklave an den Pranger komme, wenn die Kaſſe an den Tag ſoll: der Götze gebietet, der elende Sklave muß gehorchen.

Aber noch ganz Anderes habt ihr geopfert. Gedenket, was ihr vor acht Jahren gewesen den Leuten im Lande, und was ihr jetzt ihnen seid. Damals waren Viele unter euch, nicht Alle, umringt mit aufrichtigen Freunden, euer Name klang gut im ganzen Lande, große Hoffnungen ruhten auf euch, wie ein Hort stundet ihr im Lande. Und jetzt, wie steht es jetzt mit euch?

Einsam steht ihr noch nicht, Genossen umringen euch, aber keine Freunde. Einen Freund nach dem andern habt ihr geopfert eurem Systeme, wie ihr sagt; ihr armen Kindlein nennt System eure Götzen, nennt System den Dunst, den fremde Taugenichtse euch einbliesen, tratet die Freunde in den Koth, um Handlanger, Sklaven fremder Hungerleider, zuchtloser Lüstlinge zu werden. Während ihr von Unabhängigkeit faselt, seid ihr Söldlinge in fremdem Dienste geworden; euer Sold war der Weihrauch auf den papiernen Altären, euer Dienst war die Ueberlieferung des Vaterlandes in fremde Knechtschaft, in die verruchte Knechtschaft des jungen Europas. Das thatet ihr, ihr Unglücklichen. Ihr höhnt die, welche fremden Fürsten dienen: was trifft euch, die ihr fremden Taugenichtsen dient, und zwar dient gegen Väter und Brüder? Geht, fragt im Lande nach, ihr Unglücklichen, was euch trifft, was ihr geopfert habt. Geht im Lande von Hütte zu Hütte, schaut in die Augen den Leuten, sie werden sie abwenden von euch; gebt ihnen die Hände, die Weiber werden abwischen die berührte Hand. Sucht euren guten Namen von Dorf zu Dorf, ihr werdet ihn nicht mehr finden, aber finden werdet ihr Mißtrauen, Ekel, Haß. Ja, wenn Einige unter euch auf dieser vergeblichen Reise nach ihrem guten Namen versuchen wollten, mit einem armen Bettelweibe, das hungernd an der Straße sitzt, Namen zu tauschen, wenn sie ihm Geld um Geld bieten würden zu diesem Tausche, es würde sich das Bettelweib mit Abscheu von ihnen wenden, es würde sich schütteln, wenn sie von ihm giengen. Einen solchen Namen traget ihr, und dieser Name folgt euch, zieht euch voran, wie der Schatten dem Menschen, verdüstert die Wissenschaftlich-

keit derer; deren Wiſſenſchaftlichkeit noch brauchbar wäre, macht ſtinkend die praktiſch noch Tauglichen, verzehrt fratzenhaft die Gelehrſamkeit derer, die ihr Wiſſen als Angel mißbraucht, zeichnet ſcharf die Gemeinheit, den thieriſchen Uebermuth des Stärkern. Die Verſunkenheit des Götzendieners legt als Geſpenſt ſich zwiſchen euch und das Volk, und was das ſchlummernde Volk ſchon lange träumte, wird das erwachte vollziehen: es wird euch verwerfen, es wird euch ziehen laſſen, verlaſſen von euren Freunden, begleitet von eurem ſelbſtgemachten Namen, der Zukunft entgegen. Und wohin, ihr armen Kinder, wollt ihr in dieſer Zukunft gehen? wo wollt ihr Ruhe ſuchen und Frieden, wo eine Tröſtung, die jedem Menſchen, der einen Fall thut, ſo nothwendig bleibt, als dem Kinde, das über ein Stäbchen ſtrauchelt.

Große Männer, mächtige Naturen ſuchen Friede und Ruhe in ſich ſelbſten: wollt ihr in euch ſelbſt eine Freiſtätte ſuchen? Ach, ihr armen Kinder, ihr ſeid eben nicht große Männer, nicht mächtige Naturen, ihr habt allzuſehr Kleinigkeiten nachgejagt, ſeid kleinlichten Leidenſchaften unterlegen, habt nach Flüchtigem getrachtet und nur Oberflächliches ins Auge gefaßt. Wer in ſich ſelbſt Ruhe und Troſt finden will, muß im Bewußtſein tragen die Gewißheit, ein Stern zu ſein, den eine Wolke verdunkelt, die Gottes Hauch verjagen, den Stern hervorrufen wird in neuem Glanze; das Bewußtſein in ſich tragen, für die ewige Wahrheit, das ewige Recht gekämpft, ſich ſelbſt vergeſſen, an das Heil Aller Alles geſetzt zu haben: ihr aber habt euch nicht vergeſſen, habt für zeitlichen Vortheil gebelfert, habt euch verſenkt in den Schlamm der Erde, aus dem noch nie ein Verſunkener als Stern hervorgegangen. Ihr findet daher keinen Troſt in euch ſelbſt, ſo wenig als der, der in Lotterien ſein Geld verpraßt, als der, der als ein ſchuldiger Züchtling am Schatten ſitzt. Nicht einmal eure Phantaſie kann euch tröſten mit Bildern einer beſſern Zukunft: ihr habt zu oft geſagt, daß, wer einmal am eidgenöſſiſchen Pranger ſtehe, nie mehr zu eidgenöſſiſcher Ehre kommen könne.

Wollt ihr Troſt ſuchen bei euren Genoſſen? Fragt euch

doch, was ihr für Geſichter gemacht habt denen, die vor euch Götzen geweſen, vor euch in Staub geworfen worden ſind? Treue war nie unter euch, darum habt ihr nie Troſt für einander.

Mancher von der Welt Getretene, in ihren Wellen Zerſchlagene hat ſich gerettet in den Kreis ſeiner Familie, in die ſtillen Wände ſeines väterlichen Hauſes.

Es haben Viele unter euch eine Familie, ein väterliches Haus. Der chriſtliche Vater wird in den grauen Wimpern eine Thräne verrinnen laſſen, euch wieder Platz machen an ſeinem Tiſche; die Mutter wird das gute Herz, das faſt alle Mütter faſt in allen Söhnen ſehen, hervorſtreichen und auf eure Verführer ſchelten; die Schweſtern werden das Erröthen, das ſie allemal beim Nennen eures Namens überflog, vergeſſen, euch wieder Brüder heißen; das chriſtliche Weib wird mit der alten Treue euch empfangen; die Kinder werden — ſchüchtern zu euch aufſehen, fliehen oder ſich anſchmiegen, je nachdem ihr Gefühl einen Geiſt in euch ahnet. Aber ihr werdet nicht glücklich ſein, nicht Troſt finden in dieſem Kreiſe: des Vaters Reden ſind euch zu altväteriſch, der Mutter Liebe läſtig, eure Schweſtern euch überflüſſig, mit dem Weibe könnt ihr nicht beten, mit den Kindern mögt ihr nicht lachen; ihr habt keinen Frieden in euch, darum findet ihr nirgends Frieden; euer Herz hat kein Genügen, darum genügt ihm kein Haus, kein Herz. Was ſollt ihr auch im Familienkreiſe bei Familienereigniſſen? Wenn eure Eltern im Ende liegen, welchen Troſt wollt ihr ihnen mitgeben in's dunkle Grab über das Schickſal eurer armen Seele? Wenn eure Schweſtern heirathen, welchen Wunſch wollt ihr ihnen mitgeben in die Ehe? Wenn eure Weiber frommen Samen ſäen in die Herzen der Kinder, welch Geſicht wollt ihr zu ihren Lehren machen? Wenn ihr am Sterbebett eurer Söhne ſteht, was wollt ihr ihnen, was wollt ihr euch ſagen? Wenn eure Söhne an eurem Sterbebette ſtehn, welche Ermahnungen wollt ihr ihnen geben für's Leben, welche Ausſichten für die Zukunft? Da habt ihr nicht Troſt für ſie, nicht für euch; da fühlt ihr, daß ein Götzendiener nirgends Ruhe findet, auch nicht im Schooße

der Seinigen, daß sein Haus ihm keine Freistätte mehr ist in des Lebens Nöthen.

Flüchtet euch zu euren Götzen, kniet wieder nieder an ihre Altäre, fröhnt der Lust, treibt Wucher, rühmet euch, scheltet Andere — ihr könnt vielleicht alles das noch. Aber ihr fühlt, wie Götzen sich überleben oder, wie die Lust an ihnen sich überlebt. Nichts hat den alten Reiz mehr, nichts macht euch mehr in übermüthiger Lust trunken, wie zu der Zeit, da ihr zu eurem Dienst die Welt bekehren wolltet. Betrinken könnt ihr euch noch, aber es ist das Betrinken des Armen, der sein Elend vergessen will, nicht das Betrinken des Siegers, der einen Sieg feiert. Eure Götzen reichen euch noch Gaben, aber wie Bettlern, und nicht mehr wie Priester schwelgt ihr in den Gaben der Götzen. Und jede Gabe hat einen bittern Nachgeschmack, und jede mahnt euch daran, daß sie nur ein Bettelgeschenk sei für euch, denen ein Himmel voll Gaben beschert gewesen, und jede weckt in euch einen neuen Stachel über ein verlornes Leben, dringt sich als ein Pfand auf der Armuth eurer Götzen, der Gewißheit, daß ihr Trost immer dürftiger wird, je nöthiger ihre Anbeter ihn haben, streicht als Schatten über euer Leben, der voraneilt der schauerlichen Wirklichkeit, die dem Schatten nacheilt immer näher auf euch herein. Und ihr armen Götzendiener, wohin wollt ihr euch retten vor dieser hereinbrechenden Wirklichkeit? Schirm bieten euch keine Götzen, Schutz gewährt euch keine Lust, Herz und Haus sind öde an Trost? Arme, arme Kindlein seid ihr, flüchten könnt ihr euch nirgend hin, als nur zu unserem Gott, nur bei ihm ist Schutz und Schirm für verlorne Söhne, die bis zu den Trübern gekommen sind, zu den Trübern geistiger Verlassenheit, dem Bewußtsein, daß nirgend mehr Heil sei für sie, wenn nicht bei Gott, der der Sünder sich erbarmet und die verlornen Kinder aufnehmen will.

Die Götzen zu fliehen und zu diesem Gott zurückzukehren, während es noch Tag ist, ist die Mahnung, die am heutigen Tag an euch ergeht; ohne diese Rückkehr ist kein Heil für euch, werdet ihr keinen Trost finden irgendwo, ohne diese Rückkehr

dem Gericht der Menschen, dem Gerichte dessen, der die Menschen geschaffen, und nicht sie ihn, nicht entrinnen. Ja wahrhaftig, arme Kindlein, nur unser Gott vermag Frieden zu spenden in eure zerrissenen Herzen, nur er vermag eure zerrissenen Herzen wieder in Liebe zu verbinden mit den Herzen der Eurigen, nur er die Kluft zu ebnen, die klafft zwischen dem Volke und euch, euch zu reinigen vom stinkenden Schlamm des Götzendienstes, die grausen Folgen dieses Dienstes zu mildern; nur unser Gott kann Friede machen allenthalben, wo ihr Zwiespalt gepflanzt und Streit gestiftet. Zu ihm, liebe Kindlein, kehret zurück, beugt vor ihm eure schuldigen Häupter wieder, weiht euch seinem Dienste im Geiste und in der Wahrheit, zersprengt die Fesseln des sündigen Stolzes, der die Ursache alles Abfalls ist, der das Geschöpf über den Schöpfer heben will; windet euch heraus aus dem unseligen Wahn, als ob ihr in eurer Afteraufklärung hoch über Andern stündet; begreift es, daß ihr durch sie tief unter Andere gefallen seid; erkennt es, daß an Herrlichkeit und Kraft der Christ hoch über jedem Ungläubigen stehe, hoch über ihm stehe an Einsicht und Weisheit. O, arme Kindlein, begreift es, daß aus eurem Elend euch kein Tausendguldenmann retten kann, sondern allein der, der nicht mit vergänglichem Silber oder Gold uns erkaufet hat, sondern mit seinem theuren Blute; begreift es endlich, daß nicht Gulden und was sich daraus erkaufen läßt, selig machen können, sondern allein der, der Gott mit der Welt versöhnet hat, daß allein ein mit Gott und seinen Brüdern versöhntes Herz den Himmel gewinnt. Götzen haben keinen Himmel für ihre Anbeter, in Jammer und Elend endet ihr Dienst. Begreift es endlich, daß nicht das Wort Eidgenoß euch zu würdigen Enkeln der Väter macht, die ihr immer im Munde führt, bis zum Ekel in Reden und Trinksprüchen wiederhallen laßt, sondern der fromme christliche Glaube. Der Glaube gab den Vätern den Sieg, ließ groß sie sinken in's stille Grab, hält hoch sie im Andenken der Menschen.

Begreift es endlich, daß euer Trotz gegen Gott ohnmächtig, kindisch ist, begreift es, daß ihr das Volk auf keine Weise mehr

blenden, einschüchtern könnt, daß ihr nackt vor seinen Augen steht in eurer ganzen Jämmerlichkeit.

Begreift dieses, ihr vom Glauben abgefallenen Regenten, die ihr in den verschiedenen Gauen der Eidgenossenschaft wohnet, und laßt endlich wieder aufdämmern in euch die lang verbannte Scham, laßt sie Gefühle zeugen, daß eure Schuld groß geworden sei bis an den Himmel, laßt sie den Wunsch gebären, daß die Thäler einbrechen, die Berge euch decken möchten. Und wenn es schwarz wird in und um euch, wenn eure Hand eine Waffe sucht, euer Auge einen Abgrund, dann gedenket, daß ich euch lieb geheißen, daß in diesem Wort die Versicherung lag, daß der Liebe Gottes Alles möglich sei, das Herz des Vaters versöhnlich, seine Hand gnadenvoll für jeden bekehrten Sünder, daß er durch seinen Sohn den Bund aufgerichtet, kein reuend Herz zu verschmähen; zieht die Hand von der Waffe weg, das Auge vom Abgrunde; hebt Hand und Auge auf zum Anfänger und Vollender unseres Glaubens, hebt sie auf zu dem guten Vater im Himmel und betet aus zerschlagenem Herzen: Ach Gott, auf uns Zerknirschte, die du so hoch gestellt, wende dein Auge nieder, nicht im Zorn, in Barmherzigkeit. Unsere Zunge vermag unsern Frevel nicht auszusprechen, vermag nicht zu nennen die Sünden, die wir in schmählichem Uebermuth begiengen an dir, am Volk, an allen Menschen, an den eigenen Kindern; du, der du die Herzen kennst, kennst unsere Schuld. Unsere Zunge, die so oft dich geschmäht, verspottet, darf nicht um Gnade flehen, um Vergebung; sie ist es nicht würdig, aber o du, der du die Nieren prüfest, siehst, wie unsere Herzen nach Gnade lechzen, wie mit der Hoffnung die Verzweiflung ringt, wie jeder Athemzug ein Seufzer nach Gnade, jeder Blutstropfe eine Thräne der Reue, jeder Gedanke ein Bekenntniß unserer Schuld ist. Unsere Lippen, die so oft mit Sünden geprahlt, wagen es nicht, dir Gelübde der Besserung zu bringen, aber du, dessen Auge das Grab durchdringt und die Zukunft, du siehst den grenzenlosen Jammer, der unsere Seele schwellt, siehst den glühenden Durst nach Gnade, siehst das heiße Verlangen nach

deiner Hülfe, deinem Dienſte. Du, der du das alles ſiehſt; du, den wir wieder erkennen und bekennen, du wende dein Auge nicht ab von uns, laß es ruhen in Erbarmen auf uns jämmerlichen Geſchöpfen, bis daß das Bewußtſein in uns aufgeht, geneſen zu können. Ach, um Eines bitten wir dich, das wie ein zweiſchneidend Schwert unſere Seelen durchſchneidet! ach, wir haben Viele verführt, Viele mit uns geriſſen, unglücklich gemacht, an unſeren Händen klebt Anderer Untergang! Ach Gott, wenn wir Rechenſchaft geben ſollten von dieſen Seelen, und ſie aus unſerer Hand gefordert würden! Ach Gott, du, deſſen Hand die Berge aufgethürmt, das Meer eingedämmt, dem die Sterne gehorchen und der Sand am Meere, du Allmächtiger, ſei der Allerbarmer, mache gut, was wir gefrevelt, rette dieſe Seelen, die wir verführt, ſtille den Jammer, den wir erzeugt, heile die Wunden, die wir geſchlagen, nimm uns ab dieſen Frevel, o Gott, ſonſt brennt auf in unſerem Herzen die Hölle, daß uns nicht vergeben werden könne, und wir verſinken in die Hölle, deren Feuer nie verliſcht. Ach Gott, erbarme dich dieſer Seelen, um ſie bitten wir, an uns geſchehe dann, was dein Wille iſt, du Allmächtiger, Allerbarmer! Amen.

Die

Armennoth

von

Jeremias Gotthelf.

(Bitzius)

Zweite, durchgesehene und mit einem Schluß-Capitel vermehrte Auflage.

Berlin, 1851.
Verlag von Julius Springer.

Zürich:
C. Höhr.

Bern:
Huber u. Comp.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek

Inhalt.

		Seite
Capitel 1.	Die Noth	1
— 2.	Wo kömmt sie her?	10
— 3.	Suchen die Leute Hülfe in der Noth, und wo?	38
— 4.	Bei wem ist die Hülfe in der Noth zu suchen?	54
— 5.	Die Hülfe in ihrer ideellen Gestalt	64
— 6.	Der Hülfe Ausführbarkeit	76
— 7.	Die Ausführung	103
— 8.	Der Bund	141
Schluß-Capitel	. . . . .	148

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Capitel.

Die Noth.

In eines jeden Weibes Herzen wohnt ein Kummer. Vor etwas Drohendem aus der verhüllten Zukunft her beben die armen Weiber, reiche und arme; und manche Freude vertreibt dieser Kummer und oft den lieben Schlaf von den müden Augen. Dieser Kummer ist nicht der Eine und Gleiche in allen weiblichen Herzen, er wechselt mit den Jahren, er wechselt in den Ständen, er wechselt mit den erhaltenen Gaben: einen andern Kummer hat das Herz, das in unschönem Körper wohnt, und einen andern das, welches Schönheit umstrahlt. Auf gleiche Weise hat jedes Volk seinen Kummer; es sieht ein Schwert über seinem Haupte hangen, an dünnem Faden scheint die scharfe Klinge zu schweben, jeder Windeshauch sie herabzustürzen. Ein solches Schwert sah jedes Volk zu jeder Zeit; durchgeht jetzt die Völker alle, ihr werdet jedem Volk bezeichnen können den Kummer, der sein Herz ihm schwillt. So hat aber auch jede Zeit ihren Kummer, den sie Völkern, die in Verbindung leben in gemeinsamen Zuständen, auf die Herzen legt.

Es war eine Zeit, wo der Kummer vor dem Türk und vor der Pestilenz wechselte bei allen christlichen Völkern, wo man in allen christlichen Kirchen Gott um Hülfe bat gegen den Türk und gegen die Pest. Der Kummer vor dem Türk ist verschwunden. Der Türk sitzt in stumpfer Ergebung vor seinem Kaffeehaus, aus seinen ernsten Zügen aber spricht Kummer vor dem Christ, der übermächtig ihn umdrängt, überwacht, wie ein Herr den Knecht. An die Stelle der Pestilenz ist die Cholera getreten, welche durch die Welttheile zieht wie ein grausenhaftes todbringendes Geheimniß; an die

Stelle des Türken möchten die Politiker den Russen setzen, sie irren sich. Ein unnatürlich geschwollener Leib birgt gewöhnlich eine böse innerliche Krankheit, erzeugt geschwollene Beine, und dann geht die ganze Maschine kaput. Nein, unser heutige Türk, gegen den man in allen Kirchen Gott um Hülfe bitten sollte, der sitzt bereits mitten unter uns. Nicht in dieser oder jener Stadt ist er, nicht an dieser oder jener Grenze steht er: alle Städte füllet er, über alle Grenzen ist er gezogen, über alle Länder hat er sich verbreitet. Und dieser neue Türk ist die Armuth, welche über einen großen Theil der Menschheit sich gelagert hat und langsam und schauerlich ihre abgezehrten Arme weit und immer weiter ausbreitet, um auch den Rest derselben an ihre vertrocknete Brust zu drücken.

Und müssen wir denn alle liegen an dieser kalten, harten Brust, müssen unsere Kinder oder Kindeskinder an ihr geboren werden, sterben an ihr; ist sie die fürchterliche Geisel Gottes, die über den Menschen geschwungen wird, als ihr Jagen nach irdischem Gut am höchsten stieg, ist sie es, die vorangeht dem Ende der Welt, als die Lust der Welt alle Herzen überwachsen hatte?

Nicht jeder Kummer geht in Erfüllung, nicht jede drohende Gefahr bricht herein: Feinde hat des Menschen Schwert über die Grenzen gejagt, Feinde hat Gottes Hand gebannt, versenkt. Der Türk brach am Glaubensmuth der Christen seine Macht, zertrümmerte an den Mauern Wiens seine Kräfte; gegen die Cholera schwang der Mensch allerlei Tücher, Bündel mit Kamillen und anderm Thee, und Gott lenkte ihre Schritte, brach ihre Wuth, schonte der Menschen. So ziemt es dem Menschen, mit Gottvertrauen sich gegen Kummer und Gefahren zu wappnen und mit allen ihm von Gott gegebenen Mitteln gegen den Feind zu Felde zu ziehen: das Ende des Kampfes bestimmt Gott, der Sieg wird, wem Gott ihn giebt. Wer fragen sollte: ob wohl dieser neue Feind siegen, der Kummer über ihn in Erfüllung gehen werde? dem gehört die Antwort, daß, das Ende zu wissen, dem Menschen nicht gegeben sei, wohl aber, mit allen Kräften sich mit dem Feinde zu messen, die Gefahr ins Auge zu fassen und ihr muthig zu stehen, denn einzig der Muthige darf hoffen auf den Sieg, ihm allein segnet Gott den Kampf, wenn er kämpft um die gute Sache.

So geziemt es auch uns, dem Feinde zu stehen, ihn zu

meſſen und dann nach Waffen zu ſuchen und ſie muthig zu verſuchen, Gott getroſt den Erfolg unſerer Anſtrengungen überlaſſend, nie vergeſſend, daß der Hülfe Gottes die Anſtrengung der eigenen Kräfte vorangehen muß.

Ich werde wohl nicht nöthig haben, lange zu beweiſen, daß die Armuth gefährlich geworden ſei, daß die Verhältniſſe der ſogenannten Proletarier zu den Beſitzenden, oder der Nichtshabenden zu den Habenden ſo geſpannt ſeien, daß ſie einen Bruch drohen, der ganz Europa mit Blut und Brand bedecken würde, daß die Armuth das feindſelige Weſen ſei, welches dem alten Europa am drohendſten gegenüberſtehe, zwar theilweiſe auch dem noch ältern Aſien, dem jungen Amerika.

Ihr hört Stimmen aus allen Ländern jammern über dieſen Gegenſtand. Hört nach England hin, dort vernehmt ihr nicht blos Klagen der Reichen, Bitten der Armen, ihr vernehmt bereits den Nothſchrei der Reichen, das Kriegsgeſchrei der Armen. Die Armen verzehren bereits die Habe der Mittelklaſſe, und doch darf man das Geforderte nicht weigern, will man das Leben nicht auf das Spiel ſetzen. Und wie viel man auch giebt, ſo liegen doch noch Tauſende im ſchauderhafteſten Elend, das laut zum Himmel ſchreien würde, wenn auch die Elenden ſelbſt ſtumm wären. Horcht nach Frankreich hin, wie es dort wimmelt von Armen, wie ſie in ungeheurer Zahl vornehmlich in den großen Städten liegen, hauptſächlich in Paris, der großen Kloake Frankreichs, wohin der Unrath des Landes abfließt: wie ſie dort ſchreien und zur Hand ſind bei jedem ſchlechten Streiche. Frägt dort nach, was die Begütigung der Armen koſtet, wie viele Millionen die Stadt Paris allein für ſie erſchwingt? Ihr werdet daraus ſchließen können auf die Macht der Armen und die vor ihnen gehegte Furcht.

Gehe man durch ganz Deutſchland, man wird allenthalben die gleichen Klagen vernehmen über die Armenlaſt, man wird beſonders in Städten jammern hören, wie die daherigen Abgaben nicht zu erſchwingen ſeien. Und wenn man nicht mehr direkte Abgaben ziehen darf, ſo organiſirt man indirekte: man giebt Bälle mit und ohne Masken, Konzerte, Deklamatorien, und wie wild tanzen, ſingen, ſchreien die Menſchen, damit die Armen Brod erhalten. Man braucht aber nicht einmal ſo weit zu gehen, ſondern man ſehe nur

um ſich hier in unſerm Ländchen, ſtelle zuſammen, was man wahrnimmt und hört, ſo wird man Angſt kriegen in ſeine Seele, wie gleichgültig dieſe ſonſt auch ſein mag. Es hat immer Arme gegeben, d. h. ſolche, welche in ihnen ſelbſt die Mittel zum Fortkommen in der Welt nicht hatten, die auf die Hülfe ihrer Mitmenſchen angewieſen waren. Die Blinden und die Lahmen hatten zu allen Zeiten Anſprüche an fremde Hülfe, bereits im alten Teſtamente ſind Armengeſetze. Es werden immer Arme im Lande ſein, ſagt Moſes, darum gebiete ich dir, deine Hand gegen deinen Bruder und gegen den Armen und Dürftigen in deinem Lande aufzuthun. Er ſichert ihnen ihren Theil an der Erndte zu, beſondere Vortheile hatten ſie vom Brach- oder ſogenannten Sabbath-Jahr, einen eigenen Antheil an den Opfermahlzeiten ꝛc.

Es waren immer Arme, das Verhältniß zu ihnen hat im Chriſtenthum ſeine eigenen Beſtimmungen, es findet aber auch ſeit Langem ſchon in vielen Geſetzgebungen ſeine Berückſichtigung. Aber nie noch waren die Armen ſo zahlreich im Verhältniß zu den Beſitzenden wie jetzt, nie war in chriſtlichen Staaten durch viele Länder durch ihre Haltung gegen die Beſitzenden ſo drohend, ihre Stimmung ſo feindſelig, und nie noch erzeugte ſich die Armuth ſo faſt aus ſich ſelbſt, war ſo erblich, ſo anſteckend, ſo ausſatz-, krebsartig wie jetzt.

Es gab immer Zeiten, wo das Elend in dieſem oder jenem Lande groß war. Nach dem Schwabenkriege wurden Heerden Kinder auf die Felder getrieben und dort eigentlich geweidet. Nach dem dreißigjährigen Kriege war das Elend an einigen Orten Deutſchlands unbeſchreiblich. In den ſiebenziger Jahren war ebenfalls die Noth groß, und im Jahr ſechszehn aßen gar viele Leute kein Brod mehr, und viele ſtarben im Frühjahr des ſiebzehner Jahres an jungem Klee, welcher geſotten ihre einzige Nahrung war. Von Zeit zu Zeit reißt Mangel und Bedrängniß ein in Fabrikländern: vor zwei Jahren las man gräuliche Erzählungen über die Noth der Seidenarbeiter in Lyon. Solches Elend aber war ein vorübergehendes, erzeugt durch beſondere Ereigniſſe, Krieg, Mißwachs, Stockung des Handels. Waren dieſe Ereigniſſe vorbei, ſo ſchwand die Bedrängniß, die Leute erholten ſich, bald ſah man keine Spuren des traurigen Zuſtandes mehr, er lebte nur noch in der Erinnerung.

Jetzt aber ist kein solch Ereigniß vorhanden, kein äußeres Unglück hat das Mark des Volkes aufgezehrt. Fruchtbare Jahre sind in langer Reihe hinter einander über der Erde aufgegangen, ein jedes mit einem besondern Segen; in Frieden ruhten die meisten Länder Europas seit fünf und zwanzig Jahren, eine Friedenszeit, die selten ist auf der blutgetränkten Erde. Das in Spanien, Portugal, Griechenland und der Türkei vergossene Blut rauchte nicht hinüber bis zu uns. Die Meere sind offen, die Straßen führen in alle Winkel der Erde hinein, in rasendem Umschwunge bewegt sich der Verkehr, und nur die Uebertreibungen desselben, grenzenlose Schwindelei bringen vorübergehende Stockungen in denselben. Man könnte sagen, die zunehmende Noth sei die Nachwehe des Krieges, die erst jetzt sichtbar werde, Folge der während desselben aufgehäuften Schuldenlast, die durch den Hof- und Militärluxus nicht gehörig verringert worden seie. Wir Schweizer haben keinen Krieg gehabt, haben keine Schulden, keinen Hof, und die Tändeleien mit dem Militär kommen nicht in Betracht, und doch nimmt die Armuth zu, mehr und mehr. Man hat im Kanton Bern die in den fürchterlichen Hungerjahren 1816 und 1817 bezogenen Tellen als Maximum aufgestellt, und dieses Tellmaximum betrug einen Drittheil oder die Hälfte mehr, ja war an einigen Orten das Doppelte der früher bezogenen Steuern. Nun frage man nach, wie nahe an vielen Orten jetzt die ordentlichen Steuern jenem Maximum kommen, an wie vielen Orten sie bereits überschritten werden mußten! Und doch ist das gegenwärtig betellte Vermögen durch neuere Bestimmungen der Gesetze viel größer geworden, als es früher war.

Es liegt also außer allem Zweifel, daß die Armuth zunimmt, die fremde Hülfe Ansprechenden immer zahlreicher werden und zwar, und das ist das Schreckenerregende, nicht durch äußere, besondere Ereignisse wird diese Zunahme erzeugt; der Strom läuft nicht wieder ab, wenn die Gewitter vorüber sind; seine Wasser schwellen mächtiger und mächtiger auf bei klarem Himmel, trockener Luft. Es ist also die Armuth eine andere geworden, als sie ehedem war, wo sie in jedem Volke lebte, einem Altare gleich, auf dem das Volk opferte, seinen milden Sinn zu bezeugen; wo sie ab- und zunahm, je nachdem der Herr seine milde Hand öffnete: sie hat eigenes Leben erhalten, diese Armuth, sie ist eine Wucher-

pflanze geworden, die sich ausbreitet wie im Klee der Grind, sie nimmt nicht mehr ab, sie nimmt nur zu, sie ist erblich, ansteckend geworden, eine krebsartige Wunde im Völkerleben, ein eigentliches Pestübel unserer Zeit. Schon dieses giebt ihr ein Feindseliges, unaussprechlich Drohendes für alle die, an denen noch irgend etwas zu verzehren ist. Man stelle sich nur vor das millionenköpfige Ungeheuer, ewig leer und ewig hungrig, wie es sich langsam ausreckt, weiter und immer weiter; wie unter seinem ungeheuren Leibe Alles verwest; wie die länderweit klaffenden Rachen langsam sich weiter und weiter vorstrecken und alles verschlingen, was sie erreichen; wie sie näher und näher rücken dem eigenen Leben; wie alle hineingeworfenen Opfer sie nicht sättigen, nicht stillen; wie das Ungeheuer näher und näher schleicht, zu Tausenden neue Köpfe hervortreibend aus dem magern ungeheuern Leibe, Stunde für Stunde.

Da erfaßt einen Angst, tief und groß, wenn man dieses schleichenden Ungeheuers Köpfe ringsum wachsen und klaffen sieht, wenn man denkt: ob wohl einst die eigenen Kinder als neue Köpfe an dieses grausigen magern Ungeheuers Leib klaffen und schnappen werden? Und diese Angst hat bereits Viele ergriffen. Seht, wie sie ängstlich das offene Land verlassen und zagend in die Städte fliehen, die, welche vor dem Rachen dieses Ungeheuers Güter und Kinder zu sichern haben. Wie man die Städte baute, als die Hunnen einbrachen, wie man die Städte suchte, wenn der Schreck vor dem Türken durch die Länder drang, so sucht man jetzt in Städten hinter ihren Gütern das Heil vor der Armuth, die stätig Tag um Tag auf uns eindringt und nun jeden Tag schneller und immer schneller bis zum Untergang, wenn keine Glaubenskraft die Spitze bietet, wenn an keinen Mauern sie ihre Stirne zerschellt. Aber diese Mauern müssen andere sein, als die Mauern Wiens, an denen der Türk seine Macht brach. Denn seht, wie hinter den Reichen her die Armuth in die Städte dringt, wie dort innerhalb den Mauern das Ungeheuer die meisten Köpfe klaffen läßt, und wie am gierigsten und hungrigsten der magere Leib dort sich windet mitten zwischen der Ueppigkeit der Reichen. Gerade dort, wohin die Reichen sich geflüchtet haben, wird das Ungeheuer den üppigsten Fraß halten und den frühsten, wenn nicht die Glaubenskraft, die dem heiligen Georg die Lanze durch den

Drachen trieb, auch diesem Ungeheuer die immer wachsenden, weiter klaffenden Köpfe vom Leibe haut.

Das Schreckbare an der Armuth dieser Zeit liegt nicht nur in ihrem stätigen Anschwellen, sondern auch in der eigenen drohenden Haltung, welche sie gegenüber dem Reichthum eingenommen hat. Das sind im Allgemeinen nicht mehr die Armen, die wie Lazarus schweigend an den Thüren lagen und mit dem Lecken der Wunden sich zufrieden gaben; die demüthig baten um ein Stücklein Brod; die vorlieb nahmen mit den Brosamen von den Tischen, und den Reichen zu Diensten stunden auf jeden Wink gegen ein gnädig Kopfnicken; welche ihre Wohlthäter in ihre Gebete schlossen und ihre Fürbitter wurden bei Gott: es sind nun ganz andere Arme da, in ihrer Gesammtmasse betrachtet. Einzelne demüthige, dankbare Arme giebt es freilich noch immer, aber in den Herzen der Meisten kocht Haß gegen den Reichen, aus ihren Augen spricht die Begierde, mit ihnen zu theilen; der Mund spricht ohne Scheu es aus, daß man Abrechnung halten wolle, und was sie erhalten, empfangen sie mit einem Gesicht, auf dem deutlich die Meinung geschrieben steht, daß sie nicht ein Almosen empfangen, sondern nur etwas auf die allgemeine Abrechnung. Ich will nicht nach England weisen, daß man da zuhöre, welche Sprache die Armen führen, nicht auf Frankreich und das St. Simonistische Treiben daselbst, das freilich dem Namen nach verschollen ist, aber mehr oder weniger in allen Sekten wieder auftaucht. Man höre nur die Sprache, welche sie unter uns führen, welche Begehren sie ausdrücken, so wird man das positiv oder aktiv Feindselige in den heutigen Armen nicht mehr verkennen. Ich will nicht einmal von dem Rechtsameloſenverein reden, der eigentlich nichts Anderes als ein Verein der Nichthabenden gegen die Habenden ist, wenn er auch den Schein hat, als ob er nur alte entrissene Rechte wieder suche, die allerdings hie und da mögen verloren gegangen sein. Aber man höre nur, wie man sich im gewöhnlichen Leben gebehrdet und ausdrückt, und wie man Almosen fordert. Der liebe Gott habe die Welt den Menschen bezahlt übergeben, er könnte nun nicht begreifen, warum man darauf schuldig sein könnte, sagte einer, dessen Schulden mehr werth waren als sein Eigenthum. Das ist eine Formel, mit welcher die Gesinnung von Tausenden bezeichnet wird. Das ganz unbefangene Holzfre-

veln und die Rede: daß man Holz genug hätte, so lange die Bauern welches besäßen, bezeichnet sattsam die Lust zum Theilen und die Meinung, dazu nicht ohne Recht zu sein. Mit welcher Frechheit stellen die Hülfsbedürftigen sich vor die Gemeinden, fordern dies und das und drohen, ihnen ihre ganze Haushaltung auf den Hals zu werfen, wenn sie nicht gutwillig ihre Forderung gewähren! Mit welcher Ungebührniß schimpfen sie über die Gemeinden, wenn diese nicht in alle ihre Gelüste willigen; halten ihnen vor, sie hätten nichts geerbt und so und so viel Kinder, d. h. manchmal nur drei und vier, und doch die Gemeinde noch nicht geplagt und hätten somit das Recht, Hülfe zu verlangen. Sprechen sie damit nicht offenbar das Recht an, daß alle, welche nichts geerbt, aber geheirathet und Kinder erzeugt hätten, nach ihrem Belieben das Recht besäßen, von allen, die etwas geerbt hätten, zu fordern, daß diese sie und ihre Kinder erhalten aus ihrem Ererbten, sobald es ihnen nicht mehr gefalle, aus ihrem eigenen Verdienst sich und ihre Kinder zu erhalten?

Wo Armengüter sind, da läßt sich diese Frechheit aus dem Mißtrauen in die Verwaltung dieser Güter und aus dem unglücklichen Wahne herleiten, daß dieselben bestimmt seien, allen, die nichts geerbt, das Leben zu erleichtern. Aber diese Frechheit ist die gleiche da, wo alle Kreuzer zusammengetellt werden müssen, und alle Schritte vernimmt man die Drohung: der Gemeinde die Kinder darzuwerfen, als ob von jungen Hunden die Rede sei. Doch kommt nichts der Frechheit gleich, mit welcher schwangere Dirnen vor die Gemeinden treten und Ehesteuern fordern. Da ist von Scham auch nicht der geringste Schein, ja sie stellen sich noch schwanger, wenn sie es auch nicht sind, und geben mit Kuder sich das Ansehen, als ob sie es wären; so treten sie auf und drohen auf die unverschämteste Weise. Es thue es der Gemeinde wohl, ihnen etwas zu geben, sie hätte andern auch gegeben; man werde am Ende doch geben müssen, wenn sie ein Kind um das andere daherbrächte, und sie wüßten nicht, warum sie der Gemeinde schonen sollten, aber es werde doch noch noch Recht und Billigkeit zu finden sein. Sie meinen also, Recht und Billigkeit geben ihnen förmliche Ansprüche auf diese Ehesteuern, die nichts Anderes sind, als recht eigentlicher Hurenlohn. Ja, eine Dirne ging so weit, daß sie eine Gemeinde, die ihr nicht geben wollte, was sie begehrte,

einem Rechtsagenten zur Betreibung übergab, und dieser übernahm das Geschäft. In dieser Gesinnung der Armen liegt das fürchterlich Drohende der Armuth, ich meine, der Titel „Armennoth" sei gerechtfertigt, und klar liege am Tage, daß diese Armuth ein eigentlicher Volkskummer sei. Dieser Volkskummer beschäftigt die Denker, ganze Bände voll Gedanken darüber haben sie uns bereits aufgespeichert; dieser Kummer beschäftigt die Gesetzgeber, kurze und lange Gesetze darüber haben sie bereits wenigstens projektirt; er beschäftigt sogar Professoren, und Kollegien werden darüber gelesen: so wird er von allen Seiten an den Laien gebracht, dessen eigene Wahrnehmungen bestätigen, daß Noth an Mann gekommen sei. Darin liegt meine Rechtfertigung, daß auch ich das Wort ergreife über diesen Gegenstand, ich, der ich weder ein Denker, noch ein Gesetzgeber, noch ein Professor, sondern auf diesem Felde nur ein Laie bin, und zwar ein Laie im eigentlichen Sinne des Wortes. Ich habe über diesen Gegenstand keine Kollegien gehört, ich kenne die hier einschlagenden Gesetze der verschiedenen Länder nicht, nicht die Träume der Gesetzgeber über zu erlassende Gesetze, ja, ich habe wirklich auch, zu meiner Schande muß ich es sagen, die Bücher der Denker und ihre Tabellen wenig in meinen Händen gehabt, ich bin ein Laie. Ich habe aber schon lange die Armuth ins Auge genommen und da allerlei wahrgenommen, was vielleicht dem Denker in seinem Studierstübchen, dem Gesetzgeber auf seinen grünen Bänken, dem Professor in seinen Hörsälen nicht nahe getreten ist. Was ich nun so wahrgenommen, das möchte ich als Laie sagen, und in aller Bescheidenheit des Laien Gedanken dabei.

Und dieses thue ich mit dem Widerstreben dessen, der wohl weiß, daß der Versuch seine Kräfte überragt, das Vermögen dem Willen nicht entspricht, daß aber doch jeder Versuch einem spätern Gelingen den Weg bahnt, und das Wollen, das nach dem Maße der zugewogenen Kraft thätig ist, den Menschen werthet. Ich thue es aber rein als Laie, und wer daher keine Gelehrsamkeit bei mir findet, keine Literatur, keine Berücksichtigung von diesem und jenem; wer klagt: es sei Schade, daß ich dieses nicht gelesen und jenes nicht angeführt, von jenem mich nicht bekehren lassen von meinem Anschauen zu seiner Ansicht, dem kann ich nicht helfen, dem kann ich nichts Anderes sagen als, daß ich eben nur ein Laie bin.

Ich möchte hinzufügen, daß ich hauptsächlich auch für Laien schreibe, indem ich in dieser Noth weder vom Denker noch vom Gesetzgeber die wahre Hülfe erwarte, sondern vom Laien, vom Laien, der den Willen hat, die christliche Liebe thätig werden zu lassen unter seinen armen Brüdern.

Darum versucht der Laie nicht, ein Werk zu schreiben, er schreibt nur ein Büchlein, in dem gar Vieles nicht ist, in das er nur Eins legen möchte: die Kraft, die christlichen Laien zu einer christlichen That zu bewegen.

Zweites Capitel.

Wo kömmt sie her?

Die Zeit ist kein Sumpf, sie ist ein Strom. Alle Völker nennen sie so, und mit Recht. Denn Stillstand ist nirgends, sondern fortwährender Wandel der Dinge, und darum Verwandlung von Allem.

So spricht Zschokke in seinen Ueberlieferungen: und er hat Recht. Aber denn doch scheint zuweilen die Zeit zum Sumpf zu werden. Der Strom fließt wohl in seinen Tiefen, aber des Menschen Auge gewahrt es nicht. Auf des Stromes Oberfläche hat sich Allerlei aufgestaucht und bedeckt die fließenden Wasser. Schlamm aller Art setzt sich an, zum festen, unwandelbaren Boden scheint der Fluß geworden. Aber die Wasser rauschen fort und fort, fressen an der Oberfläche: ein Wink Gottes, die Ströme rauschen auf, auseinandergerissen ist die Decke, ihre Trümmer rollen auf den Wellen.

Hundert Jahre nach der Reformation schien der Strom zu stocken, man schien die Formeln erfunden zu haben, ihn auf immer fest zu bannen. Da versteinerte man den Glauben, bis man eine Dogmatik hatte, und wie ein groß undurchdringlich Schirmdach hielt man diese über die Menschen. Wenn nur einer unter dieses Schirmdach sich duckte und fest unter ihm sich hielt, so sah Niemand nach ihm, ob er auch den lebendigen Glauben im Herzen trage.

Man machte schöne Hofgesetze, bestimmte die Kratzfüße und Scharwänzel, die dem Fürsten zu machen seien, und die Zeichen der Liebe, die man in klingender Münze ihm zu

bringen hätte. Darnach that der Fürſt, was ihm beliebte, feſt überzeugt, unter dieſen Geſetzen wachſen Liebe und Achtung ſeiner Unterthanen von ſelbſt, unter ihnen werden ſie in Liebe und Achtung immer verharren. In dieſer Zeit machte man auch die Armengeſetze. Vagabunden waren läſtig geworden, das Eigenthum vor den Herumziehenden nicht ſicher, auch fand man billig, daß in einer Republik an einer gemeinſamen Laſt man gemeinſam trage, kein Menſch, kein Dörfchen ſich ihr entziehen könne. Als die Geſetze gemacht waren, meinte man Alles gemacht und legte die Hände in den Schooß. Es war die Zeit, wo man hätte glauben ſollen, es ſei den Menſchen gelungen, feſtzuhalten das Flüchtige, zu verewigen das Wandelbare. Aber in den Tiefen rauſchten die Ströme Gottes fort und fort, unter der todten Oberfläche wogte Leben, und dieſes Leben rang ſich hervor und ſprudelte auf und riß zuſammen, was die Menſchen für die Ewigkeit erſonnen hatten, und die Trümmer rollen über einander, und neue Fluthen brechen ein, und zitternd bebt der arme Sterbliche in dieſem Weltenaufruhr. Was ihm bleibt, was ihm genommen wird, ob nach dieſem Weltenſturm ein freundlicher Abend kommt, oder der Weltenuntergang, er weiß es nicht. Aber er ſieht es jetzt, wie fürchterlich es ſich rächt, wenn der Menſch Alles in Geſetze ſetzt, aber nichts im Menſchen ſucht; wenn er Formeln und Formen auf die Throne ſetzt, ſich in ihren Schatten legt und, was inwendig im Menſchen ſich regt, und das, was er neben den Geſetzen treibt, nicht achtet. Wie fürchterlich brach nicht unter dem verſteinerten Glaubensgebäude hervor der Unglaube, wie gewaltig durchſchreitet er die Welt, wie frech ſchwingt er ſeine Waffen! und wer ſagt mir, wo die Grenzen ſind ſeiner Triumphe? Unter den Thronen hervor kroch das blutige Ungeheuer, das man Revolution heißt: da halfen keine Geſetze, weder Hofgeſetze noch andere; der verwahrloſete Menſch kannte keine mehr, weder göttliche noch menſchliche, und badete ſeine Hände in dem Blut derer, vor denen er wie ein Hund im Staube gelegen. Und wer nennt mir die Grenzen, wo das Revolutioniren verwahrloſeter Menſchen ſich endet? Wer nennt mir den Thron, gegen den die Rache verwahrloſeter Menſchen nicht ihre blutigen Wellen treibt oder noch treiben wird? So ſchwoll unter den Geſetzen die Armuth an, zu der gefährlichen Gewitterwolke, von

der man nicht weiß, ob sie den Brand der Städte, der Dörfer Untergang in ihrem schwarzen Schooße birgt; es ward unter ihnen unbemerkt der Arme zu dem Geschöpf, von dem man noch nicht weiß, ob es von Gott uns gegeben sei statt des Wolfes, den wir aus den Bergen getrieben, statt des Drachen, der in unsern Sümpfen wohnte.

Der Unglaube strömt in gewaltigen Wogen, die Revolution hält ihren blutigen Umgang, und wenn die Armuth entfesselt zu beiden sich gesellt, dann haben wir das furchtbare Thier des Abgrundes, das siebenköpfige mit zehn Hörnern, und sein Gefolge, den Tod und das Leid und den Hunger, mit dem Michael und seine Engel vergeblich stritten, das zu überwinden dem Lamme einzig gegeben ward. Ich meine nicht, daß die Gesetze die Armuth unmittelbar erzeugten und ihren gefährlichen Charakter, aber ich meine, weil man den Gesetzen vertraute und mit ihnen für Alles gesorgt zu haben glaubte und die Gesetze dem Buchstaben nach handhabte, so vergaß man, daß der Arme ein Mensch, ein Bruder sei, vergaß über den Gesetzen die Liebe, die einzige Mutter aller Gaben, die Segen bringen, vergaß über dem Leib die Seele; so bildete sich das gefräßige Ungeheuer, das überall unter dem Schilde der Gesetze hervor seinen hungrigen Leib hervorzudrängen beginnt, das seinen Kopf immer gieriger über die Kluft hinausreckt, die allmählig zwischen den Ständen, zwischen den Habenden und Nichthabenden gerissen worden ist.

Daß ein Mensch dem andern helfe in seiner Noth, ist ein Naturgesetz, denn es liegt in unserer Natur, die des Mitleids, der Barmherzigkeit fähig ist: diese Fähigkeit zum Mitleid, der Trieb zur Barmherzigkeit ist aber auch ein Zeugniß unserer höhern Abkunft, unserer Verwandtschaft mit Gott.

Der Mensch ist nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, nach der Herstellung dieses Ebenbildes soll der Christ streben: er soll versuchen, göttlich zu leben im sterblichen Körper, die Erde zu einem Vorhofe des Himmels zu machen. Er soll versuchen als ein rechtes Kind Gottes, Gott zu vertreten auf Erden nach seiner schwachen Kraft, wie oft die ältern Geschwister den jüngern Vater und Mutter zu sein versuchen. Oder wie Eltern Gott zu vertreten haben, gegenüber ihren unmündigen Kindern, so haben die von Gott mit Gütern Begabten Gott zu vertreten, gegenüber denen, welche

Gott für ihre Lebensreiſe nicht hinlänglich ausgeſtattet hat. Und gerade in dieſem Mangel der Ausſtattung Einzelner hat Gott den Menſchen am höchſten gewürdiget, hat die Begabtern befähigt, ſeine Statthalter zu ſein auf Erden, ſeine Stellvertreter, und in ſeiner Liebe und Weisheit zu handeln an ihren Brüdern. Dieſes iſt auch das eigentliche Band, das die Menſchen an einander halten ſoll als eine Familie, das verhüten ſoll, daß die einzelnen Stände nicht auseinander gehen, wie die Planken eines geſcheiterten Schiffs. Wir ſollen geben und nehmen lernen, und beides unbeſchwert, d. h. in der Liebe, und beides iſt gleich ſchwer.

Der Chriſt nun, der Sinn hat für ſeinen Beruf, zu dem er berufen iſt, der wird die Unterſtützung ſeiner armen Brüder nicht anſehen als eine Pflicht, ſondern als eine Gnade, als eine hohe Ehre, indem Gott ihn Theil nehmen läßt am Spenden ſeiner Gaben. Nach dieſer Gnade, dieſer Ehre wird daher jeder Chriſt ſtreben. Je reichlichere, herrlichere Gaben, leibliche und geiſtliche, er zu bieten vermag und ſie bietet in beſonnener Weisheit, deſto mehr nimmt er Theil an der Herrlichkeit Gottes. Darum wird auch kein ächter Chriſt ſich am faulem Nehmen behagen laſſen, denn jeder Chriſt empfindet es, daß Geben ſeliger iſt denn Nehmen, denn es iſt im Geben eben das Bewußtſein der Theilnahme an der göttlichen Vorſehung, der Berufung in den innigen Gottesdienſt. Es wird kein Chriſt, weil ihm gegeben wird, nur nehmen wollen, denn da ſtieße er ja das Höchſte von ſich; das Nehmen wird Niemand träge machen, ſondern Jeden ſpornen zu jeder Anſtrengung, auf daß auch er am Geben Theil nehmen könne. Darum wird auch das Geben ſelig geprieſen, und dem Knechte, der ſein Pfund vergräbt, mit der Finſterniß gedroht. Hieher gehören auch die Worte: Wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen, und ſo Jemand den Seinen, und ſonderlich ſeinen Hausgenoſſen, nicht Fürſehung thut, der hat den Glauben verläugnet und iſt ärger als ein Heide. Es enthält alſo das Chriſtenthum durchaus kein Element, das die natürliche Trägheit der Menſchen begünſtigt, ſondern gerade die ſtärkſten Reizmittel, alle Kräfte in Thätigkeit zu ſetzen. Es zeigt das richtige Verhältniß zwiſchen Reichen und Armen, zwiſchen Gebenden und Empfangenden. Wenn man es recht begriffe, ſo würde kein Reicher hartherzig, kein Armer unverſchämt ſein, kein Reicher unverſtändig im Geben, kein Armer unver-

ständig im Genießen. Zwischen ihnen waltete die Liebe, und jede Gabe würde geheiliget durch den Sinn, in dem sie gegeben, genommen würde. Wäre es so, dann wären keine Gesetze nothwendig, die Liebe wäre die weise Mittlerin zwischen Ueberfluß und Mangel. Wo aber der innere Sinn fehlt, muß in bestimmten Fällen ein äußerer Zwang eintreten, bis der innere Sinn herangebildet ist und die Gesetze ersetzt. Der Christ ist zur Freiheit berufen, aber die Freiheit gebrauchet er nicht zum Anlaß dem Fleische, sondern daß er diene in Liebe den Andern und Früchte des Geistes bringe. Nun aber vergessen dieses die Staatsmänner und Juristen, welche die Gesetze machen; sie meinen, diese genügen für sich allein zu Allem und für Alle, und achten nicht auf das innere Wesen, und denken nicht daran, was aus diesem einst hervorgehen und ihre Gesetze zu Schanden machen wird. —

Es war eine Zeit, wo es gar wüst ging in unserem Ländchen, viel herrenloses Gesindel die Sicherheit gefährdete, viele der Leibeigenschaft Entlassene oder Entlaufene mit ihrer Freiheit nichts anzufangen wußten; wo Viele aus angebornem Geize nichts gaben, Andere nichts mehr geben wollten, weil die Geizigen nichts gaben, sie die Last einzig tragen sollten u. s. w. Da entstunden die Bürgerrechte und die Armengesetze; da trat der mangelnden Liebe zu Hülfe ein äußerer Zwang. Ich will und kann keine Geschichte des Armenwesens schreiben, ich kann nur die Wendung bezeichnen, welche die Gesetze ihm gaben. Diese mit ihrem Buchstaben tödteten auch hier den Geist, den man nicht wahrte. Die Liebe blieb immer mehr zurück, desto lästiger wurde der Zwang, desto weniger Segen war bei dem Gegebenen.

Je mehr die Menschen sich mehrten, je mehr das gemeinsame Eigenthum verschwand oder andere Namen erhielt, was, den darauf bezüglichen Gesetzen nach zu schließen, oft genug geschehen sein muß, desto lästiger wurde diese Pflicht, desto mehr erledigte man sich derselben auf die wohlfeilste, kürzeste Art, unbekümmert darum, ob sie auch die beste sei, ob der arme Bruder ein Zeugniß der Liebe empfange, oder ein Zeugniß, daß er ein Aergerniß, eine Last und eine Bürde sei. Diese Lieblosigkeit gieng auch auf das Austheilen von Gaben über, die man nicht aus dem eigenen Sacke nahm, die man bloß zu verwalten hatte. Diese gleiche Lieb- und Sorglosigkeit gieng auch auf einen großen Theil der freiwil-

ligen Gaben über, welche man auf den Straßen, bei den Häuſern austheilte. Man ſpendete ſie, durchaus unbekümmert, wem und wozu man gebe; man meinte durch dieſes Geben einer Pflicht ſich zu entledigen, eine gute That zu vollbringen, den Himmel ſich zu verdienen. Man vergaß, daß blos der Sinn die Gabe heilige, daß nach der Weiſe Gottes zu geben ſei, der ſeine Gaben mit Weisheit abmißt, mit Weisheit zutheilt, mit Weisheit auf ihre Anwendung achtet. So entſtund zwiſchen den Herzen der Geber und Empfänger eine immer größere Kluft, die Liebe mittelte immer weniger.

Zu gleicher Zeit ſchieden die Stände ſich immer mehr, traten weiter auseinander, ſonderten ſich in Sitten, Anſprüchen, Lebensweiſe immer mehr ab. Die adeliche Hausfrau ſtund vor 500 Jahren einem armen Weibe hundertmal näher in ihren Begriffen, Beſchäftigungen, ſelbſt Bedürfniſſen, als eine gegenwärtige adeliche oder Handelsdame (es giebt freilich auch in andern Ständen ſolche Damen), die ihr ganzes Leben nur mit Darſtellung ihres Ichs nach der neuſten Mode zubringt.

Zu dieſem Auseinanderzerren der Menſchen gaben ganz beſonders Anlaß die ſogenannten hohen Häupter. Die reckten auf die unſinnigſte Weiſe ihre Häupter über die Wolken auf, ließen ſich Majeſtät tituliren und Allerhöchſt, und wenn ein ſterblicher Finger ein ſolches Haupt (die Königin von Spanien) berührte, ſo war er des Todes. Dieſen Häuptern ſtreckten ſich nun eine Unzahl von Häuptlein nach, traten heraus aus dem Kreiſe gemeiner Menſchen und verpalliſadirten ſich mit Titeln und Würden gegen gemeine Berührung. So gieng das bis auf die unterſten Stufen der Geſellſchaft, und die Menſchheit wurde auseinander gerenkt, einem Gefolterten gleich, dem der Henker Centnerſteine an die Beine gehängt. Zu dem kam noch die Entſtehung einer eigenthümlichen Vermögensart. Ehedem lebte man meiſtens von Sold, Lohn oder Landbeſitz, man kannte Capitalien und Grundzinſe nicht, es ſogen Alle aus der Bruſt der gleichen Mutter ihren Unterhalt: Kaiſer Karli, der ſeinen Hühnern die Eier nachzählte, und der arme Leibeigene, der die Kühe molk und die Schafe hütete, und die Kaiſerin Karli, die ihrem Manne die Kleider aus ſelbſtgeſponnener Wolle machte, und die arme Schäferin, die ihrem Manne die Schaffelle

zusammennähte zu tüchtigem Winterrock in Wind und Wetter hinaus. Als aber das baare Vermögen, die baaren Zinse aufkamen, eine Masse Leute von diesen lebte, recht eigentlich vom Gelde, denn die Naturerzeugnisse kamen zu ihnen nur präparirt und parfümirt, so daß sicher gar manche Dame nicht weiß, daß die Milch von der Kuh kömmt, da entfremdeten sich die Leute, welche an der Brust dieser neuen Mutter lagen, gar sehr denen, welche unmittelbar aus der Erde ihre Nahrung suchten.

So wurde der Arme immer mehr hinunter und in eine eigene Klasse, Kaste hineingedrängt, so daß nicht mehr die Armuth eine zufällige war und an Blinde, Lahme sich knüpfte und Andere der Art, die dann unvermerkt zwischen ihren Ernährern lebten, mit deren Gebrechen auch ihre Armuth, d. h. Unterstützungsbedürftigkeit, erlosch, sondern daß sie übergieng auf ihre Familie, deren Glieder nicht Blinde, Lahme waren, die man aber als Arme mit dem Titel „Besteuerte" bezeichnete. Dieser Name ward ein eigentliches Brandmahl, nicht ganz wie der Name Henker, aber doch etwas Aehnliches hat er. Mit einer ganz eigenen Betonung sagt man nicht nur, der und der ist besteuert, sondern auch: dem und dem seine Mutter, seine Großmutter waren besteuert. Gesetze vollendeten diese Scheidung und zogen eine scharfe, unübersteigliche Linie zwischen Besteuerten und Unbesteuerten. Man wird sagen, das sei ja eben gut, daß Schande an's Besteuertwerden geknüpft sei, um so mehr werde man sich hüten, sich besteuern zu lassen. Wer liederlich wird, vergißt die Schande, in diese Klasse zu fallen, wer aber einmal in dieser Klasse ist, gewöhnt sich daran und verliert nur zu leicht Muth und Kraft, aus dieser Kaste sich herauszuarbeiten, die Schranken zu überschreiten, und wer einmal darin geboren ist, dem wird nur zu oft in früher Jugend schon die Kraft gebrochen, sich herauszuarbeiten. Wie man Zugvögeln die Flügel lähmt, damit sie ein warmes Land nicht finden können, so werden armen Kindern die Schwungfedern ausgerissen, sie müssen als die Hefe der Menschheit, als eigentlicher Bodensatz Andern zur Last bleiben.

Unter denen, welche gesetzliche und freiwillige Unterstützung bedurften, war immer eine sehr bedeutende Anzahl Kinder, Kinder, denen die Eltern, Vater oder Mutter, oder deren Eltern das Brod für die Kinder fehlte, die im Kothe

der Trägheit, der Sünde ſich wälzten und mit dieſem Kothe die Kinder nicht ſpeiſen, nicht kleiden konnten. Nun wurde immer mehr dieſen Kindern die geſetzliche Gabe gegeben ohne Liebe, der äußere Menſch genährt, gekleidet, der innere ganz vergeſſen. Man ſorgte dafür, daß ſie am Leben blieben, d. h. nicht verhungerten, nicht erfroren: man gab ihnen Brod oder Geld, wenn ſie an die Thüren klopften, aber man ſah in ihnen nicht die Kleinen, die Jeſus ſo lieb hatte, von denen er ſagte, daß ihnen das Himmelreich gehöre; man bekümmerte ſich durchaus nicht um ihre Seelen, ja man dachte nicht einmal daran, daß ſie eine Seele hätten. So oft man wollte, hörte man den gräßlichen Spruch: der Bauer frage einſt nicht: kannſt beten? ſondern er frage: kannſt arbeiten? Für ſie war in keiner Schule Platz zum Schreiben oder Rechnen, und ob ſie leſen lernten, fragte man ſelten. Ja, es gab ſehr reiche verwaiſete Kinder, welche im dreizehnten Jahre nicht leſen konnten; und zwar war in dieſer heilloſen Verwahrloſung zwiſchen Stadt und Land kein ſo großer Unterſchied, als man glauben ſollte. Kein Menſch dachte daran, daß dieſe Kinder ein anvertrautes Pfund ſeien, von deſſen Verwendung man Gott Rechenſchaft abzulegen hätte, und daß von dieſer Rechenſchaft der eigenen Seele Heil und Seligkeit abhange. Man verdingte dieſe zur Laſt gefallenen Kinder, oder vertheilte ſie ſo gleichmäßig als möglich auf die Höfe.

Dieſes Kinderverdingen iſt ein eigener Erwerbszweig auf dem Lande, der einmal eigens ins Auge gefaßt werden ſollte.

Es giebt eine große Menge Leute, welche ob verdingten Kindern etwas verdienen wollen: das Koſtgeld ſoll ihnen einen Zins, oder den Hauszins, oder das Milchgeld ꝛc. liefern. Sie wollen ob den Kindern ihr eigen Leben beſſer friſten, und die Koſtgelder betragen je nach dem Alter von 22 bis 6—8 Thaler — man denke.

Nun ſind auch viele Leute, welche ihre eigenen Kinder verdingen: Knechte und Mägde, die dieſes Verdingen vortheilhafter finden, als eine eigene Haushaltung. Dieſe ſuchen meiſt etwas ſorgfältiger die Plätze auf, ſehen beſonders darauf, daß die Pflegeeltern ſelbſt Milch haben, wenn nicht von einer Kuh, doch von einer Ziege. Wenn ſie des Jahres einmal das Kind beſuchen und ihm Lebkuchen und Weggen kramen, und dieſe werden dann in ein Kacheli mit guter

Milch eingebröckelt, und das Kind hat zufällig fette Backen, so sind die guten Eltern glücklich und Rühmens voll, meinen, wie gut das Kind aufgehoben sei, werden aber sehr oft, wenn sie eine eigene Haushaltung anfangen, gräßlich enttäuscht. Den von der Gemeinde verdingten Kindern werden wegen geringerem Kostgeld auch mindere Plätze zu Theil. Wahrscheinlich noch jetzt sind die ehedem allgemeinen Mindersteigerungen gebräuchlich. Da wurden Kinder förmlich ausgerufen, wie unvernünftiges Vieh. Wer will minder als 10 Kronen für das Meitschi, es ist ein gewachsenes und ist brav gekleidet u. s. w. So mußte das Kind sich ausrufen hören, mußte hören, wie es Batzen um Batzen hinuntergesteigert wurde, und mit jedem abgemärteten Batzen wurde ein ganzes Jahr lang seine Behandlung um so härter, das wußte es.

Man schlug sie den Mindestnehmenden zu, sehr oft ohne daß man wußte, wer sie waren, denn diese öffentlich bekannt gemachten Steigerungen zogen weit umher Leute an, wie gewöhnliche Steigerungen die Grämpler; jetzt werden mehr Zeugnisse gefordert, welche aber meist wenig zu bedeuten haben. Man schlug sie Leuten zu, welche nichts zu beißen, nichts zu brechen hatten, vielleicht nicht einmal ein Bett für das Kind: es mußte unter Hudeln auf dem Ofen schlafen; es mußte hungern, hungern, mehr als die andern am Tische, denn diese aßen zuerst vorab, ehe sie etwas an das arme Kind kommen ließen. Es mußte oft das Essen betteln, mußte das Holz zusammenlesen im Walde, erhielt das Jahr durch kein einziges Kleidchen, sah die Schule nie, sah während seiner ganzen Jugendzeit die Kirche nie. Ja sehr oft mußte das Kind stehlen, wurde zu vielen bösen Streichen förmlich abgerichtet, mußte ausführen, was seine Meisterleute aussannen.

Oder es wird verdinget an sogenannte brave Leute, an Leute, welche arbeiteten wie die Pferde, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Leib und Seele an die Arbeit setzten und von des Menschen Bestimmung so wenig einen Begriff haben, als ein Heugabelstiel vom lieben Gott. Diese strengen nun die armen Kinder über ihre Kräfte an, mißbrauchen sie zu Postesseln ihrer eigenen Kinder, geben ihnen das ganze Jahr durch vielleicht kein gutes Wort. Und das ganze Jahr durch muß das Kind da aushalten. Niemand fragt ihm nach, Niemand sieht darauf, wie es seine Sache hat: wem es allfällig zu klagen hat, weiß es nicht, den Weg zur Hei-

math weiß es vielleicht nicht; und was sollte es dort, wo man es an der Mindersteigerung dem Mindestbietenden zugeschlagen hatte?

Man verdingte auch Kinder an sogenannte gute Leute. an Leute, welche keine eigenen Kinder hatten, oder sonst im Rufe waren von besonderer Gutmeinenheit. Diese sogenannten guten Leute betrachteten nun die Kinder, wie reiche Leute Schooßkatzen oder Schooßhündchen, erzogen sie zu der fürchterlichsten Meisterlosigkeit, welche später nichts Anderes als Arbeitsunfähigkeit, Gottlosigkeit erzeugte. Dann stund die weise Gemeinde zusammen, schlug die Hände über den Kopf und konnte lange nicht fassen, wie bei solchen braven, guten Leuten Taugenichtse aufwachsen können, und erkannte endlich: das müsse in der Race sein, und man solle doch nur aufhören, mit armen Kindern sich zu mühen, da schlügen die Buben dem Alten nach, die Mädchen der Alten, und von solchem Zeug sei noch nie etwas Rechtes gekommen.

Man vertheilte sie an andern Orten unter die Güterbesitzer, unter alle ohne Ausnahme, unter Diebe und Trunkenbolde, unter Ruchlose und Gottlose. Wie übel der Ruf eines Hauses sein, wie zuchtlos es in demselben zugehen mochte, wie bekannt die Behandlung armer Kinder in diesem Hause war, wie manches Kind aus demselben verlauset, erlahmet, verkrüppelt kam, wie manches übel ausgefallen war, es wurden diesem Hause immer wieder Kinder zugetheilt; frug man der körperlichen Behandlung so wenig nach, was hätte man der geistigen nachfragen sollen? Es ließen sich eine Menge wirklich gräßlicher Geschichten erzählen über die Behandlung solcher Kinder, erzählen von Arm- und Beinzerschlagen, von Schändung von Mädchen und Knaben, von Anführen zum Diebstahl, von fürchterlichen Martern; wie man Kinder erlausen ließ und ihnen nur erlaubte, am Sonntag sich zu kämmen, und zwar auf dem Misthaufen — die ganze Woche durch mußten sie ohne Wehr von den Läusen sich zerbeißen lassen; wie man arme Kinder erfrieren ließ, barfuß das Vieh weiden in Näsſe und hartem Reif, ihnen erst um Weihnacht Schuhe und Strümpfe anschaffte, daß sie für ihr Leben lang arbeitsunfähig wurden, wenn sie nicht schnell unter fürchterlichen Schmerzen starben; wie man armen Kindern Kleider, die sie von Pathen erhielten, stahl und sie den eigenen reichen Söhnchen anzog (man denke sich doch die Empfindun-

gen eines armen Kindes, das so gar nichts hat, woran es Freude haben kann, wenn eine reiche Gotte ihm eine schöne Pelzkappe schenkt, mit einem silberigen Trodel, und diese muß es lassen, muß sie auf dem Haupte eines Meistersöhnchens sehen, ein ganzes Jahr lang, und darf nicht einmal sagen: das ist meine! man denke sich, was da in der Kinder Herz sich regen und bewegen muß!); wie man sogar Hexerei zu Hülfe rief, um arme brave Buben auszubeuten. Solches ließe sich nicht nur erzählen, sondern es läßt sich auch beifügen, daß solches alles nicht nur ungestraft geschah, sondern daß man den gleichen Leuten immer wieder Kinder zutheilte. Ja, trotz dem, daß von Meisterleuten weg Kinder ins Zuchthaus kamen, daß Behörden Allem aufboten, unumwunden der Meister ruchlose, thierische Natur bezeugten, trotz dem vertheilten und verdingten Gemeinden solchen Menschen immer wieder Kinder.

Auch geschah es vielfach und geschieht noch, daß man anerkannt schlechten Eltern den Hauszins zahlt und die Kinder läßt, wenn man es wohlfeiler zu machen glaubt, und diese Eltern können dann natürlich die Kinder brauchen zu was sie wollen. Man bedachte nicht, daß die Kinder verderben, daß man noch dazu gewöhnlich den Kindern weit mehr freiwillige Almosen bei den Thüren giebt, als eine vernünftige Erziehung gekostet hätte. Allerdings wurden auch Kinder zu sehr rechtschaffenen, tüchtigen Leuten vertheilt, welche hoch stunden in der Achtung der Menschen und sie auch verdienten: und dennoch verdarben gar viele derselben. Hatten diese Leute eigene Kinder, so fühlten die Armen gleich den Unterschied, den Mangel an Liebe: es kam Unterthänigkeit in ihr Aeußeres und Bitterkeit in ihr Herz. Hatten sie viel Gesinde, so wurden sie der Spielball von diesem, wurden mißbraucht, ihr Charakter durchaus zu Grunde gerichtet. Auch geschah, daß der Meister unter den Knechten den Güterbub nicht bemerkte, wie man unter langen Disteln das kleine Blümchen nicht sieht: daß er während zwei, drei Monaten gar nicht bemerkte, ob derselbe zur Schule gehe, oder nicht, daß dieses ganz von den Knechten abhieng, daß er Jahre lang nicht merkte, ob er einmal zur Kirche gieng, oder nicht.

Am besten waren die daran, welche von Pathen aufgenommen wurden. Wenn eine Bäurin sagt: „ich bin dem

Gotte", ſo hat dieſes eine eigene Bedeutung in ihrem Munde. Es regt ſich etwas Warmes in dem Herzen für das arme Kind, in die Behandlung kömmt bei der Bäurin etwas Mütterliches, beim Bauer etwas Väterliches, das gegen fremde Kinder nicht ſichtbar wird. Und wenn das Kind ſagt: „das iſt mein Götti, meine Gotte", ſo regt ſich auch in ihm ein kindlicher Sinn, ein gewiſſer Stolz; etwas Verwandtſchaftliches herrſcht zwiſchen ihm und ſeinen Pflegeeltern, und auch das Geſinde wird ſich gegen ihns anders betragen, als gegen ein armes Kind. „Gieb acht, was du machſt, heißt es, der Meiſter iſt ſein Götti." Der Name Gotte, Götti hat einen eigenen zauberiſchen Klang für des Kindes Herz, und in demſelben muß man fragen, was Taufzeugen eigentlich zu bedeuten haben, und die Antwort, welche man erhält, giebt tiefe Lehren in Bezug auf dieſe Kinder.

So wurde im Allgemeinen die geſetzliche Armenpflicht an den Kindern ausgeübt: das Leben wurde ihnen erhalten, das Thier in ihnen ernährt, an den Menſchen in ihnen dachte man nicht. Das Kind lernte nie, was ein Menſch ſei, wurde nicht zur Achtung ſeiner ſelbſt gebracht, nicht zum Glauben an ſeine Kräfte, nicht zur Einſicht in ihre Beſtimmung.

In ſie wurde kein Aufſtreben, kein Trieb nach Vervollkommnung gebracht, ſie dachten gar nicht daran, daß ein Menſch durch regen Gebrauch ſeiner geſunden Kräfte, durch Geduld und Genügſamkeit zu Eigenthum gelangen könne. Sie lernten nicht den Verſtand gebrauchen, ſondern blos Arme und Beine: ſie lernten nicht die Augen aufthun, ſondern blos das Maul. Meiſtens zeigt ſich auch eine gräßliche Verdroſſenheit zur Arbeit. Sie denken nicht daran, daß ſie eigentlich dem großen Meiſter da oben arbeiten, der ihnen Tage, Stunden zuzählt zur Arbeit und ihnen einſt den Lohn abmißt, je nachdem ſie getreu oder ungetreu geweſen in ihrer Arbeit. Es haſſen von früher Jugend auf die meiſten ihre Meiſter, haſſen die gezwungene Arbeit: ſie hatten ja nie Liebe empfangen, warum ſollten ſie lieben? Daher ſuchen ſie ſo wenig als möglich zu arbeiten, überthun ſich in keinen Dingen, und wenn ſie Gott den ganzen Tag, dem Meiſter den ganzen Lohn abſtehlen könnten, ſo wäre das ihnen das Rechte.

So dienen ſie oder taunen um geringen Lohn, und es freuen ſich thorrechte Bauern und Meiſter über dieſen gerin-

gen Lohn und die halbbatzigen Dienstboten. Sie sind kaum weiser als ihre Knechte und Mägde, sie begreifen nicht, daß die dümmsten, d. h. die wohlfeilsten, Menschen gewöhnlich mehr essen, als die Klügern, und daß ein tüchtiger Knecht, eine rührsame, getreue Magd nicht nur zwei-, sondern viermal mehr verdienen, als ein verdrossener Dienstbote, dem Alles in den Händen anzufrieren scheint, und der einhertrappet, als ob ihm nicht nur die Erde, sondern auch Sonne, Mond und Sterne an den Füßen hiengen. Je weniger in solchen Menschen der vernünftige Mensch sich zeigt, desto mehr tritt das Thier hervor, das durch keine Kraft zurückgedrängt, gezähmt wird. Der Genuß ist ihnen Alles, an ihm hängen ihre Gedanken, das Sehnen nach ihm füllt ihr inneres Leben. Was sie auf- und anbringen mögen, das vertrinken, verhoffährtlen, verkrämerlen, verschlecken sie und gebehrden dabei sich wie Thiere. Man sitze nur einige Sonntage an den Landstraßen, so wird man inne werden, von welchen Geistern die meisten dieser Leute besessen sind. Und wenn sie auch aufgeputzt sind wie Pfauen und daher rauschen wie Mühleräder, halbwelschend mit merci und s'il vous plait, wenn sie auch Schnäuzchen tragen und Stiefelchen, schön gewirt: man sieht doch das Thier, das seine Hörner aus ihren Augen streckt, auf hundert Schritte in ihnen, sieht ihnen den scheinbar wohlfeilsten, aber doch theuersten Genuß, die Wollust, in allen Gebehrden spielen.

Der Hang zu diesem Laster wird an sehr vielen Orten in solche arme Kinder auf fürchterliche Weise recht eigentlich gepflanzt. Die meisten der Leute, bei denen diese Kinder sich aufhalten, Eltern und Meisterleute, haben gar keinen Begriff vom innern Leben des Menschen, ja keinen Begriff von der Keuschheit: erst wenn ein unehlich Kind zu Tage kömmt, schreit man Fürio und Mordio. Nun bewahrt man weder den Sinn noch die Keuschheit der Kinder. Gar viele müssen von früher Jugend auf bei Mägden schlafen, die mit ihren Kiltern alles Mögliche treiben, die Knaben bei Knechten und sich von ihnen Alles gefallen lassen; es ist da ein Pfuhl von Lasterhaftigkeit, von dem man sich keinen Begriff macht. Läßt der Bauer seine eigenen Mädchen bei solchen Mägden schlafen, sollte er mit verdingten, vertheilten Kindern sich mehr in Acht nehmen? Hat jüngst doch ein Bauer, bei dem zwei in wilder Ehe leben, sich ganz ungescheut entschuldigt, das Mensch

ſchlafe bei ſeiner Tochter, in deren Bett, und ſomit hätte Niemand darnach zu fragen, wen ſie in ihrem Bette habe; und er fand Gehör. Ja, der wüſteſte Bauer, der über die Tellen flucht, daß der Boden zittert, iſt im Stande, arme Mädchen zum Tanz und Marktgeläufe recht eigentlich anzuleiten, über den Pfarrer zu fluchen, wenn er dagegen redet, Knaben zu füllen, ans Brönz zu gewöhnen. Ein ſolcher Chriſti auf dem Bergli, ein Hans Ulli im Bödeli begreift gar nicht, daß er ſelbſt wahrhaft teufelſüchtig die armen Leute ſchlecht macht, über welche er alle Tage ſo jämmerlich flucht. Iſt einmal der wüſte Hang in die Kinder gepflanzt, ſo findet derſelbe ſpäter bei der immer heilloſer werdenden Sitte des Kiltganges allen möglichen Vorſchub. In ihnen lebt nichts Höheres, nichts Beſſeres. Jahre lang kommen ſie vielleicht nie in die Kirche, nie zu einem Buche; ihr Denken iſt entweder ein Grollen über die Meiſterleute, oder ein Spiel mit wollüſtigen Gedanken. Dem Ausbruch ihrer Luſt zieht keine Familienehre Schranken; keine Spekulation, reich zu heirathen, macht ſie wenigſtens vorſichtig; keine Vorſtellungen von der Wichtigkeit, der Koſtbarkeit der Ehe ſchreckt ſie ab, ja nicht einmal mehr die Furcht vor einem unehlichen Kinde. Ja, bei den Mädchen iſt ſehr oft ein recht abſichtlich Fallenlegen und Preisgeben, um zur Ehe zu kommen, während bei den Burſchen ein gedankenloſes Fröhnen der Luſt vorherrſcht. Die Mädchen mögen nicht dienen, mögen ſich nicht befehlen laſſen, möchten gerne ſelbſt kochen und nicht von der Meiſterfrau ſich kochen laſſen, ſtellen ſich vor, in einer Ehe ſei lauter Juhee und lindes Brod, und gehen Tag und Nacht nach einer Heirath aus, und am ſicherſten hoffen ſie dazu zu kommen, wenn ſie zur Schwangerſchaft gelangt ſind. Doch muß ich gerecht ſein und in vielen Mädchen noch ein tieferes Gefühl anerkennen, als nur die wüſte Luſt, als nur die Verdroſſenheit zum Dienen.

Lange Jahre hat ſie Niemand geliebt, Niemand mit ihnen Mitleiden gehabt, wenn ſie Kopfweh hatten, oder ſonſt etwas. An Niemand konnten ſie ſich lehnen im Leben, an Niemand ſich aufrichten in Kummer und Noth; ſie ſehnten nach einem Herzen ſich, das ihnen angehöre, nach einem Kopfe, der offen ſei ihren Schmerzen und Hoffnungen, nach einer Hand, die ihren Schwachheiten aufhelfe. Dieſes tiefe Sehnen liegt in gar manches Mädchens Herzen, deſſen wü-

stem Thun man ein inniges Gefühl nicht zutrauen würde. Aber wo hätte es schön thun lernen sollen, waren doch alle Beispiele wüst rings um ihns, war doch seine Natur nicht veredelt, hingegen die Schamhaftigkeit frühe abgestreift worden? So bringen sie es endlich zu der Hoffnung, heirathen zu können, und nun gehen sie aus mit Flehen und Flattiren, mit Drohen und Weinen ihren Liebhabern nach, um einen aus ihnen zum Mann zu erheben, mit ihm das Band fürs Leben, die Ehe zu schließen.

Und hier nun wird es mir, als ob ich stünde an eines bodenlosen Abgrundes Rande, als höre ich in dessen Tiefen einen Höllenkessel Verderben sieden: als ob ich sähe dieses Verderben strömen in unermeßlicheu Massen aus dem Kessel empor und ergießen namenloses Elend über die Erde: unzählbare Schaaren armer Menschen, die an Leib und Seele zu Grunde gehen. Und dieser Höllenkessel, der Ströme braut, viel fürchterlicher verderbenbringend als die glühendste Lava, ist der unheilige Sinn, der die Ehe schließt; und der schauerliche Abgrund, aus dem die Ströme fluthen, ist unheiliger Ehen unheiliges Leben.

Und an dieses bodenlosen, fürchterlichen Abgrundes Rande möchte ich alle führen, die über die Zeiten, über die sich mehrenden Armen klagen; möchte ihnen hinunterzeigen in diesen Kessel und ihnen sagen: sehet da, aus den Tiefen herauf quillet, was ihr so mühselig und vergeblich auf der Oberfläche suchet; da aus diesem schwarzen Schlunde herauf quellen die Menschen, über deren Erscheinen ihr jammert, wie Morgenländer, wenn Heuschrecken die Sonne verdunkeln, das grüne Gras am Boden, das grüne Laub am Baume verschwinden lassen. Seht da den schwarzen Schooß, der die Menschen gebiert, die keine Hand zum Himmel zieht, die kein heiliger Sinn in das reine Wasser zur heiligen Taufe taucht, die der Eltern selbsteigene Hand tauft und taucht in den tiefsten Erdenschmutz des thierischen Lebens.

Nicht als Tannzapfen an die Tannen hat der liebe Gott die Kinder gehängt, wo der Winde Wehen sie abschütteln; nicht wie Blumen-Staub fliegen sie in der Luft herum und fallen nieder hie und da, wo der Wind sie niederhaucht. Gott vertraut die Kinder Menschen an. Er legt die in schwacher körperlicher Hülle ans Tageslicht tretenden Seelen Eltern an die Brust, deren Seelen gewohnt sind an das

Tageslicht, deren Körper gehärtet worden an Nacht und Licht, an Hitze und Frost. Das thut Gott nicht umsonst. Nicht umsonst hat er des Kindes Körper geschaffen, daß es Jahre lang hülflos bleibt, daß es nicht wie der Vogel nach wenig Wochen ausfliegen kann der Nahrung nach, daß es nicht sich gatten kann wie die Mücke nach wenig verlebten Stunden. Der Mensch lebt auch nicht vom Brod und ähnlichen Dingen allein: er besitzt eine Seele, die vom Brode nicht satt wird, welcher weder Milch noch Wein den Durst löschen. Aber als Thier geboren bedarf er Menschen, welche seine Seele wecken, nähren, entbinden, um Mensch werden zu können. Aber nicht blos Mensch bleiben soll der Mensch. Ihm ist das Ziel seiner Vollendung nicht hienieden abgesteckt, seine Bahn fassen nicht enge, kurze Schranken ein, die er schnell durchläuft, schnell das Ziel erreichend, wie der Vogel bald sein Nestchen bauen, seine Mücken fangen lernt in aller Vollendung, ein Geschlecht wie das andere. Es ist der Mensch eine Puppe nur, aus der ein Engel schlüpfen soll, und dieser Engel muß hier geboren werden, hier in der körperlichen Hülle müssen ihm die Flügel wachsen, wenn im Tode ein Engel aus der Hülle fliegen, die Puppe nicht wieder zur scheußlichen Larve werden soll. Hier erreicht der Mensch seine Bestimmung nicht, darum ist ihm hier auch kein Ziel gesetzt, und er erreicht keines; hier ist nur ein Werden, nicht ein Vollenden. Darum ist aber auch in der Menschheit kein Stillstand, sondern ein Aufwärtssteigen, ein Vervollkommnen der Erkenntnisse und somit auch der Zustände, der Verhältnisse. Und wenn schon ganze Geschlechter glitschen und rückwärts fallen auf der steilen, schlüpfrigen Bahn; spätere Geschlechter erscheinen doch wieder hoch über den dahingegangenen. Aber eben, damit ein Aufwärtssteigen sei auf dieser dornenvollen Bahn, die zum Himmel führt, müssen die Kinder gehalten, aufwärts gezogen werden, bis die eigene Kraft sie oben erhält. Es muß geübt werden eine heilsame Zucht, denn Erkennen ohne Zucht bringt keine gesunden Früchte an den Baum. Darum hat Gott Mann und Weib geschaffen und in ihre Arme das zarte Kind gelegt, damit sie in Liebe und Kraft es heraufziehen möchten vom Thier zum Menschen. Sie sollen im Menschen den Engel erwecken, sollen ihm Raum schaffen, daß er seine Schwingen entfalten, daß er auffliegen könne, wenn der Herr

die Hülle ihm bricht. Es sollen die Eltern recht eigentlich ihrer Kinder Himmelsleitern sein, auf denen Engel aufwärts steigen zum Himmel empor. Darum hat der Herr Mann und Weib geschaffen, den Trieb, der sie zu einander zieht, in sie gelegt und die Gesetze gegeben, durch welche die, welche sich zusammengefunden, zusammengehalten werden, sich nicht gatten und trennen sollen, wie die Vögel des Himmels, die Thiere des Waldes, die Fische in des Meeres Grund.

Dieses Zusammenleben, diesen Bund zwischen Mann und Weib nennt man „Ehe", Kinder sind ihr Schmuck, ihre Frucht, wie Blüthen und Früchte den Baum zieren, sein Dasein bedeutsam machen; und wie man an Blüthen und Früchten den Baum erkennt, so wird der Geist der Ehe offenbar an den Kindern.

Diese Ehe ist keine positive, obrigkeitliche Ordnung, welche wechselt mit den Ländern, die sich auflöst mit den wechselnden Zeiten: sie ist ein Naturgesetz. Sie gilt heilig bei allen Völkern, welche aus Thieren zu Menschen geworden sind; sie hat religiöse Bedeutung bei allen Völkern, welche das menschliche Leben mit einer Gottheit zusammenknüpfen. Wird der Ehe ihre Heiligkeit genommen, so werden im Mutterleibe schon die Kinder entheiligt. Würde die Ehe für überflüssig erklärt, dann würden die Zeiten vom Thurmbau zu Babel wiederkehren, wo Keiner den Andern verstände, wo Alles auseinander gienge, Alles verwilderte, die Menschheit eine thierische Horde würde, in welcher der Stärkste Meister und Führer wäre. Die Ehe ist das Höchste in des Menschen Leben, sie fordert die größte innere Vollendung, sie giebt den edelsten Kräften Raum, sie stellt Göttergleiches dar: sie beweist, wie weit eine Seele vom Materiellen sich entbunden und zur geistigen Selbstständigkeit, zur Freiheit sich erhoben habe.

Nun fragt einmal den Pfarrer, wer am häufigsten, am frühesten zur heiligen Ehe bei ihm sich melde! Er wird euch sagen, daß es eben jene Mädchen seien, die zu Huren wurden freiwillig, um Mutter zu werden, ein Weib werden zu können. Mädchen, die keinen ernsten Gedanken hatten seit Jahren, die wenige Gebote mehr kennen und sich selbsten gar nicht, die nicht wissen, wie man christlich mit seinem Mitmenschen umgehe, geschweige denn, wie man einen Menschen erziehen muß, die vielleicht seit der Erlaubniß zum heiligen

Abendmahl nie mehr am Tiſche des Herrn erſchienen ſind, weil ſie alſobald verſanken ganz und gar ins thieriſche Leben. Und dieſe Mädchen haben ſehr oft nicht einmal die Fähigkeit des Thieres, für ihr thieriſches Leben zu ſorgen. Sie können, ſie mögen nicht arbeiten; ſie können nicht einmal recht ſpinnen, geſchweige denn kochen; ſie können das Maul rühren, aber nicht die Hände, auf alle Fälle nicht beide mit einander. Sie thaten nirgend gut, begehrten nichts zu lernen, begehrten auf, wenn man ſie anhalten wollte, eine Sache recht zu machen, erhielten nie einen Begriff von einer Haushaltung, weil ſie nie die Augen aufthaten. So ſtürchelten ſie durchs Leben in die Ehe hinein, ohne heiligen Sinn, ohne verſtändigen Sinn, ohne Geld und ſehr oft ohne Kleider, mit Schulden und Untugenden ärger beladen, als Kameele in der Wüſte mit koſtbaren Kaufmannswaaren. Solche wollen nun Eheweiber, wollen Mütter werden. Mit ihnen erſcheinen Burſche, ob denen man die Hände ob dem Kopf zuſammenſchlagen möchte, Burſche, oft kaum den Kinderſchuhen, der Ruthe entwachſen, mit dem Gepräge der Laſter auf dem Geſichte, ſehr oft halb und ganz betrunken, ſehr oft aus der Mädchen Geld, weil ſie die Ehe nicht angegeben hätten in nüchternem Zuſtande. Ich will nun nicht reden von dem geiſtlichen Sinn dieſer künftigen Hausväter. Man ſehe ſie an Tanzſonntagen, an Muſterungen, an Abendſitzen, und man wird keine weitere Schilderung des geiſtigen Zuſtandes derſelben von mir begehren, die neben keinem Kinde vorbeigehen konnten, ohne es zu necken oder ihm eine Schweinerei zu ſagen. Die nun wollen eigene Kinder Gott zuführen! Aber dieſe Burſche, die Hausväter werden, eine Familie ernähren wollen, vermochten bis dahin kaum ſich ſelbſt zu ernähren. Entweder können ſie nicht arbeiten, können als ſogenannte Bauernknechte nicht die halbe Bauernarbeit, können nicht melken, nicht fahren, nicht ſäen, nichts, gar nichts, als böddings mähen, dreſchen, holzen und hacken, können das erlernte Handwerk weniger als halb und die Landarbeit gar nicht; oder ſie mögen nicht arbeiten und trohlen lieber auf der faulen Haut herum; oder ſie verlumpen den Verdienſt, ziehen den Lohn vorweg ein, haben bei aller Arbeit immer viel zu wenig. Dieſe alle haben alſo kein Geld, gewöhnlich keine Kleider, oft Schulden, weder Luſt noch Geſchick zur Arbeit, zur Ernährung einer Haushaltung: die wollen Män-

ner, Väter werden, oder müssen es werden. Und von Jahr zu Jahr scheinen sie jünger, unreifer an Leib und Seele zu werden, diese unseligen Ehekandidaten; man frage nur die Pfarrer. Man frage sie, wie dieselben am Hochzeitmorgen sich ihnen darstellen. Sie werden Euch sagen, in wie viel hundert Paaren eine furchtbare Gleichgültigkeit zu Tage tritt, eine Maßleidigkeit, die einem schaudern macht. So ein Weib kostet einem doch ein sündhaft Geld, klagte Einer am Hochzeitmorgen, als er das Einzuggeld bezahlte und das Geld dazu aus allen Ecken seines Sackes hervorsuchte. Ja, aber man hat dann auch lang daran, sagte ein Zweiter, halb weinerlich, halb spottend, in Gegenwart ihrer theuern Hälften.

Sehr oft haben sie bereits uneheliche Kinder, und auf ihrem Gesicht sieht man neben der Maßleidigkeit das Aergerniß über das ungeborne Kind, das ehelich werden soll, das die Fruchtbarkeit ihrer geschlossenen Ehe beurkundet; sieht bereits den Trost auf demselben, daß auch ihnen die Gemeinde helfen müsse, wenn sie nicht fahren möchten. Und wenn ihr in einigen Jahren nachsehet, so sehet ihr Jammer, Noth und Elend in diesen Ehen, und dieser Ehen seht ihr immer mehr. Es ist eine fürchterliche Aussicht über die Masse der Armen, die in der Nacht ihres Elends tappen, und kein Sternlein vom Himmel, und keine Hoffnung auf jenseits leuchtet ihnen in diese Nacht hinein. Es ist eine fürchterliche Aussicht, Tausende von Armen zu sehen, die keinen Theil an der Erde, ihren Gütern, ihren Freuden haben; deren Leben lauter Noth und Jammer ist, ein angstvolles Ringen um's tägliche Brod, ein traurig Hangen an fremder Barmherzigkeit; denen die Erde nichts ist, als eine Vorhalle der Hölle. Ihr seht Tausende, sie haben keinen Aufblick zu Gott, keine Ohren für sein Wort; sie suchen nie Trost in seinen Verheißungen, nie Stärkung an seinem Tische; sie ringen blos auf die jämmerlichste Weise mit ihrem erbärmlichen Leben. Und ganz besonders sieht man die Weiber sich entfremden allem Heiligen, sieht sie, so wie ihre hoffährtigen Fähnchen in Fetzen gehen, fliehen das Haus des Herrn, den Himmel aufgeben, in ihrer irdischen Noth die ewige Noth sich bereiten. Es ist wohl kein schauerlicheres Sehen, als so ein schmutziges, zerrissenes Weib, auf dessen Gesicht jeder Funke göttlicher Abkunft erloschen ist, auf dem nichts mehr glänzt als Schmutz und thierischer Sinn, Häßlichkeit und Maßleidigkeit.

Dieſe furchtbaren Ehekloaken nun bilden den Keſſel, in welchem die Armuth gebraut wird, aus dem herauf in immer größern Strömen Menſchen fluthen, verkümmert an Leib und Seele, Gott ein Aergerniß, den Menſchen eine Laſt. In ſolchen Kloaken muß alles Beſſere im Kinde erſticken: und wenn man es aus denſelben reißt, es verdingt, vertheilt, wird ihm da wieder beſſeres Leben eingehaucht? Hier liegt das Anſteckende, Krebsartige dieſes furchtbaren Zeitübels. Die ſich abſamende Armuth, wo aus zwei Armen halbe oder ganze Dutzend entſtehen, ſchwellt das Uebel ſo an, daß es faſt in geometriſchen Proportionen zu wachſen ſcheint; daß in 20 Jahren, wenn alle die gegenwärtigen armen Kinder in die Fußſtapfen ihrer Eltern werden getreten ſein, halbe Länder von der Armuth werden aufgezehrt ſein, wie Korn und Gras von den Käfern. Und natürlich die Theile unſers Ländchens am früheſten, wo beſondere Umſtände die Armuth befördern. Unter dieſen nennt man das Emmenthal mit ſeinem Statutarrecht, nach welchem dem jüngſten Sohne der Hof ungetheilt verbleibt, wodurch eine große Menge Menſchen eigenthumslos werden. Da liegt allerdings ein Uebel, und nicht zu läugnen iſt, daß durch allerlei väterliche und andere Betrügereien viele Kinder übervortheilt, der Armuth zugeſtoßen werden. Aber noch mehr als dieſes Geſetz ſcheint mir folgende Sitte arme Leute zu machen. Die älteſten Söhne verheirathen ſich und bleiben ſehr oft mit Weib und Kindern bei ihren Eltern, oder ihre Weiber bleiben bei ihren Eltern. Hier arbeiten ſie für den Vater und unter des Vaters Aufſicht, nicht für ſich, nicht ſelbſtſtändig; auch ihre Weiber führen die Haushaltung nicht. Der Vater ſtirbt, ſie können nun mit einigen tauſend Pfund (halbe Gulden) gehen. Aber die Jahre der Energie, des Einwurzelns in ein Geſchäft ſind vorbei: zehn, zwanzig der beſten Jahre ſind dahin, ohne daß ſie ihm einigen Nutzen gebracht, der Familie ein Fundament erbaut haben, und jetzt, im nahenden Alter erſt, ſoll eine Haushaltung eingerichtet, ein Geſchäft begründet werden. Da fehlt es nun allenthalben, das Vermögen iſt hin, ehe man ſich umſieht, ohne daß man Liederlichkeit dem Armgewordenen vorwerfen kann. Wie ſoll aber ein Menſch, der vierzig Jahre lang nichts Anderes wußte, als das Land zu bearbeiten, nun auf einmal 4—5000 Pfund vernünftig anwenden, benutzen können? wie ſoll er in dieſen

Jahren ſich in eine ganz andere Lage, als die in ſeines Vaters Hauſe war, fügen? wie ſoll er ſeine Haushaltung beginnen können, wie eine junge Haushaltung, ohne viel Vermögen, begonnen werden muß, wenn ſie ſichern Boden gewinnen will?

An andern Orten fördern andere Lokalgründe neben dem großen Abgrunde die Zunahme der Armuth. Ich nenne hier nur das gemeinſame Land, die Bürger-, Allmendtheile, oder wie man es zu nennen pflegt. Solches Land fördert Trägheit, frühes Heirathen, leichtſinnigen Häuſerbau, ein troſtloſes Aufeinanderhocken, wo Keiner von ſeiner Scholle laſſen, Keiner weiter ſein Glück verſuchen, Keiner ein ordentlich Handwerk ordentlich lernen, treiben will.

Nun iſt ganz natürlich, daß in dieſe innerlich ſo verwahrloſte Armenmaſſe jedes Zeitlaſter am zerſtörendſten, unaufhaltbarſten einbricht; wüthete ja auch die Cholera unter den verwahrloſten, ſchmutzigen Armen am meiſten.

Die uns umgebenden Luftkreiſe ſind es, die uns auf der Erde feſt bannen, ohne ſie fielen wir hinein in den unendlichen Raum und thäten einen unendlichen Fall; ſie ſind es, die das Blut bannen in unſern Körper, ohne ſie dränge es zu Naſe und Ohren, ja zu allen Poren aus, wie die Gelehrten behaupten, habe es ſelbſt nicht erfahren. So halten allerlei Schranken den Menſchen feſt in einer geordneten Lebensweiſe, weiſen das Laſter von ihm ab: es iſt die Angewöhnung, es iſt die Scheu vor Vater und Mutter, der Ehrgeiz, die Eigenliebe, der Geiz, der ſittliche Sinn, das Chriſtenthum; es geht ſehr lange, bis ein Menſch alle dieſe Schranken durchbrochen hat und ſich ungeſcheut und ungeſchämt hineinwirft in den bodenloſen Abgrund der Laſterhaftigkeit. Aber wenn von Jugend auf keine Schranken um den Menſchen gezogen werden, kein äußeres Gewicht ihn niederdrückt in ein ordentliches Geleiſe — und welche Schranken umgeben die meiſten Armen? — was iſt dann da für Halt und Kraft zu erwarten?

Daher ſchlägt auch das Zeitlaſter, die Trunkſucht, ſo furchtbar unter den Armen ein, macht ſie noch ärmer, häuft ihr Elend auf eine Grauen erregende Weiſe.

Beſonders zwei Dinge muß ich noch nennen, welche unter die Armen das feindſelig Drohende bringen, welche die Armuth noch viel gefährlicher machen, als ihr bloßes An-

wachsen. Mehren in Indien die Armen sich, so kömmt eine Hungersnoth, rafft Millionen weg, und die Reichen sind von der Last befreit.

Aber unsere Europäer, unsere Schweizer sind nicht Indier, die durch geheiligte Schranken so von einander getrennt sind, daß dem Aermsten nie einfällt, sich mit einem Obern zusammenzustellen, ja, noch viel weniger, zu hoffen, es einmal bis zu ihm heraufzubringen. Unsere Religion heißt uns alle Brüder, unsere Verfassung stellt uns alle gleich. Zuerst hat man den Armen in eine Kaste hinuntergedrückt, dann schieden sich die Stände immer schärfer, immer weiter aus einander, immer verwahrloster wurde der Arme, das Christliche verdunkelte, entfremdete sich ihm immer mehr: da brachen auf einmal die Ideen von Freiheit und Gleichheit wie aus dem Boden herauf, und diese Ideen stehen wie zwei Sterne über den Völkern seit einem halben Jahrhundert. Man weiß wohl, was sie bedeuten und verheißen, ich brauche es nicht auszulegen, aber wer will es dem Armen verargen, wenn er ihre Bedeutung, ihre Verheißungen mißverstund und immer mehr mißversteht? Der verwahrloste Arme hatte keine Bildung empfangen, weder eine christliche, noch eine bürgerliche; die Vorrechte der Aristokratie drückten ihn nicht, er empfand keinen Beruf in sich, sich der Aristokratie politisch gleich zu stellen. Aber er empfand Hunger in sich, und daß Andere Geld hatten, und er keins, das empfand er ebenfalls. Er wußte wohl, daß er weder König würde, noch Rathsherr, er begehrte es auch nicht zu werden, aber er fühlte, daß er essen und trinken könnte, wie Andere, vielleicht besser noch; das aber bot ihm Niemand an. Im Grunde dachte man bei politischen Revolutionen oder Reformationen nicht an die Armen, man gebrauchte sie blos im Fall der Noth; man betrachtete sie von allen Parteien fast wie die wilden Thiere, die man füttert, um sie auf die Gegner loslassen zu können. In solchen Fällen gebrauchte man sie in England, Frankreich, in Deutschland (1831), und wenn sie gebraucht waren, schloß man sie wieder in ihre Zwinger; ihr Zustand verbesserte sich nicht. Bei uns in der Schweiz ist man viel langsamer, bedächtiger; was dort ausbricht, das glimmt bei uns noch lange. Bei unsern letzten Reformationen wurde nicht gebrannt, nicht geplündert, aber die Gelüste dazu zeigten sich, und wenn rasch Alles vorüber war, und

man still und ruhig wieder sein sollte, dann thaten die Armen verblüfft den Mund auf und zeigten die Meinung, wie sie geglaubt, daß es erst jetzt recht angehen sollte. Man macht sie wohl aufmerksam, was jetzt alles gewonnen worden, wie es künftig viel besser gehen solle: aber von allen den angeblichen Vortheilen fühlten sie nichts; ihre Lage blieb die gleiche, während sie manche bedeutende Erhebung Anderer, Verbesserung ihrer Lage rings um sich sehen müssen. Das hinterläßt bei ihnen natürlich immer einen bittern Nachgeschmack, wurmt, gräbt sich immer tiefer ein. Warum sollen sie allein von solchen Dingen nichts haben? warum sollen sie nicht Geld, Geldeswerth erobern, während Andere Stellen erobern, die auch Geld werth sind? Warum sollen Andere Beute machen, und sie allein keine? Sie sehen nach oben den Ständeunterschied, wenigstens für ihr Auge, verschwinden, die Kluft sich ebnen: nur sie allein sollen unten bleiben immerdar! Sie hören Allerlei, sie lernen nothdürftig lesen. Ich will nun nicht sagen, daß sie Lamennais Schriften lesen, die ganz eigens zur Aufregung dieser Leute geschrieben sind, oder ähnliches englisches, französisches Zeug: aber etwas von diesem allem sickert doch bis zu ihnen durch, macht sie bitter, unzufrieden, nach dem Gute der Reichen begierig. Sie legen nun Verfassung, Freiheit, Gleichheit auch aus, bilden sich nach ihrem Verstande Theorien aus, die nicht viel schlechter sind als manche andere Theorie. Sie empfinden zudem auch von der politischen Gleichheit nichts. Besteuerte sind nicht politisch gleich, und Arme überhaupt gelten an Gemeinden nichts. Und das ist gleich zu Stadt und Land, zu Bern und zu Ablentschen. Versuche es Einer in Bern oder in Ablentschen, etwas den Magnaten und Matadoren Mißfälliges vorzubringen: er wird erfahren, wie sie über ihn herfahren, ihm auf das Dach geben, als ob er in keinen Schuh gut wäre; und geben die Magnaten ihm nicht auf's Dach, so beißen ihn wenigstens ihre Pommerhündchen in die Waden, wie an Exempeln weitläufig und bündig zu zeigen wäre. Auch giebt es Korporationen, wo der Magnat nicht nur mehr zu regieren hat, als der Arme, sondern wo er wirklich auch mehr genießt, als der Arme; und auch dieses wäre an Exempeln zu zeigen.

Das ist freilich immer so gewesen: aber der Arme wußte nichts Anderes, er meinte, es müßte so sein. Aber jetzt sagen

hundert Zeitungen, von denen ihm doch auch eine und die andere in die Hände fällt, daß es ganz anders sein solle, daß Jeder die gleichen Ansprüche hätte, und sagen zugleich allen denen, deren Ansprüche befriedigt worden, alle Schande. Was Wunder, wenn dieses alles beim Armen zündet, dessen Ansprüche nicht befriedigt sind, dessen Kleider nicht ganz, dessen Magen nicht voll geworden ist? Freilich, wenn er sich regt und aufbegehrt, so sagt man ihm vor: „Wir sind alle gleich, aber nur in unsern politischen Rechten; Jedem bleibt sein Reichthum, und zu dem und diesem muß man Kenntnisse, Bildung haben ꝛc. Arbeite nur recht fleißig, so kannst du auch reich werden, es steht dir Niemand im Wege; sammle die Kenntnisse, so kannst du ja werden, was du willst, kein Weg ist dir verschlossen.“ So spricht man zu dem Armen recht vernünftig, aber er faßt es nicht; nicht das Christenthum hat ihn ergriffen, eine andere Flamme lodert in ihm, eine andere Krankheit der Zeit hat auch ihn erfaßt: es ist die grenzenlose Schwindelei, die Millionen herumwirbelt, wie der Wind den Straßenstaub; die in Millionen hohlen Köpfen flackert, sie zu den feurigen Mannen unserer Zeit, zu trostlosen Irrwischen macht. Es ist nicht mehr da die stille, geduldige Beharrlichkeit, die nie ermattet, die zum Bau seines Daseins in stiller Beschäftigung Sandkorn nur für Sandkorn fügt; es ist auch nicht mehr da die emsige Rührigkeit, die das Kleinste treu verwaltet, die fröhliche Genügsamkeit, die bei Wenigem übrig hat, die stille Geduld, die Hunderte von Stunden zu Fuße geht, froh, wenn sie alle Tage um einige vorwärts gekommen.

Im Galopp geht es jetzt. Doch Galopp ist Schneckenspiel: auf den Flügeln des Dampfes fliegt man, Berg auf Berg ab, bald durch die Luft; des Hirsches Lauf, des Vogels Flug ist dem Menschen zu langsam geworden, er denkt sich an einen Ort, und er ist am Ort. So rasch wie die Fahrt soll Alles gehen, so rasch will Jeder an jedem Ziele stehn. Der Junge will des Greises Lohn: hat er das A. B. C. gelernt, so bläht er sich mit Dünkel auf und glaubt jede Stelle der Welt passend für sich, d. h. wenn sie gut bezahlt ist; mit Dampf reitet er durch die Welt und dampfet fort, wo er sich niederläßt. Unbärtige Buben schulmeistern die Welt und hätten unsern alten Herrgott schon längstens abgesetzt, wenn es mit dem Maul zu machen wäre. Ich sah

jüngst zwei Bürschchen aus einem Schloßhofe treten mit Flaum hinter den Ohren und Stößchen an den viereckigen Armen und steifen Ellbogen; der eine von ihnen konnte bestimmt das lateinische A. B. C. noch nicht schreiben, und doch traten sie aus dem Schloßhofe heraus, als ob sie sagen wollten: der Obergerichtspräsident sei gegen sie nur ein Tropf, und die Sonne werde eigentlich erst recht scheinen, wenn sie die Republik auf ihren viereckigen Ellbogen hätten. Tausende von Lehrbuben aller Art und allen Altern laufen so mit den Ansprüchen von Meistern herum und decken mit Unverschämtheit ihre Blößen zu, ersetzen mit Aufgeblasenheit ihre Erbärmlichkeit und schwindeln durch die Welt.

Die gleiche Schwindelei hat das Streben der Menschen nach Besitzthum ergriffen. Im Fluge soll das Glück erhascht werden, ein glücklicher Griff, ein glücklicher Wurf soll gewähren, woran man sonst das Leben setzte in treuer Arbeit.

Oben an steht das Börsenspiel, das Seelen auf und nieder rüttelt, riesenhafte Vermögen herumwirbelt, wie wir in unserem Ländchen keinen Begriff haben. Heute besitzt Einer Millionen, morgen kaum Geld zu einem Schuß Pulver; heute denkt Einer an's Hängen, und morgen klimpert er mit Tausenden, als ob es Zahlpfennige wären. Neben diesem fürchterlichen Spiele stehen die Aktiengesellschaften, wo auf alles Mögliche spekulirt wird (nächstens soll eine Gesellschaft Aktien sammeln auf Bergwerke im Mond), wo Tausende, die reich werden wollen, blutarm werden, Wenige, Eingeweihte Hauptwürfe machen. An diese reihen die Lotterien sich aus allen Gegenden der Welt. Mich wunderte nicht, wenn nächstens die türkische Krone ausgespielt würde, oder ein hannöverisches Ministerium, oder ein preußisches Erzbisthum, oder irgend ein quasi Ehrenamt in Basel-Landschaft. Im Kleinen anfangen mag man nicht mehr, es muß gleich über Vermögen gehn. In stillem Fleiße den Kreuzer zum Kreuzer legen will man nicht mehr, es muß spekulirt sein. In emsiger Arbeit seine Tage brauchen, treu in dem Beruf, den man erlernt oder erwählt, ist nicht lustig: man spielt, um zu Genuß und Ruhe zu kommen. Mit den Händen arbeiten, Landmann, Handwerker sein, dienen, treu und fleißig, mag man immer weniger, das geht alles zu langsam: mit Händeln, Krämerlen, Pintenwirthlen, Rechtsagentlen, Schreiberlen, um Weiber schachern, um Heimwesen, den Geschäfts-

führer machen ꝛc. kommt man viel weiter, meint man. Man beginnt ein solch Gewerbe, ohne sich darum zu kümmern, ob man es verstehe oder nicht. Es weiß gewiß mancher Pintenwirth nicht den Dotziger, den man mit Weingeist versetzt, von gutem Reifwein zu unterscheiden. Der Knecht will ins Welsche hingehen, die Magd auf Bern, in die Stadt, sie hoffen beide dort nicht blos Arbeit, sondern einen guten Schick. Man sollte ihr doch in Bern Platz suchen, gab eine Magd den Auftrag, die lieber im Bette lag, als im Garten stand oder am Spinnrad saß, sie hätte gehört, man könne dort gar reich heirathen. Auf einen solchen Wurf hoffen sie, setzen für diesen Wurf Lohn, Gesundheit, Ehre ein und ziehen endlich Noth und Schande. Das sind die zahllosen Falliten, Geldstage unserer Zeit, mit dem Unterscheid nur, daß in den einen einige Millionen, in den andern nur einige Franken verloren gehen. Zum Kreuzer kann, mag man nicht mehr Sorge tragen, wie der alte Portales, darum kömmt man weder zu Millionen, noch zu Batzen, sondern zu Noth und Elend. Diese eigentliche Zeitkrankheit nimmt man gewöhnlich nur im Großen wahr, in Amerika, London, Paris ꝛc., und achtet nicht darauf, daß sie durch alle Klassen geht, bis auf die Hefen hinunter. Diese Krankheit vermehrt die Zahl der Armen. Man merke auf, wie viel Pintenwirthe, Krämer, Rechtsagenten ꝛc. ꝛc. arm werden, vergeldstagt und immer mehr vergeldstagt werden. Und wenn sie sich schon aufrecht erhalten, so werden ihre Kinder arm. Diese sind herrschelig oder bräuchig erzogen, an die Arbeit nicht gewöhnt, wollen da fortfahren, wo der Vater aufgehört, Vermögen ist keines da, und so werden ganze Schaaren derselben das Heer der Armen vermehren. Es hat reiche Häuser gebrochen, weil die Söhne nur den Glanz des väterlichen Hauses fortführen wollten, ohne die väterliche Arbeit; es hat Tausende von Söhnen vermöglicher Handwerker, Gewerbsleute an den Bettelstab gebracht, weil sie ihr Vermögen nicht dazu gebrauchen wollten, um da anzufangen, wo der Vater, weil sie nicht im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod essen wollten, des väterlichen Fleißes sich schämten, weil das unter mehrere Kinder getheilte Vermögen sie in dem höhern Stand erhalten sollte, dem der Vater am Ende seines Lebens um seines Geldes willen anzugehören schien. Aber nicht nur vermehrt diese Schwindelei die Zahl der Armen unendlich,

nicht nur hindert sie auch den Armen an emsigem Fleiße, den er nichts mehr schätzt, weil er glaubt, mit dem allein bringe man es nirgends hin, und es lohne der Mühe sich gar nicht, zu Wenigem Sorge zu tragen, „das b'schüße" doch nichts: sondern diese Schwindelei trägt neben den Ideen von Freiheit und Gleichheit bei der innern Verwahrlosung der Armen sehr viel bei zu dem Drohenden, das sie zu Tage stellen. Was soll der Arme machen, um reich zu werden? Das Börsenspiel kennt er nicht; zu Lotterien hat er kein Geld; zum Geschäftsmann ist er zu verhudelt; zu reichen Heirathen vielleicht zu alt: was bleibt ihm da für eine Hoffnung übrig, als eine Revolution, die gleich macht, was er gleich haben möchte; die frei macht, was für ihn gebunden war? Die gleich macht den Armen dem Reichen, die frei macht aus den Händen der Reichen ihr Vermögen und einer neuen Theilung unter alle Arme unterwürfig. Das ist der Wurf, der Griff, von dem sie träumen, auf den sie passen, auf den sie alle ihre Politik beziehen, auf dem alle ihre Freiheitsliebe ruht. Kein christlicher Sinn wahrt sie vor der Versuchung, schützt sie vor dem Verlockenden, das in solchen Träumen liegt; keine ihnen entgegenkommende Bruderliebe löscht den thierischen Haß und Neid; sie werden nicht zur Anschauung der innern Freiheit und Gleichheit gebracht, nicht auf die Höhe gehoben, wo politische Freiheit und Gleichheit wirklich Güter für sie sind: sie bleiben auf der Stufe stehen, auf der die Hunde zusammen stehen, wenn sie einen Hasen erjagt.

Hier nun gesellen sich zu ihnen sehr viele der sogenannten kleinen Leute, die nicht eigentlich arm und besteuert sind, es aber oft viel böser haben als der eigentliche Arme. Das sind die, welche mit Schulden beladen an einem kleinen Heimwesen kleben, mehr essen, als sie pflanzen, und nebenbei wenig verdienen mögen oder können; die daher mit ihren Zinsen immer im Rückstand sind, und Jahr um Jahr vor Augen haben, von ihrem Heimwesen gestoßen zu werden. Die sind gar übel daran, bös wie die haben es Wenige, wenn sie bei ihrem Häuschen bleiben wollen, oft nicht einmal Erdäpfel genug, Fleisch und Wein das ganze Jahr nicht, und wenn der Telleinzieher kömmt, wissen sie vor Angst nicht, sollen sie unter's Bett schlüpfen oder in den Schrank, damit das Weib sagen könne: der Aetti sei nicht daheim und hätte

den Schlüssel mitgenommen im Vergeß; man solle ein andermal wieder kommen.

Es sind die, welche mit ihrem Verdienst nicht recht auskommen mögen, vielleicht, weil die Frau die Haushaltung nicht gehörig zu rathsamen weiß, oder weil sie selbst einen übeln Gebrauch haben, der Geld kostet, oder eine durstige Leber ꝛc.: welche daher keinen Sparpfennig haben, nach einigen Tagen Krankheit in Noth sind; die theures Brod bald in Mangel versetzt; die mit Zittern und Beben den Winter kommen sehen und, wenn sie Winterstrümpfe kaufen, oft den Krämer mit dem Hechler trösten müssen: den hätten sie noch nicht gehabt; wenn der gekommen sei, so hätten sie etwas Flachs zu verkaufen, und aus dem gelösten Gelde wollten sie dann bezahlen. Es sind hauptsächlich auch die Fabrikarbeiter, die viel verdienen, viel verbrauchen, keinen Kreuzer erübrigen; die bei der geringsten Stockung der Geschäfte im Elend sind. Unter diesen Leuten ist die Unzufriedenheit auch eingerissen, die christliche Geduld ausgegangen, das Fieber der Schwindelei hat viele ergriffen, einen Wurf, einen Griff möchten sie thun. Möchten die Gültbriefe verbrennen, Matten und Aecker theilen, in schöne Häuser sich setzen und brauchen, was da ist. Alle diese Leute sind eins mit den Armen gegen die Reichen, theilen die gleichen Träume, die gleichen Gelüste, und würden auch ihre Hände vereinigen im Augenblick des Ausbruches. Die armen Leute! Sie würden nichts gewinnen: wenn sie genug geraubt, gebrannt, gemordet hätten, so würden sie uneins werden unter sich, würden bald wieder zusammengebunden, zusammengeschnürt werden, und wären dann nur um so elender, müßten um so bitterer Hunger leiden, je mehr sie zerstört, je wüster sie gethan hätten.

So weit hat man unter den Gesetzen, unter Verfassungen den Menschen kommen lassen, weil man nur das Aeußere betrachtete, das Innere mißachtete, durch die verdammte Juristerei (offenbar als Reaktion gegen das überwundene Pfaffenthum eingerissen, nun aber wieder einer Reaktion bedürftig, damit die Völker wieder auf christlichen Boden kommen, sogenannte Rechtsstaaten sind die Quintessenz des Unsinns der jungen Schule), das Christenthum zu ersetzen trachtete. Es ist wirklich ein sinnlos, verruchtes Treiben, mit klingen, schönen Worten den Armen den Speck um den Mund herum

zu ziehen, die Würste im Rauchfange zu zeigen, und sie sollen hungerig und durstig von den schönen Worten leben, geknebelt am Boden, mit dem wilden Thiere in sich!

Daher kömmt die Noth.

Man wird meinen, ich habe zu grell geschildert: man sehe und höre selbst, dann urtheile man.

Man wird meinen, ich habe zu weit umhergesucht und in einen Zusammenhang gebracht, was natürlicherweise in keinem steht. Man irrt sich. Wer Zeiterscheinungen beleuchten will, darf seinen Blick nicht nur an eine Scholle heften. Was er vereinzelt auf dieser sieht, begreift er nicht: was er ringsum sieht, erklärt ihm natürlich, was ihm ein Wunder schien oder widernatürlich. Hätten unsere Alten und unsere Neuen ihre Blicke noch wo anders gehabt als nur in ihren Leisten und ihren Gläsern, in ihren Zeitungen und großväterlichen Ueberlieferungen, in ihren Audienzstuben und Rathssälen: sie hätten manche Dummheit weniger begangen, manches Uebel zu rechter Zeit erkannt, manche Ehre statt mancher Schmach gerettet. Aerger noch wird es den Jungen gehen, die auf gar nichts sehen, als auf die Parole der propagandistischen Führer und die Lüste des eigenen Fleisches.

Drittes Capitel.

Suchen die Leute Hülfe in der Noth, und wo?

Es giebt wohl Leute, die nicht nur wie die Bären den Winter durch, sondern Tag um Tag, Jahr für Jahr schlafen: diese haben von dieser Noth noch nichts wahrgenommen. Es giebt Leute mit hartem Schlaf. Das ganze Haus ist in Brand, es knistert, sprätzelt, prasselt oben und unten, Flammen, Rauch um und um: sie erwachen nicht; sie erwachen nicht, bis die Flamme aus ihrem Hauptkissen lodert, das Dachbett dampft, der Strohsack in hellen Flammen steht: dann schrecken sie auf, rollen die Augen, verwerfen die Hände, aber schreien können sie nicht mehr, können nicht aufspringen, können nur im Feuer sich wälzen und elendiglich verbrennen. Solche Menschen kann ich auch nicht wecken, die verstehen

mich nicht; ich möchte ſchreien, wie ich wollte, ſie würden ſagen: dä redt doch aſe udütlig.

Es giebt aber ſehr viele Leute, welche dieſe Noth erkennen, darüber jammern; es giebt dieſer Leute ſo viele, daß dieſen Jammer überall man hört. Nur iſt's ſeit einiger Zeit ſtill geworden, ſtille darüber unbegreiflicher Weiſe in vielen Rathsſälen. Aber die Leute jammern nicht nur, ſie ſchreien auch nach Hülfe, ſie rathen ab, was dieſe, jene machen könnten, machen ſollten, und denken auch hie und da, aber ſehr ſelten, nach, was ſie ſelbſt vorzukehren, zu thun hätten in dieſer Noth.

Was nun die Leute rathen und ſagen, mag kürzlich in Folgendem beſtehen; ich will es anführen und nach meiner Anſicht würdigen. Nichts für ungut, ihr lieben Leute! ihr redet, und redet da, wo ich nicht reden darf: ſo erlaubt mir die Rede wenigſtens da, wo das Geſetz ſie mir nicht verbietet.

Es giebt kurz angebundene Leute, mit kurzen Mitteln bei der Hand, und dieſe meinen, man ſolle alle Unterſtützungspflicht aufheben, und denen, welche es ohne fremde Hülfe nicht machen können, rathen, ſich an die freie Mildthätigkeit zu wenden. Andere meinen, das Kürzeſte wäre, ſie todt zu ſchlagen.

Das Letztere wäre allerdings das Kürzeſte, es wäre den Handſchuh dargeworfen, den Krieg begonnen. Wer einen Kopf hat, dem kein Zaunſtecken eine Beule macht, ein Leder, durch das weder Kugel noch Miſtgabel gehen, der verſuche es. Das wäre ungefähr, wie wenn man quer durch einen angeſchwollenen Fluß einen Damm ziehen wollte. Mit ſolchen Dämmen erzeugt man nichts als verheerende Ueberſchwemmungen, die andauern, bis die Dämme weg ſind. Zweihundertjährige Sitte läßt ſich nicht abſchaffen wie ein altes Ruhbett, ein verlöcherter Schlafrock, und beſonders eine Sitte nicht, von welcher viele Tauſende leben, und zwar von Jugend auf. Und wenn man auch dieſe Leute an die freie Milde weiſet, an die chriſtliche Barmherzigkeit, ſo hilft man ihnen nicht nur nichts, ſondern man gräbt ihnen geradezu noch ab, was ihnen bis dahin das chriſtliche Mitleid gab. Die Armengeſetze entſtunden ſicher viel aus dem Grunde, weil viele beſſer Geſinnte nichts mehr geben wollten, indem Viele und Reichere auch nichts gaben, die ganze Laſt ihnen überließen. Wenn die nichts geben wollten, ſo thäten ſie auch nichts mehr. So ſprachen ſie ehemals, ſo ſprechen jetzt

wieder Viele, und weisen die Armen an die Gemeinden: so würden, wenn die Gesetze aufgehoben würden, der Andrang der Armen zu Einzelnen sich mehrte, noch viel Mehrere sprechen; es würde Niemand mehr etwas geben wollen. Ich will nicht vom vermehrten Bettel reden, dem die Polizei, welche zu vornehm geworden ist, um sich mit Bettlern zu befassen, noch weniger wehren würde, als sie dem gegenwärtigen überhandnehmenden wehrt; will auch nicht vom Diebstahl reden, dem die Polizei noch weniger zu begegnen wüßte, als der gegenwärtigen Unsicherheit: von diesem allem will ich nicht reden, denn es würde Krieg geben und nicht blos Diebstahl und Bettel. Den wird man doch nicht wollen.

Fast eben so kurz reden die, welche der Unterstützungspflicht den Einzelnen ebenfalls entladen, die Tellen aufheben, die Pflicht selbst aber dem Staate zuschieben, mit andern Worten, das Armenwesen centralisiren wollen.

Das Wort centralisiren ist heut zu Tage ein beliebtes Wort, in einer Republik sollte es ein gehaßtes sein. Napoleon liebte es, und mit Recht, denn er war ein wirkliches Centrum, das die einzelnen Theile anziehen, festhalten, übersehen, ordnen konnte mit der in ihm wohnenden Kraft. Sobald er aber als Centrum weg kam, und eine Regierung ohne Kraft und Uebersicht an seine Stelle, so begannen auch in Frankreich die Folgen aller der Centralisationen sichtbar zu werden, und eine davon ist ganz bestimmt das jährliche Steigen der Ausgaben und Abgaben. In einer Republik aber sollte man, was nicht centralisirt ist, nicht centralisiren wollen.

Es tödtet alles allgemeine Interesse am allgemeinen Wohl: das sei Regierungssache, heißt es: es hemmt alles Heranbilden der Menschen vom Kleinern, Spezielleren zum Bedeutenderen, Allgemeinen; es rottet am Ende alle tüchtigen Bürger aus und stiftet eine eigene Regierungskaste, deren Mitglieder sich dann vorkommen wie Eichen unter niederm Gesträuch, wie Vokalen unter Konsonanten. Jeder wird mehr und mehr auf sein persönliches Interesse zurückgewiesen, und es bildet sich die Meinung, daß nur die bezahlten Staatsbeamteten zu dem allgemeinen Wohl zu reden, dasselbe zu besorgen hätten. Damit ist aber auch der Stoff gegeben zu einer landzerreißenden Opposition. Es führt zu dem unchristlichen, unbürgerlichen Grundsatz, daß um das so genannte

allgemeine Beſte ſich nur bezahlte Beamtete zu kümmern hätten, und löſcht alles freie Wirken der Liebe, alle Gemeinnützigkeit aus. Wo aber ein Staat dieſer Liebe, der gemeinnützigen Thätigkeit keinen Raum mehr giebt, da ſteht er ſtracks dem Chriſtenthum gegenüber, tödtet alle Vaterlandsliebe, wird zum recht eigentlichen Antichriſt, der die Engherzigkeit pflanzet, welche nur den Grundſatz kennt: was dich nicht brennt, blaſe nicht; ſelber eſſen macht fett.

Ferner muß ich fragen: wo iſt das Centrum bei uns, das mit ſeiner Kraft Alles anzuziehen, zu beherrſchen vermag? Ich will bei dieſer Frage ſtehen bleiben und zu ihrer Beantwortung Bedenkzeit geben. Wenn man von Centraliſiren ſpricht, ſo kömmt mir immer vor, als ſtelle man ſich die Staatskaſſe als Centrum vor, wie in trocknen Sommern das Brünnlein auf dem einſamen Berge das Centrum für die dürſtenden Kühe wird, wie eine ſchlafende Kuh mit ſtrotzendem Euter in dunklen Nächten auf einſamer Weide der Mittelpunkt ſchwärmender, lüſterner Fledermäuſe wird.

Ein ſolches Centraliſiren koſtet ungeheuer viel Geld; man frage nur das Baudepartement im Kanton Bern. Werden damit die Straßen beſſer? Man frage das Publikum. Vor Allem müßten circa hundert Pöſtlein errichtet werden mit circa 50,000 Lvr. Einkünften. Nun fände man Leute genug zu dem Einkommen: aber fände man Leute hinreichend zum Amte? ich glaube es nicht. Fremde, mit den Verhältniſſen Unbekannte kann man hier nicht brauchen. Die Anſprüche an den Staat würden ſich verhundertfachen. Gar mancher, der ſich ſchämte, vor die Gemeinde zu gehen, würde ungeſcheut vom Staate fordern; gar mancher, dem Privaten gegenwärtig helfen, würde an den Staat gewieſen, ſeine Anſprüche mit vielfachen Zeugniſſen belegt werden. Es kommen manchmal fremde Leute und betteln, ſie haben ein eigenes Häuschen; es ſtreicht ein alter Länder bettelnd im Bernbiet herum, daheim hat er vier Kühe im Stall, aber kein Länder würde ihn verrathen. Je unbekannter der Geber mit den Armen iſt, deſto frecher werden ihre Forderungen, deſto häufiger wird er angeſprochen. Ja, da macht man Geſetze, wird man ſagen, da ſtellt man Beſtimmungen auf, da wollen wir wohl vor ſolchem Mißbrauche ſein. Ach, geht mir mit den Geſetzen. Eben weil man den Geſetzen vertraute und immer und ewig Geſetze machte, ſind wir bis dahin

gekommen. Es ist wirklich recht lächerlich und recht traurig, wie man mit der Gesetzmacherei einen Unfug trieb und treibt; wie man meint, Gesetze machen, heiße regieren, und Gesetze machen könne ein jeder, der seinen sitzenden Theil auf eine grüne Bank abgestellt hat. Gesetze an sich sind todt: man muß jemand haben, der sie lebendig ins Leben trägt. Wo sind nun die Leute, welche Gesetze lebendig machen? Ja, wenn Alles so gute Ruhe hätte im Lande, als manche Gesetze, dann hätte ja der ewige Sabbath angefangen im Lande.

Und wenn alles dieses nicht wäre, so könnte doch der Staat das Uebel nicht bei der Wurzel fassen; er könnte keine Liebe bringen in das Verhältniß der Armen zu den übrigen Menschen; er könnte das Innere der Armen nicht in Liebe pflegen und hegen, daß es ein anderes würde nach und nach.

Möglich ist's, daß man mir sagt, ich verstehe das Centralisiren nicht, man verstehe unter Centralisiren nicht das Ausgeben, so daß die Staatskasse ungefähr wie ein Futterkasten dargestellt werde, aus dem Angestellte mit Kübeln schöpften und den Haber mäßweise unter das Volk würfen. Man verstehe unter Centralisiren nur das Centralisiren der Einnahmen, so daß man sämmtliche Armengüter zusammenwürfe und dazu noch einen Theil der Vermögenssteuer und Grundsteuer nähme, und nun dieses Geld unter die verschiedenen Gemeinden billig austheilte, damit die Gemeinderäthe, welche es bisher gethan, es wieder billig an die Armen vertheilten.

Ich will mich nicht darüber einlassen, ob wohl das Centralisiren der Armengüter ein rechtliches wäre. Aber es würde mich mahnen, wie wenn eines armen Mannes Hütte brennen würde, und seine ganze armselige Habe den Flammen preis gegeben wäre, und barmherzige Menschen stürmten nun eines reichen Nachbars Haus und trügen sein reiches Eigenthum, Schiff und G'schirr, Hausgeräthe aller Art dem Feuer zu und würfen es mitten hinein. Damit das Feuer dieses fassen und die arme Habe des Armen verschonen möchte. Die Thoren machen nur, daß das Feuer um so größer wird, der Brand um so weniger zu löschen, und der Arme und der Reiche um so schneller um ihre Sache kommen. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß man nicht nur mit Geld der Noth nicht abhilft, sondern daß man, je mehr Geld man auf die bisherige Weise in die Armennoth hineinwirft, die Noth nur

um ſo mehr vergrößert, gefährlicher macht. Ungefähr daſſelbe gilt bei dem Centraliſiren der Tellen zu Grund- und Vermögensſteuer. Man laſſe ſich nicht täuſchen durch das Wort „Abſchaffung der Armentellen", als ob dann nichts mehr für die Armen bezogen werden ſollte. Das Geldgeben wechſelt nur Namen und Bezieher, die Gemeinde bezieht nicht mehr Tellen, ſondern der Staat bezieht Grund- und Vermögensſteuer. Wer Grund und Vermögen hat, muß nun freilich nicht mehr tellen, aber ſteuren. Ich weiß nicht, ob dieſes einen großen Unterſchied macht. Ja, freilich macht dieſes einen großen Unterſchied, wird man ſagen, denn nun müſſen viele Millionen zu der Armenlaſt ſteuren, die früher zu ihr nicht tellten, und es iſt recht, daß alle, welche den Nutzen vom Beſtehen des Staates haben, auch deſſen Laſt tragen helfen. Ich beſtreite das Letztere gar nicht, aber man gewinnt damit nichts. Nimmt man das Armengeld aus einer Centralkaſſe, ſo centraliſirt man damit die Armenbeſteurung, d. h. man verbreitet die Armennoth über alle Theile des Landes gleichmäßig. Man vergeſſe doch nicht, daß die Armenlaſt bis dahin gar verſchieden war: im Bisthum gering, im See- und Mittelland nicht drückend u. ſ. w. Centraliſirt man nun das Geld, ſo centraliſirt man auch die Anſprüche, und kann bald ins Bisthum und Seeland ſo viel ſteuren, als man jetzt im Emmenthal und Guggisberg ſteuert. Die Vermögensſteuer wird bei weitem weniger abwerfen, als man ſich denkt, wird Geld aus dem Lande ziehen, vielleicht den Geldzins erhöhen, und die Hauptlaſt doch auf die Grundſteuer fallen. Und wenn nun die centraliſirte Armenlaſt um ſo viel mehr verſchlingt, als früher die ſpezialiſirte, und wenn die Bergländer ihre langen, hohen und breiten Berge vergrundſteuren müſſen, ſo wird man bald inne werden, was für ein Unterſchied zwiſchen Steuren und Tellen ſei. Und wenn die Gemeindsbehörden als Armenpfleger das Geld nicht mehr direkt aus dem eigenen Sacke zu nehmen haben, ſondern aus der Staatskaſſe zu beziehen, ſo wird nicht nur im Allgemeinen eine weit größere Sorgloſigkeit eintreten, als bis dahin bereits war, obgleich es das eigene Geld koſtete, ſondern es wird beſtimmt manche Gemeinde erpreß und abſichtlich viel reichlicher ſpenden, als bis dahin, und nutzlos, nur damit ſie nicht zu kurz komme im Beziehen, die und jene Gemeinde nicht mehr erhalte. Sie rechnen nicht, daß ihr

eigen Geld mit dabei ist. Da kann man von Bern aus lange wachen wollen und Gesetze machen, da fehlt die Handhabung und administrative Kunst. Ich will es aufrichtig sagen, die Gemeinden scheinen mir nicht im Stande, hier recht zu walten; die Vergangenheit lehrt es. Gemeinden als Gemeinden haben kein Herz im Leibe. Wo sie das Geld eintreiben mußten zu ihren Liebeswerken, da war Widerwillen; wo sie es vorliegend fanden als Gabe alter Liebe Verstorbener, da wurde es den Enkeln unmöglich, die alte Wärme in die Gabe zu bringen. Was Liebe gestiftet, theilte Gleichgültigkeit aus; es wird als Recht gefordert, in kühler Pflichterfüllung gegeben. In den einen Gemeinden war zu viel Unverstand, in andern zu viel Berechnung; in den einen eine gräßliche Rücksichtlosigkeit, in andern eine gräßliche Rücksichtlichkeit; in den einen zu viel Lasten, welche die Liebe lähmten, in andern zu viel Geld, welches den Hochmuth gebiert und den Geiz und die Unverschämtheit, jedenfalls nicht Verstand giebt, wenn man sonst keinen hat. So wurde viel gegeben, aber der Gabe nicht nachgesehen, es war kein Segen dabei: je mehr man gab, desto mehr Arme forderten, und um so unverschämter. In jedem Gemeindrath ist eine Minorität, welche das Bessere möchte: aber sie vermag sich selten Bahn zu machen. Es ist merkwürdig, wie der Eigennutz und die Dummheit viel kühner und aufbegehrischer sind, als die bessere Einsicht und der bessere Wille. Mit aller möglichen Energie schlägt der Unvernünftige, der seinen Vortheil sucht, oder Vourtheilen fröhnt, auf den Tisch, donnert, daß die Wände krachen, wenn er Widerstand findet, und intriguirt und spielt unter dem Hütli, bis er seinen Willen durchgesetzt, die Mehrheit auf seiner Seite hat. Während der Bessere meint, die gute Sache sollte eigentlich selbst siegen, wenig nachläuft, wenig ansetzt, sich doch am Ende nicht ganz unwerth machen will, sich mit dem Spruche zur Ruhe legt: nun in Gottes Namen, ich habe ihnen meine Meinung gesagt: wenn sie nicht wollen, so können sie es sein lassen; ich kann nicht helfen. Ueberhaupt fürchtet man sich gar leicht und nicht nur vor einander, sondern gar leicht auch vor unverschämten Armen; man giebt ihnen, um ihrer los zu sein, weil man keine Kraft hat, sich vor ihnen sicher zu stellen. Auch herrscht bei einer Menge Magnaten zu Stadt und Land ein fürchterlicher Kastengeist, auf den ich später zurückkomme:

der will gar nicht, daß der nicht mehr arm bleibe, ſelbſtſtändig werde. Der Arme ſoll arm bleiben, aber nichts koſten; ſo meinen es dieſe Thoren.

Es wäre, wie viel Geld man auch den Gemeinden geben würde, rein unmöglich, ſie dahin zu bringen, daß ſie vereint die Hand an die Wurzel des Uebels legen. Es nähme mich Wunder, woher man einen Geſetzesredaktor berufen wollte, um Gemeinden durch Geſetze dahin zu bringen, mit vereintem Willen das Uebel anzugreifen. Ich bin überzeugt, man müßte nicht nur änet a blaue Berg und änet a Bodeſee, man müßte auch änet ans blaue Meer, ja änet a üſt blaue Luft.

So wird durch das Centraliſiren wahrhaft nichts gewonnen, im Gegentheil, das Uebel viel ſchlimmer gemacht; ich will nicht einmal England zu Hülfe rufen, um dieſes zu beweiſen. Aber auch die Gemeinden als ſolche können von ſich aus dieſes Uebel nicht hemmen, nicht abwenden; ſie ſind in dieſem Augenblick wirklich in troſtloſer Lage. Ueber den Kopf wächſt ihnen das Uebel, der Boden weicht unter ihren Füßen, ſie ſchreien nach Hülfe, und Andere ſchreien über die Gemeinden, und die Dritten ins Blaue hinein — ſo ſchreit Alles — und wer hilft?

Nun muß ich, beiläufig nur, mich erklären, daß die Gemeinden allerdings mit Recht um Hülfe rufen, und daß den Gemeinden in Erfüllung ihrer Verpflichtungen der Staat helfen ſoll. Als den Gemeinden die Armenlaſt aufgelegt wurde, war ſie eine ganz andere als jetzt: ſie wurde unter die Gemeinden vertheilt, damit Ordnung im Lande eingeführt, die Maſſe des Geſindels vereinzelt, und durch Aufſicht über Einzelne die Gemeinden an der Einführung von Ordnung im Lande Theil nehmen müßten. Der Zweck wurde erreicht; aber ein ander Uebel entſtand daraus für die Gemeinden: nun iſt es billig, daß der Staat auch den Gemeinden beiſtehe. Nun hat der Staat den Gemeinden ſich nicht nur nicht genähert, ſondern ſich entfernt. Die beſtehende Armencommiſſion iſt ſehr reſpektabel, aber ihre Stellung eine rein unnatürliche. Sie giebt hie und da, wo ſie angeſprochen wird; und angeſprochen wird ſie, wo man ihre Exiſtenz kennt: aber in einer Menge Gemeinden kennt man dieſe Exiſtenz gar nicht, ſpricht ſie nicht an. Was ſie daher giebt, ſcheint rein wie Allmoſen und iſt durchaus nicht als eine

Verbeiſtändung der Gemeinden anzuſehen. Die Armenrechnungen werden paſſirt, aber rein aus dem Geſichtspunkte, wie der Staat auch andere Rechnungen über Korporationsgüter paſſirt: auf den Inhalt derſelben, der außer dem Gebiete der Zahlen liegt, wird gar nicht geſehen. Ehedem ließ ſich der Staat in der Armenpflege der Gemeinden durch den Pfarrer vertreten. Er erkannte dadurch den Grundſatz an, daß im Armen ein Innerliches zu wahren ſei, daß es mit dem äußerlichen Geben nicht gemacht ſei, ſondern daß eine beſondere Intelligenz im Vertheilen der Gaben walten müſſe, und namentlich die Kinder beſonderer Aufmerkſamkeit werth ſeien. Er erkannte dadurch den Grundſatz an, daß der Staat Theilnehmer ſei an der Armenpflege. Auch dieſes Band iſt zerriſſen. Seit dem neuen Gemeindgeſetz wird der Pfarrer betrachtet als ausgeſchloſſen von der Armenpflege. Die Juriſterei hat ſich an den Grundſatz gehalten: wer bezahlt, der befiehlt; da alſo der Staat nichts bezahlen wollte, ſo hat er auch gefunden, das Mitreden zieme ihm auch nicht mehr, und hat ſeinen Vertreter zurückgenommen. Viele Gemeinden freuen ſich über dieſe Emanzipation. Ob mit Recht? fragt ſich. Auf jeden Fall iſt dadurch die Sache auf eine Spitze geſtellt, wo ſie nicht bleiben kann. Der Staat muß den Gemeinden helfen. Aber vor Allem aus mit Intelligenz, die fehlt noch mehr als Geld; er muß ſich vertreten laſſen in der Armenpflege. Zweitens muß er helfen mit ſeiner Kraft. Ehedem machte man mit einem ſchlechten Kerl kurzen Prozeß: wenn ein Ammann über einen klagte, ſo warf ihn der Landvogt an Schatten. Jetzt verpalliſadirt ſich ein ſolcher hinter einen Berg von Geſetzen, den Grundſätzen perſönlicher Freiheit, und die Gemeinde kann gar nicht an ihn kommen; er lacht ſie nur aus hinter ſeinem Schilde, von einem Rechtsagenten verbeiſtändet, vielleicht noch von einem Richter begünſtigt. Da muß der Staat helfen: ſeinen Arm leihen, ſolche Leute in die Finger zu nehmen, und zwar auf ſolche Weiſe, daß es wenig oder nichts koſtet und auch ihnen an Leib und Seele frommt. Erſt drittens kömmt das Geld, mit welchem allerdings der Staat auch zu Hülfe kommen ſoll, indem auch er an der Armenlaſt ſchuld iſt, und zwar eben durch allerlei Geſetze, und weil es ein allgemeines Uebel iſt, unter dem Alle erliegen würden, wenn man ſich nicht aufmachte gegen daſſelbe. Und ich denke, wenn guter Wille vor-

waltet, so wird sich der billige Antheil, den der Staat den Gemeinden an ihre Lasten giebt, aber wohl verstanden, nur einen Antheil, und zwar den kleinen Theil, wohl ausmitteln lassen. Und ich denke, wenn guter Wille kommt, und die grenzenlose Liederlichkeit in einigen centralisirten Verwaltungszweigen aufhört, der Gefräßigkeit einzelner Angestellter Schranken gesetzt wird, werde sich das Geld dafür wohl finden lassen. Wie viel im ganzen Lande für Arme getellt wird, soll man in Bern wissen, wenn die eingeforderten Tabellen nicht da vergraben sind, wo freilich die Diebe nicht nachgraben und sie stehlen, wohl aber die Schaben und der Schimmel sie verzehren, und zwar unvermerkt. Aus diesen ließe sich berechnen, wie viel Procent der Staat übernehmen könnte, und auf welche Weise.

Wenn aber auch dieses wichtige Verhältniß zwischen Staat und Gemeinden gefunden, beide auf freundschaftlichen, einigen Fuß gestellt würden: dem Uebel wäre denn doch nicht die Art an die Wurzel gelegt, wäre ihm das Krebsartige, Feindselige nicht genommen: es wäre nicht den Armen eigentlich geholfen, sondern den Gemeinden; es würde die Armuth wohl hemmen in ihrem Anwachsen, sie aber nicht ändern in ihrer Natur.

Neben den vorhin dargethanen radicalen Ansichten über die Hülfe in der Armennoth geben sich noch andere kund, welche von gewöhnlicheren Mitteln Hülfe hoffen, und welche bei freundlichem Handbieten des Staates und der Gemeinden diese Mittel als vollkommen genügend annehmen. Sie weisen auf die besseren Schulen hin und sagen: darauf müsse man besonders halten, daß arme Kinder fleißig in die Schule gehen, rechnen und schreiben lernen: gut geschulte Menschen kommen immer durch die Welt; und die Schulen seien jetzt so, daß die Kinder allenthalben das Nöthige lernen könnten. Ich will nicht davon reden, daß das Schulgesetz namentlich in Bezug auf den Schulbesuch armer Kinder gar sehr schlecht gehandhabt wird, sondern behaupten, daß das Schulen armer Kinder eben so viel schaden als nützen kann. Man giebt doch nach und nach zu, daß das Erziehen die Hauptsache sei, und nicht das Schulen; so wie der sittliche Werth eines Menschen weit höher zu halten ist als irgend eine Kenntniß oder Fertigkeit. Die Abgötterei, die man mit der Schule trieb, geht vorüber. Die Abgötterei dagegen, welche die

Schulmeiſter mit ihren Perſonen treiben, iſt im Wachſen. Wenn man nun ein unerzogenes, ſittlich verwahrloſtes Kind geſchickt in den Schulen macht, ſo wird es ihm weit eher ſchaden als nützen. Es wird pfiffiger, begehrlicher, wird hauptſächlich hineingeriſſen in die Schwindelei der Zeit, mag nicht mehr fleißig ſein, will händelen, g'werben u. ſ. w. Daher auf dem Lande die Sprüchwörter: je gelehrter, deſto verkehrter; je geſchickter, deſto fäuler ꝛc.; die Meinung, daß, wer rechnen und ſchreiben könne, ein Schreiber werden müſſe oder ſonſt etwas Apartes. Sehr ſelten wird in einer Schule der ſittliche, religiöſe Einfluß auf das Gemüth des Kindes ſo ſtark, daß er den häuslichen Einfluß erſetzt oder gar denſelben aufhebt. Von den Schulen an ſich hoffe ich daher durchaus keine Heilung der anſteckenden Krankheit der Armuth; es iſt ſchon viel, wenn ſie dieſelbe nicht noch verſchlimmern helfen.

Man wird dieſes vielleicht zugeben, aber dann hinzuſetzen: ja, allerdings kömmt auf das Erziehen viel an; darum muß man die Kinder beſſer verdingen als bisher, viel mehr darauf ſehen, wem man ſie anvertraut.

Ich habe ſchon vorhin über das Verdingen geſprochen, als auf einen eigenen Erwerbszweig darauf aufmerkſam gemacht, aufmerkſam darauf gemacht, wie die Kinder da recht eigentlich ausgenützet werden; wie eine arme Familie von einem noch ärmeren Kind leben will, oder wie einem Reicheren ein armes Kind ſeine Haushaltung ſoll fördern helfen, und wie da ſeine ſchwachen Kräfte auf wirklich unmenſchliche Art ausgebeutet werden. Nun zweifle ich, daß man auch bei größerer Vorſicht bei einzelnen Familien für ſo viele Kinder viel beſſere Unterkommen finden wird. Ich will nicht ſagen, daß es nicht viele brave, verſtändige Familien gebe: aber die meiſten derſelben befaſſen ſich nicht mit Erziehung fremder Kinder, haben weder Platz noch Luſt für ſolche. Brave Familien, die Kinder aufnehmen, können doch vielleicht neben aller ihrer Rechtſchaffenheit zur Erziehung durchaus nichts taugen, haben entweder den Verſtand nicht dazu, oder nicht Zeit, oder nicht Kraft, welche namentlich ganz beſonders denen fehlt, welche keine eigenen Kinder haben. Zudem herrſcht in den meiſten Häuſern auf dem Lande die verderbliche Sitte des Kiltganges, welche die Herzen ſo vieler Kinder vergiftet und ſie dem Laſter und der Armuth weiht

für ihr ganzes Leben. Ich habe das Verdingweſen an manchem Ort und von mancher Seite betrachtet und manchmal faſt Blut geſchwitzt darüber. Ich will nicht in Abrede ſtellen, daß viele verdingete Kinder brav geworden ſind, aber das widerlegt mich nicht. Ich gebe auch gerne zu, daß man immer noch Ehen, häusliche Kreiſe findet, in deren Verband ein Kind wie das eigene aufgenommen, mit Ernſt und Liebe Gott zugeführt wird, welche zugleich in den äußerlichen Umſtänden ſind, welche zu der künftigen Beſtimmung des Kindes paſſen. Einer ſolchen vertraue man Kinder mit Freuden an; wer eine ſolche weiß, bezeichne ſie den Gemeinden, ſie wird ein wahrer Fund ſein; denn eine ſolche Ehe iſt allerdings der natürlichſte Kreis, in den ein armes Kind gebracht werden kann; aber ſie werden ſelten ſein, ſolche Kreiſe, wo das Kind an Leib und Seele das Nöthige empfängt, nicht mehr geben muß, als man ihm giebt. Ob man mir meine Anſicht zugeben wird, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß mir Viele antworten werden: man kann dann immer noch nachhelfen; wenn die Kinder einmal erwachſen ſind, ſo thue man ſie zu guten Meiſtern, daß ſie ein Handwerk lernen; bei dieſen lernen ſie dann ſchon gehorchen und kommen ſpäter zu ſchönem Brod. Man hält wirklich auf Handwerkbildung viel, thut ſich viel zu gut darauf und erwartet viel davon: und wieder mit Unrecht, weil man wieder dieſes nur vereinzelt, nur von der Oberfläche betrachtet, wie ich es ſchon vorhin bei der Schule zeigte. Auch hier kann ich behaupten, das Handwerklernen ſchade ſo viel, als es nütze. Man täuſcht ſich furchtbar, wenn man meint, es brauche weiter nichts, als Kinder zu einem Beruf zu beſtimmen und ſie zu irgend einem Meiſter zu thun; ſo ſei das Ding vollbracht, das Kind nun eine Frau Meiſterin, ein Herr Meiſter. Es ſind von Privaten, Stadt- und Landgemeinden eine Unzahl Kinder Handwerken gewidmet worden, und ein ſehr großer Theil derſelben mißriethen, nicht viele harrten als ehrenwerthe Meiſter in ihrem Berufe aus. Eine ehrenwerthe, tüchtige Geſinnung, einen ächt chriſtlichen Sinn bedarf der junge Menſch, wenn er in der rohen Geſellenwelt nicht liederlich werden, ſondern vorwärts ſtreben, bedarf das junge Mädchen, wenn es unter leichtfertigen Geſpielen nicht leichtfertig werden will. Auf Sand gebaute Grundſätze oder auswendig gelernte Antworten ſtatt der Grundſätze halten da

nicht aus. Es bedarf der Mensch, wenn er ein bestimmtes Handwerk beginnen soll, bereits der Gewohnheit zur Arbeit, eine geübte Kraft, gestählte Muskeln und eine rührige Emsigkeit; er muß ob der Lust zur Arbeit die Lust zu einem müßigen Leben vergessen können. Er muß allerdings auch die nöthige Schulbildung besitzen, sein Verstand muß geschärft, sein Urtheil geübt sein, sein Auge schauen und betrachten können; ohne dieses giebt er nie einen Meister. Endlich muß er auch einen Meister finden, der den Menschen in ihm anerkennt und den Meister aus ihm herausbilden will.

Es bedarf daher der werdende Handwerker eine sehr tüchtige sittliche und intellektuelle Vorbereitung, wenn nicht Geld und Zeit und Mensch verloren gehen sollen. Nun gedenkt man leider an die Nothwendigkeit dieser Vorbereitung weder zu Stadt noch Land, meint, man könne Jemand zu einem Schuhmacher, Schneider, Schlosser machen, wie man auf das Papier schreiben kann, mit rother oder schwarzer Tinte, deutsch oder welsch.

Mit diesem Leichtsinn in der Bestimmung zum Handwerk, mit dieser liederlichen Gutmüthigkeit hat man zerstörend eingewirkt auf den Handwerksstand, hat die alte Handwerksehre häßlich befleckt. In den bessern Gemeinden des Landes hat man schon seit einiger Zeit recht gut für die armen Kinder zu sorgen gemeint, wenn man sie Handwerke lernen ließ; denn dieses kostete mehr, als wenn man sie g'rad ane bei einem Bauer ließ. Aber nie sah man darauf, wo der Knabe vorher gewesen, was er gelernt, ob er auch die nöthigen Schulkenntnisse besitze; die Auswahl geschah gewöhnlich auf dreifache Weise. Das giebt keinen Knecht, sagte man, wenn man ein halblahmes, halbblindes, verwachsenes Kind vor sich sah: man muß das zu einem Handwerk thun, es ist gar eine elende Person, eine schlechte Kreatur. So ein Kind that man dann zu einem Handwerk. Oder es war ein gar wildes, böses Kind, mit dem man nichts anzufangen wußte, das nirgends gut thun wollte; dann erklärte man: dem muß man einen Meister suchen, so recht einen handfesten, kuraschirten. Ich wüßte einen, sagt man, der hat schon Manchen regiert. Nun frug man nicht: ist's ein Tischmacher, oder ein Maurer? sondern man übergab ihm den Knaben, weil er ein kuraschirter war.

Oder es kam ein Kind vor die Gemeinde und begehrte, ein Handwerk zu erlernen. Man frug daſſelbe: weißt du einen Meiſter? Gewöhnlich wußte es einen. Man frug nach dem Lohn, und wenn man mit demſelben zufrieden war, oder mit dem Meiſter darüber einig werden konnte, ſo ward das Kind ohne große weitere Unterſuchung zum Handwerk gethan. Man kann ſich aber denken, in wie fern ein Kind beurtheilen konnte: ob ein Meiſter tüchtig ſei, ein Handwerk zu lehren. Es iſt eine merkwürdige Dummheit, die man noch nie ſo recht beleuchtet hat, daß man annimmt, jeder Handwerksmeiſter ſei auch ein Lehrmeiſter und könne Kinder zum Handwerk erziehen, müſſe Lehrbuben haben. Es iſt das Lehrbubenhaben wiederum an ſehr vielen Orten durchaus nichts Anderes als ein verfluchtes Ausnutzen armer Kinder, als ein Diebſtahl an ihrer Zeit, an ihrem Gelde, oft an ihrer Geſundheit. Man ſollte öffentlich die Meiſter zeichnen, welche ob armen Kindern reich werden, ihre eigene Trägheit durch ſie erſetzen wollen; und wiederum ſollten ſich Andere recht eigentlich dem Erziehen von Lehrlingen widmen.

So wenig aber ein Kind die Auswahl verſteht, ſo wenig giebt ſich meiſtens die Gemeinde darum Mühe. Man hat gar keinen Begriff davon, daß ein Kind einem Meiſter weit eher ſeine Fehler als ſeine Künſte ablernt.

Wenn man z. B. ein Kind zu einem Schuhmacher thut, der ſo langſam näht, daß man zwiſchen jedem Stich zweimal aus der Haut fahren könnte und zweimal wieder hinein, ſo wird das Kind beſtimmt nicht ſchneller arbeiten lernen als der Meiſter, und doch hängt die Güte des Handwerks meiſt von der Rührigkeit, der Raſchheit im Arbeiten ab.

Sehr oft ſieht man auch hier auf das geringſte Lehrgeld, auf einen Gemeindsburger, oder einen, der Stören bei den Vorgeſetzten hat, ja auf einen, dem man den Hauszins zahlen müßte, wenn man ihm nicht das Lehrgeld ſtatt deſſen geben würde, ſo daß im eigentlichen Sinne des Worts das arme Kind ſtatt der Gemeinde dem faulen Meiſter den Hauszins zahlt. Und bei ſolchen Meiſtern läßt man die Kinder, ſie mögen nun etwas lernen oder nicht, gut oder ſchlecht gehalten werden; und am Ende ſoll das Kind doch das Lehrgeld wieder erſtatten, wenn es auch alles Böſe gelernt hat, nur ſein Handwerk nicht. Es geſchieht hier oft Himmelſchreiendes.

In den Städten geht es eben so schlimm, wenn auch aus andern Gründen. Hier wachsen arme Kinder entweder bei liederlichen Eltern auf, oder in Waisenhäusern. Bekanntlich führen liederliche Bürgersleute bei aller Armuth ein üppig Leben, ein Leben, das, wenn auch nicht alle Gelüste befriedigt, doch eine Menge erzeugt; das meist arbeitslos ist und zu einer fürchterlichen Meisterlosigkeit führt, die sich immer groß macht mit ihrem Bürgerrecht. So einer Haushaltung fehlt alles Ehrbare, Solide, Ordentliche und birgt dagegen eine Liederlichkeit, Schleckerei, Schlemmerei in ihrem Schooße, die gräßlich auf Kinder wirken müssen. Wenn nirgends ein Vorräthchen ist, daß eine Maus davon ein Mahlzeitchen machen könnte, und der Vater schöppelt doch wohlgemuth, und die Mutter visitelt vergnügt, und beide marschiren auf Maskenbälle, da kann man denken, was da Solides an die Kinder kommen soll; und solid muß ein Handwerker sein, sonst giebt er einen Hudel.

Oder es wachsen die Kinder in Waisenhäusern in besserer Zucht und Sitte auf. Aber in diesen Waisenhäusern, die gewöhnlich in den Städten sind, wo die Eltern wohnen, können die Kinder selten weit genug von ihren schlechten Eltern entfernt werden. Diese unterhalten die Gierigkeit der Kinder, stopfen sie mit den aufgebrachten Schleckereien, weisen sie auf gegen Zucht und Ordnung, blasen die Lust nach ungebundener Freiheit fort und fort an. Zu dem sind diese Waisenhäuser doch mehr oder weniger städtisch eingerichtet, Wohnung, Essen, Leben ist städtisch, und der größte Theil des Lebens wird nach jetziger städtischer Weise in der Schule oder doch hinter den Büchern zugebracht. Die städtische Weichlichkeit, der städtische Stolz werden nicht bekämpft, oder doch nicht ausgereutet, und hinter den vielen Büchern sind die Kinder auch nicht stark geworden für das Leben. Findet man nun am Ende, daß ein Knabe zu dumm ist für einen Pfarrer, ein Mädchen zu wenig hübsch für eine Gouvernante, so heißt es: er muß ein Handwerk lernen, es muß sein Brod verdienen. Schon darin liegt etwas unbeschreiblich Verächtliches, liegt ganz die gegenwärtige städtische Verkehrtheit, welche die Handwerke und die Arbeit, durch welche die Städte reich und groß geworden, verachtet, wie vornehm gewordene Kinder einfachere Eltern verachten; wie Söhne

von Handwerkern zum Familienstatut erheben können, daß keins ihrer Kinder ein Handwerk treibe. An solchen Statuten, an solcher Verkehrtheit erarmen aber und sterben die Burgerschaften aus.

Sollen nun städtische Kinder hinein in die harte Werkstätte, aus allen jugendlichen Angewöhnungen heraus, von den feinern Gespielen, die nicht übel spötteln, wenn sie den alten Kameraden zum ersten Mal im Schurzfelle sehen, die über und über roth werden, wenn sie die hinter einer Schneiderin mit Arbeit gehende Gespielin grüßen sollen, hinweg ans harte, geringgeschätzte Handwerk, mit den weichen Händen, den schlaffen Armen an die harte Arbeit, mit den lüsternen oder weichen Herzen in die rohe Gesellenwelt, — so kann man denken, wie es ihnen zu Muth wird; kann es begreifen, warum die meisten Städter und Städterinnen entweder ob dem Lernen des Handwerkes zu Grunde gehen, oder später am Handwerk selbst; warum das ungeheure hierauf verwendete Geld meist ein verlornes ist. Die vielerlei Entbehrungen, der kürzere Schlaf, die rauhere Behandlung, das Zurückziehen der früheren Kameraden, vor Allem aus die ungewohnte Arbeit, die wenige Freiheit dabei zum Genuß lassen die wenigsten das Handwerk lieb gewinnen, in dasselbe sich hineinleben, es mit ganzer Seele ergreifen. Man bedenkt gar nicht, wie im sechszehnten Jahr ungewohnten Händen die Arbeit vorkömmt; wie sie dem verweichlichten Gemüth verhaßt wird, eine Last bleibt, welcher man sich so schnell möglich zu entziehen sucht. Und wenn auch Einige den Widerwillen überwinden, des Handwerks Meister werden, so schwebt ihnen doch, wie den Juden das gelobte Land, das reiche, üppige Leben der Jugend vor, eine Menge alter Bedürfnisse stellen sich ein, neue tauchen auf, das Geld, über welches man Meister wird, wandert nicht ins Handwerk zurück, sondern wird zum Leben verwandt, an elegante Wohnung und Kleidung und Chaisli und Schöppli; das Fundament wird weggenommen, und daraus das Dach gebaut — und was ist das Ende vom Liede? So wurde nach und nach die Ehre des Handwerks untergraben, man sieht allenthalben halbbatzige Meister und Meisterinnen, die auf Pöstlein lauren, Zöllner oder Vorgängerinnen werden möchten, auf das Burgergut sich trösten, den Eltern oder dem Ge-

meindweſen zur Laſt liegen, lüderlichem Leben ſich hingeben, das Handwerk immer mehr in Mißkredit bringen, als ob es nicht mehr ſeinen goldenen Boden hätte.

So geht es zu meiſt, wenn man ein Leben auferbauen will auf eine verwahrloste oder verweichlichte Jugend, ein ſteinern Haus auf ein ſtrohern Fundament. Es geht das Geld verloren, mit dem Gelde der gute Wille, die Barmherzigkeit. Die tauſend im Handwerk mißrathenen Kinder ſollen zeugen, daß mit ſolchen Kindern nichts anzufangen, daß alle Mühe um ſie fruchtlos ſei. Nein, nein! das zeugen dieſe armen Kinder nicht, ſondern ſie zeugen, daß der Wille, ihnen zu helfen, beſſer war als der Verſtand dazu; daß man das Geld nicht ſchonte, aber das Nachdenken über ſeine Verwendung; daß man das Gute gewollt, es aber verkehrt angefangen. Sie zeugen davon, daß die Handwerkbildung nicht der Armuth an die Wurzel ſchlägt, mehr noch die Armuth fördert; daß Staat und Gemeinden, auch wenn ſie das doppelte Geld aufwenden mit den Kindern, durch das Erlernen von Handwerken der Vermehrung und Anſteckung der Armuth nicht vorbeugen können, wohl allerdings bei mehr aufgewendetem Nachdenken und geſundem Verſtand Manches beſſer machen als bis dahin, manches Ueble unterlaſſen können.

Wo alſo die Leute gewöhnlich die Hülfe ſuchen, woher ſie dieſelbe hoffen, da iſt ſie nicht, daher kömmt ſie nicht; da iſt keine Brücke über die Kluft, welche der Armuth verpeſtet Land vom geſunden Lande wackerer Bürger trennt.

Viertes Capitel.

Bei wem iſt die Hülfe in der Noth zu ſuchen?

Wenn auf eines ſteilen Hügels Krone die Tod ſpeienden Kanonen ſtehn, ihre blanken Röhren hinunter ins Thal ihren blendenden Schein werfen, ihre ſchwarzen Mündungen wie Drachenaugen den anrückenden Feind verſteinern, dann ruft der Feldherr die Freiwilligen vor. Er weiß, nicht das Kommandowort, nicht der Schritt und der Tritt nach Geſetz und Takt ſtürmt den Hügel, nimmt die Kanonen, ſondern nur entfeſſelter, kühner Muth, der frei ſprudelt aus kühner Bruſt.

Und was kein Königswort erzwingt, vermag die Liebe. Die Liebe treibt um ihr Kind die Mutter in den wüthenden Strom, in die praſſelnde Flamme; die Liebe ſtürzte Winkelried in die Lanzen und brach der Freiheit eine Gaſſe; die Liebe führte den zum Tode, deſſen Name ich in dieſer Zuſammenſtellung nicht zu nennen wage, der mit ſeinem dahingegebenen Leben den armen Sterblichen den Schooß des Vaters öffnete. Hier müſſen auch Freiwillige vor in kühnem Muth zu kühnem Thun: ſie müſſen vorangehen mit entſchloſſener Hingebung in der feſten Ueberzeugung, daß auch hier der Glaube Berge verſetze, daß nichts dem Siege ſo gefährlich ſei, als unſicheres Wanken, als unſchlüſſiges Stilleſtehen und wieder zagendes Vorwärtsgehen.

Wenn Freiwillige aufgerufen werden in einem Heere, wem giltet der Ruf? Den Offizieren oder den Unteroffizieren, den Gemeinen zu Roß oder zu Fuß, den hintern oder vorderen Gliedern, den neuen oder den alten Regimentern? Da frägt man nicht, ſieht nicht den Nebenmann an, winkt nicht dieſem, daß er gehe, ſteht wieder zurück, wenn jener nicht vortritt; da ſchützt kein Offizier ſeine Epaulette vor, kein Soldat zerriſſene Schuhe: wer in ſeiner Bruſt den Muth dazu fühlt, ſtürzt vor, Offizier und Gemeiner, ſchaart ſich zu den Muthigen: ſie ſtürmen den feierſpeienden Hügel, ſchlagen die Feinde, erobern die Kanonen, ſetzen ſich feſt auf des Hügels Krone; dann rückt nach mit klingendem Spiel, in wohlgeordneten Reihen und gleichmäßigem Schritt durch die geöffnete Bahn das übrige Heer.

Wenn nun in unſerer Republik der Ruf nach Freiwilligen erhoben wird, der verderbendrohenden Armuth entgegen zu ſtehen und ſie zu bewältigen, wem giltet der Ruf? Er giltet allen Chriſten im Ländchen, er giltet allen, die Liebe haben zu dem Ländchen. Er giltet den Regenten aller Arten, aller Sorten. Wie kein Offizier einen Schuß Pulver werth iſt, der zu vornehm oder zu feig zum Freiwilligen iſt, ſo iſt kein Regent einen Kreuzer werth, der nicht auch außer dem Kreiſe ſeines Amtes zu Allem bereit iſt, womit er das Heil des Landes fördern kann. Iſt er nicht bereit dazu, ſo iſt er weder ein Chriſt noch ein treuer Bürger. Nur ein Thor oder ein Selbſtſüchtling kann glauben: in bezahlten Aemtern ſeine Pflicht thun entbinde von allen übrigen Chri-

sten- und Bürgerpflichten. Wer dieses meint, taugt nicht zu einem Regenten eines christlichen Landes.

Es giltet aber auch allen Regierten. Gerade sie sollen als Christen und als Bürger freudig die Gelegenheit ergreifen, neben der Arbeit für sich und ihr Haus auch für das allgemeine Wohl nach Kräften mit zu wirken, es zu beweisen, daß das das glücklichste Land sei, wo Alle aufrichtig Theil nehmen am Glück desselben; daß das das christlichste Land sei, wo Jeder im Glück des Andern das eigene suche. Dieses auch ist die wahre und einzige Centralisation, die einer Republik heilsam ist, die Vereinigung aller freien Kräfte freier Bürger zu des Vaterlandes Heil. Es ist wiederum merkwürdig, daß man meint, nur wenn die Kanonen donnern, nur wenn Feinde durch die Berge brechen, müsse man zusammen stehen zu Noth und Tod und einig sein in der Schlacht. Wenn der Feind verschwunden sei, da könne man wieder auseinander gehen, die vereinten Kräfte auseinander reißen, bis wieder Kanonen donnern, bis wieder Feinde durch die Berge brechen. So will man im Großen treu sein und kann es am Ende doch dann nicht, weil man nicht im Kleinen treu war. Es giebt zu jeder Zeit Anforderungen, zusammen zu stehn, Uebel, die nur vereinten Kräften weichen: aber da will Jeder für sich sein, da erkennt man das Gemeinsame in dem Besondern nicht, da trennen sich die Herzen; darum finden sie sich dann in der Noth auch nicht, trauen sich nicht, helfen sich nicht, wenn die Kanonen donnern. Zu einer solchen Centralisation der Kräfte gegen ein gewaltiges Uebel rufe ich daher jetzt im Frieden auf, damit der Feind im Kriege auch vereinte Kräfte finde: vereinte Herzen geben hundertmal mehr Kraft als hundert über einen Leisten geschlagene Verfassungen bei getrennten Herzen. Nur muß kein Schreiberlein oder Schulmeisterlein an die Spitze sich stellen, die freie vereinte Kraft regenteln wollen, sie abzirkeln und reglementlen mit Lineal und Tabellen, mit Verantwortlichkeiten und Bedenklichkeiten und endlich mißbrauchen zu Staatszwecken.

Der Ruf giltet Allen zu Stadt und Land. Auch zwischen beide hat sich so manches Trennende gelegt im Laufe der Jahre, hat sich aufgehäuft in der Brandung der neuen Zeit, daß es Noth thut, Brücken zu bauen über die Klüfte und Gelegenheit zu geben, einander in der Liebe zu erkennen.

Gar Mancher kömmt uns feindſelig und haſſenswerth vor, wenn wir ihn nur von ferne ſehen, nur vom Hörenſagen kennen, und bringt uns die Vorſehung an ein gemeinſames Werk, ſo erwarmen unſere Herzen in der Liebe und werden einig für immer. Bietet ſich nun wohl den Stadt- und den Landbewohnern eine ſchönere Gelegenheit dar, ſich zu vereinigen in der Liebe, als die vorgeſchlagene Centraliſation der freien Kräfte gegen die wachſende Armuth? Man muß es den Städtern nachreden, ſie ſind erwachet, ſie begreifen die Gefahr, ſie erheben ſich gegen ſie. Die in den Städten ſo fürchterlich anwachſende Armuth der vor der Noth in die Städte geflüchteten Landbewohner, ihre Bildung, welche ihnen überall die gleichen drohenden Merkmale vor Augen ſtellt, haben ſie erweckt, und ſie ſind nicht unthätig geblieben, ſie haben Werke der Liebe gethan, haben nicht gefragt: ob ein Bedürftiger ein Mitburger ſei oder nicht; ſie unterſchieden nicht, wie die Phariſäer zwiſchen Judäern, Galiläern oder Samaritern, ſie ſind über die Grenzen des Bürgerziels gegangen. Sie werden ſicher auf dieſen Ruf hören, hören und pfrüfen, wozu er ruft. Auf dem Lande iſt der Blick viel beſchränkter, man ſieht gar zu oft nur das Nächſte, und von dem, was jenſeits einem Walde liegt, hat man ſchon keine Vorſtellung mehr. Man vermag gar oft nicht zu urtheilen über die Folgen einer Urſache, vermag nicht zu erkennen, wie eine begonnene Sache in der nächſten Tage Lauf ſich geſtalten muß.

Weil zum Urtheil die Einſicht fehlt, ſo urtheilt das Mißtrauen, verwirft daher alles Ungewöhnliche, alles Neue, von dem der Großätti und das Großmütti nicht bereits geredet haben hinterm Spinnrad, hinterm Ofen hervor. Zu dem ſind eben auf dem Lande die gezwungenen Almoſen, die Tellen. Da erwahret ſich wiederum: daß Gott die Sünden der Väter an den Kindern ſtraft bis ins dritte und vierte Geſchlecht und hier vielleicht noch länger. Zu dem muß der Landmann noch gar Vieles freiwillig geben, er mag wollen oder nicht. Gewohnheit, die Angſt vor böſem Ruf zwingen ihn dazu; er überſieht auch die verſchleuderten Gaben nicht, bedenkt ihre Bedeutſamkeit nicht. Zu dem geht es hart, Geld auszugeben, das hart hielt, bis es in die Hände kam; der Kaufmann, dem das Geld in beſtändigem Fluß durch die Finger rollt, der Kapitaliſt, der höchſtens Mahnbriefe zu ſchreiben hat, geben viel leichter Geld aus. Aber ſicher wer-

den auch ſie den Ruf vernehmen und ihm immer freudiger gehorchen, je deutlicher man ihnen vor Augen ſtellt, wozu man ruft. Sie werden es immer klarer faſſen, wer Hülfe wolle, ſei es von Gott oder von Menſchen, der müſſe ſelbſt nach ſeinen Kräften mithelfen. Es ſind aber auch bereits auf dem Lande Viele erwacht, ſehnen nicht nur begierig nach der Hülfe ſich, ſondern haben ihre Hände und Herzen geöffnet zu reichen Gaben und ſind ſicher zu noch reicheren bereit; ſie beweiſen es, daß man auf dem Lande die Freiheit nicht blos zum Anlaß dem Fleiſche benutzen will.

Der Ruf giltet jeder Anſicht, jeder Farbe, allen Separatiſten, politiſchen und religiöſen, und namentlich den ſogenannten Frommen, bei denen gerne der Glaube feſt ſich ſtellt, und der auch von Haus zu Haus getragen wird, daß es Sünde ſei, denen zu helfen an einem gemeinſamen Werk, die mit ihnen nicht gleicher Anſicht ſeien, nicht die gleichen Floskeln mit ihnen im Munde führen. Denkt man da auch eigentlich daran, daß man damit recht eigentlich Jeſus verläugnet, der in ſeinem Gleichniß vom barmherzigen Samariter, der den Juden nicht erſt bekehrt haben will, ehe er ihm hilft, die entgegengeſetzte Lehre ſo ſcharf ausdrückt?

Der Ruf giltet Schwarzen und Weißen. Sie wollen beide ja nur das Vaterland lieben; iſt Streit, ſo ſoll ja nur der ſein: weſſen Liebe die größere, die aufrichtigere ſei. Wohlan, hier mögen ſie ſtreiten und wetteifern, entfalten im Frieden ihre Vaterlandsliebe, nicht blos in den Zeitungen, wo ihr Kampf faſt dem Kampfe gleich wird zweier Marktſchreier, die einander gegenüber ihre Bühne errichtet haben, und wo jeder lauter als der andere zu ſchreien ſucht, ſeines Beutels wegen.

Wer den meiſten Antheil nimmt an des Landes Noth, nie darüber witzelt und ſpottet, am treuſten hilft in derſelben, der ſei mir auch der Liebſte, der trage den Preis davon.

Alle dieſe möchte ich zu dem großen Werke zuſammenrufen, möchte, daß darin alle Separationen aufgiengen. Es muß ein Nationalwerk ſein, wenn es ſo recht ſchön und herrlich gelingen ſoll; ein Nationalwerk nun wird nur von Nationalſinn geboren. Es iſt ein Werk, das unendlich großartiger iſt, als alle Brücken der Welt, als alle Palläſte der Könige; deſſen Ausführung viel ſchwerer iſt, als Bogen zu ſprengen, als Steine auf einander zu thürmen. Es iſt ein

Werk, an dem die Weisen dieser Welt ihre Weisheit verschossen haben ohne Frucht; das dem Lande, in dem es angerichtet wird, den Segen Gottes herabzieht; das denen, die Hand an dasselbe gelegt, nicht Ordensbänder, aber Gnadenblicke Gottes gewinnen wird. Dieses Werk zu bauen ist kindlichen Gemüthern gegeben, welche den Glauben in sich tragen, daß die Liebe Alles vermöge. Es ist daher nicht nur ein Nationalwerk, an welchem Worte sich Einige stoßen möchten, sondern es ist ein bedeutender Theil der Aufgabe, welche dem Christen gegenüber seinen Brüdern geworden ist. Es ist ein Streben nach der Ausbreitung des Reiches Gottes, dem nicht nur äußerliche Glieder zu gewinnen, sondern dessen die Herzen theilhaftig zu machen sind, und nicht nur jenseits des Meeres, sondern rund um uns. Dieses Werk ist die Ueberwältigung der Armennoth oder die Entsumpfung derselben, so daß das Pestartige derselben aufgetrocknet, entfernt, der Schlange der Giftzahn ausgebrochen wird.

Dieses Werk kann nur von Christen unternommen werden. Ich glaube hinlänglich bewiesen zu haben, daß die hauptsächlichste Quelle der Armennoth nicht eine äußerliche ist, nicht Mangel an Arbeit — man klagt über Mangel an Arbeitern, nicht Theurung, nicht Mangel an Geld überhaupt, sondern eine innerliche: ein verdorbener, versunkener Sinn, gelähmte, unentwickelte Seelenkräfte, so daß die Leibeskräfte nie zu freudiger, freier Thätigkeit kommen, daher eine vollkommene innerliche Untüchtigkeit der Eltern, ihre Kinder zu Menschen zu machen, ein ungehindertes Entwickeln des Thierischen im Kinde. Das Uebel muß daher von innen angefaßt werden, Maßregeln und Gesetze helfen da wenig; es muß hauptsächlich in dem Zustande angefaßt werden, in welchem es am leichtesten zu heben ist, d. h., so früh, als möglich. Ich will zwar nicht sagen, daß man später an den Alten nichts versuchen soll. Es sollen ihnen die Seelsorger und alle, welche den Werth der Seelen kennen und darum sich kümmern, auch nachgehen und an ihnen das Wort Gottes versuchen, aber sie mögen sich nicht täuschen lassen, als ob es bei allen guten Boden gefunden, die: Herr! Herr! sagen. Eine gute Frau gab jedem Weibe, das des Sonntags eine Predigt besuchte, 6 Kreuzer; besuchte es zwei, so konnte es noch mit ihr z'Abe trinke. Sie fand für das viele Weiber, aber wenige waren fromm.

Aber zum Kinde, dem hülfsbedürftigen, das keine Liebe auf Erden empfängt, oder das von aller Liebe verlassen worden, soll die Liebe treten, soll dem armen Kinde Gotte und Götti sein. Dieses Verhältniß war in unzähligen Fällen ein heilbringendes, besonders auf dem Lande. Der Name „Gotte und Götti" tönt ganz eigen in den Herzen wieder, übt darin eine Gewalt, welcher man sich kaum bewußt wird. Ein Beobachter wird in der Behandlung eines Götti, oder eines Güterbuben eine große Verschiedenheit bemerken, aber eine noch größere in der Gesinnung der Betreffenden, welche besonders im Ton der Stimme kenntlich wird.

Nun aber haben eben nicht alle Kinder Gotte und Götti, die sich ihrer annehmen können: namentlich arme, namentlich uneheliche Kinder nicht. Die haben gar zu oft bezahlte Gevatterleute, die nur der Form wegen am Altare Gottes stehen, sich zu nichts verbunden achten, das Kind als ein fremdes betrachten für und für. Eine Uebung, die, beiläufig gesagt, nirgends geduldet werden sollte; sie ist ein Hohn des Heiligen.

Da, meine ich nun, solle die ganze Gemeinde, d. h. die Gemeinde Gottes und nicht die bürgerliche, Gotte und Götti sein dem kleinen Christenkinde. Ist doch auch die Gemeinde zugegen, wenn es getauft wird, bildet eigentlich den größern Kreis der Taufzeugen, ist zu Brüdern und Schwestern dem Kleinen geweiht. Dieses erkennt man ja auch an vielen Orten auf dem Lande in alter, schöner Sitte noch an. Kaum ist das Kind als Schwesterchen oder Brüderchen der Gemeinde vorgestellt worden, so kommen die Freundinnen, die Nachbaren, Andere in weiterem Kreise herum und bringen der Wöchnerin, welche das Kindlein zur Welt gebracht, freundliche Gaben, Zeichen der Freude und Theilnahme. Sie bringen der Mutter, dem Säugling, der vom warmen Mutterherzen in die rauhe Welt versetzt ist, den freundlichen Trost: daß die Mutter sich nicht kümmern solle; der arme Kleine solle noch gar manche warme Brust finden, wo er sich bergen könne in den rauhen Stürmen der kalten Welt. Und wenn diese Gaben gebracht sind, diese freundlichen Zeichen, so geht man heim und hat genug gethan: hat das Zeichen für das Werk genommen, wie leider noch so oft in andern Dingen. Wenn dann die Muttermilch versiegt, wenn die Mutterbrust erkaltet: wo sind dann die Herzen zu den Händen, welche

die Zeichen dargebracht? Ach! da finden ſich die Herzen ſelten mehr, da kömmt nur das Almoſen, das kalte, unwillige, herzdurchſchneidende; an ihm wärmt das kleine Herz ſich nicht, an ihm wächſt es nicht auf zum Himmel: an ihm ſättigt ſich nur der Hunger, entfaltet ſich nur das Thier mit ſeinem gierigen Sinn: je nahrhafter das Almoſen war, deſto wilder und kräftiger wird das Thier. Wenn in der Mutterbruſt die Liebe verſiegt, dann iſt dem Kinde für ſein Lebenlang der Quell der Liebe vertrocknet, ſprudelt ihm nimmer wieder aus freundlichen Augen entgegen, aus warmen Herzen empor, und nur in der Liebe zärtlichem Hauche bildet im Menſchen der Engel ſich aus.

Darum bleibe man doch auch da nicht beim Zeichen ſtehen, ob welchem Stehenbleiben Millionen verloren gehen, ſondern es werde die Gemeinde Gottes im eigentlichen chriſtlichen Sinne Gotte und Götti armen hülfloſen Kindern, mache es ſich zur heiligen Aufgabe, ſo viel derſelben ſie faſſen kann, an der Hand der Liebe dem Herren zuzuführen. Und wer einſt denkt, vor dem Herrn zu erſcheinen, von ſeiner Liebe Gnade möchte, reihe ſich an dieſe Gemeinde Gottes, ſammle ſich um den heiligen Altar, auf welchem man dem Herrn heilige Opfer bringen will im Geiſte und in der Wahrheit — Kinder! Kinder, nicht zum Anbrennen mit irdiſchen Flammen, wie man dem Moloch ſie brachte; ſondern Kinder zum Entzünden mit ſeinem heiligen Geiſte, daß ſie in froher Begeiſterung auflodern, dem Herren zu dienen ihr Lebenlang.

Und wenn man mich nun frägt, ob ich denn mit dieſen vielen tönenden Worten meine, daß ſolche Kinder zu ſich ins Haus nehmen ſolle, wer an dem vorgeſchlagenen Werke Theil nehmen wolle: ſo muß ich ſagen, daß das nicht meine eigentliche Meinung iſt.

Allerdings möchte es für Viele ſelbſt eine Wohlthat ſein, wenn ſie errettete Kinder in ihr Haus aufnehmen könnten: aber um ſie ſelbſt zu erretten, taugt doch gar Mancher nicht, taugt gar manches Haus nicht. Wohl mögen Einzelne ſich befähigt fühlen dazu und befähigt ſein, es mögen ihre äußern Verhältniſſe dazu paſſen, aber im Allgemeinen wird dieſes doch ſelten der Fall ſein.

Gar viele Menſchen haben ein weiches Herz, aber keine Hand zum Erziehen. Gott hat ihre Hand dem Herzen gege-

ben als Spenderin von Liebesgaben, aber sie ist viel zu weich, Dornen auszuziehen, ein Distelfeld zu säubern, harten Boden umzuackern. Ihre weiche Hand würde mit dem an rauhes Leben gewöhnten Kinde nicht auskommen: ihr weiches Herz würde an gar mancher Ecke blutig sich ritzen, die Ecke aber nicht abstumpfen, nur schärfen. Auch wohnt in solchen Herzen nicht immer die andauernde Kraft, die Länder urbar macht, Moräste entsumpft, Menschen aufrichtet und aufrecht erhält. Solchen Herzen fehlt mit der Hand gar oft das Auge, das scharf sieht, sich nicht blenden läßt, aber auch nicht schnell aus Eckel sich abwendet, sondern durch Schein und Schmutz auf den Grund zu dringen vermag.

Gar viele Menschen haben ferner ein Haus, in welches arme Kinder nicht taugen. Es ist gar schön, dieses Haus, reich geziert, mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet; weich sind die Betten, köstlich das Essen, kurz der Tag, lang die Nacht. Als ob eine eigene, nie schlummernde Vorsehung über dasselbe wache, ist in Hülle und Fülle immer für Alles gesorgt. In solche Häuser gehören arme Kinder nicht zur Auferziehung, solche Häuser machen schwach, und stark für das Leben müssen arme Kinder werden. Um stark zu werden, müssen sie entbehren lernen, und die Entbehrung muß, ohne daß sie es wissen, als Gewohnheit an sie kommen, so daß sie ihnen Bedürfniß wird, daß sie entbehren können unbeschwert, wie der Apostel Paulus sagt. So in einem Hause weiß man aber meist gar nicht, wie viel Ueberflüssiges man hat, wie viel davon der Aermere nicht hat, ohne daß er deßwegen im mindesten zu bedauren wäre. In den theuren Jahren kam eine arme Frau zu einer Frau Landvögtin, klagte ihr gar nöthlich ihre Noth: „und nicht einmal mehr Erdäpfel haben wir, denket doch, Frau Junker Landvögtin!“ sagte sie. „Aber, meine gute Frau,“ sagte die Frau Junker Landvögtin mit weisem Gesicht: „Eh, eh, ich wollte doch nicht so jammern! Wir sind auch schon manchmal ausgekommen mit den Erdäpfeln, aber man muß sich immer zu helfen wissen, meine gute Frau. Wenn ihr keine Erdäpfel habt, so machet öppe ein Apfelmüßli, oder einen Eiertätsch, oder esset es Bitzli kalts Bratis aus dem Kuchischäftli. Mi muß nit so meisterlosig sy und meine, mi müß geng Erdöpfel ha; mi muß si öppe lere i d' Sach z'schicke und z'esse, was da ist!“

Auch weiß man in solchen Häusern meist gar nicht, was

es heißt: entbehren, woran man einmal gewöhnt iſt; ſie haben das nie erfahren. So in der Theorie ſcheint das gar leicht, und gar leicht iſt es geſagt, man müſſe ſich nach der Decke ſtrecken. Aber dieſe Leute haben ihre Decke nie gewechſelt, und die Decke, nach welcher ſie ſich ſtrecken, iſt ſo lang und breit, warm, bequem, ſolid, daß es gar behaglich ſich darnach ſtrecken läßt. Wenn man aber käme mit einem kurzen, dünnen, ſchmalen Deckeli: was für Augen würden dieſe Leute machen, und wie würden ſie frieren, zappeln, ſchreien unter einem ſolchen Deckeli, das manchem armen Menſchen wie ein Herrenbett vorkäme! Dann erſt würden ſie begreifen, wie unglücklich man Kinder mit zu weichen und reichen Angewöhnungen macht. Man muß nicht in Baumwolle einwickeln, was ſpäter nackt an die Winde des Lebens ſoll, ſo wenig als man Kinder an Soireen und Societäten gewöhnen darf, die ſpäter Hausmütter werden ſollen.

Man möchte vielleicht meinen, in ſolchen Häuſern könne man ſich auch an Entbehrungen gewöhnen, indem man ihnen nur das Anſehen läßt, nicht das Genießen, wie man z. B. in gewiſſen Häuſern die Lehrer Erdbeerenſchnitten eſſen ließ, während man die Knaben mit Mangoldkraut (penuria eremo, wie ſie es hießen) abfütterte. Das heißt aber, auf das Gelindeſte geſagt, ein muthwillig Spielen mit kindlichen Naturen; bei manchen Naturen aber ein boshaftes Reizen, ein Quälen, wie es ſich die alten Griechen in der Hölle dachten, wo ſie einen durſtigen und hungerigen Mann mit dem halben Leibe in ſchönem, klarem Waſſer ſtehen, über ihn einen von herrlichen Früchten niedergebeugten Baum hangen ließen: wollte er trinken, ſo ſenkte ſich das Waſſer tiefer und tiefer, er konnte es nimmer erreichen; wollte er eſſen, ſo hoben ſich die Zweige mit ihren Früchten höher und höher, zum Munde brachte er nimmer eine Frucht. Wenn reiche Kinder nicht immer alle Genüſſe der Eltern theilen, ſo tröſten ſie ſich mit der Zukunft; und hinwiederum gewähren ihnen die Eltern beſondere kindliche Genüſſe, ob denen ſie füglich die elterlichen vergeſſen können.

Dem Geſinde ſolche Kinder zutheilen könnte man jedenfalls nicht. Die meiſten Dienſtboten würden ſie mißbrauchen: ſie einweihen in ihre Gezänke und Ränke, oder aber ſie haſſen und verfolgen, je nachdem das Kind näher zu ihnen ſtünde, oder näher zu ſeinen Pflegeeltern.

So können die Meisten, besonders in Städten, wohl das Werk der Liebe nicht selbst ausführen, können nicht selbst Hand anlegen, sie müssen eine Stellvertretung suchen, die das vollführt, was sie wollen und nicht können: arme Kinder auferziehen, daß sie stark werden für das Leben, tüchtige Bürger des Gemeindwesens; daß sie aber auch geziert werden für den Himmel, treue Mitmenschen, fröhliche Kinder Gottes, würdige Erben dessen, was Gott den Frommen schon vor der Welt Beginnen zubereitet hat.

Diese Stellvertretung ist vielleicht der schönste Gedanke, der in dieser Zeit ausgesprochen wurde: einer der edelsten Menschen wurde von Gott gewürdigt, ihn zu empfangen, ihn auszusprechen; aber wie Moses sah er sein Kanan nicht, er mußte in der Wüste sterben.

Es sei mir vergönnt, diese Gedanken darzustellen, wie er mir vorkömmt im Verhältniß zu unserer Zeit.

Fünftes Capitel.

Die Hülfe in ihrer ideellen Gestalt.

Es geht ein eigener Geist durch jedes Jahrhundert, Denkmäler sich bauend, Opfer forderend von der durch ihn beherrschten Menschheit. Es lösen diese Geister sich ab in den Jahrhunderten, jeder giebt seiner Zeit eine eigene Färbung:

Zeitgeist nennen die Menschen einen solchen Geist.

Vor tausend Jahren schwebte dieser Geist wie eine dunkle, majestätische Gewitterwolke über der Erde; zitternd schaute der Mensch zu ihr auf, er ahnte Gewaltiges in ihrem Schooße; aber ob es der Welt Zerstörung sei oder ihre Verherrlichung, wußte er nicht. In demuthsvoller Andacht thürmte der Mensch heilige Dome auf, baute düstere Klöster in die Wüsten, Sühnopfer diesem Geiste. In des Domes heiligem Halbdunkel, in der Klöster schauerlicher Einsamkeit suchte der Mensch seinen Gott, entsagte der Welt, damit er nicht untergehe mit der Welt. Wie oft die schwärzeste Wolke roth sich randet in der Sonne Schein und in ihrem rothen Scheine die Erde verklärt, oft zunächst vor der Gewitter Ausbruch, so leuchtete aus dieser finstern Andacht hervor der gewaltigste

Muth, die herrlichſte Liebe; es kämpfte dieſer Muth ſich bis zum heiligen Grabe, es gab die Liebe ſich ſelbſten hin in heiliger Begeiſterung.

Kein Haupt war zu hoch, vor dem Kreuze ſich in den Staub zu beugen; kein Leib zu edel für ein härenes Gewand; keine Hand zu fürſtlich, den Armen die Füße zu waſchen. Wie oft aus dem fürchterlichſten Wolkenberg der befruchtendſte Regen ſprüht, der Regen der Wolke Nacht verſilbert, an ihrer Stirne in ſeiner Farbenpracht der Bogen Gottes ſich wölbet und über das Gemüth den Troſt bringt, daß kein Sturm, keine Nacht ewig ſei; daß der Sturm das Leben, die Nacht den Tag gebären müſſe: ſo ſproßten um die düſtern Klöſter Blumen auf und Bäume. Zum Garten ward die Wüſte durch klöſterlichen Fleiß und klöſterlichen Frieden; und in himmelanſtrebenden dunkeln Münſtern erklang es wie Engelchöre, es ſtiegen die Himmliſchen auf und nieder in herrlichen Bildern. Als ob er im Vorhofe des Himmels ſei, ward dem Menſchen im heiligen Münſter; vor dem düſtern Geiſte ſank er in tiefer Andacht nieder, und der düſtere Geiſt ward ihm zum Engel des Friedens, der des Vaters Frieden ſenkte in des ſündigen Beters bewegte Bruſt; und dieſer Geiſt brachte nicht den Untergang der Welt, ſondern Licht und Ordnung in die Welt.

Aber dieſer Geiſt ſchien, wie er die Erde befruchtend mehr und mehr aus ſeinen heiligen Schatten heraustrat, ſich ſelbſt mehr und mehr zu verweltlichen. Um ihn zu ſuchen, richtete der Menſch ſeine Augen immer weniger dem Himmel zu, ſondern nach irgend eines Menſchen Haupte, ſetzte dieſem, um ihm das Menſchliche zu nehmen, eine Wolke aus Haaren auf's Haupt, mit Puder geſchwängert. Dieſem Geiſte baute man lange, lange viereckigte Schlöſſer, umgab ſie mit rechtwinklichten Gärten, bepflanzte dieſe mit Bäumen und hieb den Bäumen die Kronen ab; zog Blumen auf und beſtrich ſie mit Pommade; beſprengte ſie mit Eſſenzen; erbaute ungeheure Kaſernen, nebenbran Spitäler; brachte die eigenen Kinder zum Opfer dar in den Schlöſſern und Kaſernen und ſah ſie ſterben in den Spitälern; nannte Gott den Höchſten, den ſiechenden Landesfürſten den Allerhöchſten, den donnernden Landvogt gnädig und forderte von Gott das tägliche Brod als eine Schuldigkeit. Es hatte ſich ein düſterer, ſchwüler Tag über die Erde gelagert. Den Himmel ſah

man nicht mehr, seine freien Lüfte fühlte man nicht mehr; im Schweiße leuchten die Menschen an des Tages Arbeit oder unter der Perrüken heißem Dache; einen freien Gang sah man nicht mehr, desto längere Scharwenzel; einen freien Gedanken hörte man nicht mehr, desto lautere Komplimente, desto längere Titel. Darum erstarben in den Herzen Wahrheit und Liebe, geschahen keine Liebesthaten mehr. Gesetze der Mode oder des siechen Allerhöchsten regelten und beschnitten Herzen und Thaten, wie der Gärtner seine Bäume.

Es ist wunderbar, je tiefer dieser Geist sich niederläßt, desto tiefer will der Mensch ihn haben, desto niederträchtigere Opfer bringt er ihm. Wenn endlich der Opfernde mit seinen Opfern im Schlamme liegt und der verehrte Geist neben ihm, dann erst richtet der Mensch seine Augen wieder aufwärts: denn da unten ist's fürchterlich, da unten wird es grausig und schauerlich dem zum Himmel gebornen Menschen.

Die Häupter mit Perrüken trugen den Geist auch noch zu hoch. Erst fielen die Perrüken, dann die Häupter; oder sie beugten sich, daß sie nicht höher blieben als andere Häupter. Auch unter die Häupter sank dieser Geist, tief unter sich hefteten die Menschen ihre Augen, an des Geldes trügerischen Schein, an den schmutzigen Schaum der Luft, an papiererne Gestalten, an steinerne Trümmer, an leinwandene Münster und Menschen, an glänzende oder üppige Darstellungen des menschlichen Lebens, des Lasters und der Leidenschaft, ja an leichtfertige Sprünge leichtfertiger Beine.

An diese Dinge hängt man in unserem Jahrhundert das Leben, setzt man das Leben, achtet sie als des Lebens Höchstes, als des Daseins Zweck. Ihnen baut man nun Tempel, bringt ihnen Opfer aller Art, das Leben selbst. Baut ihnen Börsenhallen, eine mächtiger als die andere, fürchterliche Denkmäler fürchterlicher Schwindelei; baut Schauspielhäuser dazu und Tempel, der thierischen Luft geweiht; schmückt sie mit erfinderischer Pracht — und in dieser Pracht gebehrdet der Mensch, das erste Wesen der Erde, wie ein Thier sich. der Mensch ein Thier, das einzig Häßliche im glänzenden Pallaste.

Man verehrt Schauspieler, Menschen, die fremdes Leben zur Schau zu stellen suchen, wie Götter, während sie oft das eigene Leben im Kothe wälzen; man entbindet sich aller Gesetze, bildet das eigene Leben ihrem entbundenen, wüsten Leben

nach; ja, ſpannt ſich wie's Vieh vor den Wagen einer Tänzerin, Einer, die ihre Beine zu gebrauchen weiß, wie ein Ziegenböcklein, eine Bachſtelze, ein Eichhörnchen; vergöttert ſie mit Schrift und Wort; treibt das gleiche ſündige Spiel mit denen, die zu trillern wiſſen und zu ſchmettern, daß ein natürlicher Menſch Bauchweh kriegt, und vergißt ob den ſprungfertigen Beinen und ſeltſamen Tönen Gott und die eigene Seele. Baut herrliche Hallen menſchlichen Kunſtgebilden aller Art, verſenkt in dieſe Gebilde ſein Leben, macht ihre Schöpfer zu ſeinen Götzen, Schöpfer, deren Leib oft einem Schweine gleicht, deren Leben eine ſchmutzige Darſtellung eines ungewaſchenen Schweines iſt. Wie man ehedem mit Königen und Fürſten, die man jetzt in allen Blättern aushunzt, als wären ſie in keinen Schuh mehr gut, ſündige Abgötterei trieb, treibt man ſie jetzt mit Künſtlern, Malern, Bildhauern, Schauſpielern, Thierbändigern, Tänzern, beſonders Tänzerinnen ꝛc. Und merkwürdiger Weiſe ſtehen an der Spitze dieſer Abgötterei die ausgehunzten Könige und Kaiſer, Fürſten, Herzoge und gräfliches Zeug; opfern dieſen Götzen das Mark ihres Landes; laſſen in der bitterſten Noth Kranke ſchmachten, Greiſe hungern, Sieche arbeiten, um einer Sängerin den Hals zu ſalben; laſſen Tauſende verhungern, auswandern, am Leben verzweifeln, um einer Tänzerin die Beine zu vergolden. Dieſem kaiſerlich königlichen Unſinn taumeln in angeborner Unterthänigkeit die Unterthanen nach, ſchreien Lob und Preis in allen Tönen, ſchauen in wahrhaft grauſenhafter Verblendung zu dieſen Götzen auf, wie zu Vorbildern, und wenn ſie auch nicht wie die Malibran ſingen können, ſo möchten ſie doch à la Malibran coiffirt ſein! Herrgott! und wenn ein muthiger Mann dieſen heidniſchen Unſinn Abgötterei heißt und mit Recht ihn züchtigt, wie zu Berlin neulich geſchah, ſo erhebt ſich ein Geſchrei, wie wenn man im Frühling einen Stein in einen Moraſt voller Fröſche wirft; und dieſes Geſchrei zeuget auf eine furchtbare Weiſe für die Verſunkenheit der Schreier, und die Schreier merken es nicht. Und dieſe Schreier heißen ſich die Gebildeten, und dieſe Gebildeten wiſſen es nicht, daß dieſe Abgötterei mit den Künſten immer dem Untergang der Reiche vorangegangen iſt. Dieſe Abgötterei tobt Gottlob! außer unſern Grenzen, und nur wenige Spuren derſelben drangen herüber zu uns, Häubchen à la Vial z. B. und ſchriftliche Verſuche,

das Publikum künstlerisch zu enthusiasmiren; doch bis dahin nahm man es Gottlob noch kaltblütig.

Dieses sind nicht Worte eines Zeloten oder eines frömmelnden Träumers. B'hüt ihs Gott davor! Jeremias Gotthelf ist kein Zelot, kein Träumer, aber er ist ein Schweizer, hat gerne jedes Ding an seinem Ort, nicht um's ganze Haus herum den Mist, nicht bei einander Stall und Wohnung, nicht in einem Schauspielhause den Himmel; er will kein Spazierstöckchen als Schlachtschwert, keine Tänzerin als Göttin; er läßt nicht gelten Tändelei für Lebensernst, nicht Kunstsinn statt Christensinn, nicht künstlerische Fertigkeit als Gottähnlichkeit.

Alle Menschen sind hochgeboren: denn alle sind Gott verwandt, alle tragen in sich schöpferische Kraft. Jeder schaffet in sich, ruft Vorstellungen hervor, Gedanken steigen auf fort und fort, Träume drängen sich durch die Seele, eine eigene innere Welt gestaltet in jedem Menschen die nie ruhende, die immer schaffende Seele.

Diese innere Welt, das Allerheiligste im Menschen, ist die unsichtbare Werkstätte, aus welcher das äußere Leben tritet; sie zeuget auch vor Gott über des Menschen Werth und Bedeutung. Dieser innern Welt werden die Menschen mehr oder weniger sich bewußt; Vieler Leben ist nur ein Traum, aber Jedem ist der Trieb angeboren, äußerlich darzustellen, was unsichtbar sich in ihm regt. Aus dem Gedanken Gottes heraus trat die Welt in ihrer Herrlichkeit. Nun stelle ich allerdings die am höchsten unter den Menschen, die mit Bewußtsein etwas darstellen wollen im Leben, die es vermögen, das innerlich Erschaute anschaulich vor Andere zu stellen; und um so höher sind sie zu schätzen, je vollendeter ihre Darstellung ist. Sie stehen weit höher als die, welche sich Genüsse träumen und nach Erfüllung dieser Genüsse jagen; welche sich reich wünschen und nach diesem trachten von ganzer Seele, mit allem Gemüth. Nun fängt mir die Reihe der Darstellenden schon an bei Hans Uli, der einen Zaun macht; und wie er die Stecken stellt und verbindet, verkündet mir, ob der Zaun aus seiner innern Anschauung hervorgetreten sei oder nicht, ob er Kraft habe, das Innerliche äußerlich zu machen. Ja, wahrlich, ich habe in manchem Zaun mehr Geist gefunden, als in manchem Buche. Je schöner, vollendeter die Gebilde der Gedanken heraustreten in die Welt,

deſto höher ſteht der Schöpfer, deſto näher dem, deſſen Gedanken Geburten von Welten ſind; dieſe Gebilde mögen nun heraustreten in die Welt als in Schrift verkörperte Gedanken, oder als in Stein oder auf der Leinwand erſchaffene Geſtalten, oder als Thaten im Leben, Ordnungen in Land und Haus, neue Ordnung der Verhältniſſe der Menſchen.

Wer die Regungen des Herzens, den Sturm der Seele kann herausflattern laſſen in die Welt als bewältigende Töne, verdient, behorcht zu werden; wer ein fremdes Leben in ſich aufnehmen, ſichtbar und treu daſſelbe wieder darſtellen kann, verdient Bewunderung; ja, meinethalb mag auch Eine angeſehen werden, wie ſie ihre Füße ſetzt und hebt, ihre Beine wirbelt und windet; es mag gelten als Verſuch, die Elaſticität und Schönheit des menſchlichen Körpers anſchaulich zu machen. Giebt es ja auch eine Menge Menſchen, und beſonders in den ſo genannten höheren Ständen, die ihr ganzes Leben nur mit den Verſuchen zubringen, ihren Leib ſo geziert als möglich darzuſtellen; denen dieſes Darſtellen ihre innere Welt bildet, und denen die Darſtellung doch nie zu gelingen ſcheint, denn ſie beginnen ſie jeden Morgen neu und anders: dieſe verdienen nicht Bewunderung, das ſind jammerwürdige Creaturen. Aber auch jene vorhin Genannten ſtellen nicht das Höchſte dar, ſondern nur Irdiſches, in der Welt Gegebenes. Das Höchſte, was in des Menſchen innere Welt treten kann, iſt Gott; das Höchſte, was der Menſch darſtellen kann, iſt Gott: zu der Kunſt ſind Alle berufen, unſeres Gottes Ebenbild aus uns treten zu laſſen ins Leben hinein — das iſt die höchſte Kunſt. Uns ſelbſt ſollen wir darſtellen als eine Schöpfung, die über alle andern Schöpfungen geht, die auch nicht untergeht, ſondern ins andere Leben übergeht; das iſt unſer Beruf, zu dem wir durch Chriſtus berufen ſind. Wo aber die ſo genannte Kunſt über dieſen Beruf geht, wo Jemand ob der Kunſt das Leben vergißt, da iſt Abgötterei und Götzendienſt; wer dieſes Berufes nicht achtet, mag allerlei ſein, von der Welt hochgeſtellt ſein: ein Chriſt iſt er nicht, das Höchſte verſteht er nicht. Zu dieſem Beruf iſt berufen der Kaiſer und ſeine Tänzerin, der König und ſein Maler, der Bauer und ſein Pfarrer: und wie Alle auch kaiſerlen und tanzen, königlen und malen, bauren und pfarreren mögen, es iſt all eitel und niederträchtig ihr Thun, wenn ſie ob dem ihnen eigenthümlichen Menſch-

lichen das allgemeine Göttliche vergessen — denn, wenn der Mensch leidet an seiner Seele, was helfen dann den Tänzern ihre Beine, dem Kaiser sein Reich, dem Bauer sein Hof, dem Künstler seine Gemälde und Säulen, dem Pfarrer seine Predigten?

Wenn nun auch unser Volk noch nicht im Wirbel dieser Künstlerwuth treibt, die immer da entsteht, wo kein rechtes Leben ist, wie Perrüken da, wo die Haare fehlen, so hat doch auch der Zeitgeist tief herunter es gezogen, in den Staub, die innere Welt verdüstert, die darstellende Kraft gelähmt oder verleitet. Man setzt das Leben an Schachern und Schinden, an Bauen und Essen, schnell Fahren und schöne Gartenstecklein, an hoffährtiges Wesen, mit Kleidern und Manieren, mit Worten und Kühen, mit Möbeln und Misthaufen, an Regenteln und Agenteln, an Tändeln und Repräsentiren, an Visiten und Badekuren, ans Tanzen und Lesen, an die verschiedenartigsten Dinge: aber selten an das Eine, das Noth thut; im Moder sucht man das Leben, und findet den Tod.

Es giltet ein altes Sprichwort: wenn die Noth am größten ist, da ist auch die Hülfe am nächsten; kann aber nicht auch ein anderes gelten für den Christen: daß aus der tiefsten Erniedrigung die Erhöhung hervorgehe? Ehedem weinten die Menschen auf den Gräbern vergangener Herrlichkeit, bis sie trostlos versanken in den Moder der Gegenwart; Völker gingen unter mit all ihrer Herrlichkeit, überwundene Helden stürzten in ihre Schwerter.

Bewahrt nicht vor diesem Untergange Völker und Menschen das Christenthum? Es trägt das Leben in sich, und überwindet den Tod; dem zum Tode Matten träufelt es Balsam ein; die zu den Träbern Gekommenen führt es zurück in des Vaters Arme; den versunkenen Sünder gebiert es neu, den ins Grab Gesunkenen sprengt es Steine von des Grabes Thüre, ruft Leben heraus aus den Gräbern. Hört ihr nicht rufen in die Gräber hinein, hört ihr es nicht regen in den Gräbern, hört ihr nicht leise Lüftchen aus den Gräbern hervor, als ob da drinnen durch des Geistes Wehen ein neuer Geist geboren werde für die Erde — ein neuer Geist der Zeit?

Wenn das Alter durch seine Gebrechlichkeit in das Bewußtsein trittet, da sehnt sich der Mensch zurück nach den

Tagen der Jugend, baut ihr in jeder neuen Stunde neue Denkmäler auf; aber das Alter wälzt er nicht von seinen Gliedern, es giebt ihm den Tod. Wenn seine Versunkenheit, seine Sündhaftigkeit dem Menschen zum Bewußtsein kommen, so sinkt er auch in sich zusammen, als ob er sterben wollte, weint um die Jahre, in denen seine Sünde noch nicht aufgethürmt war zum Himmel: aber diese Traurigkeit führt nicht zum Tode, sondern zum Leben; sie richtet nicht vergängliche Denkmale auf der vergangenen Zeit, sondern sie beginnt ein neues Leben für alle Ewigkeit. So beginnen gegenwärtig Völker und Menschen zu weinen, wehmüthig zu schauen nach dem Leben hinter sich, den versunkenen Tagen der Jugend und der Heldenkraft: aber sie beginnen thorrechterweise, den Vertretern vergangener Herrlichkeit und Heldenkraft Denkmäler zu erbauen auf allen Hügeln, verherrlichen die alte Zeit, die nicht wiederkehrt, vergessen die neue Zeit, die sie gebären sollten.

Und mit diesen Denkmälern kömmt das neue Leben nicht; diese Denkmäler sind nicht Leben, geben nicht Leben; sie retteten weder die Egypter, noch die Griechen vom Untergang: denn nicht aus Stein, nicht aus Erz quillt neues Leben, sondern allein aus des Menschen Seele. Und eben das Verzweifeln an dieser Seele, das sich Zuwenden den Bildern und Säulen, den Denkmälern und Grabmälern ist ein Verzweifeln am Leben, ein Verläugnen der Zukunft, ein aufgewärmtes Heidenthum, ist gewaltiges Zucken der am Zeitgeist tief erkrankten Völker und Menschen. Aber in Menschen und Völkern regt unter diesen Zuckungen ein neuer Keim zum Leben sich. Dieser vergißt, was dahinten ist, schaut nicht in die Gräber hinein: er streckt zu frischem Leben sich aus, er schaut aus dem Moder zum Himmel auf, er will lebendig zu seinem Gott empor, will sich nicht klammern an todte Denkmäler, aus Stein gehauene, aus Erz gegossene. Wie schlank auch die Thürme der Münster himmelanstrebten, sie blieben doch unendlich weit vom Himmel; wie hoch und weit die Klostermauren auch von der Welt scheiden sollten, sie schieden doch von der Welt nicht, hielten die Sünde nicht ab. Welt und Sünde setzten sich zuletzt fest in ihnen und trieben aus den heiligen Geist. Wie kunstreich und viel besprochen die Denkmäler dieser Zeit auch sind, sie werden verrosten, verwittern, veraltern; sie werden zur Erde niedersinken, zur

Strafe, daß sie die Blicke der Menschen nicht aufwärts, nicht vorwärts richteten, daß sie dieselben zur Erde niederhielten und fesselten an die Vergangenheit.

Vorwärts in die Zukunft hinaus soll sich der Christ sein Denkmal bauen, ein lebendig Denkmal, das himmelan strebt; das, wenn der Herr den ermatteten Baumeister abruft in seinen Himmel, dem Baumeister nachwächst in den Himmel und dort zu seinem Schatze wird; ein lebendig Münster, in dem er sich entsündigt; ein heilig Kloster, das die Sünde der Welt nicht überwältigt.

Pestalozzi war der Hochbegabte, der das Wehen dieses Geistes vernahm, der ihn bei Namen nannte, der in seinem Namen der Kinderwelt sich hingab, um aus der Kinderwelt heraus Münster, Klöster, Denkmäler zu erbauen, lebendige, heilige, bis in den Himmel reichende.

Er erkannte es, so recht innig und begeistert, wie Simeon im Tempel in der Maria Sohn das Heil der Welt erkannte, daß in den Kindern das Heil der Welt liege; daß sie wie Engel Gottes herabsteigen in unser Leben, bittend, daß wir sie aufnehmen, das Himmelreich mit ihnen theilen, es ihnen bewahren möchten; daß sie die wahren Tempel seien, in denen wir uns entsündigen, heiligen könnten. Begeistert sprach er aus seine Erkenntnisse, mit ganzem Herzen und ganzem Gemüthe drang er in diesen Tempel und ward Hoherpriester in demselben. Und mit Erstaunen vernahm man seine Rede: sie drang über's Meer hin, Könige horchten auf, und Gelehrte vergaßen, mit ihm zu zanken. Von Erziehung tönte die Welt wieder. Daß an einer guten Erziehung Alles hänge, sagte man sich von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohr; man war noch einmal so eifrig dran, die Kinder weltsch lernen zu lassen und Klavier klimpern, Visiten machen, Thee serviren, mit Manier parliren, Gedichte hersagen mit eingelernten, zärtlichen Gebehrden: und Unverschämte gaben solches Zeug für pestalozzische Eingebung aus! Und der arme große Mann mußte sich wegdrängen lassen aus seinem Tempel; seine Güte beherrschte seine Idee nicht. Während er eine unaussprechliche Gewalt hatte über kindliche Herzen, wurde ein unaussprechlich Spiel mit ihm getrieben, und wie düstere, dunkle Schatten warfen sich seine Jünger über seinen Namen. Er sollte ein vornehmer Pädagog werden vornehmer Kinder, die gut zahlten: und er hieng mit

ganzer Seele an armen Kindern. Ihm waren dieſe vor Allem geheiligt, denn auch der Heiland war als ein arm Kindlein geboren, er blieb armer Kinder Bruder und legte den Fluch auf die, die arme Kinder ärgerten: daß ihnen beſſer wäre, ihnen würde ein Mühlſtein an den Hals gehängt und ſie verſenkt, wo das Meer am tiefſten iſt. In des armen Kindleins Reichthum ſollen ſelig werden alle Völker, ja nur durch daſſelbe können ſogar die hohen Häupter, die Allerhöchſten ſelig werden. Und dieſes Kindleins Brüder und Schweſtern ſolle man nicht nur nicht ärgern, ſondern auch ihnen thun nach Vermögen: denn alles, was man ihnen thue, das wolle ja jenes reiche Kind anſehen, als hätte man es ihm gethan; ſo meinte der große gute Mann. Dieſer Kinder Geiſt wollte Peſtalozzi anbauen, dieſer Kinder Herzen wollte er erwärmen, wollte den Götterfunken in ihnen anzünden, damit ſie freudig und vernünftig das Leben gewinnen möchten. Aber die Welt drängte ihn von dieſen Kindern weg, alt und müde rief den geplagten Greis der Herr zu ſich. Er wurde begraben, aber ſeine Idee nicht mit ihm. Das Saamkorn, das er in den großen Weltenacker hat fallen laſſen, iſt nicht erſtorben; der neue Geiſt, den er geahnet, iſt nicht verſchwunden: das kleine Senfkorn ſproßt immer mächtiger auf, der Geiſt regt immer gewaltiger ſeine Flügel; ſchon nehmen ihn die Uneingeweihten wahr und wiſſen nicht, ob ſie mit ihm kämpfen oder ſich ihm unterwerfen ſollen. Und mit Weltengewicht hängt die arme Welt ſich an die Füße der reichen Welt und ſucht ſie niederzuziehen zu ſich hinab in Koth und Jammer; und die reiche Welt fühlt den gewaltigen Zug, ſträubt ſich dagegen und fühlt ihre Ohnmacht. Da gehen die Ohren auf, und die Stimme des großen guten Mannes, der im Grabe liegt, wird immer deutlicher vernommen und dringt durch die Ohren zu den Herzen ein: nehmt die armen Kinder von den Füßen weg hinauf an die warme Bruſt, hebt ſie auf zum Himmel, dann werden ſie euch nicht nieder, ſondern aufwärts ziehen; vergeſſet nicht: wer eins dieſer Kleinen aufnimmt in meinem Namen, der hat mich aufgenommen! ſagte das reiche Kind.

Weil aber der wenigſten Menſchen Bruſt die rechte Wärme hat für ſolche Kinder, der wenigſten Menſchen Häuſer gute Herbergen für ſie wären, ſo müſſen eben Stellvertreter geſucht werden, ich möchte faſt ſagen, eigentliche Mittler zwiſchen

den versunkenen Elenden und dem andern Theil der Menschheit. Sie müssen nicht nur eine Brücke schlagen über die Kluft, die zwischen Reichen und Armen so trennend klafft, sie müssen auch die Herzen versöhnen und die Liebe wieder bringen dahin, wo jetzt der Haß seine bittern Früchte trägt.

Es muß rechte, eigentliche, wahre Elternliebe sein, welche diese armen, in roher Gleichgültigkeit, in thierischer Selbstsucht erstarrten Kindlein an die Brust nimmt und sie daran erwarmen läßt. Diese Liebe wallte so glühend in Pestalozzi und seinem edlen Weibe, und diese Liebe ist's, was ihn so groß macht, und nicht seine Methode, welche später die, welche die Liebe nicht hatten, so hoch priesen und doch vor dem Veralten nicht schützten, sondern sie in Verruf brachten. Erst wenn das arme Kind in der Wärme der Liebe aufgethaut ist, beginnen seine Kräfte sich zu regen, lebendig wird es in ihm; und dieses Entfalten des Lebens zu fördern und zu lenken, daß alle Thätigkeiten des Geistes angespannt und geschärft würden, das war der Sinn von Pestalozzis Methode, deren Eckstein aber die Liebe war; denn wahren Elternsinn wollte er in die Erziehung der Kinder bringen, und zur Erziehung gehört auch die so genannte Schule.

Eltern nun, in deren Herzen der pestalozzische Funke glimmt und glüht, suche man zur Stellvertretung, Eltern, welche warme Herzen haben für fremde Kinder, aber auch Licht, sie zu erleuchten. Wärme und Licht besitzt beisammen die Sonne: fehlt das eine oder das andere dem Menschen, so wird er gefährlich; fehlen ihm beide, so ist er ein Klotz oder ein Thier. Und eben diese Wärme, dieses Licht waren die Elemente, deren Mangel die arme Menschheit verkrüppeln ließ. Sie nun in die Elemente zu versetzen, die ihnen fehlten; dahin, wo sie zu finden sind, in eine fromme, weise Ehe, welche als eigene Lebensaufgabe sich das Erwärmen und Erleuchten armer Kinder stellt, ist dieses Geschlechtes Aufgabe, ist des neuen Zeitgeistes, dem Pestalozzi mit Namen gerufen, Forderung. Dieses Geschlecht baut keine Klöster mehr, versteht nicht, Münster aufzuthürmen, und doch fordert der zur Buße erwachte Geist Denkmäler der Buße, der Andacht. Solche Ehen nun wölbe man als lebendige, heilige, Münster über das arme, versunkene Geschlecht und trage auf seinen Armen in diese heiligen Freistätten arme Kinder, daß sie in denselben vor der Sünde behütet, rein und kräftig auf-

wachsen zum Himmel empor, um später selbst zu neuen Münstern sich zu gestalten für ein neues Geschlecht. Und diese frommen Freistätten seien ein eigentlicher Sauerteig, den man pflanzet mitten in das sündige Geschlecht hinein, damit es durch denselben gesäuert werde zu einem neuen, rüstigen Leben. Und das sind dann die eigentlichen heiligen Tempel, nicht aus Holz oder Stein mit Menschenhänden gemacht, sondern die lebendigen Tempel, in denen der Geist Gottes wohnt.

Wie aus den Münstern, den Klöstern hervor viel Gutes gieng in die Welt heraus, so wird auch aus diesen neuen, lebendigen Tempeln hervor nicht bloß Schaar um Schaar an Bruderhand aus dem Elend heraufgezogener Menschen treten, für die Welt und den Himmel ausgerüstet, sondern noch ein eigener Segen wird von ihnen aus über das Geschlecht sich ergießen, das an ihnen sich entsündigen möchte.

Solche fromme Ehen, denen man arme Kinder zuträgt, die man ausstattet mit dem Nöthigen zum Unterhalt der großen Familie, wo die Kinder in der Liebe leben, durch Liebe thätig werden, Arbeit ihnen Freude wird, jedes sein Schärflein bringt zum allgemeinen Wohl, wenig bedürfen und daher wenig entbehren, wo man das Glück nicht mißt am Genuß und am Besitz und am Nichtsthun, sondern an der gegenseitigen Liebe und treuer Pflichterfüllung: solche Ehen werfen in die Herzen der ihnen Kinder Zutragenden, der sie Ausstattenden ein Bild, das sich nicht verwischen, das sich tief eingraben wird.

Sie sollen klar und deutlich vor die Augen der Hohen und Mächtigen der Ehe Bedeutung wieder stellen und ihren Segen, sollen wieder Liebe bringen zwischen Mann und Weib und ihre Hände und Herzen vereinen zum frommen Auferbauen ihrer Kinder. Sie sollen lebendig den Unterschied zeigen zwischen so genannter guter Erziehung, zu äußerer Darstellung des Leibes, gelockt, geschnürt, geschnigelt auf alle Weise, und zwischen der frommen Erziehung zu einem reinen Sinn und einem Darstellen der Seele in reinen Werken; den Unterschied zwischen genußsüchtigen und bedürfnißlosen Kindern; den Unterschied zwischen selbstsüchtigen Kindern, welche die elterliche Liebe nach gewährten Genüssen, nach erhaltenen Ausstattungen wägen, und kindlich liebenden, welche nicht nur empfangen, sondern geben wollen, die ihre Genüsse in den Freuden suchen, welche sie den Eltern darbringen; den Unterschied zwischen Kindern, die jeden Tag an der Eltern

Bruſt zu heften ſuchen einen duftenden, ſtrahlenden Strauß, geflochten aus Blumen kindlicher Liebe, und ſolchen, welche nur ſuchen, mit dem Schweiße der Eltern den eigenen Leib auszuſtaffiren; den Unterſchied zwiſchen Kindern, welche auf Gott und ihre Kräfte bauen, und ſolchen, welche ohne Erbe und Beſitz die troſtloſeſten Geſchöpfe wären, Schmarozerpflanzen, die nur von Andern leben, auch eine eigene Klaſſe von Armen, wie reich ſie heißen mögen: ſie wiſſen ja auch, wie jene, nichts Anderes, als von fremdem Gute zu leben.

Dieſe Ehen ſollen alſo nicht bloß unmittelbar heraufziehen die verſumpften Armen auf einen geſunden Boden, ſondern mittelbar auch das zu einer unnatürlichen, unmenſchlichen Höhe heraufgeſchraubte, verbildete Geſchlecht der ſo genannten Vornehmen und Reichen wieder herniederziehen auf den geſunden Boden der Einfachheit und vor Allem der Arbeit, in welcher das Glück der Menſchen liegt.

„Wer nicht arbeiten will, ſoll auch nicht eſſen" ſoll wieder als ein Wort aus Gottes Munde gelten; und wenn es wieder giltet, ſo werden Tauſende von Familien wieder ein Glück finden, die Alles zum Glück zu haben ſchienen und nicht begreifen konnten, warum ſie doch unglücklich ſein müßten.

So iſt, was Peſtalozzi meinte, nicht ein flüchtiger Einfall, der ſich verflüchtigte, ehe noch der müde Greis zur Ruhe gieng: ſondern es iſt ein Weltgedanke, der in immer ſtrahlenderer Klarheit aufgeht am Horizonte der Zeit, eine Sonne in unſerer Nacht, ein heilend Licht in unſerer Krankheit. Und er meinte, daß man in Liebe die Kinder aufnehmen und in ihnen die reichen Gaben Gottes zur Thätigkeit entwickeln ſolle ohne in ihnen zu wecken Bedürfniſſe, Gelüſte und den damit verbrüderten Neid; und wenn dieſes geſchehen würde, ſo wäre Reichen und Armen geholfen, das heilbringende Mittel gefunden, der Welt zu geben, was der Welt gehört: Gott aber, was Gottes iſt.

Sechstes Capitel.

Der Hülfe Ausführbarkeit.

Peſtalozzis Gedanke erſcheint gegenüber der unüberſehbaren, ungeheuren Armenmacht gar klein und winzig, ſein

Einführen in die Welt unnütz, ein Kleinkinder Spiel in einer Männerschlacht. Die Weisen dieser Welt können ihn auch eine Thorheit nennen, den Selbstsüchtigen muß er ein Aergerniß sein. Das will aber nichts sagen. Wie klein ein Gedanke auch erscheint in seinem Heraustreten in die Welt: es ist doch der Gedanke, der die Welt überwindet; der Geist, der die Materie besiegt, wenn der Gedanke aus dem Geiste kömmt, der im Anfang über den Wassern schwebte.

Erschien wohl das Christenthum größer als ein klein Kindlein in der Welt? und diesem kleinen Kindlein gegenüber stund die ganze heidnische Welt in ihrer Macht, stunden gegenüber tausend Priesterschaften in tausendjährigem, angestammtem Ansehen: aber im Kindlein lebte der Geist in Fülle, und dieser überwältigte Macht und Priesterschaften. Freilich nicht nach der Mode unserer Zeit rollte dieser Sieg wie ein Dampfschiff, ein Dampfwagen durch die Welt. Das Kindlein starb und wurde begraben; scheinbar sein Gedanke, sein Wollen mit ihm.

Aber was gesäet wird, wird nicht lebendig, es sterbe denn. Langsam keimte das Christenthum, langsam trieb es seinen Stamm empor, lange gieng es, bis es seine Blätter im Lichte tränkte, unter seinen breit sich ausdehnenden Aesten Völkern Schatten bot: aber langsam wächst, was lange leben soll, und noch ist das Christenthum nicht nur nicht ausgewachsen und streckt seine Aeste immer weiter aus über die Welt, sondern es entfaltet auch fort und fort neue und immer herrlichere Blüthen.

Und aus dem großen Gedanken, den Christus so klein setzte in die Welt, ist auch der geboren, den Pestalozzi aussprach, als er in den Kindern das Heil und die Rettung der Welt aus ihren verschrobenen Zuständen sah und durch Wärme und Licht die Kinder und besonders die armen Kinder aufziehen wollte zu wahren Menschen, die nicht verkrüppelt über die Erde kriechen, sondern frisch und fröhlich empor zum Himmel wachsen.

Darum glaube ich, daß dieser Gedanke, wie klein und dürftig er auch in die Welt herausgetreten, eine Zeit lang erstorben schien, nicht bloß eine Weltenmacht, sondern eine die Welt überwindende Macht in seinem Schooße berge, wenn er einmal Glauben gefunden hat. Diesen Glauben geben

mir nun zwei Umstände, die vielleicht Andern den Glauben an sie nehmen würden.

Die Idee wurde auch in einem kleinen Ländchen geboren, und zu ihrer Ausführung ruft man besonders in kleinen Ländchen auf; hier ist das Elend noch übersehbar, die Zahl der Armen noch zu zählen, ihre Versunkenheit noch nicht so bodenlos; hier glaubt man noch an Gott, an seine Hülfe bei jeder guten That; hier hat man den Grundsatz noch nicht ausgesprochen, daß kein Mensch den andern etwas angehe; hier lebt der Wille noch, zu helfen, zu retten. Ich bekenne, wenn man mich in Frankreich, in England, wo das Elend innerlich und äußerlich so unermeßlich und schrankenlos ist, zur Hülfe auffordern würde, es würde über mich kommen, wie Gänsehaut; ich weiß wahrlich nicht, ob ich Glauben fassen könnte. Hier strahlt die Idee freilich nicht in der Illumination eines Hofes, darum ist aber eben keine Verblendung dabei; sie wird nicht ausposaunet von hundert Journalen, an allen Straßenecken, darum wird sie nicht befleckt von falschen Freunden, die ihre eigene Ehre suchen; sie wird verketzert von der Menge, und darin liegt eben der Beweis, daß sie der Materie feindselig, eine der Welt furchtbare Macht ist. Man ruft zu ihr auf mit freundlichen Worten von Freund zu Freund, aber eben Gottlob in dem Schweizerländchen, wo das Leben noch höher giltet als die Kunst; wo keine Brust zu edel ist, den leidenden Bruder an der seinen zu erwärmen; kein Haupt zu hoch, um unter Christus und seine Gebote sich zu beugen in aller Demuth; wo die Unmündigen wohnen, welche meinen, wahre Freiheit werde einzig durch wahres Christenthum möglich, die Unmündigen, gering geachtet von den Klugen und Weisen dieser Welt, welche rings die großen Reiche bewohnen, sich groß glaubend, weil weit die Gränzen ihres Landes sind, die sich für klug halten, weil sie sich gegenseitig so nennen in gegenseitiger Abgötterei. Hier im kleinen Ländchen findet sich wohl der beste Boden für sie; hier kann sie erstarken, kann am deutlichsten ihren Segen zeigen, ihre Wirkungen offenbaren auf die kleinere Masse: und wenn diese dann durchsäuert ist, so leuchtet sie über Europa herein, und von den Bergen nieder wird Europa verkündet nicht so wohl die so mißverstandene politische Freiheit als die eigentliche Freiheit, die nicht in Reden und Worten auf dem Papier besteht, sondern im Geiste und in der Wahrheit. Dieses

Ländchen taugt aber nur ſo lange dazu, als in demſelben der chriſtliche Geiſt nicht überwältigt iſt, durch den deutſchjüdiſchen radical ungläubigen Geiſt. Dieſer Gedanke wird in einer Zeit geboren, die kraftlos, ideenleer ſcheint. Hört man die Menſchen, ſo würde man glauben, ſie ſtießen mit den Köpfen bereits an den Himmel an. Es iſt ein Lärm und ein Getöſe von Selbſtruhm der Menſchheit, daß es einem ſchaudert: und wenn man in Kammern und Räthen das unverſchämte Pochen hört auf die Mündigkeit der innerlich ſo ſchauderhaft verſumpften Völker, ſo möchte man faſt glauben, die Zeiten kehrten wieder, wo die hochgebildeten Römer ein Pferd zum Gott erhoben, mit dem Unterſchiede freilich, daß man jetzt vielleicht eine Kuh oder einen Ochſen einem Pferde vorzöge. Und wenn man dann hineinſieht in die Menſchheit, ſo ſieht man ſie im Staube ſchmählich kriechen, dem Gelde, dem Genuſſe nach; viel zu haben, viel zu gelten, iſt ihr Ziel. In hohle Worte verbirgt ſich die ſchmählichſte Selbſtſucht; mit geiſtreichen Worten ſucht man den Leib zu mäſten. Für alle höheren Intereſſen ſcheint man abgeſtorben: am Sonntag zählt man Geld; und wenn man vom Vaterland redet, ſo denkt man, was ſich aus ihm ſaugen ließe; und wenn man andächtig aufzuſchauen ſcheint zu Gott, ſo ſchaut man in Gedanken ſich ſelbſten an, wie einem ſolch frommes Augenaufſchlagen wohl ſtehen möge; und wenn einen fromme Worte umſummſen, ſo tönen ſie einem faſt wie Kleiſter über weltlichen Abſichten. Es iſt allenthalben eine Herausſtellung des eigenen jämmerlichen Ichs, welche jeden andern Glauben als an das eigene Ich, jeden andern Gedanken als an das eigene Ich, jede Idee, welche über Prozente, Aemtchen, Eßglocke und Bürſten und Pommade herausgeht, tödtet.

Darum nennt man dieſe Zeit nüchtern, und mit Recht: aber mit Unrecht glaubt man ſie unfähig, begeiſterte Geiſteswerke aufzufaſſen, geiſtige, religiöſe, in die unſichtbare Welt hinüberragende Schöpfungen zu erzeugen. Für dieſes Sichverſenken in den Staub iſt der Menſch denn doch nicht geboren; ſeit Chriſtus den Himmel geöffnet, hält es die Menſchheit in die Länge da unten nicht aus. Eine Maſſe neuer Entdeckungen haben den Menſchen in einen Strudel hineingeriſſen; die Erde öffnete ihren Schooß, neuer Schätze voll, verlockte, verblendete den Menſchen: aber ihm wird doch mitten in dieſen Schätzen ſo öde zu Muthe, ſo weh um's

Herz, daß er es auf die Länge nicht aushält; daß er sich nach etwas Anderem und Höherem sehnt. Er fühlt es denn doch, daß all das niedere Treiben, all das hohle Reden, das Tändeln mit Nichts, das Prunken mit seinem Ich nicht selig, ja nicht einmal zufrieden macht einen ganzen Tag lang. Und eben dieses Weh, dieses Gefühl der Oede habe die Menschheit beschlichen, meine ich, und es öffne sich der Menschen Herz dem Verlangen nach einer rettenden Hand, nach etwas, das ihr Dasein aufweiset zu einer höheren Bedeutung; ich meine eben, das Wehen eines andern und bessern Geistes zu vernehmen in dieser Zeit. Darum, meine ich auch, sei diese Zeit gerade die von Gott geordnete, zu neuen geistigen Schöpfungen und besonders für die Ausführung der Idee, seine armen, versunkenen Brüder aufzuerbauen, ihrem Geiste aufzuhelfen, nicht nur mit Almosen ihren Leib zu nähren.

Münster wird man keine mehr bauen in hoher Erregung, und wo man bauen muß, wird man schwitzen um's Geld und handeln um Plätze und mit allerlei Flitter die Armseligkeit verbergen: aber einen Theil der Menschheit aufzuerbauen im Herrn, das hat etwas Lebendiges, Praktisches bei all seiner hohen Erhabenheit, daß es die im Praktischen und für das Praktische erzogenen Kinder dieser Zeit ergreifen muß. Denn wie sie auch ergriffen werden mögen von Begeisterung, von einem höheren Leben: das Praktische können sie nicht verläugnen, Praktisches muß jede Idee in sich tragen, welche sie mit sich reißen soll. Was kann aber wohl Praktischeres den Kindern dieser Zeit geboten werden, als der Versuch, andere Menschen zu schaffen am Platze derer, die jetzt so hohe Noth erzeugen, so gefahrvoll ihnen gegenüber stehen; die in alle Verhältnisse und namentlich als Dienstboten so unglücklich, so fast zur Verzweiflung bringend einwirken?

So liegt weder im Gedanken selbst, noch in dem Ort oder in der Zeit, wo er geboren wurde, etwas Unausführbares; und wenn er auch Viele gar nicht bewegt, so muß man nicht vergessen, daß die nie aussterben werden, welche nicht glauben, sondern sehen wollen. Man muß nicht vergessen, daß die Ungläubigen nie aussterben werden, welche den gegenwärtigen Zustand der Dinge als eine Naturnothwendigkeit ansehen und nicht als Produkt der sämmtlichen freien Handlungen der freien Menschheit; die daher glauben, die Aenderung dieses Zustandes müsse man der Natur, dem

Schickſal, oder wie ſie ſich ausdrücken, überlaſſen, daran etwas zu ändern, ſolle der Menſch nicht verſuchen. Es ſind die gleichen Ungläubigen, die nie an die durch das Chriſtenthum gebotene, in ihrem Weſen ſo klare und nothwendige Wiedergeburt des einzelnen Menſchen glauben, ſondern allezeit ihre ſo genannte Natur als eine Nothwendigkeit anſehen, die ſich nicht ändern laſſe; die daher auch alle Anmuthungen von Beſſerung als thorrecht von der Hand weiſen; die bei jedem Laſter, das man ihnen vorhält, ſagen: das hätten ſie vom Vater oder von der Mutter oder vom Urgroßvater, das ſei halt in der Familie eingeurbet, und dagegen ſei nichts zu machen.

Wie nun dieſe Menſchen die eigene Wiedergeburt nicht verſuchen, ſondern ſie geradezu als die eigentlichen Ungläubigen verwerfen, ſo müſſen ſie auch die Möglichkeit der Wiedergeburt der Menſchheit oder eines Theiles derſelben verwerfen und werden daher von dieſem Gedanken gar nichts wiſſen wollen. Andere haben ſicher nichts gegen die Idee, finden ſie ſchön als ſolche: aber einer Menge Zweifel gegen die Ausführung derſelben können ſie ſich nicht erwehren, und dieſe ſtimmen ſie zu der Anſicht, die ſo Viele haben, daß eine Sache in Gedanken ſich ſchön mache, in der Ausführung aber unmöglich werde oder dumm ſich geſtalten müſſe.

Vor Allem aus ſind ſie der Meinung, daß dieſe Verſuche, Kinder durch andere als die natürlichen Eltern in beſondern Häuſern erziehen zu laſſen, allzu künſtlich ſeien, ſich daher nicht halten könnten. Sie mögen mir doch ſagen, was eigentlich künſtlich, was natürlich iſt. Kann man nicht auch die Ehe künſtlich nennen, und wollen ſie nicht eben deßwegen einige junge Juden und einige Unbeſchnittene aufheben, um den Naturzuſtand wieder herbeizuführen? und doch beruht auf der Ehe einzig das Vorwärtsſchreiten der Menſchheit, einzig durch ſie wird ein geordneter Staat möglich. Iſt nicht wieder der Staat etwas Künſtliches, dem Naturzuſtand Entgegengeſetztes; iſt nicht des Menſchen Lebensweiſe, ſein Wohnen in wohnlichen Häuſern etwas Künſtliches? Aber wenn Etwas durch beſondere oder verdorbene Zuſtände aufgedrungen wird, ſo geſtaltet es ſich durch die Nothwendigkeit, die es gebietet, und durch die Vortheile, die es bietet, zu etwas Natürlichem, d. h. zu etwas, das ſein muß. Werden nun in den geſchilderten Ehekloaken die Kinder an Leib und Seele für Zeit

und Ewigkeit vergiftet, was ist doch wohl natürlicher, als daß man sie daraus wegnimmt nnd an einem für Leib und Seele gesunden Orte aufwachsen läßt?

Wenn man aber von der Künstlichkeit spricht, so will man eigentlich, wie ich vermuthe, sagen: etwas Künstliches könne sich nicht halten, veralte, denn man führt zum Belege dieser Meinung eine Menge Beispiele an. Ja, ich gebe gerne zu, daß, wenn Einer die Grille hat, in einer sandigen Wüste einen englischen Park anzulegen, in einem kalten Lande ein chinesisch Lusthaus zu bauen, einen Thiergarten einzuhägen mitten in fruchtbarem Gelände, dieß eine Künstelei sei: wenn der Gründer der Grille zu Grabe geht, wird der Park verwildern, das Lusthaus zerfallen, der Thiergarten entvölkert; es war eine Grille, Grillen bringen aber nicht Segen, fassen darum nicht Boden. Ich gebe gerne zu, eine Menge Anstalten aller Art veralten, werden nutzlos, am Ende nur Schmarozerpflanzen. Die Zustände der Welt ändern sich, was vor hundert Jahren eine Wohlthat war, wird nach deren Verlauf überflüssig, eine Last vielleicht; ist deßwegen der Stifter zu verdammen? Wollte Gott, nach hundert Jahren würde die vorgeschlagene Pflege armer Kinder überflüssig, weil wieder an Leib und Seele gesunde, natürliche Eltern gepflanzet wären! Es veralten andere Anstalten, großartige, herrliche in ihrer Stiftung: aber es ist die Liebe veraltet, die sie gestiftet. Wie groß die Kapitalien auch sein mögen, aus ihnen quillet keine Liebe; es sind veraltet die alten Reglemente und Ordnungen, erdrücken das junge Leben, und man behält doch die alten Reglemente und Ordnungen, weil man sie für den Geist der Stiftung hält.

Es kann kommen, daß in solchen Anstalten ein förmlicher Krieg ausbricht, wenn einmal Kraut gekocht werden soll statt Schnitze; daß es für schwere Widerspenstigkeit giltet, wenn ein schwächlicher Knabe nicht so viel essen will, als ein mächtiger Bengel. Ja, es stehen einem ordentlich die Haare zu Berge, wenn man den Geist in solchen Anstalten sieht, in dem Kinder Jahre lang aushalten sollen. Aber die Vettern und die Basen haben sich der Sache bemächtigt, haben Pöstlein gemacht und Ehrenämtchen, halten auf Connexionen und Recommandationen, und eine fürchterliche Fraubasen Wirthschaft schleicht sich ein, wo Geist und Liebe walten sollte. Ach, was würde die alte Liebe sagen, welche der

Stiftung so schwere Opfer gebracht hat, wenn sie die kalten, aber sich viel dünkenden Staats- oder Stadtgesichter sehen würde, welche in eitlem Dünkel, als ob sie Richter wären, ohne Liebe, ohne Geist in aller pedantischen Härte die alten Reglemente und Ordnungen über die Häupter armer Kinder schwingen! Aber eben dieser Staats- und Stadtgesichter wegen meine ich, daß nicht der Staat oder Gemeinden sich abgeben sollen mit diesem Werke. Der Corporationsgeist ist einstweilen kein lebendiger Geist, er ist ein Oertligeist, ein Kantönligeist ꝛc., und jeder dieser Geister hat, wenn man ihn recht beschaut, einen Zopf, an dem man seine irdische Abkunft und seine basenhafte Gesinnung erkennt. Wo Staat oder Gemeinden die Hände in etwas haben, erstarret das Leben, und die Liebe flieht. Es entstehen Pöstlein, Stellen, Protektoren und Protegierte, das eigene Ich spielt seine Rolle, und die Sache wird vergessen. Selber essen mache fett: man ißt die Apfelmüßli nur mit Zucker gebrannt, läßt sich tüchtig Kirschenwasser zum schwarzen Kaffe holen, und ob den Andern etwas übrig bleibe, kümmert man sich nicht von ferne. Und solches geht hin und wird säuberlich vermäntelt.

Oder wenn man Heilige oder Vettern im Gemeindrath hat, packt man ganze Fuder Eßwaare auf die Seite, läßt die armen Teufel an Wassersuppen schmahlbarten, schafft Werkzeuge von allen Sorten auf die Seite, und die Heiligen oder die Vettern möchten es vermäntelen, wenn der Spaß nicht gar zu offen getrieben worden wäre. Darum, meine ich auch, könne das Werk nur die freie Liebe vollbringen, die jeden Morgen neu wird, die jeder Sonnenstrahl aus Gottes Hand neu durchglüht, die jede Sünde, jede Schwachheit inbrünstiger, inniger macht, die um so freudiger Barmherzigkeit übt an Jesu Hinterlassenen, je heller die Hoffnung aufgeht, Barmherzigkeit bei Gott zu finden. Diese Liebe hat die rechte Wärme; am Staate wärmt sich Niemand als höchstens ein Salzfaktor, ein Straßenbaukundiger oder sonst ein Experter, der in einem Departemente sitzt oder sonst wo. Diese Liebe gründet ihr Werk auch nicht auf steinerne Mauren und papiererne Ordnungen, sondern auf die Tüchtigkeit eines Ehepaares mit warmem Herzen und hellem Kopf, bei dem die Kinder beides finden, Wärme und Licht. Wohlverstanden, dieses Ehepaar ist nicht ein solches, das sonst Kinder verdinget hat, unter denen wunderselten eins nicht schäd-

lich einwirkt, weil es entweder die Kinder ausnutzet oder sie verwahrloset geistig oder leiblich: sondern ein solches, das in diesem Kinderaufnehmen einen eigenen Beruf erkennt, eine eigene Kraft dazu in sich, diesem Beruf nicht als Erwerbsmittel, sondern als Lebensaufgabe sich hinzugeben. Es ist also nicht eine Stiftung oder eine Anstalt, welche diese Sache trägt, sondern es ist eine Ehe: es sind auch nicht Reglemente, welche ihr Gestalt und Form geben, ein Gepräge aufdrücken, sondern dieses thut der Ehe Eigenthümlichkeit; es entstehen Familien, und nicht Anstalten. Die freie Liebe verbindet sich in ihren Trägern auf freie Weise, sie schließen sich großen Verbindungen an, oder stiften kleinere, wie sie wollen. Sie suchen eine Stellvertretung, eine erleuchtete, berufene Ehe und einen Platz für sie, auf dem die Familie sich entfalten kann. Aber diesen Platz kann man nun nicht mit dem Klafter ausmessen, als ob er so und so groß sein müsse; das Haus nicht über ein Modell mit andern schlagen; der Familie Größe nicht festsetzen und ihr Schritt und Tritt vorschreiben; vorschreiben, was sie des Tages machen, des Nachts träumen soll, daß die Hausfrau Jahre lang voraus weiß, was sie an jedem Tage kochen, an welchem Platz sie zu jeder Stunde des Tages sitzen oder stehen soll, so daß die geringsten Veränderungen der Hausordnung die tiefsinnigsten Häupter Jahre lang beschäftigen, und all ihre Weisheit nicht verhüten kann, daß ihre endliche Durchführung nicht wie eine eigentliche Hausrevolution aussehen würde. Jede Familie hat ein eigenes Gepräge, einen eigenen Kern, der ihr Leben treibt, und da muß Freiheit bleiben; Zwang würde alle Entwicklung verhindern. So mögen Familien, Freistätten armer Kinder entstehen, kleine; größere, dieses, jenes treibend, alle nur darin einig, daß sie in den Kindern das Göttliche erwecken und mit der größten Bedürfnißlosigkeit die größte ihren Kräften angemessene Arbeitsfähigkeit paaren. Das große Werk wird also durch lebendige Familien ausgeführt, von denen die einen eingehen mögen, während neue entstehen oder andere in ihren befähigten Kindern sich erneuern, die mit frischer Kraft und neuem Leben an die Stelle der alternden Eltern treten.

Wenn auf diese Weise der Geist die Hauptsache wird und nicht die Form, wenn man die alte Liebe bewahrt und

nicht nur von der alten Liebe zehren will, ſo kann dieſes Werk in ſeiner Ausführung nicht veralten, ſo lange deſſen Bedürfniß bleibt, ſo wenig als chriſtlicher Sinn und chriſtliche Liebe veralten können. Das wäre ſchön, wird man ſagen: aber wo ſolche Leute finden, zu ſolcher Aufgabe befähigt und willig, und zwar gerade zwei, die zuſammengehören, Mann und Frau? Ehen, welche zu dieſer Aufgabe befähigt ſind, werden allerdings weit ſeltener zu finden ſein, als Ehen im Weltſchland, wo Monſieur und Madame eins werden, deutſche Kinder zu rupfen, um bequem faullenzen zu können, wo beide ſich berufen glauben, Menſchen zu bilden, weil Madame weltſch parliert, und Monſieur tranſchiert, daß aus einem Hähneli 17 Stücke werden; wo Madame die Tournure obſervirt, und Monſieur mit gefälligen Redensarten fade converſiert; Monſieur jede Taſſe Camillenthee notiert und Madame die armen Meitſcheni um ihre Lebkuchen dupiert, damit den Tiſch ein halbes Jahr lang mit wohlfeilem Deſſert fourniert: kurz, wo der ſchmählichſte Eigennutz unter eleganten Manieren hervorſchimmert, die fadeſte Gemeinheit in weltſche Anmaßung ſich kleidet, mit dem unverſchämteſten Selbſtruhm nach einem Jahr den gerupften Eltern die Kinder wieder übergiebt, die Gott danken können, wenn ſie nur halb verhungert und nicht um ihre Geſundheit betrogen worden ſind. Und wie dann die thorrechten Eltern noch danken; und wie das weltſche Ehepaar den entzückten Eltern noch einen nachträglichen Conto an ihrer Entzückung zumißt; und wie der ehrliche Papa weltſch ſchwitzt, und die ehrliche Mama mit den Augen die Tochter mißt, um wie viel ſie gewachſen, um wie viel hübſcher ſie geworden; und wie beide in der Freude, eine ſolche Tochter producieren zu können, vor dem weltſchen Ehepaar ſich neigen und beugen, und wie dieſes mit einem überlegenen Lächeln die Huldigungen hinnimmt und endlich die ehrlichen Leute gnädig entläßt in voller Zuverſicht, in die deutſche Dummheit einen neuen Angel ausgeworfen zu haben. Und dieſes Penſionsunweſen veraltet nicht, und dieſem weltſchen Moloch, der immer gieriger und gefräßiger wird, je dümmer die Deutſchen werden, opfert man jährlich Hunderttauſende: und ein Werk der Liebe und der Heiligung ſollte veralten! Ich würde auf die Ausfuhr der Kinder ins Weltſchland eine Auflage legen, und zwar von

10z des Kostgeldes. Von 10 Lb. Kostgeld einen Lb. Staatsabgabe. Allerdings sind Ehen, welche das gedachte Werk bedarf, schwerer zu finden, als solche weltsche Ehen.

Eine solche Ehe muß als Grundbedingung in sich das Streben tragen, immer reiner und heiliger zu werden, aus reinem Herzen das Ebenbild Gottes immer reiner ausstrahlen zu lassen und allem sie Umgebenden ein immer vollkommneres Gepräge ihres innern Wesens aufzudrücken, und so auch ihre Ehe selbst, ihre Vereinigung, immer inniger und vollkommner darzustellen. Nur wo Vater und Mutter im Herren wachsen, kann ihre Familie dem Herren zuwachsen; nur da, wo sie selbst vollkommener werden, kann auch vollkommener werden das durch sie gegründete Haus. Wo ein Mensch sich selbst verwahrloset, da wird er auch immer mehr verwahrlosen das ihm Anvertraute. Das ist's, was Paulus meint, wenn er sagt, daß man trachten solle, nicht selbst verwerflich zu werden, während man Anderen predige. Dazu gehören neben andern noch vorzüglich drei Gaben.

Vor Allem ein Herz, Kinder zu lieben, als ob es die eigenen wären; in väterlichem und mütterlichem Wesen diese Liebe zu äußern, daß sie den Kindern wirklich zu Vater und Mutter werden, alles Fremdartige schwindet.

Sie müssen entsagen können allem, was nicht ins Leben dieser Kinder gehört. Diese dürfen weder verwöhnt, noch darf ihre Begehrlichkeit gereizt werden; sie müssen von Jugend auf lernen, daß im Entbehren ein weit soliderer Reichthum liegt, als im Besitz. Darum müssen die Eltern mit dem Beispiel vorangehen, die Begehrlichkeit ablegen, mit Kreuzern haushalten, als ob es Königreiche wären, aber ohne Geiz, und es dahin zu bringen suchen, daß ihr Haus, wie es in jeder gesunden Familie sein soll, sich hauptsächlich nährt aus dem Ertrag der gemeinsamen Thätigkeit, doch also, daß das Wesen der Kinder nicht aus dem Auge verloren, das neue Vaterhaus ihnen nicht ein egyptisches Diensthaus wird. Endlich müssen sie ausharren können in der schweren Arbeit, die jeden Morgen neu wird, ohne durch Ungeduld überwältigt, ohne müde und matt zu werden; sie dürfen sich nicht anstecken lassen von der Sucht, in äußerem Wechsel das flüchtige Glück zu suchen. Vater und Mutter laufen nicht von den Kindern fort und verzweifeln Jahre lang nicht an ihren Kindern, arbeiten ohne Unterlaß; aber nicht nur an den

Kindern, auch an ſich, damit keine eigene Blöße jahrelange Arbeit zerſtöre; ſie fordern von den Kindern nicht mehr ſittliche Kraft, als von ſich ſelbſten, ſondern gehen ihnen in derſelben jeder Zeit voran. Wer ausharret bis ans Ende, der wird ſelig! ſoll aller Wahlſpruch ſein. Unendlich nachtheilig liegt der nie endende Wechſel der Lehrer auf den Schulen; hier würde er geradezu zerſtörend einwirken: denn wie ſchwer iſt's, einer ſolchen einmal geſtifteten, mit einem eigenen Gepräge ausgerüſteten Familie neue Eltern zu geben, die nicht aus ihr ſelbſt herausgewachſen ſind, die ein eigenes Gepräge mit ſich bringen und durch das Aufdrücken dieſes neuen Charakters den übeln Eindruck erzeugen, der hauptſächlich Stiefeltern anrüchtig macht. Ich bin überzeugt, daß im Allgemeinen, z. B. in einer Stiefmutter, nicht böſer Wille, ſondern eben das Neue, das ſie der bereits geſtifteten Familie aufdringt, ſo widerwärtig wirkt. Je unbedachter, anmaßlicher ſie ihre Natur walten läßt, um ſo widriger wird ſie. Allerdings kommen dann ſehr oft Eitelkeit, Bosheit und Eiferſucht noch dazu.

Daß ich die Lehrfähigkeit in allen nothwendigen Schulfächern nicht unter die erſten Nothwendigkeiten zähle, möchte auffallen. Allein ich meine, daß, ſo wünſchbar ſie im Allgemeinen iſt, ſie doch nicht die Haupteigenſchaften der Eltern bildet, und gar wohl eine herrliche Freiſtätte ſich denken läßt, in welcher die Eltern ſelbſt in vielen Fächern nicht zu unterrichten vermöchten; und auch laſſen ſich Freiſtätten denken von herrlichem Erfolg, in denen nur die einfachſten Fächer, und zwar ſehr einfach, gelehrt würden. Hier iſt ſchon ein Aeußeres, wo kein beſtimmtes Modell gelten darf. Es wäre tödtlich Gift, wenn die heutige Schulmeiſterei mit ihrem Sinn und Schein, ihrem Weſem und Wiſſen, ihrem Streben und Thun, ihrem Glauben und ihrem Gutdünken in dieſe heiligen chriſtlichen Freiſtätten brechen würde, es wäre viel ſchrecklicher als ehedem das Einbrechen der Hunnen in chriſtliche Klöſter.

Nun iſt's allerdings ſelten in unſern Zeiten, Menſchen zu finden, die den Werth ihres Lebens meſſen nach der Höhe ihres Berufs und nicht nach den äußern Ausſtattungen und Annehmlichkeiten deſſelben. Genuß und Tändelei mit dem Leben ſcheinen die Hauptſachen geworden zu ſein, und, ohne unabhängiges Vermögen zu ſein, von dem man in beque-

mem Nichtsthun leben kann, zur Arbeit gezwungen zu sein, ist zu einem Unglück geworden; wer arbeiten muß, ist sich und Andern ein Gegenstand des Mitleids. Er hat nicht Vermögen, sagt man mit bedauerlichem Achselzucken vom tüchtigsten Mann.

Ganz besonders ist der Beruf des Weibes verrückt worden. Gott hat das Weib nicht geschaffen zur Sclavin, daß es den Mann nähre, während er auf der faulen Haut liegt, tabaket und Feuerwasser trinkt: aber sicher eben so wenig, daß es den Bündel vorstelle, den der Mann schleppen muß; daß es sich nur nähre durch ihn, nur durch ihn zu Freuden und Genüssen komme, oder daß es sich mit seinem Eingebrachten von allen Pflichten loskaufe und daneben mit andern Weibern wetteifere, wer die Haare am schönsten flechten, am anständigsten nichts thun, am geläufigsten über nichts reden, am graziosesten vor andern Leuten les honneurs machen, en famille aber die Abgespannte, Unbefriedigte, Angegriffene, Capriciöse am besten spielen könne. Das Weib soll die Gefährtin des Mannes sein in Treue und Liebe in jeder Lage; es soll mit ihm theilen die Arbeit, oder ihn unbeschwert erhalten zur Arbeit; es soll die Mutter der Kinder sein, und nicht tanzen, während der Mann und die Kindermagd sie zur Ruhe legen und wiegen; es soll sorgen und walten im Hause, während der Mann seiner Arbeit nachgeht; es soll nicht Hemder und Strümpfe, Kinder und Küche über Novellen oder Visiten vergessen; es soll nicht die Nase rümpfen, wenn von zerrissenen Strümpfen die Rede ist, und sich kreuzigen, wenn die Wäsche naht. Wie da doch bei nahender Wäsche, als ob sie die Hundstage wäre, Donnerwetter streichen über viele Weibergesichter; wie der Mann kusch machen möchte, und sich doch nicht klein genug machen kann; wie da die Gesichter wachsen bis in den Boden hinab, und die Seufzer steigen bis zum Himmel auf, und nicht einmal mehr die Katze laut miauen darf, geschweige denn die Kinder etwas fragen — es ist wirklich gräßlich, es ist gräßlich, wenn eine immer wieder kehrende Hausarbeit so zum Berge wird, eine solche Stimmung in die Häuser bringt, den Kindern auf ihr Lebenlang einprägt, wie gräßlich es sei, wenn man einige Tage sich etwas mehr anstrengen, zu Hause bleiben muß; wenn man ihre Phantasie von Jugend auf so vergiftet, daß sie sich bei vieler Arbeit unglücklich denken müssen. Das Weib

iſt ſo wenig zum Reden allein geſchaffen, als der Mann. Frage man, was gebildete Weiber vorſtellen in ihren Häuſern, deren Bildnng man nur beim Schwatzen merkt; frage man nach den gebildeten Männern in den Rathsſtuben, was ihre langen Reden nützen, wenn ſie nur der Deckmantel der Faulheit ſind. Frage man doch, was einſt Kinder für Weiber werden, die man von Jugend auf dem Hauſe entfremdet, aller Theilnahme an den häuslichen Freuden und Leiden entzieht, und deren Körper man in Anſtrengungen zerrüttet, daß er zu jeder Ar rengung untüchtig wird, in Anſtrengungen, die oft eben ſo unſinnig als nutzlos ſind für den eigentlichen Ernſt des Lebens und des Weibes Beruf, der in höheren und niedern Ständen nicht ſo verſchieden iſt, als man meint.

Eine ſolche Mutter paßt in eine ſolche Familie nicht, und ſolche Mütter, die an dieſer Weichlichkeit krank liegen und viel vorſtellen, viel genießen, aber wenig ſein, wenig thun möchten, findet man durch alle Stände, auch in den niedern, häufiger als man meint. Eine Mutter, wie wir ſie bedürfen, muß des Mannes Laſt theilen können und wollen, muß ſich genügen laſſen können mit Arbeit und der Liebe der Kinder, ſtatt aller andern Genüſſe. Sie darf in Ungenügſamkeit nicht die Hausſäure ſein, die Alles verbittert: ſie muß die Hausſonne ſein, die Alles heiter und lieblich macht.

Aber wiederum iſt's merkwürdig, daß in dieſer Unnatur, welche beſonders das weibliche Geſchlecht ergriffen hat, gerade daſſelbe eine unausſprechliche Leere zu fühlen beginnt; das es zu fühlen beginnt, wie ihm alle Bedeutung, jeder geſunde Halt im Leben abgeht; daß ihm zu Muthe wird, wie einem Verirrten, einem nicht ganz verdorbenen Menſchen nach durchſchwelgten Tagen. Aus dieſem Gefühl der Leere hervor geht das weltſche Geſchrei nach Emanzipation der Weiber, ihre Empfänglichkeit für politiſches und pietiſtiſches Treiben, in dem ſie eine Rolle ſpielen können; gehen die unausſprechlich rührenden Klagen eines Mädchens über den Mangel eines Wirkungskreiſes hervor, das endlich in ſeinem Jammer ein Hündchen kauft, demſelben ſein Leben weiht und in dieſen Sorgen ſich beglückt fühlt.

Aber denn doch wird man paſſende Ehen finden, und wegen dem entſtehenden Bedürfniß nach etwas Beſſerem werden ſie ſich immer häufiger finden. Vollkommen werden ſie nie ſein, aber nach dem Beſſeren, Höheren ſtrebend: und die-

ſes Streben nach dem Beſſern, Vollkommnern findet ſich am öfterſten in der Ehe, wo Liebe iſt, wo Eins das Andere ergänzt, die Kraft des Einen der Schwachheit des Andern aufhilft, das Eine die Tugenden des Andern annimmt, während es die eigenen Fehler ablegt. Und wie Kinder Eltern heiligen, beſonders Mütter, und bereits aus manchem Aeffchen oder Püppchen eine tüchtige Mutter gemacht haben, ſo hat auch eine ſolche Familie etwas Begeiſterndes, auf die Eltern Rückwirkendes, erhebt die Seele, ſtärkt zum Ausharren, zum Treubleiben bis ans Ende. Es werden hundert Schulmeiſter ihre Schulen verlaſſen, ehe ein Ehepaar, wie ich es mir denke, den Bund mit den angenommenen Kindern zerreißt und ſie auf's neue zu Waiſen macht.

Je mehr das Bedürfniß ſchreit, mildthätige Augen ein frommes, begabtes Ehepaar zur Stellvertretung ſuchen, deſto mehrere werden ſich darſtellen. Ich bin überzeugt, der Gedanke, verlaſſene Kinder an die Bruſt zu nehmen, ſie für die Welt zu ſtärken, für Gott zu erleuchten, wird ältere Herzen bewegen, wird beſonders wie ein heller Blitz jugendliche Gemüther entzünden, wird begeiſtert ſtrahlen in denſelben, bis der Wunſch Gewährung gefunden. Wie Viele wenden ſich nicht der Heidenbekehrung zu in glühendem Eifer; verlaſſen Väter, Mütter, Vaterland; wandern hin in Länder, wo die Sonne unerträglich brennt, das Eis den Blutlauf hemmt, zu Menſchen, den Thieren ähnlich, ringend mit dem Nothdürftigſten, um dieſen das Evangelium zu bringen!

Müſſen dann nicht auch Andere ergriffen werden von heiligem Erbarmen mit den magern oder aufgedunſenen, blaſſen, gelblichten Geſichtern, die zerlumpt und barfuß an unſern Thüren klopfen, die verwildert an und auf den Straßen liegen und lungern, die mit unglücklichen Geſichtern unſern Kindern zuſehen, wie dieſe munter ihr Brod eſſen, die mit frechen Geſichtern ſpähen nach allem, was nicht nagelfeſt iſt; von heiligem Erbarmen ergriffen werden, wenn ſie die Eltern oder Pflegeeltern dieſer Kinder ſehen, ihr wüſtes Treiben, ihr heilloſes Verwahrloſen alles Guten, ihr heilloſes Pflanzen alles Böſen; ergriffen werden von heiligem Erbarmen bei dem Gedanken, daß Tauſende dieſer armen Kinder an der Bruſt treuer Eltern geiſtig und leiblich erwarmen, für den Himmel gewonnen werden könnten, die ſonſt in namenloſem Elend zeitlich und ewig untergehen? Und ſollte es denn ein

beſſer Werk ſein, die Seelen jenſeits des Meeres zu ſuchen, als derer ſich anzunehmen, die Gott eigenhändig uns vor Augen geſtellt, die er blos und verwahrlost zu unſern Füßen kriechen läßt? Befiehlt wohl Gott, daß man die eigenen Kinder verſchmachten laſſe, um der Rettung anderer nachzugehen? Soll man denn Rath haben für Andere und keinen für ſich?

Ich meine nicht, daß man der Heiden ſich nicht erbarmen ſolle, aber auch nicht vergeſſen, was Jeſus dem cananitiſchen Weibe ſagte; nicht vergeſſen, wie wir denn eigentlich Brüder lieben können, die wir nicht ſehen, wenn wir denen, die wir ſehen, keine Liebe zeigen; nicht vergeſſen, daß der Segen Gottes beim Miſſionswerk nur dann iſt, wenn die Menſchen nicht mehr jedes auf den Straßen aufgegriffene Individuum, dem man einige Floskeln beizubringen im Stande iſt, für ein auserwähltes Rüſtzeug Gottes wollen gehalten wiſſen.

Doch, ich bin überzeugt, auch unſere Kinder werden Herzen anziehen, begeiſtern: wo das Bedürfniß ſchreit, da läßt es Gott an Erweckten nicht fehlen.

Man wird nicht wählen müſſen ſolche, die ohne Beruf ſich zu dieſem Werke drängen, wie zu einem Pöſtlein, um eines größern Einkommens willen, um ihr Licht beſſer leuchten zu laſſen, wie es ihnen ihr Dünkel vorſpiegelt. Und wenn ein ſolches Ehepaar ſich hineindrängen würde, man müßte es alſobald wieder hinausdrängen: es darf keine ſolche heilige Freiſtätte zu einem verruchten Pöſtlein werden; es darf kein ſolch Pöſtlein in heiligem Kreiſe geduldet werden.

Und wo die Leute ſich finden, da findet ſich auch das Geld. Der Sinn für Wohlthätigkeit iſt groß in unſerem Ländchen, der Geber ſind viele, und wenn erſt die Augen derſelben auf dieſes Werk gerichtet, ihre Herzen ihm gewonnen ſind, ihr praktiſcher Sinn das Praktiſche der Sache gefaßt hat, ſo fehlt es am Gelde ſicher nicht. Unſere Blätter wimmeln von Anſprüchen auf die Wohlthätigkeit des Publikums, und bald darauf wimmeln ſie von Anzeigen erhaltener Gaben.

Es giebt ſehr viele Leute, welche immer eine offene Hand haben, das Geben als eine Art Abgabe von ihrem Vermögen betrachten, eine jährliche Summe dafür ausſetzen und dieſelbe nun hingeben, wie ſie können und mögen, ohne be-

sonders ins Auge zu fassen, wem und für was sie geben. Es giebt sehr viele gutmüthige Geber, die keinem Bettler widerstehen können. Um diese drängen sich die unverschämtesten, schlausten Forderer, reißen ihnen die Gaben fast aus der Hand, wissen zu weinen und zu seufzen, Geschichten zu erzählen und sich elend zu machen, sich zu empfehlen, daß einem ordentlich das Herz schlottert. Diese gutmüthigen Leute sind daher nicht Meister ihrer Gaben, wissen nicht, wer sie erhält, wie sie angewendet werden, ob die Gabe zum Sündengeld wird, oder ob sie einen guten Geruch vor Gott hat. Das sind die Leute, welche die immer zahlreicher werdenden Bettler ernähren: die nie endenden Steuersammler, denen Ziegen gefallen sind; ja, ein Mädchen lief um Steuer aus, weil ihnen am Morgen die Kaffeekanne gespalten sei. Dieser Leute Gaben locken die Kinder von Haus zu Haus, von Sünde zu Sünde, bis ihre Seelen im Bettel verloren gehen; sie nähren den Müssiggang, die Frechheit, die geheime Ueppigkeit; sie werfen ihr Geld in einen bodenlosen Schlund, in dem nur giftige Pflanzen wuchern. Sie haben dann sehr oft leere Hände, wenn eine gute Gabe von ihnen demüthig gefordert wird. Wenn doch die Leute dächten, daß nicht Gaben Gott wohlgefallen, sondern das Herz, das die Gaben giebt; und daß Gott dem Menschen den Verstand gegeben, daß er ihn anwende auch im Austheilen seiner Gaben! Streut doch ja der Mensch Korn und Waizen nicht in die strömenden Wellen eines Flusses, nicht in den Koth der Straßen, nicht unter Dornen und Disteln, sondern in guten, ausgewählten Boden: warum denn seine Gaben leichtsinnig ins Blaue hinaus, ohne Kümmerniß, wohin sie fallen, was sie bewirken mögen? Wissen die Menschen denn nicht, wie ganz verschiedener Segen den Gebern von ihren Gaben zuwächst; wie die Geber ohne anders die Früchte erndten müssen vor Gott, welche ihre Gaben getragen, in so fern bedachtes oder leichtsinniges Geben an den Früchten schuld war? Auf diese Weise wird jährlich eine Summe verworfen, verschleudert, die weit größer ist, als man sich denkt. Wenn nur ein Theil dieser Summe der Ausführung der dargestellten Idee zugewendet würde, so könnten viele Kinderseelen gerettet werden, die ihre Wohlthäter vor Gott loben und preisen würden, während diese Summe leichtsinnig gegeben in verlockten Bettelkindern Ankläger vor Gott ihnen erweckt.

Ihnen gegenüber ſtehen allerdings viele Mißtrauiſche im Geben, ſie ſind geprellt worden und wollen nur mit eigenen Händen Gaben zutheilen, wo das eigene Auge die Nothwendigkeit erkannt hat. Dieſe mißtrauen in der Regel allen öffentlichen Aufforderungen, allen Anſtalten, allem ſo genannt Gemeinnützigen; bald halten ſie eine Sache für eine Grille, bald für eine Prellerei. Leider liegen eine Menge Erfahrungen vor, daß zuſammengebettelte Gelder auf das ſchnödeſte mißbraucht werden, Steuren bei Brand oder Waſſernoth eine wahre Teufelsſaat ſind; daß in Anſtalten, wo frommer Sinn jeden Kreuzer zuſammenlegte, und mancher Kreuzer von armen Wittwen kam, das Geld auf heilloſe Weiſe verſchleudert wurde, das dritte Plättli eine merkwürdige Rolle ſpielte in der Geſchichte des Hauſes. Ueberhaupt giltet theure Wirthſchaft in ſolchen Anſtalten als ſchwerer Vorwurf und iſt es auch. Wo die Kinder jährlich auf 50 bis 60 Thaler und mehr zu ſtehen kommen, da entſtehen billig Bedenken gegen ſolche Anſtalten. Nun ſollen die Kinder in ihren Bedürfniſſen nicht verwöhnt, den untern Schichten der Geſellſchaft gleich gehalten werden, es ſoll ſtrenge Sparſamkeit im ganzen Haushalt herrſchen. Einen ſolchen ſparſamen, landsüblichen Haushalt können aber nur Einheimiſche, nicht Fremde führen. In dieſer Beziehung ſind Toggenburger und Appenzeller ſchon Fremde im Canton Bern. Sollte aber ein in guter Anſtalt erzogenes Kind auch mehr koſten als 10 Thaler, wie man ſie an Mindersteigerungen hingiebt, Leute ſo bedenkt, ob ihr dieſes zum Vorwurf und gegen Armenanſtalten geltend machen wollt.

Allerdings giebt es viele Grillen in der Welt, und für viele Grillen wurde gebettelt: aber was hier vorgeſchlagen wird, iſt keine Grille, man unterſuche mit dem mißtrauiſchſten Blicke; man braucht auch das Geld nicht in fremde Hände zu legen, nicht für dieſes, nicht für jenes Haus bettle ich; man lege ſelbſt Hand an und reihe neue Familien eigenhändig an dem großen Werke. Ich bin aber auch überzeugt, wenn die mißtrauiſchen Leute ſich entſchließen, mit eigenen Augen zu prüfen, ſo werden ſie ſich überzeugen, daß dieſe Sache über der Mode, über der Politik ſteht, im reinen Gebiet chriſtlicher Liebe, wo zwiſchen Halblein und Guttuch kein Unterſchied mehr iſt; wo jeder brüderlich die Hand ſich bietet, wer es brüderlich mit den Brüdern meint. Ich bin über-

zeugt, sie fassen es, daß bei großen Werken ein Einzelner nichts vermöge, daß große Werke durch gemeinsame Kräfte ausgeführt werden müssen; daß in dem Entziehen von allem Gemeinsamen doch eine Art Selbstsucht liege, oder wenigstens eine Unfreundlichkeit, die wie eine Ueberhebung erscheint, oder wie eine Muthlosigkeit, die an Anderer Einsicht und Treue, an der Möglichkeit irgend einer allgemeinen Hülfe verzweifelt. Auch diese werden sich anschließen, wenn sie sich zum Prüfen entschließen, und gerade diese gebieten über große Mittel.

Dann haben wir eine große Menge, welche auch giebt und zu geben hat: aber bei diesen hat das Geben immer die Liebe zum Behalten zu überwinden. Es sind bei ihnen, ich will nicht sagen der Eigennutz, aber doch die Liebe zu dem, was man hat, der Kummer, nicht genug zu haben, vorherrschend und bilden Schanz und Graben um Geld und Gut; und diese Schanz und Graben stürmt weder eine inwohnende Liebe zu Andern, noch eine eigenthümliche Begeisterung: Schanz und Graben müssen von Andern gestürmt werden, will Jemand etwas von diesen. Hat man von ihnen Gaben erobert, so kömmt es ihnen wie eine Niederlage vor, ein eigener Unwille schleicht ihnen durch alle Glieder, sie können sich von dem Gedanken lange nicht losmachen: wie fatal es doch sei, immer die Hand im Sacke haben zu müssen; sie können die Hand lange nicht aus dem Sacke bringen, von der entstandenen Lücke weg. Sie sind reuig, daß sie nicht weniger gegeben, und brummeln über den, tragen es ihm nach, der sie zum Geben bewogen hat. Und doch geben sie, besonders wenn die Namen auf Subscriptionslisten aufgefaßt werden.

Ja, von diesen Leuten sind noch viele zuweilen aufzurühren, zu entflammen, sie kriegen recht großmüthige Wallungen, und wenn Jemand gleich bei der Hand ist, ihre Rührung mit einem Teller oder einer Büchse aufzufangen, so klingt sie reichlich und schön, diese Rührung. Ist aber Niemand bei der Hand, und kömmt das kalte Blut wieder, so finden sie, weniger sei auch genug; finden das Wenige alle Tage noch zu groß, bis sie endlich vielleicht schon am dritten Tage zu der Ueberzeugung gelangen, daß auch, nur Etwas zu geben, die größte Thorheit wäre. Aber man klopfe nur muthig an diese Häuser, man rühre diese Herzen um und um und halte rasch den Teller dar und fasse die Gaben auf:

betteln für Andere darf der brave Mann, und unverschämt geheißen zu werden beim Betteln für einen heiligen Zweck ist keine Schande. Wie der Eigennutz die Leute panzert, daß sie nicht mehr roth werden können, und ihre Herzen keine Schmach fühlen, so panzere man sich mit der Liebe gegen alle Vorwürfe und Gesichter des Eigennutzes und lasse an ruhigem Gewissen gleichmüthig abprallen die Seufzer gepreßter Geldbeutel. Man würde staunen über die Summen, die man zusammen bringen kann, wenn einmal die Idee Boden faßt, man die Herzen in beide Hände zusammenfaßt und sich verständigt über das Werk, welches das eigentliche schweizerische Nationalwerk sein sollte, ein ächt republikanisches, ein ächt christliches. Man schrecke nicht vor seiner Größe zurück: wie oben gesagt, im kleinen Ländchen ist es so groß nicht; ein kleiner Anfang soll Niemand abschrecken; wer Millionen gewinnen will, muß auch beim Kreuzer anfangen. Und wenn man nur alle Jahre einige tüchtige Menschen ins Leben stellt: diese tragen wieder eigene Kräfte in sich, sind neue Faktoren, die dem Werke neue Ausdehnung geben, neue Hülfe bringen. Was an ihnen gethan worden, das werden sie auch an Andern thun wollen. Es trug mir diesen Sommer ein Knabe von Schwyz nach Goldau den Habersack. Er war bitter arm und nährte zum Theil seine Familie. In Lowerz ließ ich ihn einen Rest Brod mitnehmen, an dem er sichtbar hungrig abbiß. Ein klein Kind an der Hand seiner Mutter begegnete uns. Schnell theilte der Knabe sein Brod und drückte dem kleinen Mädchen die eine Hälfte in die Hand, das darüber gar holdselig lächelte und der Mutter die Gabe wies. Ich frug den Knaben in meinen praktischen Gedanken: aber warum hast du das Brod nicht selbst gegessen oder es den Deinen nach Hause gebracht; du weißt ja nicht einmal, ob das Kind es nöthig hat oder nicht? Herr! sagte mir der Knabe, als ich jung war, hat mir auch hier und da ein Mensch ein Stücklein Brod gegeben, und das hat mich dann gefreut, ich kann euch nicht sagen, wie; und da habe ich gedacht, als ich jetzt auch Brod hatte, es werde das Kind auch so freuen, wie ehemals mich, und gab es ihm. Und es hat's gefreut, es hat's gefreut, sagte er mit leuchtenden Augen.

Da dachte ich, daß noch immer den Unmündigen dieser Welt gegeben, was den Verständigen verborgen sei, und faßte neuen Muth zu dem großen Werke — denn wenn dieser un-

mündige, kindliche Sinn wieder gepflanzt werden kann, so wird er Berge versetzen; und mitten in den Morast sind Säulen eingerammelt, wo das Austrocknen beginnen muß, von wo es sich ausbreiten muß. Man pflanzt sich also später wirkende, neue Kräfte, und was diese jungen und gesunden Kräfte vermögen werden, das kann man in fünfzig, in hundert Jahren sehen. Und was sind hundert Jahre im Völkerleben? Und wer nicht für hundert Jahre hinaus arbeiten kann, was wird der vor Gott sein, vor dem tausend Jahre wie ein Tag sind? Sollte hie und da der Glaube noch schwach sein, sollten die Mittel der Gläubigen zum Anfang nicht ausreichen, wohl aber Muth zum Anfang da sein, der Beweis vorliegen, daß sie das Rechte erkennen und es auf die rechte Weise versuchen: da soll der Staat aushelfen ohne Zaudern, ohne Knausern. Er soll zeigen, daß, wenn er auch das Werk nicht selbst unternehmen kann, er denn doch seine Nothwendigkeit erkenne und nicht nur Sinn habe für Wegknechte und Landjäger, sondern auch für das Köstlichste im Menschen. Es weiß eigentlich Niemand besser, als die Regierung, wie groß die Armennoth ist; sie hat Tabellen darüber, welche ihr über Alles Punktum Auskunft geben.

Indessen werden der Ausführung der Idee nie alle Menschen zugethan werden, sondern ihr widerstreben mit all ihren zu Gebote stehenden Mitteln. Ich rede nicht gerne von diesen Leuten. Aber, wie man vor dem Beginn eines Kampfes den Feind ins Auge faßt und mißt, so müssen auch diese Feinde gemessen werden, damit ihr drohendes Aussehen Niemand schrecke. Jedem Neuen steht eine große Masse entgegen und sucht es zu hindern; und diese Masse hat Gott geordnet, man täusche sich darüber nicht. Sie ist es, die Ordnung bringt und Besonnenheit in den Fortschritt. Ihr Widerstand ist die Rönnle, welche Spreu vom Kern scheidet; welche zum Prüfen zwingt und zur Vorsicht; welche Zeit gewährt, Wurzeln zu fassen und zu erstarken; welche das Kind nicht mit dem Bade ausschütten läßt, oder, wenn es geschehen, es wieder aufzulesen zwingt: der in den Menschen gelegte Verbesserungstrieb würde ohne sie zur Neuerungssucht werden, und diese würde in vierzehn Tagen mit Menschen und Vieh, mit der ganzen Erde überpurzeln. In dieser Masse, die allem Neuen, der Ausführung jeder Idee widerstrebt, sind nun eine Menge guter Leute, die es eigentlich gut meinen,

die aber einen Gedanken nicht zu prüfen vermögen; die blos das zu beurtheilen vermögen, was ihre Augen sehen, ihre Hände betasten können; die endlich an das Neue sich gewöhnen, wie sie des Alten gewohnt waren. Gegen diese fechte man nicht mit Gründen: die Anschauung, die ihnen geboten werden kann, wird sie nach und nach überwältigen und gewinnen.

Hingegen gibt es in dieser Masse noch Andere, die ich zeichnen muß einmal: vielleicht erkennen sich die einen oder andern in diesem Spiegel wieder und erschrecken ob ihrem Antlitz. Es giebt eine Menge Menschen, welchen keine wohlthätige Ader im Leibe haben; welchen jede Ansprache Grimm und Weh verursacht; welche nie freiwillig geben, ehrenhalben die Einen zuweilen etwas, Andere auch um der Ehre willen nichts. Es ist bei diesen Menschen nicht immer nackter Geiz: oft eine übertriebene Sorge für ihre Familie, ein schnödes, unchristliches Ueberheben über ihre armen Brüder; sie helfen höchstens einem verarmten Vetter, weiter hinab auf die Canaille erstreckt sich ihr Mitleid nicht. Jedenfalls ist da ein gänzliches Vergessen, daß wir alle unsere Güter von Gott nur zum Lehen tragen, und jedem die Stunde schlagen wird, in der er Rechnung ablegen muß dem großen Lehnsherrn da oben. Diese unbarmherzigen Leute werden aber natürlich weder zu sich selbst noch zu Andern sagen: ich bin geizig, selbstsüchtig, unbarmherzig, hochmüthig; werden nicht in sich den Grund des Nichtgebens suchen, nicht im Mangel christlichen Sinnes den Grund, daß eine christliche Idee sie nicht zu ergreifen vermag; sie werden den Grund ihres Nichtgebens in der Bettelei dieser Zeit im Allgemeinen und in jeder Sache, für die sie angesprochen werden, insbesondere suchen. Diese sind es, welche alle wohlthätigen Unternehmungen verdächtigen, Mißtrauen säen gegen dieselben, ja, die hinter absichtlichen Verläumdungen ihre Hartherzigkeit verbergen wollen. Sie wollen nicht mit eigenen Augen sehen, wollen nicht Alles sorgfältig prüfen und gemachte Erfahrungen unbefangen zusammenstellen: aber als ob sie Alles gesehen, geprüft, erfahren hätten, brechen sie darüber den Stab, ziehen die Sache ins Lächerliche oder ins Absurde. Das sind die Leute, die auch diese Idee und ihre Ausführung bereits verdächtigen und verläumden; die weiß machen wollen, man erziehe auf diese Weise nur Taugenichtse und Schlingel, höchstens

Agenten, man lese die schlausten Kinder aus und richte sie dann noch zu allen Streichen ab; und das sagen sie, wenn Tag für Tag ihnen gerade das Gegentheil davon vor Augen liegt. Sie verläumden den Sinn in solchen Anstalten, als ob er kein christlicher wäre; sie verläumden ihn, sie, die vorgeben, sie besäßen ihn; sie verläumden, denn sie haben sich nie die Mühe genommen, diesen Sinn zu untersuchen. Und wenn sie untersucht hätten, so wären sie kaum zu einer andern Meinung gekommen: denn, wenn man ihren Sinn, den sie zu Tage legen, mit der Meinung, die sie von sich unbefangen äußern, vergleicht, so muß man zur Ueberzeugung gelangen, daß sie selbst noch nicht wissen, was christlicher Sinn ist.

Andere Menschen, welche nicht ohne Wohlthätigkeitssinn sind, streben der Ausführung dieser Idee entgegen, weil sie direkten Nachtheil davon fürchten. Sie fürchten nämlich, die Kinder möchten so erzogen werden, daß sie auf mehr Lohn Anspruch machen könnten, daß die halbbatzigen Knechte und Mägde abnehmen müßten, daß sie zu größerem Lohn gezwungen würden. Aber, liebe Leute, was sind denn eigentlich halbbatzige Knechte werth?

Ein halbbatziger Knecht ißt gewöhnlich noch einmal so viel, als ein vernünftiger, während der vernünftige nicht nur mehr und besser arbeitet, sondern denn doch im Stande ist, den Meister zu vertreten, zu arbeiten zum Dank, ohne daß er immer bewacht ist. Kommt, liebe Leute, doch einmal zur Einsicht, daß das Wohlfeilste gewöhnlich das Theuerste ist. Warum hat man auf den Höfen nicht Unterseenkühlt? warum kauft ihr eure Pferde nicht von den Kachelfuhrleuten? Seid doch auch barmherzig! Ich kenne eine Magd, sie hatte 20 Lor., 8 Thaler, Lohn per Jahr, sammt einem Paar Schuh und einem Hemde, und dafür mußte sie 365 Tage an Wind und Wetter sein, das Wüsteste ausstehen, verdarb dabei vielleicht für 16 Thaler Kleider. Bedenkt, was soll das mit dem Mädchen für ein Ende nehmen, mit welchem Muth soll es arbeiten, wie soll es die Treue bewahren in seiner Noth? Ihr meint, Knechte und Mägde sollen immer gleich theuer bleiben; man sollte ihnen nicht mehr geben, als der Aetti und der Großätti ihnen gegeben? Aber warum verkauft ihr das Holz, die Butter, das Fleisch theurer, als Aetti und Großätti es gethan? Warum fordert man größere Hauszinse,

als Aetti und Großätti? Warum giebt man weniger Land zum Pflanzen, als Aetti und Großätti? So kann das nicht gehen; so machen die Reichen die Armen immer ärmer, versperren ihnen selbst das ehrliche Fortkommen und müssen dann durch immer höher steigende Tellen ihre Sünden wiederum büßen. Zudem drängen immer mehr alle Dienstboten den Städten zu, wo bei weniger Arbeit größere Löhne sind. Diese Dienstboten sind aber wiederum schlecht erzogen, haben keinen sittlichen Grund, gehen in den Lastern der Städte unter und kommen aus denselben den Gemeinden als eine Last wieder zurück. So heben sich die Dienstboten nicht zur Selbstständigkeit, sondern sie sinken unter und müssen von der Gemeinde getragen werden. Es ist daher eine wahre Wohlthat für das ganze Land, wenn man Menschen erzieht, welche ein Gleichgewicht zwischen dem Werthe der Arbeit und dem Werthe der Produkte herzustellen vermögen; Menschen, die nicht mehr wie das Vieh an die Scholle gebunden sind, die auch die Arbeit des Landes nicht fliehen bei rechtem Lohn, die ihn aber auch in den Städten suchen können, ohne darin unterzugehen: wenn man überhaupt Menschen erzieht, die sich zu helfen wissen in allen Treuen; die aus den Dienstjahren nicht als eine Bürde für die Gemeinden treten, sondern als gemachte Menschen, die das Fundament gelegt haben zu einem selbstständigen Dasein. Wahrhaftig es würde der Bauer bei tüchtigen, aber besser bezahlten Arbeitern nicht nur nichts verlieren, sondern er würde gewinnen, wenn er es recht bedenken wollte oder könnte.

Und wer Freude hat an halbbatzigen Diensten, der wird sie immerbar noch finden; er hat deswegen nicht nöthig, an armen Kindern sich zu versündigen.

Andere zogen direkten, unmittelbaren Nutzen aus den armen Kindern, welche aus ihren Händen gerissen, besser erzogen, selbstständiger gemacht werden sollen. Es sind die Leute, welche diese Kinder verdingten, um sie auszunutzen; die, welche sie auf ihre Güter nahmen, um Knechte und Mägde zu haben, ohne ihnen Lohn geben zu müssen, sondern noch Lohn von ihnen ziehen zu können. Es haben Viele solche Kinder bei sich, machen sie arbeiten von früh bis spät am schwersten Ort, senden sie äußerst selten zur Schule, kleiden sie auf das allerschlechteste, fluchen über jede Unterweisung, welche sie besuchen müssen, rechnen ihre Arbeit nichts,

sondern nur die schlechten Kleider und das schlechte Essen, lassen es sich bezahlen: und das arme Kind soll später das schlechte Essen, die schlechten Kleider wiederzahlen, seine Arbeit aber muß es verlieren. Und wenn es unterwiesen ist, so soll es bleiben am alten Ort, man lockt es, macht ihm einen süßen Mund, verspricht ihm endlich Lohn, hält es so ein Paar Jahre fest: ist der Lohn endlich bald fällig, so prügelt man es, daß es aus dem Jahre läuft und seinen Lohn im Stich läßt; oder beizt ihm fremde Sachen in sein Trögelein, untersucht dasselbe vor Zeugen, jagt es als Schelm fort; oder die Frau thut besonders zärtlich mit ihm, läßt sich vom Mann überraschen — und das arme Kind ist verführt und um seinen Lohn betrogen. Alle die, welche so handeln — und solche giebt es, ich kenne sie, könnte sie beim Namen nennen, werden die erbittertsten Feinde sein eines Unternehmens, wodurch diese armen, heillos mißbrauchten Kinder aus ihren verruchten Händen sollen gerissen werden. Sie werden nicht nur nichts dazu beitragen, sondern darüber lügen, was sie können. Sie werden das Unvollkommene, das in jedem menschlichen Unternehmen liegt, ausbeuten auf die heillosesteWeise; werden jede Mücke zum Elephanten machen, was durch ein Nadelöhre geht, zu einem Kameel, und werden, wenn das nicht hinreicht, lügen, heute dieses, am andern Tag das Gegentheil. So sagte einmal einer, der um Beisteuer für ein solches Unternehmen angesprochen wurde, er gebe nichts, das erhaltene Geld werde nur versoffen, man führe ja alle Sonntage die Kinder in die Wirthshäuser; das andere Jahr aber sagte er, als er wiederum angesprochen wurde, er gebe nichts, man gäbe den Kindern ihre Sache nicht, man ließe sie verhungern: und die Kinder schossen auf wie junge Tannenbäume und blühten auf wie Aepfelbäume.

Am feindseligsten diesem Unternehmen gegenüber steht der Neid, dieses grimmigste, häßlichste aller Laster.

Der Neid, der von unten herauf kömmt, den die Armen selbst gegen die äußern, die aus ihren Kloaken in eine bessere, reinlichere Welt versetzt werden sollen, die Gaben an sich ziehen, die sonst unvernünftig an Unvernünftige verschleudert wurden: dieser Neid ist nicht zu bekämpfen, wenig zu beachten, so wüst er auch ist, so oft er auch von den eigenen Eltern der armen Kinder ausgehen mag. Er wirkt wenig ein auf die öffentliche Meinung; er übt keinen Einfluß in

den Behörden, keinen auf die Liebesgaben; er legt blos Zeugniß ab, wie vorherrschend in dieser Klasse das Thierische ist, und wie grimmig sie losbrechen würde, wenn sie das Uebergewicht erhielte. Der Neid aber, der das Untenstehende nicht zu sich herauf kommen lassen will; der Neid, der keinen Menschen, nicht geistig, nicht ökonomisch, will aus den untern Klassen heraufwachsen lassen: dieser Neid ist's, über den ich noch einen Strahl meiner Blendlaterne will fallen lassen; denn der ist eigentlich in diesem Verhältniß der Antichrist. Es ist der Neid der Hochstehenden, der nicht gerne einen gemeinen Bürger reich werden sah neben den so genannten alten Geschlechtern; der ihrer Bildung nicht nur keine Bedeutung gab, sondern sie verhöhnte oder die Wege dazu versperrte; der nicht will, daß aus einem Tauner ein Bauer werde, aus einem G'husmann ein Hausbesitzer; der nicht will, daß Bürgerskinder oder Taunerssöhne einst den eigenen Kindern ins Licht stehen, in einer unabhängigen Stellung ein unabhängiges Wort zu gemeinsamen Angelegenheiten reden könnten. Dieser Neid waltet in Städten und auf dem Lande und trägt große Schuld an vielem Bösen und namentlich daran, daß den Armen nicht christlich und brüderlich aufgeholfen wird. Er findet es bald gut genug, was man für Solche thut; er begehrt ihnen nicht aufzuhelfen, sie nicht auf festen Grund und Boden zu setzen; er füttert sie blos ab, nothdürftig, wie man Spatzen im Winter füttert, damit sie nicht Hungers sterben; er verschleudert sogar das Geld an sie, aber er wendet absichtlich das Geld weder weise noch kräftig an sie. Dieser Neid will nicht, daß arme Kinder gut erzogen, ihre Fähigkeiten entwickelt, das in ihnen liegende Kapital frei gemacht werde. Solche D. Bettelbuben sollten ihnen dann nicht später kommen und ihren Kindern befehlen; das wäre ihnen eine lustige Sache, wenn solche mehr lernen sollten, als Baurensöhne; das werde einst schön heraus kommen, wenn man solchen Alles anhänge, man sei schon jetzt nicht vor ihnen sicher. Ihre eigenen Kinder wollen sie aber nicht besser erziehen, wollen ihre Mittel nicht an den Menschen wenden, daß er etwas werde, sondern die Mittel an sich sollen ihnen Ehre, Ansehen, Vorzug geben, und den armen Kindern muß der Fuß vorgehalten werden, damit sie nicht einst etwas werden, damit sie nicht einmal in die Sache hinein reden. Nun giebt es solche Leute, mit solchem

Sinn und Trachten allenthalben; sie sitzen in Städten und Dörfern, in großen Räthen und Gemeindstuben und sperren gegen alles, was man für die armen Kinder thun will. Mit diesen Leuten ist nicht vernünftig zu reden, gegen ihre altadeligen Vorurtheile kömmt man mit Gründen nicht auf: deswegen auch würden Einige lieber Heidenkindern, die über dem Meere wohnen, helfen, als eigenen Landeskindern; und Andere würden Baurenkindern helfen, sich ihrer annehmen, aber ihre Burgerskinder hätten sich keines gnädigen Blickes zu trösten. Das sind so genannte Stockaristokraten, und diesen kann man es nicht begreiflich machen, was christlich ist, was des Vaterlandes Heil ist, was vor unendlichem Unglück bewahren kann.

Und wenn die Welt in Trümmern gienge;
Wenn nur die eigene Nase zu oberst hienge!

Dies ist dieser Leute Wahlspruch.

Ich bin überzeugt, wenn man diesen Leuten es auch mit Zahlen handgreiflich darthun könnte, daß einzig und allein auf diese Weise die Tellen verringert, verhindert werden könnte, daß die Armen die Reichen nicht auffressen, wie die sieben magern Kühe auch die sieben fetten gefressen zu Josephs Zeiten; daß, wenn sie jetzt die Hand böten zu einem gemeinsamen Werk, ihre Kinder und Kindeskinder vielleicht die Hälfte weniger tellen müßten: man würde sie nicht bewegen, sie würden sagen: Man solle doch nicht Kummer haben für sie, und zu seiner eigenen Sache sehen; sie hätten immer noch vermocht, zu zahlen, was man gefordert, und sie hofften, ihre Kinder und Kindeskinder werden es so gut als sie vermögen. Ja, sie wollten lieber noch einmal so viel tellen, als es je zulassen, daß solcher Pack seine Finger in der Sache hätte. — Der Eigennutz ist groß in der Welt und ist wüst, aber wenn mit dem Eigennutz sich der Hochmuth paart, so giebt das eine Ehe, vor welcher selbst dem Teufel graut.

Diese Leute alle werden gegen die Ausführung streiten, allein sie vermögen nichts gegen sie, als daß sie zur rechten Besonnenheit und Vorsicht treiben; als daß sie durch ihren Widerstand so recht zum Bewußtsein bringen, was man will, und was die Sache soll.

Wenn einmal diese Sache der Welt klar geworden, so werden unglaubliche Kräfte auf diesem Punkte sich vereinigen und Unglaubliches vollbringen. Denn wie Viele sind denn

doch noch unter unter uns, die glauben, daß im Tode nicht eine Vernichtung, ſondern aus dem Tode ein Auferſtehen ſei zur Prüfung vor dem Vater! Und wer aufzuerſtehen glaubt, möchte doch gerne das Bewußtſein mit ſich nehmen, ſich derer angenommen zu haben, welche Jeſus hinterlaſſen unſerer Liebe, damit wir ſeine Liebe gewönnen; möchte ſein Scherflein beigetragen haben zur Rettung einer Seele, die viele Sünden bedecket; möchte Zeugen gewinnen vor des Vaters Thron, die ſein Lob redeten. Und freundliche Blicke wird der Vater ſicher für die haben, welche das Reich Gottes kräftig und friſch aufrichteten in dem verpeſteten Sumpf, in welchem der Teufel hauste, der ewige Drache, der auf das Verderben der Seelen lauert Tag und Nacht; welche unverzagt dieſem Drachen zu Leibe giengen und ihn aus ſeinem hundertjährigen Neſte trieben. Ich glaube aber nicht blos an die Ausführbarkeit deſſen, was Peſtalozzi wollte, an die Möglichkeit, daß es ſich geſtalten könne: ſondern das, was bereits vorliegt, giebt mir die Ueberzeugung, daß es ſich geſtalten werde, denn dieſes liefert den Beweis, daß die Idee bereits ins Leben getreten iſt, und zwar ſo vielfältig, aber vereinzelt, hie und da, daß, wenn man das Vereinzelte in Zuſammenhang bringt und vereint gegenüberſtellt dem zu beginnenden Werke, man in freudiger Ueberraſchung eine bereits kämpfende Macht erblickt, wo man nur Ohnmacht wähnte, oder Träume, oder grillenhafte Verſuche: eine Macht, welche Siege erſtreitet, Boden gewinnt und einmal vereint unaufhaltbar ſein muß.

Siebentes Capitel.

Die Ausführung.

Was Peſtalozzi dachte, wünſchte; was ſein gelobtes Land ihm war: das verſuchte Herr Fellenberg auszuführen.

Unſtreitig gebührt Herrn Fellenberg nicht blos die Ehre, ſondern wirklich dankbare Anerkennung, den Gedanken, arme Kinder aus der Schwüle der Armenſtuben, aus den Händen roher Verdinger zu nehmen und ſie durch eine tüchtige Erziehung für ein ſelbſtſtändiges Leben zu befähigen, dadurch

der Armuth zu begegnen, ihr das Krebsartige, Aussätzige zu nehmen, zuerst auf seinem Hofwyl verwirklicht und den Kindern in Hrn. Wehrli einen eigentlichen Vater gegeben zu haben.

Die Wehrlischule ward berühmt im ganzen Europa, zog königlich kaiserliche Augen auf sich, leistete den Beweis, daß man Arme erziehen könne ohne besondere unterhaltende Geldmittel; aus eigenthümlichen Gründen wollte dieselbe im eigenen Lande nicht wurzeln, nicht die rechte Anerkennung finden. Es gebührt Hrn. Fellenberg aber nicht nur die Ehre (und wo ihm Ehre gebührt, da soll sie ihm auch gegeben werden in vollem Maße) dieser Stiftung auf seinem Hofwyl, sondern die vielleicht noch größere, daß er die Verwirklichung dieser Idee nicht an Hofwyl knüpft, daß er auch nicht glaubt, in Hofwyl die Idee rein verwirklicht zu haben, sondern daß derselbe das Aufblühen von Familien zur Aufnahme armer Kinder nicht nur nicht hemmt, sondern dazu aufruft, es fördert mit Wort und That; daß er das Gute in Allen anerkennt, auch wenn dasselbe nicht sein Werk ist, auch wenn es sich in seinen Instituten nicht finden sollte.

Mehrere Vereine, in deren Mitgliedern ein frommes Sehnen nach einer besseren Welt aufgieng, erwarben sich großes Verdienst um solche Anstalten. Vielleicht entsprach das Gelingen nicht immer dem Willen, die Richtung wurde eine schiefe oder unpraktische; hier wurden Kinder für das Leben nicht abgehärtet, dort suchte man sie der Welt, in welcher sie doch einmal leben sollten, ihr Brod gewinnen mußten, zu entfremden, durch besondere Tendenzen zu vereinzeln. Indessen, wie auch die Richtung läuft, derselben liegt die rechte Idee zu Grunde, ihre Vorgänge brachten viele Erfahrungen, ihre Opfer verringern sich noch immer nicht, sie fließen unermüdlich und sollten manchen wecken, der diese Leute verachtet, viel redet vom Vaterland und Vaterlandssinn, der aber nur redet, und daher den Verdacht erweckt, als ob solche Reden der Köder seien an einer Angel, mit dem er etwas angeln möchte, etwas, eine reiche Braut vielleicht, eine einträgliche Stelle meinethalben, einen Präsidentenstuhl sogar.

Die praktischen Glarner faßten es auf und versuchten mit Glück zwei Würfe mit Einem Steine, sie versuchten, durch Entsumpfen von Land Menschen zu entsumpfen; die Zürcher machten Proben; die hochherzigen Appenzeller, deren Ländchen ein armes heißt, wo es aber für Gemeinnütziges, Wohl-

thätiges Hunderttauſende ſprudelt, und zwar Gulden, wie in keinem andern Lande Europas, nicht einmal in England, griffen die Sache auf, ſtellten ſie mächtig ins Leben, und auf ihr ruht ſichtbarlich Gottes Segen. Dieſe Idee drang auch nach Deutſchland hinüber, hinab bis da, wo außerhalb Hamburg das rauhe Haus liegt, eine Freiſtätte für verwahrloſte Kinder dieſer in vielen Beziehungen freien Stadt. In Würtemberg beſonders ſucht der König ſolche Freiſtätten aufzurichten; die Landſtände Sachſens ſetzten ſich auch, angetrieben durch den ehrwürdigen Diacon Lange, ein bleibend Denkmal, während Baierns König Abgötterei treibt und Klöſter baut, vor ſeinem Bilde knieen läßt, ſich bald anbeten läßt und vielleicht noch ſein Bildniß ans Altarblatt in die neu erbauten Kloſterkirchen ſchenket. Es iſt ſieben Jahre her, daß man im Kanton Bern ſo recht lebendig von den Armen, ihrer Noth, ihrer Abhülfe zu ſprechen begann, daß man auf Rettungsmittel ſann. Je größer das Geſchrei der Armen nach Hülfe, der Reichen nach Beiſtand zu dieſer Hülfe, je heilloſer die Verwirrung oder Verirrung in der Armenbehandlung ward, je weniger der Staat, ich will nicht ſagen, zu handeln, ſondern nur, zu reden wagte in dieſes Geſchrei hinein (vielleicht, weil er juſt nicht wußte — was?), deſto mehr drang ſich Einzelnen die Einſicht auf: „wie das Größte und Herrlichſte immer aus dem freien Willen Einzelner ausgegangen ſei, ſo müßten auch dieſem Feinde Einzelne in frommer Einigkeit, in kühner Begeiſterung begegnen, wenn er überwältigt werden ſolle"; und daß er überwältigt werden könnte, gab ihnen der Glaube Zeugniß, der nie an das Verderben glaubt, wo der Menſch ſich helfen will und dazu Gottes Hülfe ſucht.

Es entſtund im Canton Bern der Verein für chriſtliche Volksbildung. Dieſer Verein wurde durch die Noth der Sache, wie durch eine unſichtbare Macht, vom allgemeinen Zwecke weg auf den beſondern der chriſtlichen Armenerziehung gedrängt und machte endlich dieſelbe ausſchließlich zu ſeiner Aufgabe. Er fand im Anfang gar nicht Anklang, die Sache ſelbſt nicht, der Verein nicht; er wurde mißtrauiſch angeſehen zu Stadt und Land. Den Einen erſchien er wie eine politiſche Grille, den Andern als eine pädagogiſche; Andern ſchien ſein Treiben ein rationaliſtiſches, ungläubiges; Andern kamen die Steuren, um die er bat, vor wie eine neumodiſche

Abgabe, eine verblümte Telle. Die oben gezeichneten Feinde erhoben ihr Geschrei mit Macht und schüchterten dadurch eine Menge, die sich immer den lautesten Tönen zuneigt, ein, machten Andere mißtrauisch, und viele, die keinen andern Halt haben und suchen, als die Gunst der blinden Masse, ließen auch ihre Trompeten dagegen ertönen.

Aber die Freunde der Sache erschracken nicht, scheuten den geringen Anfang nicht: setzt man ja auch die Bäumchen klein und zart, die groß und mächtig werden sollen. Der Verein schritt zur That im Vertrauen auf Gott, im Glauben an gute Menschen, im Glauben an das Gute im Menschen, auch dem niedrigsten und jämmerlichsten, daß nur auf Erlösung wartet, auf erlösende Hände, um zu keimen, zu wachsen, gute Früchte zu tragen da, wo sonst nur Unkraut wucherte. Wo ehedem Ritter Schlösser bauten zu weiter Uebersicht nach zu raubenden Gütern, zu fahenten Menschen, zu sicheren Herbergen des Raubes und der Räuber: da erheben sich als tröstende, versöhnende Lueg in's Land Freistätten für arme Kinder und winken herein über's Land, aufzuheben die an der Erde klebenden Augen heiteren Höhen zu, aufzuheben die im Schlamme der Erde sich wälzenten armen Kinder, sie emporzutragen auf die freie Höhe, näher dem Himmel zu. Da oben sollen sie genesen, sich aufrichten; sollen später als Kinder des Himmels, kräftig, rüstig, fromm, wieder in der Erde Thäler niedersteigen nnd da als treue Knechte des Lebens warten, bis der Herr sie von ihren Tagewerk für immer nach oben ruft. Die beiden Familin zu Bättwyl bei Burgdorf, im Saal bei Sumiswald bideten sich zuerst; denen schlossen sich die in Rütti bei Bern für Mädchen, in Langnau für Knaben an; es blüht eine nue bei Wangen auf, und eine andere ist noch am Geboren werden. Im gleichen Zeitraume entstund die Musterschule dan Seminar in Münchenbuchsee, in der arme Kinder eigentlh nicht blos geschulet, sondern erzogen werden; wurde seithe als dem Zwecke nicht entsprechend aufgehoben. Die besondere, vom Staate geleitete Gemeinde der so genannten Landsaßen, d. h. Leute, die im Lande sitzen, ohne Bürgerrecht an einem bestimmten Orte, erhielt zwei Anstalten zur Entsumpfung ihrer Kinder: in Köniz eine für Knaben, für Mädchen eine zu Rueggisberg. So werden gegenwärtig im Kanton Bern (Hofwyl nicht einmal gerechnet, so wenig als die

erſt im Werden begriffene, von der ſchweizeriſchen gemeinnützigen Geſellſchaft geſtiftete Anſtalt in der Bächtelen bei Bern, für verwahrloste Kinder) über 400 Kinder dem Elende entzogen und einem chriſtlichen, tüchtigen Leben entgegengeführt. Das iſt denn doch eine Zahl, welche Muth einflößen ſoll den Schwachgläubigen, daß da wirklich etwas abzubringen ſei auf dieſe Weiſe; und noch ſind die möglichen Hülfsmittel noch bei weitem nicht alle in Fluß gebracht; noch iſt das begonnene Werk in ſeiner Idee, Bedeutung und Einheit den Wenigſten klar vor die Augen getreten. Und wenn auch die Liebe nicht größer würde, die Zahl der aufzunehmenden Kinder nicht vermehrt werden würde, ſo würde doch ſicher ſchon dieſe Anzahl ein heilender Sauerteig für unſer Volksleben.

Wenn man rechnet, daß Kinder im Durſchnitt 6 Jahre in einer Anſtalt bleiben, ſo treten mithin alle Jahre 66 aus. Wir wollen nun rechnen, daß von dieſen 33 wirklich gerettet wurden, während die andere Hälfte entweder in ihrem früheren Zuſtande nicht verloren gegangen wäre, oder jetzt noch verloren geht: ſo ſind doch alljährlich 33 gewonnene Kinder eine herrliche Beute, wohl noch viel größerer Anſtrengung werth; denn was iſt eine Menſchenſeele werth! Aber nicht nur an und für ſich ſind ſie von unnennbarem Werthe, ſondern auch in Beziehung zu ihren Mitmenſchen. In jedem dieſer Kinder ſoll ein Mitkämpfer gewonnen ſein gegen des Volkes Verderben, ein neues, beſſeres Element eingeſchoben ſein ins Volksleben. Und wenn dieſes Kind einmal eine Familie ſtiftet und mit dem gewonnenen Geiſte ſie belebt, ſo rechne man doch nach, ob in einer Reihe von Jahren das Volk nicht auf eine ſehr bemerkbare Weiſe erneuert werden könnte. Beſonders, wenn dann noch in jeder andern Beziehung das Heil der menſchlichen Seele beſſer ins Auge gefaßt, von Oben herab mehr Werth darauf gelegt, wenn alles Treiben nicht blos gerichtet würde auf das Flüchtige und Vergängliche, ſondern bezogen würde auf den Urgrund aller Dinge, auf das Alpha, das Omega.

Dieſe 400 Kinder koſten ungefähr 40,000 L., wenn man durchſchnittlich die Koſten für ein Kind zu 100 L. anſchlägt. Man rechnete ſonſt wenigſtens 150; in andern Ländern ſind ſie vielleicht noch höher. Sie ſinken aber, ſo wie die Familien erſtarken, die erſten ſchweren Jahre der Einrichtung überwunden, die Kräfte der Kinder entbunden ſind, der Boden

dankbarer wird, immer tiefer. Es gibt Anstalten, in denen die Kosten für ein Kind nicht mehr 100 L. betragen, wo sie Jahr um Jahr noch sinken, also immer mehr Geld frei wird zur Errichtung neuer Familien, auch wenn die Quellen nicht reichlicher fließen sollten. Freilich mag es auf dem Lande, wo man Kinder für 20 L. verdinget, Manchen erschrecken, wenn er von 100 L. hört; mag ausrufen: O' hä, da machen wir es doch wohlfeiler; das ist ja ein unerhört Geld; dafür könnte man fünfmal mehr Kinder verdingen; das heißt, die Kosten für die Armen muthwillig vermehren, das Geld in Bach werfen! Aber sind nicht eben die 20 L. in den Bach geworfen, welche man zahlt, um ein Kind auf das heilloseste verwahrlosen zu lassen? Wenn ein Kind um seine Seele gebracht wird, um jedes Lebensglück, und man zahlt dafür noch 20 L.: ist das nicht nur 20mal, nicht nur 100mal, sondern hunderttausendmillionenmal zu theuer bezahlt?

Das werd nit sövli machen, wird mir mancher Kaltblütige sagen. Wohl, das macht sövli, Hans Joggi! würde ich ihm sagen: warte nur, wenn du einst vor Gott stehst, wenn du ihm Rechenschaft geben mußt über dein Thun und Lassen, dann wirst du es gewahr werden, was für ein Unterschied es ist, eine Kinderseele verwahrlost, oder gerettet zu haben; dann würdest du nicht nur 100 L., sondern Finger um Finger, Blutstropfen um Blutstropfen geben wollen, um ein Kind, das du hast verwahrlosen helfen, zu retten: — aber dann wird es zu spät sein, Hans Joggi. Darum denke daran, während es noch Zeit ist, Hans Joggi! — Und daß in diesen unter uns aufblühenden, unserer Zeit so eigenthümlichen Familien Kinder gerettet werden, das hoffe ich nicht nur, ich glaube es auch.

Wer in eine derselben trittet, fühlt gleich etwas Heimeliges, Ansprechendes; wohlig wird es ihm um's Herz und er sagt wohl zu sich: hier möchte ich Hütten bauen. Und wenn er weiter geht, so brennt ihm das Herz, er wäht in sich Pläne und Vorsätze zur Beförderung dieser Familie, und manchmal noch im Traume wird er des Gesehenen nicht los. Wer darin herum geht, sieht wohl dieses und jenes, welches er anders möchte; sieht eine Seite mehr ausgeprägt als die andere; hört vielleicht nicht die rechten Antworten auf seine Fragen, oder eine ihm nicht gefällige Methode in irgend einem Fache vom Munde des Vaters. Aber er sieht allent-

halben fröhliche, muntere Kinder; nicht mehr das Stupide, Thierische auf ihren Gesichtern, welches arme Kinder so häufig bezeichnet. Er sieht in ihrer Haltung das Gefühl, daß sie Menschen seien; sieht in ihrem Aeußern eine Reinlichkeit, welche Tag für Tag die Kinder mahnt, auch inwendig rein zu werden. Er sieht allenthalben ein mehr oder weniger gelungenes Streben, der Seelen der Kinder sich zu bemächtigen und ihnen eine bestimmte, Menschen würdige Richtung zu geben: er sieht also mehr, als man in den meisten Ehen wahrnimmt, er sieht nicht nur das äußere Leben geordnet, sondern mit Bewußtsein auf das innere Leben eingewirkt.

Die meisten Menschen vergessen fort und fort die innere, unsichtbare Welt, die der Mensch in sich trägt, an der er mit schöpferischer Kraft arbeitet ununterbrochen; sie sehen nur auf das sichtbare Thun und Lassen und versuchen, dieses mit Worten und Schlägen bei ihren Kindern zu bestimmen. Es schiltet der Vater, es keift die Mutter; diese ruft früh aus dem Bette, jener jagt rasch an die Arbeit; er tadelt Fleiß und Geschick, während die Muttert kapitelt über die heutige Welt im Allgemeinen und die Kinder insbesondere — und wenn sie das gethan haben, so sagen sie, sie hätten ihre Kinder recht erzogen, sie wüßten es einmal nicht besser zu machen. Und während sie so erziehen, haben sie selbst die Fackel in's kindliche Gemüth geworfen, welche die Sünde in ihm zur hochlodernden Flamme bringt. Sie haben die innere Welt vergessen und drücken auf derselben ihr verdorbenes, in Sünden ergrautes Wesen Tag für Tag immer nachdrücklicher ab. Sie erwecken im Kinde durch Reden und Vorbild die Sinnlichkeit; sie zeugen selbst in der Seele des Kindes die böse Lust, welche mit sündigen Bildern gaukelt, bis diese Bilder mächtig werden, Leben und Gestaltung fordern (wie nach der Lehre Mahomeds gemalte Bilder von ihrem Bildner eine Seele fordern), bis sie ins Leben hervorbrechen als wirkliche Sünde, als jedes Hausglück verunstaltende Gebilde. Dann flucht der Vater, heult die Mutter; sie heben ihre Hände auf gegen das arme, sündige Kind: sie begreifen nicht, daß sie selbst es waren, welche desselben inneres Leben vergifteten; daß nun eigentlich gar nichts Anderes zum Vorschein gekommen, als der Same, den sie selbst in dieses innere Leben geworfen; daß nur der Brand aus dem Dache herausgeschlagen hat, den sie, selbst unter dem Dache ange-

brannt. Es ist das gar nichts Anderes, als worauf der Heiland den Pharisäern deutet, wenn er sagt: aus dem Herzen kommen heraus arge Gedanken, Todtschläge, Ehebrüche, Hurereien, Diebstähle, falsche Zeugnisse, Lästerungen. Nun ist offenbar das das Schwerste, aber auch das Höchste in der Erziehung: Meister zu werden dieses innern Lebens, die Gedanken der Kinder zu erzeugen und zu richten, Herr zu werden des Höchsten in ihnen, ihrer schöpferischen Kraft. Es gleichen die Kinderherzen Wienerflügeln, sind unendlich leichter noch zu verstimmen; und auf diesen Instrumenten sollten Eltern Meister sein, nicht blos die Instrumente kennen, sondern auch die eigene Hand meistern, daß sie nicht Saiten zerbricht, falsch anschlagen läßt, gedankenlos sie mißhandelt, die eigene Aufregung die armen Saiten entgelten läßt. Ich möchte noch ein ganz Anderes sagen: mir kömmt fast vor, als ob in den Kinderherzen zwei Minen verborgen lägen, und beide ihre Brandröhren hinauffendeten auf die Oberfläche: die eine Mine birgt die böse Kraft, von welcher jede Bewegung ausgeht, welche alle andern Kräfte in Bewegung setzt, welche auf des Herzens Grund es glitzern und funkeln läßt in nimmer ruhender Abwechslung, wie in eines Kaleidoscops merkwürdigem Bauche; in der andern Mine ruht die schlummernde Gotteskraft, welche aufbrechen soll im Menschen, wie die Sonne über der Erde, welche strahlen und glühen soll im Herzen durch des Herzens Spiegel, des Menschen Auge, in alle Verhältnisse hinein, welche in einer eigenen Richtung den Menschen trägt durch die angefachte Begeisterung einem hohen Ziele zu. Nun fährt der Erzieher, er mag es wissen oder nicht, mit brennender Lunte am Kinde herum. Weh ihm, wenn er blindlings tappet; zweimal weh ihm, wenn er nicht weiß, was er will. Denn unter seinem Tappen tappt er auf die offene, weite Röhre, welche zündet in das Böse hinunter: — und in wild wirbelnden Flammen steht des Kindes Herz; in feurigem Bogen sprüht aus ihm empor die Lust und der Neid und die Selbstsucht und die Eitelkeit und das Jagen nach allem, was dem gierigen Auge die wechselnde Erde vorführt; und das ist die inwohnende Hölle, deren Feuer nicht erlöschen will. Wohl ihm aber und dreimal wohl, wenn er mit Vorsicht und heiligem Eifer die Zündröhre sucht und findet, die nicht zu Tage liegt, sondern gesucht sein will; die hinunter führt in das Heiligthum, wo

die Gotteskraft auf die Erlösung harrt. Einmal berührt, leuchtet sie auf, durchglüht das ganze Wesen des Menschen und wölbet ihm sein Herz zu einem heitern Himmel, an welchem der Abglanz des ewigen Sabbaths schimmert, von welchem Muth und Kraft, Friede und Freude träufeln wie himmlischer Thau. Doch das ist ein Mysterium, das die Ahnung auffaßt aus dem wunderbar geheimnißvollen Reiche der Räthsel, welches uns umgiebt; mit Worten drückt man sich nicht aus, weckt höchstens die Ahnung auch in des Bruders Brust.

Aeußere Zucht und Ordnung dürfen daher nie die Hauptsache sein in der Erziehung; sie wirken oft nicht einmal so lange, als die Eltern über die Kinder die Ruthe schwingen. Darum schlagen Kinder strenger Eltern oft so fürchterlich über die Stange; darum werden oft Kinder braver, liebender, aber schwacher Eltern die fürchterlichsten Qualen derselben, eben weil sie in ihrer Schwäche Anlaß gaben, ja es selbst entzündeten, das innere zuchtlose Gedankenspiel. Wer aber traf und zündete das Göttliche, dem sprudelt nun aus reiner Quelle das innere Leben zu schönen Gestaltungen; der hat im Herzen selbst entbunden den Quell zu allem Schönen und Guten; dem verderbt die Welt seine Kinder nimmer: ohne Ruthe finden sie den Weg; er kann ruhig sein Haupt hinlegen zum Tode.

In höheren Ständen wird im Kinde fast von selbst ein Streben geweckt. Schon das Reden von Papa und Mama weckt in ihm den Sinn, etwas zu werden in der Welt; so viel zu werden, als diese und jene, oder so reich als sie; giebt ihm Begierde nach einer gewissen Stellung in der Welt, einem bestimmten Besitzthum. Es ist dieses nur ein irdisches Streben, das sehr schlimm werden kann: aber es ist doch immerhin ein Streben nach Vorwärts, nach Oben.

In den untersten, armen Ständen, bei ihrer Trostlosigkeit, Muthlosigkeit, Versunkenheit, ist nun aber gar kein solches Streben, wird kein solches erregt; es bildet sich nur der Sinn, sich nach Lust und Belieben im Kothe zu wälzen, wo er am tiefsten ist, am meisten stinkt. Dieser trostlose Zustand ist früher deutlich bezeichnet worden. Aus diesen Klassen kommen die meisten Kinder in die Anstalten; also nicht nur ohne ein Streben nach Aufwärts, nach etwas Besserem, sondern die meisten bereits innerlich verwahrlost: denn, wo nichts

Gutes ist, da ist etwas Schlechtes; leer ist kein Herz. Jetzt sieht man bereits den meisten Kindern an, daß eine neue Macht ihr inneres Leben erfaßt hat. Man sieht nicht mehr die todten Gesichter, die haltlos zusammengefallenen Gestalten, denen Centner auf dem Rücken, Centner an den Beinen zu hängen schienen. Eine Morgenröthe ist auf denselben aufgegangen, es blitzt auf denselben, wie Sonnenstrahlen im Morgenthau; man begegnet festen, nicht trotzigen, Blicken; eine innere Kraft hebt die Gestalt; springfederig bewegen sich die Glieder.

Offenbar sind sie nicht mehr in dem inneren Zustande, in welchem sie in die Familien aufgenommen worden; eine Krisis ist in ihnen vorgegangen, eine eigene Macht hat sie emporgehoben. Es ist der Glaube in ihnen eingekehrt, daß sie auch Gottes Kinder seien, auch auf dieser Welt nicht von seinem Segen ausgeschlossen, nicht ausschließlich zu Noth und Jammer geboren. Es ist das Vertrauen bei ihnen eingekehrt, daß auch sie der Vater mit Kräften ausgerüstet, und daß diese Kräfte ihnen zu etwas helfen werden in der Welt. Man sieht ihrer ganzen Haltung an, daß in ihnen der Glaube lebt, etwas werden zu können; daß ihre Träume Bilder füllen einer ehrenhaften, stattlichen Zukunft; daß Pläne und Vorsätze ihr Nachdenken fesseln. Es sieht fröhlich aus in ihren Herzen, denn rosenroth taucht vor ihnen die Zukunft auf; darum mögen sie auch singen und springen der fröhlichen Zukunft entgegen: wem die Zukunft entgegen sich thürmt, wie eine schwarze Wetterwolke, der mag nicht singen, nicht springen; der schleicht und weint dem drohenden Gebilde entgegen. Es möchten hier vielleicht Leute tadelnd auftreten, das eine verkehrte Heilsordnung nennen, welche nur zu weltlichem Sinn nnd weltlichem Stolz führe. Demüthige, zur Erde gekehrte Gesichter möchten diese, auf denen lauter andächtige Seufzer zu lesen wären. Ich will nicht disputiren, daß vielleicht im rauhen Hause zu Hamburg bei der dort aufgenommenen Gaunerbrut, in welcher bereits eine merkwürdige Selbstständigkeit, eine Art Selbstgefühl entwickelt ist, Buße und Zerknirschung erweckt werden müssen; daß ihnen das Gefühl beigebracht werden muß, daß sie eben nichts seien, wenn nicht eine andere Kraft bei ihnen einkehre. Ich habe darüber keine Erfahrungen, möchte daher auch nicht streiten ins Blaue. Aber unsere niedergedrückten Bursche, die

freilich auch böse sind, deren Bosheit aber ohne System ist und nicht ins Bewußtsein getreten, die aber als arme Kinder unter einer furchtbaren Trostlosigkeit, Schlaffheit, Muthlosigkeit darnieder liegen, sie müssen vor Allem aus an der Brust der Liebe erwarmen zu Muth und Freude. Man kann doch wahrhaftig die Heilsordnung für verstockte Sünder nicht auf die Jugend durchweg anwenden, kann die Heilsordnung nicht vorschreiben, wie Maß und Gewicht, wie König Friedrich seiner Potsdamergarde die Zöpfe. Ich habe auch in Anstalten Kinder mit so genannten demüthigen Gesichtern gesehen, mit dem bekannten Niederschlag und Aufschlag der Augen. Aber eben da kam mich Traurigkeit an. Da sah ich, daß nur auf die Gesichter, nicht auf die Herzen gewirkt worden; daß man das Unnatürliche den Kindern wohl auf die Gesichter prägen, aber damit keine gesunde Kraft in den Herzen erwecken könne: ich sah hinter der neuen Tünche die alte Sünde wohnen. Wenn ich scharf in die übertünchten Gesichter sah, so erblickte ich hinter denselben ein wüstes, giftiges Tändeln mit Lust und Sünde, aber keine Kraft und Lust zur Arbeit, zum Sichselbstständigstellen in der Welt, wohl aber Lust und Glauben, auf anderer Leute Kosten fortzuleben in der Welt. Ich sah hinter den neuen Gesichtern den alten schmählichen Bettlergeist, der nach jedem Genuß gierig hascht, aber von der Gnade leben will und diese Gnade als ein Recht fordert. Ja, wir leben durch Gottes Gnade in der Welt; aber eben diese Gnade hat uns mit Kräften ausgestattet. Wie wir nun an Gott glauben, so sollen wir auch an unsere Kräfte glauben, sollen glauben, daß sie uns durch das Leben zu tragen vermögen; daß es eine der größten Sünden, eine Verläugnung von Gottes Gnade sei, das erhaltene Pfund zu vergraben und als Schmarozerpflanzen das eigene Leben nur aus fremdem Leben saugen zu wollen. In der Jugend muß dieser Muth zum Leben, dieser Glaube an unsere Kräfte, diese Rüstigkeit zum Kampfe mit dem Leben gepflanzt werden; sie müssen aus den Augen leuchten, müssen tragen das ganze Wesen des Jünglings und der Jungfrau. Nothwendig müssen diese Kräfte in die Kinder gebracht werden, damit sie nicht nur träumen von einer bessern Zukunft, nicht bloß meinen: weil sie jetzt besser erzogen werden, so müßte es ihnen später von selbst besser ergehen; weil sich die Menschen jetzt besondere Mühe mit ihnen geben,

so berechtige das sie später auch zu um so größern Ansprüchen. Da würden sie ja gerade in die Frechheit der Bettler fallen, welche, weil sie einmal eine Gabe erhalten, die zweite als ein Recht fordern; sie würden fallen in die früher geschilderte Schwindelei dieser Zeit, die eine bessere Zukunft nicht erarbeiten, sondern erhaschen will. Wohl muß der Glaube an eine Erndte da sein, wenn man die Aussaat beschicken soll: aber eben, daß Erndten nicht herum fliegen, wie gebratene Tauben, sondern daß der Mensch nur erndte, was er säe, das müssen die Kinder fassen lernen. Sie müssen wissen, daß jeder Tag ein Samkorn ist, die Gegenwart nichts Anderes, als diese in der Vergangenheit ausgesäeten, jetzt sprossenden Samkörner; daß in tausend Tagen, vielleicht erst in tausend Wochen der heutige Tag ihnen wieder auferstehen werde, als gute oder böse Frucht, je nachdem sie ihn zu Ende und unter die Erde gebracht. Es muß also ihr gelichtetes inneres Leben sie zum Bewußtsein bringen, daß nicht das Sein in der Anstalt ihre Bilder verwirkliche, sondern ihr eigenes Thun: und aus diesem Bewußtsein soll der Trieb zur Arbeit hervorgehen, der gerne und viel schaffet, seine Kräfte anhaltend und an schweren Dingen übt, um später um so tüchtiger ins Leben hinaustreten, mit dem Leben ringen zu können.

Aufheben muß man die armen Kinder, nicht noch tiefer drücken in den Schlamm hinein, um dann seine oder, wie man sagt, Christi Kraft an ihnen zu erpröbeln; das scheint mir Gott versucht, und hundert Beispiele rechtfertigen mein Meinen.

Aufrecht hat Gott den Menschen erschaffen, vorwärts, aufwärts soll er schauen: das scheidet ihn von der ganzen Thierwelt. Aufrecht muß man zu stellen wissen, wenn man versunkene Menschenkinder zu Gotteskindern machen will. Das ist das Erste.

Das ist's nun, was mich freut, wenn ich eine unserer Anstalten betrete, daß die Kinder aufgerichtet sind, daß sie aufwärts sehen, daß sie mit ihrem ganzen Wesen eingetreten scheinen in den Grundsatz: daß die Armuth nicht bloß gefüttert, sondern abgegraben werden müsse, und zwar dadurch, daß die Kinder der Armen sich selbst durch die Welt helfen können. Aber zum Ersten darf das Zweite nicht fehlen. Ohne das Zweite hätte man allerdings an die Kinder nur eine polirte Handhabe angeschraubt statt der früheren kothi-

gen, an welcher der Teufel ſie etwas anſtändiger, faſt wie andere gebildete Leute, faſſen könnte. Dann allerdings träfe die Anſtalten der Vorwurf: ſie bildeten die Kinder nur weltlich, machten aus ſchlauen Buben nur noch ſchlauere. Sie würden allerdings nur Selbſtſüchtlinge bilden, denen ihre Stellung in der Welt die Hauptſache wäre; die nur an ſich dächten; die, wenn ſie ein Fortkommen in der Welt erblicken würden, das Maul wiſchten, giengen, ohne des Vergangenen und des Empfangenen je zu gedenken, ohne zu denken, an ihren Kindern zu vergelten, was ſie von den Brüdern empfangen, die Familie zu nähren, wie die Familie früher ſie genährt.

So würde man nur Leute bilden, wie man ſie bereits zu Tauſenden hat, die zu arbeiten wiſſen, die ſchwitzen um Geld und Gut, die pfiffig ſind auf Markt und Kirchwegen, denen aber Jahr aus Jahr ein nie der Sinn an ihre Seele kommt, geſchweige denn ein Empfinden von geiſtigem Hunger und Durſt; Leute, die vergeſſen, was ſie geweſen, um ſo mehr die Armen verachten, je mehr ſie ſich jetzt dünken; Leute, wie ſie zu Tauſenden durch ihre Selbſtſucht die eigenen Familien zerſtören, wie ſie zu Tauſenden ihre grauen Eltern mit Jammer erſt auf die Gemeinde und dann in die Grube bringen, während ſie ſelbſt ſehr oft hoch leben und in Freuden. Was hilft es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne, und litte Schaden an ſeiner Seele? Was hülfe es den Kindern, wenn man ſie aus zeitlicher Armuth zöge, um ſie zum ewigen Verderben ihrer Seele abzurichten? Nein, wenn ſie einmal aufgerichtet ſind, geſunder Boden unter ihren Füßen iſt, dann muß über ſie das Bewußtſein kommen, daß ſie nicht bloß einen Leib haben, der zu nähren ſei; daß ſie nicht bloß für ſich da ſeien, um ſich bequem durch die Welt zu ſchlagen: ſondern daß ſie für ein ewiges Leben beſtimmt, nicht bloß arme Buben ſeien, ſondern Kinder Gottes und Glieder des großen Bundes, der das Reich Gottes auf Erden mehren will; daß ſie Samkörner der Liebe ſeien, welche in der Welt aufgehen ſollen in Reinheit nnd Liebe, zum Heil der Menſchen und Gott zur Ehre; daß ſie im Himmel einſt leuchten ſollen als die Erwählten des Herrn, die er über Vieles ſetzet, weil ſie über Wenigem getreu geweſen.

Alſo nicht bloß das niedere, kalte Intereſſe, das Sorgen für dieſe Welt darf ſeine Bilder werfen auf ihre Seelen: es

muß allerdings eine höhere Weihe über sie kommen. Es muß die Liebe angezündet werden in ihnen, es muß die Begeisterung ihre Bilder thürmen in der durch die Liebe entflammten Seele; es muß Gott in die Seele niedersteigen und seine Werke aufrollen in dem anbetenden Geiste.

Und mitten in diesen Werken muß dem Kinde auch sein Leben erscheinen als ein gottgeweihtes, zum Höchsten, zu jedem Opfer bereit: und zu dem, wozu der Herr es ruft, muß das Herz Ja und Amen sagen; und das träumende, begeisterte Herz sendet als heilige Opferflammen diese Ja und Amen zum Herren empor und harret des Rufes. Und diese Ja und Amen, diese Gelübde führen aus den Träumen den Knaben zurück zu dem Dienste des Herren, zu der Thätigkeit, die nie ermattet, die still an's Sandkorn das Sandkorn reiht; mit bloßem Träumen und Wünschen erreicht man den Himmel nimmer. Ein solches inneres Leben anzufachen, ist die höchste Aufgabe frommer Eltern. In einem solchen innern Leben ruht die Kraft, die das Höchste will und im Kleinsten getreu bleibt, ausharret bis an's Ende; in ihm ruht der Trost, der nie versiegt; wenn die Welt Alles versagt, wenn jede Hoffnung täuscht, ruht der Friede Gottes, der über allen Verstand geht.

Und daß man meint, nur die Vornehmen und Reichen könnten denken, lebten innerlich, könnten sich begeistern lassen, und für die Armen schicke sich das Denken nicht, nur das Angsten um's tägliche Brot, und sie hätten kein inneres Leben, nur Hudeln um den magern Leib, für die wäre die Wärme der Begeisterung nicht, sondern nur die Wärme aus einem Kunstofen oder einer Branntweinflasche: weil man dieses meint und in fast gottloser Sorglosigkeit dieses innere Leben des Armen nicht nur verwahrloset, sondern eigenhändig den Brand wirft in die schlummernde Lust, so hockt uns die Armuth auf wie ein scheußlich Gespenst, setzt die Sporen ein in unsere Seiten; ein Todesjagen soll beginnen.

Dieses Leben läßt sich aber nicht anzünden mit einigen Predigten, in einigen Lehrstunden, aus einem Handbuch der Geschichte oder der Sprachlehre: es ist die ganze Umgangsweise des Vaters und der Mutter mit den Kindern, welche es erzeuget. Und die Mutter ist hier immer so wichtig als der Vater, und es ist oft schon ihr stilles, treues Schaffen, ihr immer bei der Hand sein, wie eine sichtbare Vorsehung,

welches den tiefſten Eindruck macht. Ueber dieſe Umgangsweiſe läßt ſich aber wieder keine Vorſchrift geben; kein Recept dazu, wie zu einem Kropfmittel; keine Definition, wie in einer Sprachlehre; ſie kann eine ganz verſchiedene ſein bei den verſchiedenen Naturen. Eines muß das Gleiche ſein bei allen; der Grund, aus dem die Weiſe fließt: dieſer muß die Liebe ſein und die Treue, darf nicht Selbſtſucht ſein; Liebe allein entzündet Liebe, von der Selbſtſucht wird die Selbſtſucht geboren. Und wo die Liebe wohnt, da möchte ich die Eltern nur um Eines bitten: dennoch auch ihr Betragen wohl zu prüfen; ſich immer klarer zu machen, wie die Saiten bei ihren Taſten geklungen, ob dieſe verſtimmt geworden oder gar geſprungen, welchen Eindruck es auf das innere Leben der Kinder gemacht, welchen Eindruck es wohl auf ſie ſelbſt gemacht hätte, als ſie noch Kinder waren. Auch die Liebe, wie heiß ſie ſei, kann irren und ſchützt namentlich nicht vor einem ungleich ſich Darſtellen, vor einem veränderlichen Weſen. Wie aber Gott der ewige, unveränderliche iſt, Jehova ohne Schatten der Umkehrung: ſo ſollen auch Eltern, durch deren Hand Gott die Kinder regieren will, trachten nach dem unveränderlichen Weſen, das heute und morgen das gleiche iſt; das heute iſt, was es geſtern war; das durch ruhige Beſonnenheit und feſtes Wollen wie ein heiterer Himmel über die Kinder ſich wölbet. Natürlich iſt uns allen hier nur das Wollen, das Streben gegeben: das Vollbringen gehört einer andern Welt.

Ich weiß nicht, ob die Liebe zur Sache mich täuſcht: aber mir ſchien der Wiederſchein eines inneren, begeiſterten Lebens ſchon hie und da auf einem Geſichte zu dämmern; ich glaubte mitten im Singen der Kinder zu hören ein fröhliches Aufjauchzen zu Gott, daß er es ſo gut mit ihnen gemacht habe, daß ſie ſeine lieben Kinder ſein und bleiben wollen. Ich hätte mir gar zu gerne von dieſen Geſichtern erzählen laſſen über die unſichtbare Welt in ihnen, wie finſter ſie geweſen, wie der Geiſt Gottes über der Oede geſchwebt, wie es jetzt in ihr geworden. Aber ſo eine Erzählung läßt ſich nicht gebieten, wie eine Geſchichte aus der Kinderbibel; ſie läßt ſich auf keine Weiſe zur Bedingung machen, wenn ſie nicht zu Lug und Trug werden, zu arger Heuchelei führen ſoll. Da muß man gar warm die Liebe um ein Herz zu legen verſtehen, und Gott muß Stille dazu geben, muß ſelbſt

im Hauche des Zephirs laue, weiche Lüfte bringen, wenn ein Herz aufblühen und die innere Welt enthüllen soll. Zu diesem allem braucht es dann noch Worte, welche unsern Knaben, die aus schweigsamem Emmenthaler Blut entsprossen sind, nicht zu Gebote stehen; es braucht eine Selbstbeschauung, die bei erwachsenen Menschen sich selten findet. Was mir Keiner erzählt hat, was ich dämmern sah, das wird immer heller hervortreten, je mehr die Verhältnisse dieser Familien sich ordnen, die ersten Stürme überstanden sind, und die durch die Neuheit oft peinliche, fast übermenschliche Aufgabe zu einer übersehbaren, gemeisterten und daher lieb gewonnenen wird.

Wie die vom allgemeinen Verein für christliche Volksbildung gestifteten Familien diesem Ziele entgegen gehen, wird ein umfassender, nächstens in 4000 Exemplaren erscheinender Bericht zeigen. (Er ist bereits erschienen und ausgetheilt.) Es sei mir daher erlaubt, einer Anstalt des Näheren zu erwähnen, die auf gleichem Boden steht, die aber in jenem Bericht nicht dargestellt, deren höchstens im Vorbeigehen gedacht werden kann, da sie nur mittelbar mit dem genannten Verein zusammenhängt, nicht unmittelbar von ihm gestiftet wurde und besorgt wird. Ich erwähne derselben nicht bloß deßwegen, damit sie auch erwähnt sei, oder weil sie mir besonders am Herzen liegt (was zwar allerdings der Fall ist), sondern weil in ihr so manches schön und klar hervortritt, was man im Stiften und Erhalten nie aus den Augen verlieren darf; das sich einem höchst gefährlich aufdrängt, wenn man es nicht weiß, oder vergißt. Wir erkennen vorzüglich bei ihr, daß im Glauben eine wunderbare Kraft liegt; daß Ausharren schwerer ist als Anfangen; daß Gott jeden Willen prüft, und um so härter, um so schwerer, je Wichtigeres er unternimmt: daß aber nichts schwerer ist, als in allen diesen Prüfungen sich von der rechten Mitte, vom eigentlichen Ziele nicht abbringen zu lassen. Ich möchte die Anstalt und ihre Geschichte in aller Kürze darzustellen versuchen, welche der Verein für christliche Volksbildung im Amte Trachselwald (K. Bern) ins Leben gerufen und seither am Leben erhalten hat. Das Emmenthal, von welchem das Amt Trachselwald einen bedeutenden Theil bildet, leidet ganz besonders unter der wachsenden Armenlast. Es sind Gemeinden, welche jährlich zur Unterhaltung der Armen 3, 4 bis 5, ja bis 8 vom Tausend, nicht reinen Einkommens, sondern vom besitzenden,

liegenden und baaren Vermögen, zusammentellen müssen. Im Emmenthal suchte man sich früher durch Spitäler zu helfen, welche aber aus Gründen, die ich nicht anführen will, weil sie mich zu weit abführen würden, ihren Zweck nicht erreichen. Man sieht es ein, man jammert über die zunehmende Noth: und denn doch, als die Aufrüfe des allgemeinen Vereins sich verbreiteten, fanden sie wenig oder keinen Anklang im Emmenthal; ja, theilweise erregten sie Zorn und wildes Widerreden als wie gegen ein thorrecht Kinderspiel, oder ein boshaft Zumuthen, sich selbst zu helfen, wo doch nur Hülfe von Andern helfen könne. Das Emmenthal ist ein Hügelland, düster aussehend von weitem, aber lieblich und heimelig in der Nähe; es strotzt nicht in üppiger Fülle der Pflanzenwuchs, aber kräftig sind die Kräuter seiner Hügel, von ihrem Dufte zeugen die schweren Emmenthaler Käse in Rußland und in Amerika. Eng begränzt ist der Horizont, von waldigen Hügeln, an deren Fuß die unzähligen Thäler sich ziehen, von rauschenden Bächen bewässert, die in stillem Murmeln ihr Geschiebe wälzen, bis sie den Schooß der Emme finden, die ebenfalls still und von Unkundigen fast verachtet das Thal niederrieselt. Aber wie still und unscheinbar alle diese Wässerchen scheinen: sie brausen alle auf in unzähmbarer Wuth, durchbrechen alle Dämme und lassen zittern und beben die Anwohner. Seinem Lande ähnlich ist der Emmenthaler. Weit ist sein Gesichtskreis nicht, aber das Nächste sieht er klug und scharf an; rasch ergreift er das Neue nicht, gleichförmig wie seine Hügel soll auch sein Leben sein: aber was er einmal ergriffen, das hält er fest mit wunderbar zäher Kraft. Viel spricht er nicht, Lärm treibt er nicht, Sprünge macht er nicht: aber wo er einmal Hand anlegt, da läßt er nicht ab, bis Alles in der Ordnung ist; und wenn er einmal losbricht, so wahre man seine Glieder. Zudem wohnt ein gar eigener Sinn der Reinlichkeit in ihm, die sich auf Häuser, Geräthe, Vieh, Kleider, kurz auf Alles erstreckt; selbst die Bettelweiber betteln nur in frisch gewaschenen Hemdern. Es ist dieses ein eigener Zug, der allenthalben auffällt und den Glauben einflößt, daß da, wo noch Sinn für äußere Reinlichkeit sei, um so leichter Begriff und Begierde der innern Reinheit beizubringen sei.

So wie der Boden langsam aber kräftig ist und nur nach schwerer Arbeit seine Erzeugnisse liefert, so geht das

Gewonnene auch schwer wieder aus der Hand; Verschwendung und Freigebigkeit außer den Schranken angestammter Gewohnheit sind daher hier nicht heimisch bei der Menge. Bei diesen Eigenthümlichkeiten war es daher nicht zu verwundern, daß der Aufruf nicht Anklang fand in diesem Landestheil; um so mehr war die Glaubenskraft zu bewundern, gerade auf dieser Stätte, auf diesem zähen Boden eine eigene Armenerziehungsanstalt zu gründen, vom allgemeinen Verein sich loszusagen, einen eigenen Verein im Amte selbst zu stiften zu Gründung einer solchen Anstalt. Ich muß bekennen, ich hatte diese Kraft des Glaubens nicht; Hrn. Pfarrer Baumgartner zu Trachselwald gebührt die Ehre, die Idee in's Leben gerufen zu haben. Man gieng von der Ueberzeugung aus, daß, je näher man den Leuten eine solche Anstalt vor Augen stelle, je eigener man sie ihnen mache, je deutlicher der Nutzen derselben ihnen direkt zufließe, um so mehr werde sich ihre Theilnahme derselben zuwenden; je nothwendiger hier die Hülfe sei, um so mehr müsse man von hier aus den Ernst, zu helfen, zeigen, wenn man bei Andern Bereitwilligkeit zur Hülfe finden wolle. Wer selbst sich nicht regen wolle, sondern nur Andere um Beistand anschreie, der verdiene keine Barmherzigkeit, sondern verdiene, unverschämt genannt zu werden, meinte man. Es war dieses ganz richtig und bewährte sich auch; doch von den Mühen, die man sich damit bereitete, machte man sich damals keine Vorstellung. Man stellte sich nur den Anfang schwer vor; meinte, wenn dieser überstanden sei, so werde sich die Sache später von selbst geben. Es ist aber ein Glück für uns im Leben, daß die Beschwerden unsers Lebens nicht aufgezeichnet wie ein Additionsexempel vor unsern Augen legen: es würde uns schaudern vor dem Leben; zu einer guten That würde selten Einer den Muth finden, wenn er wüte, wie lange sie ihm alle seine Kräfte anspannen wird.

Als die Idee veröffentlicht ward, im und für das Amt eine Armenanstalt zu errichten, da war keine Begeisterung, welche sie aufnahm und weiter trug; welche rasch an's Werk gehen, den Gedanken verwirklichen wllte. Sie fand wohl Männer, die sich dafür interessirten, mit Freuden beitraten: doch die große Mehrzahl sah sie an wie ein Meerwunder, was sie aber nichts angienge; Andre höhnten, spotteten. Man hielt Versammlungen darüber: es war merkwürdig, wie

unendlich zäh Alles vor sich gieng. Es trat die Meinung hervor, die aufzunehmenden Kinder in brave Familien zu verdingen, hier und dort. Sie wurde endlich beseitigt durch die Bemerkungen: daß solche Familien, welche mit Aufnahme von Kindern sich befassen würden, gar selten seien; und fände man sie, so könne man sie den Gemeinden, welchen doch die größere Zahl Kinder zu versorgen, übrig bleiben würde, zu verdingen oder auf die Güter zu vertheilen, bezeichnen, dazu brauche es weiter keinen Verein. Und gerade die bereits verwahrlosten Kinder, wie sie dem Verein gewöhnlich zufallen würden, finden in bessern Familien keine Aufnahme. Es fand sich durch eine wunderbare Verkettung von Umständen gerade in Sumiswald eine Ehe, welche, dieses heilige Amt zu übernehmen, sich freudig zeigte und passend schien. Herr Schäfer, schweizerischer Abkunft, war in Altona geboren, lernte im Holsteinischen das Drechslerhandwerk, bildete sich darin auf langen Reisen aus, kam auf denselben nach Sumiswald, in die bekannte Fabrike für musikalische Instrumente der Herrn Hirsbrunner, gab nebenbei Unterricht im Zeichnen und fühlte sich dabei immer mehr aus der Werkstätte heraus dem Lehrerberufe zu gezogen. Er fand in Sumiswald seine zweite Hälfte: eine ächte Emmenthalerin in Reinlichkeit, Fleiß und Treue, und diese Tugenden unter einem anspruchslosen Wesen verborgen. Beide ergänzten sich, und namentlich in Beziehung auf eine solche Anstalt, auf schöne Weise: im Mann war die Lebendigkeit repräsentirt, das Unternehmende; im Weibe die Ruhe, das Nachhaltende, Festhaltende des einmal Unternommenen.

Das Unternehmen des Vereins im Auge, folgte Hr. Schäfer dem Rufe des Erziehungsdepartementes in Bern und begab sich auf ein Jahr nach Willisau, wo Hr. Fröbel aus Keilhau damals sich aufhielt. Unterdessen arbeitete man fort und fort an der Ausführung des Planes, machte Statuten, sammelte Steuern, suchte eine bleibende Stätte. Die Sache blieb im Ganzen so unpopulär, daß man in die Statuten durchaus nichts Bindendes bringen durfte, daß man sie auf Lust stellen mußte.

Wer eine Gabe, groß oder klein, gab, konnte in den Versammlungen stimmen, konnte ausbleiben, nichts mehr geben, so bald er wollte; keine Majorität konnte irgend einem Mitglied irgend eine Verbindlichkeit auflegen. Die aufzu-

nehmenden Kinder verpflichtete man weder in ihren Eltern noch Gemeinden zu irgend einem Kostgelde; man hätte wahrscheinlich gar keine Kinder bekommen und jedenfalls, was man doch im Auge hatte, nicht die ärmsten, welche es am meisten bedurften. Man bat bloß die Gemeinden um eine Gabe aus ihrem Gemeindseckel; sie konnten dieselbe geben, groß oder klein, oder sie auch abschlagen (was Gemeinden auch thun), nur durften sie dieselbe dem Kind nicht zur Last schreiben zu späterer Wiedererstattung. Die größte Gabe blieb 30 Lvr., die kleinste, wie gesagt, gar nichts. Man durfte weder von Gemeinden noch von Eltern eine Verpflichtung fordern, die Kinder bis zu einem gewissen Alter uns zu lassen. In den Statuten steht: wir würden in der Regel die Kinder behalten bis ein Jahr nach erhaltener Erlaubniß zum heiligen Abendmahl, also bis ungefähr zum 17ten Jahre; besondere Fälle ausgenommen. Will man uns aber die Kinder früher wieder nehmen, so haben wir keine Macht, es zu wehren, Niemand ist an unsere Statuten gebunden.

Wir stifteten also einen eigentlichen Freistaat, wo Jeder machen konnte, was er wollte; die geringste bindende Regel hätte durch erregtes Mißtrauen Alles verscheucht. Wir bettelten Geld und brachten im Amte und außerhalb desselben von guten Freunden über 1700 L. zusammen; der Staat versprach uns beim Anfang für das erste Jahr 1000 L. Mit also nicht ganz 3000 L. beschloß man in Gottes Namen anzufangen, ein passendes Heimwesen in Pacht zu nehmen. Pläne auf die Schloß-Domäne Trachselwald scheiterten, und man wandte sich endlich einem Gütchen von circa 15 Jucharten zu, welches oberhalb Sumiswald lag. Den Rücken deckte ihm eine sanft ansteigende Hügelkette, vor ihm lag das schöne Sumiswald, weiter hin das alte Trachselwald; ein weites Thal breitete sich gegen die Emme hin aus, und im Hintergrunde hoben hoch und hehr die Berge ihre alten, weißen Häupter über die grünen Vorberge herüber. Als Alles bereitet schien; als mit Hrn. Schäfer die Akkorde, nach welchen er für sich und seine Frau nebst freier Station 400 L. jährlichen Gehalt empfangen sollte, geschlossen werden sollten: da trat mit Macht eine zweite Meinung hervor. Um so viel Geld, wie man hätte, könnte man viel mehr Kinder glücklich machen, wenn man dieselben zu Handwerkern thäte und auf diese Weise ihr Fortkommen sicherte, wurde behauptet. Es

wurde nun dieſe Meinung beſtritten und glücklich überwältigt durch die Gründe, welche oben weitläufiger ausgeführt ſind. Wie ſoll man ſchlecht erzogene, ſchlecht gelernte Kinder, die ohne Ehrgefühl ſind, zu Handwerkern bilden, die ehrenhaft ſich ſtellen in die Welt? Und wie viele ſo genannte Meiſter taugen zu Lehrmeiſtern? Endlich fügte man noch bei, daß das Geld zu ganz andern Zwecken erbettelt worden ſei, zu etwas ganz Anderem nicht eigenmächtig verwendet werden dürfte. Endlich ſchien Alles überwunden; die aufzunehmenden Knaben ſollten auserwählt werden. Aber man hatte faſt keine Auswahl. Die aufgeforderten Gemeinden ſtellten meiſt gerade nur ſo viel vor, als von 15 aufzunehmenden es ihnen ziehen mochte. Ja, eine Gemeinde, welche zwei geben konnte, brachte nur Einen, weil das wohlweiſe Haupt derſelben fand, der eine, den ſie allfällig entbehren könnten, hätte einen ſchlechten Vater und könnte dieſem nachſchlagen. Eine andere Gemeinde ſandte gar keinen und mußte wiederholt gebeten werden, einen zur Aufnahme zu ſenden. Faſt alle dieſe Knaben waren unter zehn Jahren; mehrere konnten nicht leſen, kaum einer ſchreiben, und die meiſten ſchienen mit ziemlich troſtloſen Geſichtern begabt.

Den 1. Juni 1835 heiterte der lange düſter geweſene Himmel ſich auf, in holdem Frühlingsſchmuck prangte die Erde, in der friſchen Sonne ſtrahlte das üppige Emmenthaler Grün der Bäume und des Bodens wundervoll. Es läutete feierlich von der Sumiswalder langem Thurme in die nach vielen Seiten hin ſich mündenden Thäler hinein, und aus ihnen heraus kamen ſonntägliche Menſchen, und alle fanden in der Kirche ſich, wo der dortige würdige Pfarrer, die Nothwendigkeit, arme Kinder an warme Herzen zu nehmen, darthat; wo der damalige Vorſtand, der Hochgeehrte Hr. Regierungsſtatthalter, den Männern an's Herz legte den Segen, welcher für Gemeinden, für den Staat aus der Stiftung hervorgehen ſolle, die am heutigen Tag in's Leben gerufen werde; und Geſang und Gebet ſtiegen auf zu dem, ohne deſſen Segen nichts geſegnet iſt auf Erden.

Aus dem Hauſe des Herrn zog man dem Hauſe der armen Knaben zu, welches ungefähr eine Viertelſtunde oberhalb Sumiswald lag, ein gewöhnliches Bauernhaus vorſtellte, mit zwei kleinen Stuben, zwei Stübchen und den finſtern Gaden (Kammern). Vom ſchönen Hügel herab tönten uns

freudige Lieder entgegen; am Hause schwankte ein Kranz mit der Inschrift. „Bete und arbeite." Vor dem Hause, unter freiem Himmel, in immer weitern Kreisen von freudigen Begleitern, blühenden Matten, üppigen Dörfern, hehren Bergen umschlungen, wurde den Kindern zum erstenmal das Vaterhaus gezeigt, in welchem sie künftig wohnen sollten; in welchem ihnen Vater und Mutter und Geschwister nicht fehlen sollten, die mit Elternliebe und Elterntreue ihnen nicht nur zu essen geben, sie kleiden, sondern sie zu guten, frommen Kindern machen, dem himmlischen Vater sie zuführen wollten. Darum sollten sie sich freuen, aber auch lieben Vater und Mutter und ihnen gehorchen, dieweil der Herr durch ihre Hand sie regieren wolle. Vater und Mutter nahmen die Kinder hin an ihre Brust, die der heiligen Liebe voll war, der Liebe, die sich nicht aufblähet; die langmüthig, freundlich ist, nicht das Ihre sucht, sich nicht verbittern läßt; die Alles erträgt, Alles hoffet, Alles duldet. In gläubigem Vertrauen legte man sie an ihre Brust, daß in ihr jetzt die heiligen Schauer wehen, welche die göttliche Begeisterung gebären, welche nie verzagt, nie verglüht, mit Wenigem Göttliches versucht; daß in ihrer Brust die Demuth wohne, welche alle Tage neue Kraft suche beim Vater droben, der dem Demüthigen mit jeder aufgehenden Sonne spende ein Füllhorn voll Kraft und Gnade. Und diese drei, Liebe, Begeisterung und Demuth, seien Bürgen, daß sie den Lohn frommer Eltern suchen werden im Wohlgefallen Gottes: daß sie ihn aber auch schon finden werden auf Erden im Aufblühen dieser armen Kinder; in ihrer Dankbarkeit, die zu Berg und Thal Vater und Mutter sie heißen werde; im freudigen Bewußtsein, wenn sie am Abend ihres Lebens sagen können: Siehe, Vater, hier sind sie wieder, die du uns gegeben hast; wir haben sie nicht treulos verlassen, und kein's derselben hat durch unsere Schuld treulos dich verlassen. In diesem Sinne sprach Verfasser dieß bei der Uebergabe der erwählten Kinder an die neuen Eltern. Die Anwesenden alle nahmen diese Uebergabe der Kinder zu Herzen; sie freuten sich, einmal dem Herrn ein Werk geweiht zu haben; es waren Augenblicke wirklicher Begeisterung und Rührung. Und in Erinnerung möchte ich noch bringen, wie damals die Ermahnungen zu Herzen genommen wurden, daß man den heutigen Tag betrachten solle als den Siegestag über alte Vorurtheile, über

den Geiſt der Verſplitterung und der Selbſtſucht; wie Freude ſein ſolle, daß man einmal nicht nur im Reden oder bei Andern das Heil geſucht, ſondern gehandelt habe, wie es Gott vertrauenden Männern zieme. Noch ſei aber das Schwerſte nicht vollbracht; das harre noch des Kampfes und werde ſeine Ueberwindung uns ſchwer machen. Es ſei dieß der Kampf mit dem böſen Geiſte, der alles Schöne niederreißen wolle, dem Geiſte der Muthloſigkeit, der Mattigkeit, der Wankelmuth, des Eigennutzes, des Mißtrauens; und dieſer Geiſt wohne in der eigenen Bruſt und in anderer Bruſt; und er ſei es, der die Menſchen ſich nicht wolle erheben laſſen über getäuſchte Erwartungen und die auf Erden bei jedem Werk ſich immer von neuem darbietenden Schwierigkeiten.

Schwer ward es Allen, vom freundlichen Hügel zu ſcheiden, dem neugeweihten Hauſe, in welchem die Knaben ſchüchtern oder weinend um ein mäßiges Mittagsbrod ſaßen, das der neue Hausvater mit einem aus bewegten Herzen kommenden Gebete weihte. Froh und tief bewegt verließen die Freunde ſich noch nicht; ſie blieben beiſamen bis am ſpäten Abend. Die Freude und die Bewegung nahmen nicht ab, ſie rauſchten immer von neuem auf. Dieſer Tag wird Vielen unvergeßlich bleiben; in ſeinem Andenken hat ſchon Mancher neu ſich geſtärkt. Es war ein eigentlicher Hochzeittag. Und ſeitdem iſt auf alle Verſammlungstage des Vereins und beſonders auf den Tag im Frühjahr, an welchem die Knaben mit den Proben der Früchte des vergangenen Jahres vor uns treten, etwas vom Geiſte dieſes Tages übergegangen. Dieſer Geiſt belebt neu und froh, ſtärkt auf die Zukunft, frißt Mißtrauen weg, verbindet entfernte Herzen, ſpornt zu allem Guten und läßt nie vergeſſen, daß der Menſch noch etwas Anderes hat, an das er denken ſoll, als ſich und ſein Geld; noch etwas Anderes, von dem er leben ſoll, als das Brot, das der Bäcker backet, als die Speiſe, welche menſchliche Hände bereiten.

Und nach dieſem Hochzeittage kamen rechte Maientage, voll Luſt und Freude. Das kleine Haus glänzte im Schmucke der Reinlichkeit; die wohlfeilen Betten, aus Stroh, Spreuerſack und Spreuerkiſſen, zwei Leintüchern und einer wollenen Decke beſtehend, waren Morgens und Abends ſo niedlich anzuſehen, daß man ſelbſt hinein hätte liegen mögen. Thätig rührten ſich die Knaben in Feld und Stall, wo zwei Kühe

waren; in der Stube lernten und arbeiteten sie mit munterem Fleiße. Bald war der Anfang gemacht zum Verfertigen der eigenen Kleider, worin Herrn Schäfers kundige Hand den Meister machte; bald entwickelte sich ein eigenes Fortschreiten im Zeichnen, welches Herr Schäfer auf eigene Weise zu erregen wußte; bald tönten vom Hügel herab helle, schöne Lieder dem Dorfe zu, geleitet durch Herrn Schäfers klangvolle Stimme: und in den Knaben begann es sich zu regen und zu leben, wie im Frühjahr, wenn die Sonne die Erde küßt, im Schooße der Erde das Leben keimet und die Oberfläche mit Blumen zieret. Etwas, wenn nicht Künstlerisches, doch Kunstfertiges, trat allenthalben hervor; von einem regen Schönheitssinn zeugte Alles, und dieser drückte sich nicht so wohl in besondern Gestaltungen, als besonders in Ordnung und Reinlichkeit aus.

Es drängte sich deutlich in dieser Richtung die Hoffnung auf, daß wir eine eigentliche Handwerksfamilie gestiftet, und daß unsere Knaben nicht nur meist Handwerker werden würden, sondern daß einmal das Handwerk der Familie auch Brot geben werde.

Es waren schöne Tage, diese Maientage, aber sie rauschten vorüber, wie sie allenthalben vorüberrauschen; wie sie der Mensch nirgends festhalten kann, sie nicht festhalten soll, und denn doch oft über ihr Fliehen so kläglich jammert, ja oft unfähig wird für die Aufgabe, welche die kommenden Tage bringen. Wie die ersten Ehetage voll goldener Träume sind; wie der Vater, der seinen ersten Jungen auf den Armen wiegt, einen goldenen Kranz von Hoffnungen um des Söhnchens Stirne sieht: so sind auch die ersten Tage einer solchen Familie Rosentage voll Freude und Hoffnung für die neuen Eltern und deren Freunde. Aber wie die rauhe Wirklichkeit allenthalben wieder trittet zwischen die Träume der Liebenden und zwischen die Träume der Eltern; und wie nur ein getreues Festhalten, ein geduldiges Ausharren durch die rauhe Wirklichkeit hindurchdringt und die Träume niederzuziehen vermag in die geebnete, errungene Wirklichkeit: so kamen auch uns allen die Tage der Ungeduld; die Ideale verrannen, und das Leben mit all seinen Ecken trat uns an; und das Leben mit all seinen Ecken umringt uns noch, freie Bahn liegt noch nicht vor uns: aber wir wissen es jetzt, daß

gestritten und gekämpft sein muß, wie Streit und Kampf nothwendig sind. Wir haben viel erstritten und durchgekämpft; wir haben das Bewußtsein, ferner treu streiten zu wollen in der Einigkeit, daß Keiner die Ursache von Mühen im Andern sucht, sondern in der wunderbaren Leitung Gottes: darum tragen wir auch das Bewußtsein in uns, daß wir durch den Kampf zum Sieg gelangen werden.

Es mußten also ganz naturgemäß nach den schönen Maientagen die Johannisregen, die sterile Zeit der Hundstage kommen; und sie kamen auch.

Wenn auch die Knaben vielfach angeregt, belebt worden waren, so war doch ihre alte verwahrloste Natur, ihre große Unachtsamkeit, d. h. das Einschlafen der Sinne bei wachem Körper, welche sich bei den meisten Kindern der untern Klassen findet, nicht vertrieben. Ihre neue Liebe zu den neuen Eltern half ihnen Vieles überwinden. Grobe Laster traten nicht hervor; ein einziges Mal entwendete ein Knabe etwas, seither nie wieder. Durch seine Mutter förmlich entführt, verließ ein Knabe die Anstalt, konnte aus Mangel der nöthigen Handbietung nicht alsobald wieder eingebracht werden; er blieb seinem herumschweifenden Leben überlassen. Sonst dachte kein anderer Knabe an Flucht; und doch betrübten sie vielfach den Vater, der gerne rasch mit ihnen an einem freudlichen Ziele gewesen wäre. Sie vergaßen gute Lehren und Ermahnungen, vergaßen Gelerntes wieder; fielen in Unarten, z. B. die alte, angewohnte Unreinlichkeit, zurück; verrichteten Aufgetragenes nicht sorgsam, sauber und nett. Wie auch das Bessere bei einigen alle Tage mehr an's Licht trat: bei andern mußte die gehabte Mühe alle Tage neu werden. Ein kühler Vater hätte das kaltblütig genommen und gesagt: das geht halt so! und hätte sich mit dem gewonnenen Guten zufrieden gestellt: dem lebendigen jungen Vater machte es trübe Tage. So sah ich auch schon junge, treue Mütter weinen, wenn in ihrem Kinde Unarten hervortraten, die sie nicht ahneten; sah sie weinen, wenn sie immer wieder hervortraten, Blutflecken gleich, die keiner Tünche, keinem Reiben weichen wollen. Weint eine Mutter über ein Kind, das unter ihren Augen aufwuchs, wie ungeduldig muß es über einen Vater kommen, der auf einmal 15 verwilderte Kinder einem Ideal zuführen will!

Etwas Aehnliches kam aber auch über die, welche als Glieder einer Verwaltungskommission Herrn Schäfer zur Seite gestellt waren.

3000 Lvr. für erste Einrichtung und den Bedarf eines Jahres schienen genügend. Man hoffte auf Ertrag des Gütleins, man träumte von einem baldigen Handwerk in der Anstalt, hoffte auf immer gesteigerte Einnahmen, verminderte Ausgaben u. s. w. Man freute sich der Einfachheit des ganzen Haushalts, des sichtbaren Aufrichtens der Knaben, der wunderbaren Geschicklichkeit der Mutter, hauszuhalten, als ob der Wittwe Oelkrüglein ihr Erbtheil geworden. Wie der Vater durch die Liebe die Knaben ganz gewonnen, veredelt hoffte, so hoffte die Verwaltung durch die erregte Thätigkeit die Anstalt bald selbstständiger gestellt. Aber auch sie täuschte sich. Wenn man eine Haushaltung beginnt, so merkt man erst, wie viel einem noch fehlt, um bei der größten Einfachheit nur dem Bedürfniß nachzukommen. Zu dem hohen Zins, der 550 Lvr. betrug, kam die Magerkeit des Gütchens, kamen trockene Jahre. Auf einem dazu noch in Pacht genommenen Zugut wurde auch nicht viel Seide gesponnen. Die Anstalt mußte nothwendigerweise noch verstärkt werden; und sie wurde es bis auf 23 Kinder, welches wieder bedeutende Auslagen nach sich zog. Das Beziehen der jährlichen Steuer im Amte blieb immer lästig. Sie hob sich freilich etwas von Jahr zu Jahr und stieg bis auf 700 Lvr., was in einer mit so vielen Tellen belasteten Gegend immer ein Bedeutendes ist. Aber wenn schon Viele freudig und reichlich gaben und allemal erklärten, hier reue sie kein Geld, und man solle nur kommen, wenn man in Noth sei: so waren doch wiederum Andere, die unfreundlich gaben; die allemal Bemerkungen machten und sehr oft die: was es am Ende nütze, wenn man 20 Kinder unter hunderten gut erziehe; und die nie an die Antwort kommen wollten: daß man doch an einem Orte anfangen müsse, wenn geholfen werden solle. Zudem verging seit dem Brand von Huttwyl kein Jahr, wo nicht durch besondere Unglücksfälle die Wohlthätigkeit, oder durch besondere Ereignisse die Kräfte unserer Wohlthäter in Anspruch genommen wurden. Allerdings unterstützte uns der Staat, so wie die Richtung zur Handwerksbildung sichtbar wurde, durch das Departement des Innern noch mit ferneren 500 Lvr. zu den 1000, welche er uns zugesichert hatte;

freilich erſparte Hr. Schäfer nicht nur alle Kleiderarbeiten, eine Menge Reparaturen an Schiff und Geſchirr, gewöhnte die Kinder an die einfachſte Lebensweiſe und hielt ſelbſten mit, ſondern er verdiente immer noch neben bei: und dennoch waren wir immer mehr oder weniger in Bedrängniß; im Frühjahr 1836 war ein Deficit. Wenn wir ſo manchmal faſt rathlos beiſammen ſaßen, weil wir nicht Geld hatten zu Nothwendigem, z. B. keine dritte Kuh anſchaffen konnten, und unſere Hausmutter mit der Milch von einer Kuh die ganze Haushaltung verſehen mußte, doch keine Milch, keine Butter kaufte, ſo dachte ich manchmal: wenn doch die oder jene es wüßten! wenn ich doch an dieſes oder jenes Schubläbli döppelen dürfte, das ich voll wußte, und in milden Händen den Schlüſſel dazu! Wenn wir vor dem Neujahr zuſammen ſaßen und unſern Kindern gerne eine kleine Freude gemacht hätten, damit ſie doch auch an dieſem Tage nicht ohne das Zeichen der Liebe ſeien, das alle Eltern ihren Kindern an dieſem Tage geben, und fanden kein Geld dazu in unſerer Kaſſe: ſo gedachte ich an ſo viele Verſchwendung an dieſem Tage und an ſo viele Herzen, die wohl uns an dieſem Tage vertreten würden, wenn ſie nur unſere Noth wüßten. Doch ward uns oft in der größten Noth unerwartete Hülfe. Edle Geber, unter die namentlich auch Hr. Fellenberg gehört, halfen uns mehr als einmal unerwartet und ſetzten uns in Stand, dem Nöthigen zu begegnen. Doch kam auch wohl die Ungeduld an uns, daß wir meinten, es ſollten die Knaben mehr verdienen, irgend einen Verdienſtzweig aufnehmen, welcher der Anſtalt Brod gebe, ſie erhalte, nicht ſo ganz abhängig von den Steuren laſſe. Und hier ſtellte ſich nun etwas in einer Deutlichkeit heraus, wie vielleicht nirgends ſonſt, was ich freimüthig veröffentlichen will zum Heil und Frommen Anderer. Ich bin der Freundſchaft des Herrn Schäfer ſo wie meiner Gefährten in der Verwaltungs-Kommiſſion zu gewiß, als daß ich fürchten müßte, es könnte mir übel genommen werden. Ich weiß zu dem, daß ſie Alle in allen Fällen unſere Erfahrungen zu Gebote ſtellen, freimüthig mittheilen, wenn ſie glauben, es könnte irgend einem armen Kinde, irgend einer Familie für arme Kinder zu gut kommen. Zu dem, warum ſollte ich es nicht veröffentlichen, da es uns ſelbſt allſeitig zu ſo großem Nutzen diente?

Bei Stiftung und Erhaltung einer solchen Familie wird man fast unwillkürlich dahin gezogen, entweder hauptsächlich den äußern Bestand derselben, ihr ökonomisches Gedeihen, oder aber wiederum hauptsächlich die Kinder, ihre körperliche Pflege oder ihre Bildung in's Auge zu fassen. Ich will nicht davon reden, wo die eigene Bequemlichkeit, der eigene Nutzen in's Spiel kommen könnten; von solchem war bei uns die Rede nie. Aber jene beiden Richtungen werden sich beim besten Willen geltend machen, und zwar sehr gerne einseitig.

Es ist allerdings sehr verführerisch, den ökonomischen Stand zur Hauptsache zu machen. Ohne Geld besteht keine Familie, am wenigsten eine solche. Es läßt sehr schön, wenig zu kosten und ganz unabhängig da zu stehen und dieses durch wenig Brauchen, harte Arbeit zu erzielen. Aber an solchem gehen Familien und sicher auch Anstalten zu Grunde, und es wäre eine der traurigsten Erscheinungen, wenn, was möglich wäre, unter solchen Familien ein Wetteifer entstünde, welche am wenigsten brauche: denn dieses müßte endlich auf Kosten der Kinder geschehen — und was tragen solche Anstalten oder Familien ab, wo man die Kinder aus den Augen verliert? Und wenn in natürlichen oder künstlichen Familien nur von Arbeit, nur von Hausen und Sparen, nur von Geld und wenig essen die Rede ist, von Abverdienen u. s. w., so wird die Jugend verkümmert, das Gemüthliche geht zu Grunde, die Familie wird zum Dienstbaus, an welches keine Liebe fesselt, dem man so schnell möglich entrinnt, dem man nachher keine Stütze sein will.

Ich habe schon früher darauf hingedeutet, daß unsere Familien keine Angsteranstalten, keine Rothhaulen sein dürfen, aus welchen gemüthlose Menschen hervorgehen, welche entweder ähnlichem Treiben sich hingeben, oder sich in der Freiheit für frühere Entbehrungen durch desto wüsteres Thun schadlos halten. Reiche Leute erziehen zu Tausenden ihre Kinder also; so soll es hier nicht sein. Diese Anstalten sind um der Kinder willen da: verliert man den Zweck aus dem Auge, so müssen sie untergehen; und es ist dann gut, wenn es geschieht. Aber hinwiederum ist Alles aus, wenn das Geld fehlt. Und zweitens darf man nicht vergessen, daß man Kinder erzieht, denen man kein anderes Erbtheil mitgeben kann, als gestählte Kräfte, und daß diese Kräfte sich erst

das Nothdürftige erwerben müſſen, das Uebrige entbehren, und wenn ſie ſich zu einem tüchtigen Grunde helfen wollen, langſam Schritt für Schritt ſich aufſchwingen müſſen. Man darf nicht vergeſſen, daß man ſie der heutigen Schwindelei entziehen muß; daß man ſie gewöhnen muß, nicht in die Zukunft hinaus zu bauen, ſondern der Gegenwart das Mögliche abzugewinnen; daß man auf keine Weiſe ſie an ein zu behagliches Sein gewöhnen, auf keine Weiſe zu weit ausſehend, zu breit umfaſſend ſeine Pläne anlegen darf. Es ſind ſchon und werden ſicher noch Anſtalten zu Grunde gehen, weil ſie mit den Kindern zu viel wollten, ſie zu weich hielten, ſie in ein Element verſetzten, in welches ſie nicht gehörten; Eltern ſo wohl geiſtig als leiblich zu ſich und ihren Angewöhnungen die Kinder hinaufzogen, Begehrlichkeit und Dünkel in ſie pflanzten.

Augenſcheinlich muß da eine verſtändige Familie als Muſterbild in's Auge gefaßt werden. Da ſtreckt man ſich nach der Decke, aber ſucht die Decke doch ſo zu erweitern, daß die Kinder nicht frieren unter derſelben. Man ſorgt für ſie, aber ſie müſſen auch helfen: man thut für ſie das Mögliche, und im Uebrigen müſſen ſie ſich damit tröſten, daß nicht Allen Alles möglich ſei; daß gar eine verſchiedene äußere Bildung es gebe nach Geld und Stand; daß aber die innere Herzensbildung die Hauptſache ſei, ein tüchtiger Wille, eine wackere Hand. Und ganz beſonders eine ohne Vermögen beginnende Familie muß gar Manches entbehren; und ich habe ältere Geſchwiſter oft erzählen hören, und zwar ohne Neid, wie Vieles ſie entbehrt, was die jüngern Geſchwiſter beſaßen oder genoſſen, und vielleicht waren die ältern die tüchtigeren, innerlich und äußerlich.

Herr Schäfer, ſelbſtſtändigen Charakters und künſtleriſchen Gemüthes, das Bild einer ſolchen Familie ſicher ſchon lange mit Enthuſiasmus in ſich tragend, repräſentirte bei uns nun die zuletzt angegebene Richtung. Er gewöhnte die Kinder an Einfachheit und Arbeit, verſetzte ſich in dieſer Beziehung durchaus in ihr Element: allein das Bild eines ſchönen Handwerker-Lebens, einer Anſtalt, welche durch mannigfache Kunſtfertigkeit ſich blühend und ausgezeichnet erhöbe, in ſich tragend, bedurfte er dazu einer breiteren Baſis in der Bildung der Kinder; jede Beſchäftigung, welche an den Kindern nicht bildend ſchien, mußte ihm unangenehm ſeiu. Wenn

er so in sicherem Bewußtsein seiner Kunstfertigkeit und der Ausführbarkeit seines Lieblingsbildes für eine schöne Zukunft treu arbeite, erwartete er, daß man ihm die Gegenwart so viel möglich erleichtere, ihm nicht Hemmschuhe unterlege, oder die nöthigen Mittel zu seinem Zwecke versage. Das Maß, in welchem diese Richtung zu Tage trat, war im Grunde klein, und das Nöthige wurde gewissenhaft und treu besorgt, daß es an einem andern Orte, wo mehr Mittel vorhanden, oder der Boden für ein solches Unternehmen nicht so ungünstig gewesen wäre, oder eine Verwaltung nicht so mit Leib und Seele an der Anstalt selbst, als ihrem Lieblingskinde, gehangen, vielleicht nicht bemerkt worden wäre. Diese Verwaltung nun aber liebte die ganze Familie von Herzen; aber die Erhaltung der Anstalt selbst war gegenüber der Noth Gewissenssache, gegenüber den Feinden und Spöttern Ehrensache geworden. Sie bestund zu dem aus sehr praktischen Leuten, und zwar aus Leuten, die es von Wenigem zu Vielem gebracht hatten oder noch bringen wollten; aus Leuten also, die in der Gegenwart jeden Augenblick klug benutzten, im kleinsten Praktischen ein Samkorn zu künftig Bedeutendem sahen.

Sie mußte für die Gegenwart sorgen, und das knappe Geld machte ihr oft Angst: ein theures Jahr, und die Anstalt wäre verloren gewesen. Sie sehnte sich nach einem Nebenerwerb. Weil man ihn früher in der Ferne gesehen, so meinte die menschliche Ungeduld, er sollte schon da sein; meinte, mit etwas Unbedeutenderem vorlieb zu nehmen, sei besser, als gar nichts. Sie fügte in der Hoffnung eines Erwerbs zum ersten noch ein zweites Gut, für welches man 450 L. Pacht zahlte. So meinten es beide mit der Sache recht innig: aber zu zwei Richtungen sich neigend, brachten die Umstände manche Pein hervor, welche ohne diese Umstände weggeblieben wäre. Was muß wohl der arme Hr. Schäfer gelitten haben oft, wenn man die Knaben zu Arbeiten in Anspruch nahm, während er glaubte, daß die Knaben versäumt würden; daß also die Ungeduld der Verwaltung den reichlicheren Erwerb verzögere. Und wenn dann noch die Knaben in ihrer Unbehülflichkeit die wenigen Lehrstunden nicht recht zu benutzen wußten: wie ungeduldig mußte es den guten Lehrer machen, daß wieder um so viel Zeit versäumt sei, daß er Tage lang vielleicht keine Zeit mehr zum Unter-

richt finde. Und hinwiederum that es der Verwaltung so oft weh, wenn sie dem Hrn. Schäfer etwas abschlagen, wenn sie hart und die Kinder nicht achtend erscheinen mußte, weil sie den Bestand der Anstalt zu sichern hatte. Und während dieser gegenseitigen Pein war denn doch nicht Krieg, nicht Unfrieden, sondern Liebe und Zutrauen: denn bei verschiedenen Ansichten blieb von beiden Seiten der Glaube an die Treue und die Liebe in des Andern Brust. Und gerade dieses Zusammenfinden der beiden verschiedenen Richtungen behielt die Anstalt im rechten Geleise, denn keine behielt die Oberhand. Beide Theile schätzten und liebten einander: darum war sehr oft ein gegenseitiges Nachgeben, ein sich Hineinschicken in des Andern Eigenthümlichkeit oder die vorliegende Nothwendigkeit; und dabei gewannen Kinder und Anstalt.

Und wie der silberne Mond seine stille, unwandelbare Bahn durch die wechselnden Gewölke, so wanderte unsere Mutter zwischen Allem durch in ihrer unermüdlichen Treue, einen Tag wie den andern, und sorgte für Alles zu rechter Zeit, und fand zu Unglaublichem Zeit, aber keine zu müssigem Gerede oder Geläufe. Wenn sie oft mit so unglaublich wenig Milch wirthschaftete zu Aller Zufriedenheit, so wäre vor 300 Jahren der Glaube entstanden: gute Feen oder die frommen Erdmännchen deckten ihr in den heitern Nächten den Brunnentrog mit Nidle; dahin könne sie gehen, leise, um Mitternacht, wenn Alles schlafe, und mit großer Kelle den blank gefegten Kübel füllen zu einer tüchtigen Anketen.

So waren bei uns zwei Richtungen hervorgetreten, welche ich zu Nutz und Frommen hervorgehoben habe, damit sie jedem zum Bewußtsein kommen, der Hand an dieses Werk legen will. Ich habe es gethan ohne Furcht, daß diese Offenheit seltsam könnte gedeutet werden, da man sonst gewöhnlich Alles rühmt in die Kreuz und in die Quer, besonders das Eigene. Ich habe über Alles gesprochen, wie es mir in der Seele war, und glaubte auch hier, es thun zu müssen.

Schon lange war ein Auge in unserer Verwaltung immer auf die Schloß-Domaine zu Trachselwald gerichtet gewesen, welche aus circa 50 Jucharten (die Juchart à 40,000 Quadratfuß) mittelmäßigen Landes besteht, die in der Hand eines Pächters war, dessen Pachtzeit bald auslief. Es war öfters davon die Rede gewesen, aber von zwei entgegengesetzten Seiten fand diese Meinung Widerstand. Hr. Schäfer

fürchtete durch die Uebersiedlung die Knaben bei so vieler Landarbeit noch mehr beeinträchtigt, ihre Ausbildung gefährdet, seinen Plan ganz zerstört zu sehen. Wir Andern hingegen glaubten die Anstalt gefährdet, welche bei den großen Kosten der Uebersiedlung, da eine Menge Vieh, Schiff und Geschirr angeschafft werden mußte, zu Grunde gehen zu müssen schien.

Indessen stellte sich uns die Unmöglichkeit, auf dem bisherigen Boden die Anstalt zu erhalten, immer deutlicher dar. Wir mußten 1000 L. Pachtzins haben. Wenn wir für zwei oder dreihundert L. Produkte verkaufen konnten, wobei man aber alles Brod kaufte, so war das Alles. Wenn man die sämmtlichen gewonnenen Produkte rechnete, so betrug ihr Werth wenig mehr als den Zins — Arbeitslohn für die Knaben, den Knecht, Herrn Schäfer sah also keiner heraus. Immer deutlicher stellte sich wiederum Hrn. Schäfer die Untauglichkeit des innehabenden Hauses dar. Es war eine rauchige Hütte, die einem manchmal fast die Seele aus dem Leibe trieb. Kein Zimmer war groß genug. Das Lehrzimmer, in welchem der Ofen durch das Feuer in der Küche geheizt wurde, wo beständig gekocht werden mußte, wegen Mangel einer Feuermauer die Hitze nicht abgeleitet werden konnte, war im Sommer eine wahre Hölle. Ein kleines Stübchen war die einzige Zufluchtsstätte für Hrn. Schäfer und seine heranwachsende Familie. Der zur Werkstätte eingerichtete Webkeller faßte kaum eine Dreh- und eine Hobelbank, und wenn drei Menschen darinnen waren, so konnte man sich nicht rühren. Es konnten in den obern Räumen durchaus keine Betten mehr angebracht werden. Es war da keine Möglichkeit, die gegenwärtige Knabenzahl im Hause zweckmäßig zu beschäftigen, geschweige denn, sie zu vermehren. Zu dem mußte Hrn. Schäfer immer mehr die Zeit reuen, welche auf die hier so undankbare Landarbeit verwendet wurde. So geschah es, daß die Sache selbst beide Parteien bearbeitete und sie zu einer Unterhandlung mit dem Staate um die genannte Domaine geneigt machte.

Glücklicherweise auch zog sich diese Unterhandlung so furchtbar in die Länge, daß man Zeit hatte, die Sache von allen Seiten zu betrachten; und während man ihr immer geneigter wurde, konnte man sich rüsten. Freilich bereiteten diese Unterhandlungen der Verwaltung eine fürchterliche Pein. In den dringendsten Sachen erhielt man Monate lang keine

Antwort; es tauchten allenthalben Hinderniſſe auf, ja entſchiedene Verſuche, den Verein und ſeine Beſtrebungen lächerlich zu machen. Dem entſchiedenen Einſchreiten des Regierungsrathes hatte man es endlich zu verdanken, daß eine Pacht unter den gleichen Bedingungen, unter denen der frühere Pächter die Domaine inne hatte, abgeſchloſſen wurde. Nun aber hatte man keine paſſende Wohnung. Es mußte ein Haus gebaut werden. Da der Grund und Boden dem Staate gehörte, ſo bewilligte derſelbe auch einen Credit von 6000 L. für dieſes Haus, welche dann neben der andern Pacht noch zu verzinſen ſind. Der Mangel an einer Wohnung, an deren Errichtung man nicht arbeiten konnte, bevor man das Reſultat der Unterhandlungen wußte, hinderte, daß wir im Frühjahr 1838 hinüberziehen konnten. Wir mußten den alten Pächter noch ein Jahr ſchalten laſſen, was nicht unſer Vortheil war. Die Unterhandlungen über den Bau des neuen Hauſes zogen ſich durch den ganzen Sommer 1838 hindurch, wenn man mit dem Staate fertig war, ſo kamen andere Hinderniſſe: es ſchien der Verwaltung manchmal, als ob eine unſichtbare Macht eine eigene Freude daran habe, ſie immer an den Hag zu ſtellen; als ob ſie dazu verdammt ſei, einen Stein den Berg auf zu wälzen, den ſie immer wieder unten im Thale holen müſſe, wenn ſie ihn endlich oben zu haben meine. Als man endlich im März 1839 hinüber ziehen mußte, weil unſere Pacht im Saal ausgelaufen war, ſo war nicht nur noch kein Stein zum Hauſe gelegt, ſondern es konnte keiner gelegt werden, weil ein Spycher noch auf den Steinen ſtund, welche zum Fundament dienen ſollten; und dieſer Spycher konnte nicht abgebrochen werden, weil der Staat noch Korn darin hatte; und dieſes Korn konnte nicht fortgeſchafft werden, weil der Käufer einen Batzen oder 6 kr. dem reſpektiven Finanzdepartement zu wenig darum geben wollte. Unſere Knaben mußten in einen Schopf untergebracht werden; es war häßlich Wetter; es waren alle Hände voll auf dem Lande und beim Bauen zu thun; die Rötheln riſſen ein, ergriffen mehrere Knaben, und zwei kleine Stübchen, welche beide zuſammen nicht 25′ im Quadrat halten, ſollten Eß- und Lehrzimmer ſein, der Familie des Hrn. Schäfer dienen und noch die kranken Knaben beherbergen.

Es war eine harte, angſtvolle Zeit.

Und doch war Alles recht so, und Alles gereichte sichtbar zum Heil. Diesen Zögerungen haben wir nun ein nach dem Plane des Hrn. Schäfer aufgeführtes Haus zu danken, welches seinem Zwecke vollkommen entspricht, uns allen Freude macht und Hrn. Schäfer Gelegenheit gab, die Handwerksfähigkeit der Knaben zu bilden und aus der Werkstätte den zweiten Brodkorb der Anstalt zu machen. Es enthält Raum für ungefähr 50 Kinder, zwei Werkstätten, den nöthigen Raum für Lehr- und Eßzimmer, eine artige Wohnung für den Vater: kurz, nicht zu viel, aber das Nöthige. Diesen Verzögerungen haben wir namentlich den schönen Hausplatz zu danken, wo das Haus auf die freundlichste Weise der Sonne z'weg steht, vom schönen Hügel herab eine im Emmenthal seltene Fernsicht hat und als ein Trost des Landes weit herum im Lande gesehen wird. Es steht das Haus eingewandet und in hellen Fenstern glänzend; wer von Lüzelflüh nach Sumiswald geht, der sieht es hell und blank unter blauem Schieferdach, unterhalb dem Schlosse Trachselwald.

Aber eine harte Zeit stunden die Knaben, Vater und Mutter aus. Das große Gut mußte bearbeitet werden mit einem Knecht und 22 Knaben, von denen der älteste 16, der jüngste 10 Jahre zählte. Und es wurde bearbeitet und fleißig und gut, und jedes Werk zu rechter Zeit. Dazu aber mußten die Knaben alle Handlanger Dienste beim Bauen thun, den Keller graben, den Hausplatz ebnen, Sand, Steine, Kalk führen, löschen u. s. w. Es war kein Tag, an welchem sie nicht in Anspruch genommen wurden dazu. Am Abend konnten sie dann in ihren Schopf zur Ruhe gehn. Und doch ward keiner krank; die Rötheln zeigten sich nur bei vieren. Sie wachsen auf wie Rohre am Bach und blühen, daß es eine Freude ist; es ist eine muntere, tüchtige Bubenschaar, deren Anstelligkeit von allen Arbeitsleuten gelobt wird, deren aufrechte Gestalten, deren heitere Blicke, deren sinniges Wesen und fröhliches Singen auf eine auflebende, bessere innere Welt schließen lassen. Ueberhaupt ist vielleicht selten in einer Anstalt der Gesundheitszustand so gut gewesen: denn in 4½ Jahren haben wir nicht fünfzig Franken Arzt- und Arzneikosten gehabt: — aber die Knaben gehen im Sommer barhaupt und barfuß. Trotz der vielen Arbeit, der Unmöglichkeit, daß Hr. Schäfer die beaufsichtigen

konnte, da er alle Augenblicke ſelbſt in Anſpruch genommen wurde, verwilderten die Knaben nicht. Streitigkeiten unter ihnen riſſen nicht ein, wie denn überhaupt noch nie eine Prügelei bei ihnen vorgekommen iſt; eine einzige widrige Näſcherei begieng ein Knabe, der die gewaltigſte Natur von allen hat, die ihn zuweilen wie eine unwiderſtehliche Macht überwältigt. Ein Knabe, der eines Fehlers ſich ſchuldig machte, darüber zur Rede geſtellt, wie man dieſes von ihm nicht erwartet hätte, begann zu weinen und ſagte, er hätte heute Morgen nicht gebetet gehabt, und da ſei das Böſe über ihn gekommen, er wiſſe nicht wie. Und das war keine Ausrede.

Aber auch die Kommiſſion hatte ſchweren Stand, mit Anſchaffungen viel zu thun, mit den Bauleuten viel zu verkehren, ſie zuſammenzuhalten, faſt wie einen Trupp Flöhe; und nur dem ausgezeichneten Eifer und der Umſicht der Herrn Tſchabold und Blau hatte man es zu verdanken, daß man ſo zu Wege kam. Und mitten in allen dieſen Wirren, faſt als ſie am größten waren, gebar die Mutter Hrn. Schäfer das erſehnte Söhnchen in dem kleinen Stübchen des kleinen Küherhäuschens, wo ſich Niemand rühren konnte. Es ſollte ein Zeichen ſein, daß auf die Zeit des Harrens und Wünſchens die Zeit des Gewährens und Erfüllens gekommen; es ſollte Muth machen und Kraft geben zum Ausharren. Und es hellte ſich der Himmel auf und ſendete uns einen Herbſt hernieder, deſſen Lieblichkeit noch ſelten übertroffen wurde. Alle Herbſtarbeiten konnten auf das Prächtigſte beſchickt werden, eine reiche Kartoffelerndte wurde uns beſcheert, eine ſchöne zukünftige Ernte keimte, und die verzögerten Arbeiten am Hauſe konnten nachgeholt werden, ehe frühe Stürme Schaden gebracht, oder früher Winter das Arbeiten unmöglich machte. Die Ausſichten klären ſich allſeits auf, es trittet die Zeit vor das Auge, wo das beidſeitige Ringen ſich zur Freude Aller, zum Heil der Kinder, zur ſichern Begründung der Anſtalt oder Familie vereinigen wird. Es trittet dem Herrn Schäfer ein ſchöner Raum entgegen, in dem mannigfache Thätigkeit ſich entfalten kann: Werkſtätten ſind da, Vorarbeiten in Werkzeugen für dieſelben ſind gemacht; die Kräfte der Knaben ſind geſtählt für die Werkſtätte, während allerdings große Geduld und Langmuth in der Schulſtube ſie empfangen muß. Sie ſind dieſen Sommer im Leben draußen geweſen, und nicht in der Schule drinnen — aber der

Vater weiß wohl, daß das Leben, und nicht die Schule, die Hauptsache ist. Da einmal die Vorarbeiten gemacht sind, so wird er die Räder lustig schnurren lassen an der Drehbank, daß es blanke Batzen regnet; und wenn einmal blanke Batzen kommen aus der Werkstätte, dann ist das Werk erstritten, und der Vater hat, was er will, hat seine Wünsche auch in's Leben gesetzt. Und damit es möglich werde, damit die Kräfte allseitig hinreichen, die Anstalt auch für die, welche ihren Werth nach Köpfen schätzen, bedeutender werde, hat man nun bedeutende Vermehrung derselben beschlossen.

Der Verein hat dieselbe beschlossen, die Verwaltung wird sie in's Werk setzen. Hr. Schäfer sieht die Zeit kommen, wo ein sicherer Sitz die nöthige Ruhe geben wird zu einer sichern, festen Ordnung außer und im Hause; wo Alles seinen Platz und Alles seine Zeit hat: dann wird ihm wohl werden.

Die Verwaltung schöpft aber auch frischen Athem. Der diesjährige Ertrag des Gutes, der in Allem ein sehr mittelmäßiger war, hat sie belehrt, daß aus den zu verkaufenden Produkten wenigstens der baare Pachtzins könne gedeckt werden, was jährlich, entgegengehalten dem Ertrag der frühern Güter, einen Mehrertrag von wenigstens 5—600 Lvr. macht, da unser gegenwärtige baare Pachtzins 875 Lvr. beträgt. Ferner haben es unser Kassier, Hr. Tschabold, durch seine treue, uneigennützige Verwaltung, und Hr. Schäfer, durch sein Eingehen in dieselbe, dahin gebracht, daß die Uebersiedlung und die damit verbundenen Kosten, welche zu 1600 Lvr. angeschlagen waren, der Anstalt keine Gefahr gebracht haben. In der Angst vor derselben hatte man einen Aktienverein gestiftet, zu 25 Lvr. die Aktie, zu 4 pro Cent zinsbar, und setzte demselben als Hinterlage sämmtliches Vermögen der Anstalt, das sich doch über 4000 Lvr. belaufen wird, ein. Man setzte 67 derselben im Amte ab und hatte somit über mehr als 1600 Lvr. zu disponiren. Allein der Kassier zog keine einzige ein. Freilich entstund dadurch in der Rechnung von 1838—1839 ein Defizit von 900 Lvr. Es war aber für weit mehr als diese Summe angekauft worden, und trotz vielen seitherigen Anschaffungen wird das Defizit in diesem Jahe nicht größer werden. Es ist also ein Großes und Schweres glücklich überstanden. Und dieses soll eben den Muth geben, ruhigen Gemüthes auszuharren bis an's Ende, denn noch ist nicht Alles überstanden. Noch haben wir bei

900 Lvr. Schulden, werden bald neuen Zins für das neue Haus bezahlen müſſen. Die Aufnahme von Kindern koſtet ebenfalls 2 bis 300 Lvr. Die Werkſtätte bedarf noch Vorſchuß zum Ankauf von Material. Der neue, luftige Schlafſaal macht auf die Betten doppelte Decken oder Deckbette nöthig. Ach, wir ſind im Winter ſchon manchmal zuſammen geweſen und hätten die Buben gerne beſſer bedeckt, aber wir hatten das Geld nicht. Herr Schäfer nahm dann die zweiten Anzüge zu den Strohſäcken, füllte ſie mit Laub und wärmte die Kinder damit; und die Kinder blieben geſund und hell auf. Aber jetzt hilft das nicht mehr aus, es muß anders und wärmer gemacht werden unter'm Schieferdach, als unter'm Strohdach. Wir müſſen noch mehr Kühe kaufen, wenn wir unſer Futter auch gut und wie jetzt üblich an Mann bringen und die Unſauberkeit der Küherei von uns wegbringen wollen. So warten uns der Verlegenheiten noch viele. Der leidige Mangel iſt noch da. Aber der Gott, der bis hieher geholfen, wird auch ferner helfen. Er hat noch Thau und Regen in ſeinem Himmel, damit arme Kinder Speiſe haben zu ihrer Zeit. Er prüfet wohl, aber dann kommt auch das Ende der Prüfung, der Segen, der im Ausharren liegt. Er läßt wohl Mangel leiden, aber dann öffnet er wieder, wie den Himmel zu warmen Regen, warme Herzen zu freundlichen Gaben zu rechter Zeit. Und dieſe Gaben werden immer freundlicher, immer reicher fließen, je mehr vor den Augen der Menſchen die Einſicht aufgeht von der Größe der Noth, und daß Unternehmungen wie die unſrige nicht blos ſo genannte gemeinnützige Proben ſeien, nicht politiſche Grillen, nicht Amts- oder Bauernſpekulationen, ſondern ein treues Handbieten an einem Werke, das alle angeht, welche das Vaterland lieben, alle, welche chriſtliche Liebe zu ihren armen Brüdern im Herzen tragen. So bin ich überzeugt, wir werden durchkämpfen; Gott, Brüder und unſer Muth werden uns durchhelfen: wir werden zu den Zeiten gelangen, wo Herr Schäfer und wir uns ganz einigen werden; wo wir für Anſtalt und Kinder in gleichem rechtem Maße werden zu ſorgen vermögen; wo wir Gott danken und preiſen werden, daß wir das Vergangene alles überſtehen mußten; wo wir, wenn wir zuſammenſitzen, wie alte Schlachtenbrüder das größte Vergnügen daran finden werden, von den vergangenen Zeiten zu erzählen und den

überstandenen Strapazen. Und damit Andere wissen, daß nicht im Stiften, sondern im Ausharren, das Schwerste liege; daß der Anfang wohl schwer sei, aber der Anfang nicht nur einen Tag währe, sondern Jahre lang; damit Klippen und auseinandergehende Richtungen nicht unerwartet aufstoßen und muthlos machen; damit ungünstige Stimmungen über Stiftungen solcher Familien nicht entmuthigen, sondern im Gegentheil begeistern, habe ich das alles in wahren Treuen erzählet. Und besonders den Bewohnern des Amtsbezirks Wangen zu Lieb und Ehren, die auf ähnliche, aber günstigere Weise jetzt angefangen haben, wie wir vor bald fünf Jahren, denen aber auch noch Manches warten wird zur Prüfung ihres Ausharrens; zu Lieb und Ehren aller bestehenden Anstalten habe ich in wahren Treuen erzählt, damit man erkenne, daß in Berichten von solchen Sachen die Wahrheit und das innere Leben die Hauptsache sei, und daß man wiederum prüfe, ob nicht hier oder dort das Bestehen der Anstalt und eine schöne Rechnung, oder hinwiederum die Kinder auf Kosten der Familie und der Familie Stand das Hauptaugenmerk geworden.

Jetzt, nach 10 Jahren darf der Zusatz gemacht werden, daß die Hoffnung nicht getäuscht, der Muth nicht gesunken ist, die Anstalt alle politischen Stürme nicht blos unterdrückt hat, sondern von ihnen unberührt geblieben ist und jetzt auf festern Füßen steht, als je zuvor. Die ausgetretenen Zöglinge machen zum größern Theil der Anstalt Ehre, einer ist bereits auch Armenvater. Sie haben sich schon zusammen gethan zu einem Bunde, sich unter einander und den austretenden jüngeren Brüdern zu helfen nach Vermögen. Herr Schäfer steht der Anstalt nicht mehr vor, die Handwerksrichtung mußte aufgegeben, die Landwirthschaft zur Hauptsache gemacht werden, und wie wir glauben nicht zum Schaden der Anstalt. Zur Aufnahme meldeten sich in der letzten Zeit mehr Zöglinge, als man annehmen konnte. Es ist ein Gehülfe des Vaters angestellt. Die Kosten des jährlichen Unterhalts eines Zöglings belaufen sich auf ungefähr 80 L.

Achtes Capitel.

Der Bund.

Der Gedanke, den Peſtalozzi hatte, gieng alſo nicht unter, verhallte nicht wie ein ödes Geſchwätz. Er wurzelte, keimte, erſtund und entfaltet ſich jetzt. Er entfaltet ſich hier und dort in der Schweiz, in Deutſchland, in England. Und wie die Blume nur in kleinem Kreiſe duftet, von ferne in ihrem niedern Wuchſe nicht geſehen wird: ſo leben dieſe Anſtalten auf, von Wenigen gekannt, ſegensreich nur für einen kleinen Kreis. Im gegenwärtigen Weltgetümmel achtet man das Kleine nicht: auf Dampfſahrten bemerkt man nur Kirchthürme; Hütten gewahrt man nicht. Wenn ein großes Werk mit kleinen Mitteln begonnen werden ſoll, ſo zweifelt und zaudert der Menſch; wenn er alleine ſich ſieht einer ſchweren Gefahr gegenüber, ſo zaget er, ſein irrend Auge ſucht Gefährten. Wenn man daher jetzt mahnt und ruft, der einbrechenden Noth zu wehren, ſo ſtutzt wohl die unthätige Menge. Ruft man nur oberflächlich, im Allgemeinen auf, ſo bleibt ſie kaltblütig und meint, was ſie noch nicht brenne, ſei noch nicht nöthig zu löſchen: zeichnet man die Gefahr in ihrer Größe und Nähe, ſo läßt die vorhin ſo kaltblütige Menge erſchrocken die Hände ſinken und verzweifelt an der Möglichkeit, zu helfen.

Nun, glaube ich, ſei der Zeitpunkt da, die einzelnen Blumen zu einem Kranze zu winden, damit der Menge augenſcheinlich werde, wie groß bereits der Garten ſein müſſe, aus dem die Blumen gepflückt worden, auf daß ſie Muth faſſe und Glauben, den Garten erweitern zu helfen, Sümpfe und Halden in Gartenland zu verwandeln. Ich glaube, wenn man einfach und deutlich und in ehrbarer Treuherzigkeit, fern von allem pompöſen Styl, mit welchem welſche Penſionen ſich ankündigen, in welchem man die meiſten Berichte abfaßt, weil man meint, mit ſolchem Getön den meiſten Eindruck zu machen; wenn man ſo in ehrbarer Treuherzigkeit darſtellen würde, was an vielen Orten bereits an dieſem Werke gearbeitet worden, und von Zeit zu Zeit berichten würde über Fortſchritte und Rückſchritte, über den Segen Gottes und die eigenen Fehler: ſo bin ich überzeugt, die Menge

würde ſtaunen über die Größe des begonnenen Werkes, ihr Glaube würde erwachen, ihre Theilnahme lebendig werden. Eine Anſtalt mit einigen 20 Kindern kann man nur mit mitleidigem Lächeln anſehn, wenn man ſie vereinzelt der großen verwahrlosten Menge gegenüber betrachtet: ihr gute Lüt, das b'ſchüßt ech nüt, ſagt man unwillkürlich. Betrachtet man ſie aber als einen kleinen Theil eines großen Ganzen; weiß man, daß an 50, 100 Orten das Gleiche geſchieht: da kömmt der Reſpekt, die Sache erhält eine ganz andere Geſtalt, es wird einem unwillkührlich der Glaube aufgedrungen: das müſſe doch helfen, und wenn das nicht helfe, dann ſei allerdings Alles verloren. Wenn man nun z. B. kund nnd zu wiſſen thut, daß im Kanton Bern mit ſeinen 400,000 Einwohnern bereits weit über 400 Kinder auf dieſe Weiſe erzogen würden: müſſen da die Meiſten ſich nicht verwundern und ſagen, das hätten ſie nicht gewußt, ja, und das müſſe doch helfen? Und wenn man zu dieſem Glauben kömmt, ſo kann man im K. Bern durch Unterſtützung der beſtehenden, durch Stiftung neuer Familien nicht ſchwer die Zahl verdoppeln: und wer will dann ſagen, in 20, 40, 100 Jahren helfe das nichts?

Die Chriſten unternehmen die Heidenbekehrung und glauben an ſie; und ich glaube auch daran: vielleicht wird ſie in 1000 oder 3000 Jahren vollendet. Nehmt nun, welch koloſſales Werk dieſes iſt, welchen Glauben dieſes Werk fordert, gegenüber dem, die mitten unter uns wie Heiden aufgewachſenen Kinder zu Chriſten zu machen! Wir bewundern die Fortſchritte der Miſſionen, ihre Berichte erregen Staunen, wecken unſere Theilnahme, ziehen dem koloſſalen Werke uns zu, und was wir nicht mit eigenen Augen zu ſehen, zu prüfen vermögen, das ſuchen von Zeit zu Zeit reiſende Brüder uns zu vergegenwärtigen. Nun, meine ich, ſollten alle, welche an die chriſtliche Auferbauung armer Kinder Hand angelegt haben, ſich auch zuſammenthun und vereint darſtellen, was vereinzelt ſo ſchön emporblüht. Ich meine nicht, daß man ſich in einen Verein zuſammenthun, daß man alle Beſtrebungen nach einem Model formen, alle Richtungen in eine zwingen ſolle — ſondern daß man gemeinſam alle dieſe Beſtrebungen und Richtungen zuſammenſtellen und als Arbeiten an einem Werke dem Publikum vor Augen ſtellen ſolle; und dieſes nicht einmal, ſondern von Zeit zu Zeit in ehrbarer Treuherzigkeit. Dieſe Berichte würden ja auch eine Art

Heidenböte sein und sicher gerne gelesen werden und sicher die Ueberzeugung in Vielen wecken: daß der Glaube noch immer Berge versetze. Wie das auszuführen sei, das mögen doch die bedenken, denen das Werk am Herzen liegt, und deren Stellung und Wohnung sie zu einer solchen Berichterstattung befähigt, sie befähigt, das Einzelne allenthalben zu vernehmen und mit den Leitern des Einzelnen sich zu befreunden.

Wohl, wahrlich, das wird und muß helfen.

Und wenn dann noch eines hinzukommt, was ich hier nur andeuten kann, so wird wahrlich Unglaubliches geschehen, und dessen Früchte müssen bald sichtbar werden. Wenn nämlich jeder, der eingesehen hat, daß nur durch christliche Erziehung dem Volkselend abgeholfen werden kann, nun nicht bloß Geld giebt zu diesem Werke, sondern diese seine Meinung geltend macht in allen seinen Verhältnissen, in seinem eigenen Hause, gegen seine Kinder und ganz besonders gegen seine Dienstboten, sie geltend macht in Gemeinde und Staat; wenn er selbst oder durch Andere heilloses Verfahren von Gemeindsbehörden schriftlich und mündlich rügt: so wird diese freimüthige, feste Willensäußerung einen wunderbaren Einfluß auf die öffentliche Meinung, auf alle Verhältnisse haben; ja, sie wird recht eigentlich die Atmosphäre bilden, welche das begonnene Werk schützend und nährend trägt. Da braucht's wiederum keine Statuten, keinen äußerlichen neuen Bund, sondern Jeder werde sich nur des alten Bundes bewußt, den er mit Christus geschlossen, und stelle sich diesem gemäß allenthalben und gegen Jedermann ohne Welt- und Menschenfurcht dar und halte das Christenthum höher als jede Mode, jeden Brauch.

Wie nun jedem Theilnehmer das Bewußtsein eingegraben werden soll, daß sein Thun nicht ein vereinzeltes, ohnmächtiges sei, sondern ein Beitrag zu einem großen, bereits mächtig gewordenen Gotteswerk, so muß ganz besonders dieses Bewußtsein sich eingraben den Vätern und Müttern der armen Kinder. Dieses Bewußtsein muß sie heben und tragen, muß sie so Manchem entsagen lassen unbeschwert, muß alle Tage ihre Liebe neu werden lassen über den armen Kindern, die so oft dieser Liebe lange ihre Herzen nicht werden öffnen wollen. Aber gerade darum sollten besonders sie nicht vereinzelt stehen, die einen hier, die andern dort, ohne von

einander zu wissen, ohne zu geben und zu empfangen, ohne Liebe zu einander, ohne Theilnahme an einander. Sie, eigentliche Haushalter Gottes, müssen Hand in Hand schlagen in treuem, brüderlichen Sinne, nicht die eigene Ehre zu suchen, sondern die Ehre dessen, der sie gesandt hat; nicht bloß das Gedeihen seines anvertrauten Theiles zu suchen, sondern zu beten und zu trachten nach dem Gedeihen des Ganzen, von dem das Eigene nur ein kleiner Theil ist. In diesem brüderlichen Sinne, ohne Selbstsucht und Dünkel, sollen sie lehren und lernen, jeder dem Andern sein Bestes geben, jeder am Vorzug des andern seine Freude haben. Ihnen giltet auch, wie Jesus seinen Jüngern die Füße wusch, und was er dabei sagte: wer der Größte sein wolle, müsse der Andern Diener sein; und wenn sie seine Jünger sein wollten, so müßten sie sich lieben, sich dienen unter einander. Hier darf die Separation nicht bestehen, wie sie zwischen Haushaltungen ist, wo eine Hausfrau der andern ihre besten Künste verbirgt, über die Mißgriffe der Nachbarin sich freut, weil sie um so größer zu werden hofft durch die Fehler derselben. Ja, wo solches geschehen sollte, da hat der Teufel sein Spiel, da wird wirklich ein Frevel begangen am Heiligthum. Wo aber gar kein Verband ist zwischen Müttern und Vätern, da ist es nicht gut, da zieht sich gerne das Herz zusammen, der Gesichtskreis verengt sich, Vorurtheile bilden sich, das eigene Gute wird zu groß, die drückende Bürde scheint zu schwer, Dünkel oder Mißmuth erwachen. Oder es lagert sich so nach und nach eine gewisse Schwäche, ein sich Gehenlassen über die ganze Familie; es entsteht statt frischem Leben ein Ziehen und Schleppen, statt fröhlichem Wesen pedantische oder düstere Gesichter, und der Schlendrian frißt um sich wie der Schwamm in einem neuen Hause.

Nein, es müssen Väter und Mütter eine Familie bilden, treue Brüder und Schwestern; ihre Kräfte müssen sich ergänzen, ihre Liebe muß sich erfrischen. Und in dieser Liebe werden sie jung bleiben, wenn schon die Haare grau werden; und diese Liebe wird sie stark und rührig erhalten, wenn schon die Glieder alt und steif werden. Ich möchte sie alle bitten, sich zu suchen: sie werden sich sicher alle finden, wenn der rechte Geist in ihnen weht. Aber dieses sich Suchen und Finden soll wiederum kein sich Zusammenthun in eine Kaste sein, ein sich emancipiren und selbstständig machen von allen

Vorſtänden, Commiſſionen, Theilnehmern am Werke: das wäre dumm, das wäre wahrhaft geſchulmeiſterlet, wäre der Sache das Grab gegraben, wäre ein Zeichen, daß man des Herren Sache zu der eigenen gemacht, ſie des Segens und des Geiſtes des Herrn beraubt.

Aber ſollen nicht auch die armen Kinder ſich bewußt werden, daß ſie einer großen Familie angehören; daß ſie gar viele Brüder und Schweſtern haben; daß die Liebe gar groß ſei, die ſie an ihr Herz genommen; daß nicht nur das Mitleid das tägliche Brot ihnen reiche, ſondern daß ſie erzogen würden zu Gliedern eines großen Bundes, der dem Vaterland Heil und Segen bringen, im Himmel ſein Erbtheil finden will?

Soll dieſes Erziehen armer Kinder nicht geboren werden als ein Kind des ſich wieder aufſchwingenden, des wieder dem Himmel zuſtrebenden Zeitgeiſtes, der vor vielen hundert Jahren die Münſter geboren, die Klöſter aufgebaut hat? Soll es nicht das hehre Münſter ſein, in dem wir uns entſündigen wollen? ſoll es nicht der große Denkſtein ſein, den wir ſetzen wollen, nicht geſtorbenen Menſchen, ſondern dem Geiſte, der wieder in uns lebendig geworden?

In den Münſtern erhoben ſich die Menſchen zu Gott und weihten ihm ihre Seelen; die Münſter ſelbſt aber, Werke ihrer Hände, weihten ſie Heiligen, in denen ſie Gott ſich nahe getreten glaubten. Hohen Geiſtern vergangener Zeiten, in denen eine hohe Kraft zu Tage getreten, baut man todte Denkmäler auf in dieſer Zeit, ſie ſehen aus wie Grabmäler, etwas Entſchwundenem errichtet, das wir auf Erden nicht mehr ſehen werden. Unſer Münſter iſt zur Heiligung von Kindern zuſammengefügt: es ſtreben aus demſelben nicht hehre Thürme zum Himmel empor, aber die Seelen der Kinder ſelbſt ſollen zum Himmel aufwachſen. Und dieſes Münſter, dürfen wir es nicht auch einem Heiligen weihen? Dürfen wir es nicht als ein lebendig Denkmal dem Geiſte weihen, der die Idee wieder ins Leben rief: die Kinder Chriſto zuzuführen; daß ihnen das Himmelreich gehöre; daß dieſes Himmelreich ihnen aber nicht eingegoſſen, ſondern in ihren eigenen Herzen entfaltet werden müſſe; — dem Geiſte, der Alles verließ; zu den armen Kindern eilte, deren Väter für das Vaterland verblutet waren, ſie um ſich ſammelte, für ſie bettelte, für ſie lebte, bis das Geſchick ihn weiter riß? Er ſelbſt rich-

tete kein Werk auf, das seinen Namen trägt; er hinterließ aber seinen Geist auf Erden, der nun in so Vielen lebendig wird. Und diesem Geist, der den Namen Pestalozzi trägt, wollen wir dem kein Denkmal setzen, kein Monument? Aber ein Grabmal dürfen wir ihm nicht erbauen aus Holz oder Stein; er ist kein entschwundener Geist. Dem lebendigen Geiste muß ein Denkmal gesetzt werden, daß er lebt; ein lebendig Denkmal, ein Denkmal, auferbaut aus dem, was dieser Geist geschaffen, ins Leben gerufen hat. So sei denn unser Werk sein lebendig Monument, unsere Anstalten der unverwelkliche Lorbeerkranz, der sein verklärtes Haupt umwindet; und alle fünf Jahre sei der schöne, hehre Pestalozzi Tag, an welchem die Mütter und Väter, mit ihren armen Eltern Kinder sich sammeln aus dem ganzen Schweizerlande auf einem Felde, mit Wald bekränzt, um da in freudigem Danke dem Vater im Himmel Opfer zu bringen, daß er einen Geist auf Erden gesandt habe, der wieder an die armen Kinder gemahnt, und daß man nicht vergesse, daß noch immer gelte, was unser Herr und Meister gesagt: Lasset die Kindlein zu mir kommen. Dieser Tag wird neues Leben bringen in jede Familie, wird den Funken der Begeisterung hell lodern lassen, vielleicht für sein ganzes Leben lang, in jedes Kindes Herz. Und wem da nicht aufgeht sein Herz im Anblick der fröhlichen Jugend, und wer da nicht an die Bedeutung des Werkes glaubt und sein Beginnen segnet, dem wird nie sein Herz aufgehen. Und dieses Fest wird nie veralten, seine eigentliche Weihe wird es hundertmal herrlicher durch die erhalten, die als Jünglinge und Hausväter, Hausmütter mit all ihren Kindern kommen und loben und preisen die That, die an ihnen gethan worden; loben und preisen Gott, der ihnen, zum Elend Gebornen, das Himmelreich in's Herz hat pflanzen, dem Elend sie entreißen lassen.

Das ist ein wahres Nationalfest, der Schweizer würdig, würdig des ersten Mannes, den in letzten Zeiten die Schweiz geboren. Nur ein lebendig, jedesmal neu werdendes Denkmal, ein jedesmal neu und höher geweihtes Fest, das sei unser Pestalozzi Tag, der Schweizer Ehrentag, der uns zum Leben heiliget, den Himmel uns näher bringt, zum heiligen Bund für alles Hohe und Heilige unsre Herzen weiht!

Wohl weiß Jeremias Gotthelf, daß er hier einen Traum in Worte gefaßt. Aber wie Manches iſt als Traum in die Seele, ins Leben getreten, verſchwamm, aber es war auch ein Saatkorn, und erſtund nach Jahren wirklich in der Wirklichkeit! Man ſpotte des Traumes nicht, ſondern arbeite getreulich am Werke: die Zukunft wird offenbaren, ob im Traum Leben war.

Ganz Traum waren die Worte nicht. Eine Peſtalozzi-Armenanſtalt iſt entſtanden, ein ſchweizeriſches Denkmal der ehrwürdigen Eidgenoſſen. Dort ſollen alle Jahr Eidgenoſſen ſich ſammeln, um neues Leben, neue Kraft zu ſchöpfen zu ſolchen Liebeswerken. Dort wäre der wahre Feſtplatz auch für die Kinder.

Schluß-Capitel.

Das Büchlein, die Armennoth, wurde vor eilf Jahren geſchrieben. Was liegt nun Alles zwiſchen Damals und Jetzt! Damals war die Eiterbeule geſchloſſen, vielen Augen nicht einmal ſichtbar; der Körper des Patienten ſtand aufrecht, Viele waren mit ſeinem Ausſehen wohl zufrieden. Wenn auch zuweilen ein Zucken durch die Glieder fuhr, ſo hielten Viele dafür, es ſei ein vorübergehender Fieberſchauer, wie ſie durch alle Körper fahren, geſunde und kranke. Wenn man von dieſer Eiterbeule ſprach und brummete darüber, nach Urſachen und Heilmitteln forſchte, war es Vielen eine Aergerniß, Vielen eine Thorheit. In einem Lande ward dieſes arme Büchlein verboten, in einem Vereine, deſſen Mitglied der Verfaſſer war, verächtlich bei Seite geſchoben. So war es damals. Dann ward es anders. Die Eiterbeule ſchwoll, brach auf, durch Reizmittel aller Art, durch Hauen und Stechen entſtand der Bruch; ihre ſtinkenden Fluthen ergoßen ſich über Europa, drohten das Zerreißen aller Verhältniſſe, in den Zuckungen des Todes lagen Ordnungen und Staaten. Es ſchienen die Tage wirklich gekommen, von denen die Schrift ſagt: „Und ich ſah, und ſiehe, da war eine weiße Wolke „und auf der Wolke ſaß Einer, der gleich war einem Men„ſchenſohn, der hatte eine goldene Krone auf ſeinem Haupte „und in ſeiner Hand eine ſcharfe Sichel. Und ein anderer „Engel gieng aus dem Tempel, und ſchrie mit ſtarker Stimme „zu dem, der auf den Wolken ſaß: Schlage deine Sichel an „und erndte, denn die Zeit der Erndte iſt dir kommen, denn „die Erndte der Erde iſt dir dürre geworden. Alſo ſchlug der„jenige, der auf der Wolke ſaß, ſeine Sichel an die Erde, und „die Erde ward geerndet. Und ein anderer Engel gieng aus „dem Tempel, der im Himmel war, und es hatte auch der„ſelbe ein ſcharfes Rebmeſſer. Und ein anderer Engel gieng

„aus dem Altar, der hatte Macht über das Feuer, und er „rief mit großem Geschrei, zu dem, der das scharfe Rebmesser „hatte und sprach: Schlage dein scharfes Rebmesser an und „schneide die Trauben des Weinstockes der Erde ab, denn seine „Trauben sind reif worden. Und der Engel schlug sein Reb„messer an die Erde, und schnitt den Weingarten der Erde, „und warf die Trauben in den großen Kelter des Grimmes „Gottes. Und die Kelter ward gekeltert außer der Stadt und „das Blut gieng aus der Kelter bis an die Zäume der Pferde „durch sechszehnhundert Stadia" — und wie es weiter absonderlich heißt und zu lesen ist in den folgenden Capiteln der Offenbarung St. Johannis. Weil von allen Seiten nicht beachtet worden folgende Mahnungen des Apostels Paulus: „Ihr seid zur Freiheit berufen, lieben Brüder, allein ergreifet „die Freiheit nicht zum Anlasse dem Fleische, sondern durch „die Liebe diene Einer dem Andern. Denn das ganze Gesetz „ist in einem einigen Worte verfasset: Liebe deinen Nächsten „als dich selbst. So ihr euch unter einander beißet und fresset, „so sehet zu, daß ihr nicht unter einander verzehret werdet;" — so schien der Tag gekommen, wo wirklich Einer vom Andern gefressen werden sollte, eine Menschenfresserei, ein Kanibalenthum nach ganz neuer Mode. Es entstand wirklich ein großes Verzehren unter einander und erst nachdem viele verzehrt worden, die Blutströme weithin sich ergossen, aus der Stadt hinaus, weithin über das Land, ward dem Morden ein Ende gemacht, das Strömen des Flusses aus der Eiterbeule gestillt. Aber die Wunde ist nicht geschlossen, weit aus einander klafft sie noch; blutig und schauerlich, nicht einmal rein gewaschen ist sie, das Nöthige zu ihrer Heilung nicht vorgekehrt. Die Aerzte sind verschiedener Meinung und was Einer will, verdächtigt der Andere. Die Einen wollen die Wunde ausbrennen, wie man es mit Bißwunden von tollen Hunden pflegt. Andere zu neuem Fließen reizen, wie es gehalten wird mit aufgebrochenen Stellen in einem ungesunden Körper. Andere sie einfach zunähen mit gutem Zwirn und dann sagen: jetzt ist es gut. Punktum und Sand drauf!

So stehen sie da an der Wunde, die, die zu ihrer Heilung berufen sind. Da steht man jetzt, an einer ganz andern Stelle, als damals vor eilf Jahren. Das Büchlein dagegen wird nicht umgeschaffen, der Verfasser ändert nicht. Denn dasselbe hat zum Armenwesen sein damalig Verhältniß behalten, nur daß,

was damals vorausgesehen worden, jetzt in Erfüllung gegangen ist. Würde dasselbe jetzt geschrieben, wäre die Form vielleicht eine andere geworden, der Gang der Gedanken ruhiger geregelt, die Macht, welche eilf Jahre am Verfasser geübt, wäre auch am Büchlein sichtbar geworden. Dasselbe hätte möglicherweise eine breitere Grundlage bekommen, die Heilmittel wären allgemeiner behandelt worden, es hätte sich kaum in die Darstellungen der Armenanstalten im Allgemeinen und die Anstalt in Trachselwald insbesondere zugespitzt. Ja es wäre vielleicht sogar das neue Wort für die alte Sache, der Ausdruck innere Mission gebraucht worden, und das Büchlein hätte das Glück, den Schriften über dieselbe beigezählt zu werden. Indessen dieses Alles sind Nebendinge, in der Hauptsache ist des Verfassers Ansicht die gleiche geblieben, und warum sollte sie es nicht? Hat nicht die Entwickelung der Dinge für ihre Richtigkeit gezeuget? Ueber die Natur der gegenwärtigen Armuth herrschen kaum mehr Zweifel, man sieht sie für eine giftige Wucherpflanze an, man erkennt, wie eine unzählbare Masse von Armen das geworden ist, was der hungerige, faule Mensch ohne Religion, namentlich ohne christliche, ohne andern Besitz als thierische Triebe und einige Schlagwörter des Zeitgeistes, werden muß, gierige zähnefletschende Wölfe. Arme wird es immer geben, so will es Gott, aber diese Natur der Armen, die ist nicht von Gott, die ist vom Menschen. Jetzt wie damals ist der Verfasser der Ansicht, daß an dieser Natur die höhern Stände und die Regierungen die große Schuld tragen. Es gab eine Zeit, wo die Mehrzahl in den höhern Ständen nicht mehr Christen waren, des Christenthums sich recht eigentlich schämten als einer gemeinen Sache für gemeine Leute, und statt bei diesen den christlichen Sinn zu pflegen, für die unchristlichsten Dinge sie gebrauchten, ihnen so recht handgreiflich unter die Augen stellten, was sie selbst vom Christenthum hielten, das nämlich, daß erstlich dasselbe sie nichts angienge, daß zweitens die gemeinen Leute sich über dasselbe hinwegzusetzen hätten, sobald ein Höherer es ihnen gebiete, wenn der Gemeine nicht gewärtigen wolle, daß sein Leib getödtet werde. Daß man weder einen göttlichen Richter, noch ein göttlich Gericht zu fürchten hätte, bewies man durch das eigene Beispiel. Wo das Christenthum die Menschen nicht durchströmt und bindet, gehen sie aus einander, Kasten entstehen, vornehme und ge-

ringe, tiefe Klüfte trennen diese. So kam der Hochmuth über die höhern Stände, die, die niedriger giengen, sah man kaum an, die Armen vollends nicht, persönliche Berührung hätte man für ein Unglück gehalten, und wenn man auch Gaben geben ließ, theilte man in gedoppeltem Maße Laster und Unglauben mit. Die Regierungen hatten zumeist den Sinn der höhern Stände, trugen ihn über auf ihr Regiment. Das Christenthum schien ihnen so weit brauchbar, als es der äußern Zucht eine gewisse Sanction gab, alles Einwirken ins Leben war zumeist widerlich, alle Mühe, den christlichen Sinn zur Geltung zu bringen, wurde zumeist als kirchliche Anmaßung verhöhnt oder niedergetreten. Sie gaben das Beispiel in Sonntags-Entheiligungen, setzten ihre eigenen Gesetze über die göttlichen, trieben Abgötterei mit Juristen und Juristerei; thaten als sei die Menschheit geschaffen, um Staaten zu bilden, in denen Juristen und Regenten leben könnten als wie im Himmel. Und zum Unglück über Alles aus übte das Wort Aufklärung über Viele eine zauberische Kraft, so weit es die persönlichen Rechte nicht berührte. Um der Aufklärung willen ließ man die Schulen, höhere und niedere, heidnisch verlottern, suchte unter allem Volke die aufgeklärtesten, d. h. die ungläubigsten Menschen aus, setzte sie als Beamtete unters Volk, daß das Volk an ihnen ein Beispiel nehme, und zum Exempel, wie man ungläubig sein, unchristlich und doch den Regierungen sehr angenehm leben könne, ja vielleicht sogar Orden kriegen und Pensionen.

Auf diese Weise kam in die Armuth das tödtliche Gift, machte sie zu der furchtbaren Wucherpflanze Europas, welche Land und Leute verderbend umschlingt. Dieses war die Ansicht des Verfassers im Jahr 1839, dieß ist seine Ansicht geblieben bis auf den heutigen Tag, d. 7. September im Jahr 1850. Vor eilf Jahren sah er gegen die drohende Noth das einzige Heil in dem, in welchem alles Heil liegt, in Christo. Die sichtbar gewordene Liebe allein konnte helfen und heilen, denn es giltet nicht bloß das Helfen, sondern eben auch das Heilen; die brüderliche persönliche Theilnahme der Habenden an den Nichthabenden, besonders die liebevolle Sorge für ihre Kinder, bei welchen das Gift des Neides und des Hasses noch keine Kruste gebildet. Wie der Abfall zuerst von Oben kam, sollte auch Oben die Umkehr beginnen, die Heilmittel bereitet werden, und wenn diese bloß in Geld oder Gesetzen, in

Steuren oder Tellen, in dieser oder jener Form gesucht würden, bereite man sich nichts als bittere Täuschung. So meinte es der Verfasser vor 11 Jahren, und hoffte wirklich guten Muthes auf diese Umkehr in der Liebe. Es schien ihm, als begönnen die Spitzen der Berge sich zu röthen, als verkünde ein lieblich weiches Morgenroth einen jungen schönen Tag, als steige Christus wieder über den Völkern auf, als verkläre seine Liebe manch hohes Haupt. Da war's, wo der Verfasser sich täuschte, es kam ganz anders. Wie oft ist der Morgen schön, scheint einen schönen Tag zu verheißen, und täuscht. Die Wolken steigen auf aus der Tiefe, kommen daher geflogen, es ballen sich zornige Gewitter, statt voll Sonnenschein und Freude wird voll Sturm und Donner der Himmel, voll Schrecken der Mensch. Es war wie der Wächter zurief dem Manne von Sehir, als er ihn fragte: Wächter was sagst du von der Nacht, Wächter was sagst du von der Nacht? Es ist zwar der Morgen kommen, aber es wird auch die Nacht kommen. Wo der gute Geist nicht ist, da kommen die bösen Geister, und haben die Nacht im Hause, in das sie gezogen, bringen das Ungenügen, den Neid, stiften die Feindschaften, reden aus Muthwillen, um Schaden zu thun, und drehen denselben dick ineinander. Es war, als sei der Tag schwarz geworden und Finsterniß habe sich gelagert über die Völker, einzelne Windstöße wirbelten den Staub auf, machten die Augen trübe, beugten die Bäume, die Häuser bebten. Schwer legte es sich auf jede denkende Seele, ein wunderbar Bangen lähmte die guten Kräfte; das Morgenroth wurde von der Nacht verschlungen. Die Eiterbeule schwoll; statt mit heilendem vertheilendem Balsam ward sie von den bösen Geistern mit ätzenden Giften bestrichen, sie sollte aufbrechen, sie sollte, einem feuerspeienden Berge ähnlich, einen Lavastrom ergießen, zu verzehren die ganze alte Welt und die Ordnung der alten Welt.

Damals, eben in Mitte dieses fluchwürdigen Treibens, bald vier Jahre her mögen es sein, sollte dieses Büchlein neu aufgelegt werden, im Wirbel der Zeiten unterblieb es. Damals, als es trüber und trüber ward auf Erden, schrieb der Verfasser ins Vorwort: „Es schien die Zeit zu nahen, wo der Reiche zum Engel des Armen wird, der Arme Gott lobet und preiset, der Liebe und Treue wegen, welche ihm durch den Reichen wird." Aber anders ward es. Ein wild

wüst Wetter hat den schönen Maien verschlungen; wo Leben war, sitzt jetzt der Tod. Schwarmgeister brachen aus der Tiefe, entfesselten die bösen Geister in des Menschen Brust, die alte Gier nach dem, was des Nächsten ist, fletscht neu die Zähne; der Sinn, der Gott und Menschen haßt und das Eigene sucht, setzt sich wieder fest auf seinem alten Throne, von dieses Thrones Stufen gehen aus durch das Volk die Lügen-Propheten, von denen Micha sagt: sie verführen das Volk; beißen mit den Zähnen, predigen Frieden und rufen den Krieg aus gegen den, der ihnen nichts giebt; Propheten, welche die Freiheit des Fleisches predigen, das Heil, das von außen kommt, das alte Heidenthum, welches zu sich in den Koth die Götter zieht, welche verhöhnen der Christen Gott, der zu sich hinauf nach dem Himmel die Menschen ziehen will, welche verkünden die Rechte des Thieres zu Allem, was ihm vor Schnauze oder Schnabel kömmt, und diese thierischen Rechte Menschenrechte nennen. Wo im Taumel der Ueberraschung die Macht in ihre Hände kam, da stachelten sie all' ihre Unterthanen auf, hetzten sie mit schauerlichem Geschrei auf Aristokraten, Pfaffen, Jesuiten und Reactionäre, und darunter verstunden sie Alle, welche Ordnung wollten und Christum festhielten. Eine unduldsamere Brut war nie unter dem Himmel, als die, welche jetzt so wild nach unbedingter Freiheit schreit, welche so frech unbeschränkte Rechte fordert. Wann die Stunde kömmt, in welcher Gott der sumsenden Menge die Augen öffnen, ihr die Schlangen zeigen wird, welche sie verführen, weiß er allein. Aber die Stunde ist da, wo jeder Christ den Schlotter sich vom Leibe schütteln muß, sein Licht nicht mehr unter den Scheffel stellen darf. Die Kinder der Welt fahren mit Fahnen in der Welt herum, wie Herolde der Thorheit zu Fastnachtzeit, die Kinder Gottes aber sollen ergreifen die Kriegsrüstung Gottes, auf daß sie in bösen Tagen Widerstand thun, alles wohl ausrichten und bestehen mögen, umgürtet mit Wahrheit, gepanzert mit Gerechtigkeit, gewaffnet mit dem Schilde des Glaubens, dem Helme des Heils, dem Schwerte des Geistes, und dem Worte Gottes.

Vor der Tenne ist die Wurfschaufel wieder, und will die Tenne fegen. Wer nicht gefegt werden will, der lasse den Zweiherrndienst, die Feigheit der Zeit, und sei ein Christ, frei und frank, in Wort und That.

So schrieb der Verfasser, als die gewitterschwangere Wolke am Himmel sich thürmte, die Beule an der Menschheit aufschwoll. Was die Schwarmgeister wollten, geschah: die Beule sprang, der Sturm brach los, Revolution um Revolution wälzten ihre ttühen Fluthen über die Erde, spritzten ihren Schaum bis zum Himmel auf.

Da sandte Gott auch seine Gerichte; sie donnerten über die Völker, sie beugten hohe und niedere Häupter; die Wuth wandelte sich in Wimmern; es ward offenbar die Macht des Herrn und die Ohnmacht der Menschen. Stiller ist es wieder auf Erden geworden, die Stürme legen sich, den Donner hört man nur noch in der Ferne, Athem sucht die erschöpfte Menschheit; es sehen die Augen sich um nach dem was gewesen, was geblieben. Und diese sehen die Gräber von Tausenden, sehen zehntausend Arme, wo früher tausend gewesen, sehen Noth, wo früher reichliches Brot war, sehen verschüttet zahlreiche Quellen des Erwerbs, sehen Paläste in Trümmern, sehen in Asche und Schutt Millionen, Millionen Eigenthum. Einem verhagelten Saatfelde gleicht die Erde, fast einer Prairie, deren dürres Gras das Feuer verzehrt, alles Leben getödtet, die nun, nachdem das Feuer verglommen, da liegt wüst und schwarz, in grauen stinkenden Rauch gehüllt. So gieng es und so ist es, und alles Warnen war vergeblich, jedes Menschen Stimme verhallte ungehört im Toben der Menge, jedes Haupt mußte sich beugen vor Gottes Donner und jeder Mund sprechen: Gott sei mir armen Sünder gnädig. Ist's möglich, so gehe der Kelch an uns vorüber, doch nicht unser, sondern dein Wille geschehe. Es war lange, als verhallten auch die Gebete der Menschen im Donner der Kanonen, als habe Gott sein Auge in Pulverdampf verhüllt, wolle die Schwerter der Reiter mähen lassen in blutigem Felde, bis geschnitten sei das ganze Feld. Verzischt im Blute sind die losgebrochenen Kräfte, im Gefühl der Ohnmacht ist der Zorn erblaßt; die zerrissenen Dämme werden untersucht, sollen geschützt werden durch neue Wehren, das Uebergebliebene wird zusammengesucht, ernste Augen durchforschen das rauchende Feld. Wollte Gott es würde hier geschehen, wie es auf der Prairie geht, es würde aus dem Tode junges Leben erblühn. Dort ist kaum das dürre Gras verbrannt, kaum hat der glühende Boden sich abgekühlt, regt es sich wieder in der Erde, es keimt und grünt und bald be-

deckt ein wunderbarer Teppich, von Gott ſelbſt gewoben, die wüſte, die ſchwarze Stätte. Im Gebiete der menſchlichen Kräfte thut aber Gott nicht Alles, thut nichts alleine, er giebt nur den Segen zu dem, was der Menſch thut in ſeinem Sinne, oder wendet zum Beſten, was der Menſch thut in verkehrtem Sinne. Es ſcheinen die Menſchen dieſes zu faſſen, nicht müſſig ſein zu wollen, ſie ſtehen am rauchenden Felde, überſchauen es von den alten Dämmen, reden und rathen, was geſchehen müſſe, den Schaden zu heilen oder künftiger neuer Noth vorzubeugen. Aber in ihr Reden hinein ziſchen zornig und racheſchnaubend die finſtern Geiſter, mit ihrem Geifer möchten ſie auf der Brandſtätte erzeugen eine vergiftete, alles zerſtörende Saat. Aber es wird ihnen nicht gelingen, ihr Schnauben und Ziſchen wird zu Schanden werden. Dieſes glauben wir beſtimmt und ſicher, doch nicht um des vielfachen Raths der Rathenden willen, nicht weil wir meinen, daß Erfahrung die Menſchen jetzt beſonders klug gemacht, ſondern weil wir an die Macht der Liebe glauben, welche den glimmenden Docht nicht auslöſchen, das ſchwache Rohr nicht zerbrechen wird, welche ja nicht den Tod des Sünders will, ſondern daß er lebe und ſich bekehre, welche das Verlorne ſucht, und nicht, um es zu richten, ſondern um es ſelig zu machen: weil wir glauben an die Macht des Herrn, die nicht vergehen wird wie eine Morgenwolke, ſondern den Sieg davon tragen, alle ſeine und meine Feinde zu ſeinen Füßen legen wird: weil wir an die Beſtändigkeit des Chriſtenthums glauben, welches ſo manche Nacht, ſo manchen Sturm beſtanden, und aus Nacht und Sturm immer verjüngt und verklärt hervorgegangen, wie aus einem himmliſchen Bade, das nichts wegnahm als Schlacken der Welt und der Menſchen, und es neu leuchten ließ in ſeinem göttlichen Glanze. Es iſt und bleibt alſo das Chriſtenthum in vollem Sinne des Wortes der einzige wirkſame Balſam für die eiternde Wunde; da würde der Verfaſſer kein Düpflein ändern an ſeinem Büchlein, ſein Glaube iſt unverändert der gleiche geblieben: Chriſtus iſt und bleibt der einzige Heiland für die ſieche Welt. Aber wie der Strom der Zeit das Bett des Uebels breiter und tiefer gegraben, würde er das Büchlein nicht mehr hinſpitzen auf die Rettungsanſtalten verwahrloſter Kinder, welche nur ein einzelner, aber ſehr wichtiger Beſtandtheil der chriſtlichen Beſtrebungen für die verwahrloſten

Brüder sind und bleiben müssen, sondern das Büchlein würde breiter werden wie des Uebels Bette, würde wohl alle Lebensgebiete umfassen, es würde eigentlich ein anderes Buch werden, gleich in seinem Grundsatze, aber in anderer Gestaltung, dem Stand der Dinge gemäß, der jetzt ein anderer ist als damals. Das will nun der Verfasser nicht machen; er traut seinen Lesern zu, daß das, was in diesem Büchlein gesagt ist, sie selbst anwenden können auf das ganze Leben. Er theilt zwar seine Leser nicht ein in Gebildete und Ungebildete, verbittet sich die Einen entschieden und bittet die Andern eben so entschieden, aber etwas höflicher, sondern er liebt alle Leser, welche Augen haben zu sehen, Ohren zu hören und einen Verstand zu begreifen, und solche sind, wie er aus Erfahrung weiß, wenigstens so zahlreich unter den Unmündigen, als unter den Weisen der Welt, welche auch dem Gesetze unterliegen, daß die Gegensätze sich berühren und bekanntlich oft vor lauter Weisheit zu Thoren werden. Der Verfasser möchte sich bloß einige Schlußbemerkungen erlauben, durch das Vergangene und das Gegenwärtige ihm aufgedrungen, von denen er hofft, daß sie offenere Ohren und freundlichere Aufnahme finden werden, als sie vor zehn Jahren gefunden haben würden, und zwar hofft er diese Ohren zu finden bei Gebildeten und Ungebildeten, bei allen, welche einen aufrichtigen Sinn haben, und denen es wirklich um Wahrheit zu thun ist.

Wo er im vorigen Capitel stehen geblieben bei den Armen-, Erziehungs- oder Rettungsanstalten armer oder verwahrloster Kinder, will er anfangen. Diese bewähren sich wirklich nicht als eine vorübergehende Frucht eines veränderlichen Geistes, des Zeitgeistes. Sie sind keine Modesache, sie sind ein Bedürfniß, eine Nothwendigkeit geworden und werden es so lange bleiben, als die Zahl der verwahrlosten Ehepaare mehr Kinder zeuget und weder ernähren noch erziehen kann, als in frommen Familien zweckmäßig können erzogen werden. Diese Erziehung wäre allerdings als die naturgemäßeste auch die beste. Auf Bauernhöfen, bei einfacher Kost, harter Arbeit und gottesfürchtigem Exempel, werden die Kinder unbestritten am besten erzogen, aber solche Höfe reichen bei weitem nicht hin. Bauern nehmen bekannt gewordene schlechte Kinder nicht in ihre Familien auf. Diese werden anderweit verdinget und aus verdingten Kindern die-

ſer Art beſteht wenigſtens die Hälfte der Zöglinge in Armenanſtalten und mit wenigen Ausnahmen ſind ſie die verdorbenſten, welche aufgenommen werden müſſen. Das iſt ganz wahr, daß nicht alle Armenanſtalten was taugen, daß etwelche Bankrott gemacht oder machen werden, aber unter jeder Baumart giebt es faule Bäume, deswegen läßt unſer Herrgott die Art doch beſtehen. Eine Anſtalt muß in jeder Beziehung auf den Fels gegründet ſein, dem weder Wind noch Waſſer was anhaben, die Lebensweiſe muß ſtreng und einfach ſein, ans Beſſere gewöhnt man ſich ſchnell, die Zucht ſcharf, aber ſo, daß die Liebe darin ſichtbar wird und Beſſerung wirket. Die Zöglinge müſſen ſtark werden inwendig und auswendig, daß ſie jegliches Leben ertragen mögen und nicht verdorren und abfallen, wenn die Sonne höher ſteigt. Endlich muß ein lebendiger Geiſt in der Anſtalt wohnen und über derſelben wachen, ſonſt entſteht Faulheit und Fäulniß, dann hebe man ſie auf alsbald, ehe Aergerniß von derſelben kömmt und Kinder darin faulen.

In der neuern Zeit hat man ſich auch mehr und mehr der verwahrloſten Familien im Proletariat angenommen, geiſtlich und leiblich, hat dieſes Werk innere Miſſion benamſet, d. h. Sorge für die Heiden im Lande. Darüber ein Wort. Wir betrachten das Werk an ſich allerdings für eine ſchöne Blüthe des neu erwachten chriſtlichen Geiſtes, nur werde man nicht ungerecht, meine, das Werk an ſich ſei neu. Neu iſt nur die Benennung, an der innern Miſſion wurde immer und immer gearbeitet. Möglich iſts freilich, daß die, welche ihre Augen hauptſächlich auf die äußere Miſſion richteten, das Wirken an der innern weniger bemerkten. Je lebendiger man von dem Schaffen in dieſem Felde ergriffen wird, deſto mehr muß gewarnt werden vor unzeitigem Eifer, ungeſchicktem Treiben. Nirgends mehr als hier giltet das Wort unſeres Herrn: ſeid klug wie die Schlangen, aber ohne Falſch wie die Tauben. Hier hat man es zwar nicht mit Gebildeten, aber mit ſehr ſchlauen Leuten zu thun, welche jede bemerkbare Schwäche auf die verſchlagenſte Weiſe zu benutzen wiſſen, wie liſtige Kinder die Blößen der Eltern. Man muß ſich ſehr wahren, daß während man Andere arznen will, man nicht ſelbſt peſtkrank wird, oder wie Paulus ſagt, daß man nicht ſelbſt verwerflich wird, während man andern predigt. Man ſei ja ſehr vorſichtig, daß man nicht Heuchelei

förbere und Falschheit pflanze und mit reichen Gaben beide lohne als wahrhaftige Früchte ächter Buße und Bekehrung. Es treiben dieses schöne Werk eine Masse von Menschen und Damen mit einem Unverstand, daß einem die Haare zu Berge stehen. Sie mahnen viel an die ehemaligen Weihnachts- oder Neujahrkinder, welche in den Häusern umgingen, sich von den Kindern beschauen und begrüßen ließen als wunderbare Wesen von Oben und den gläubigen Kindern Geschenke spendeten mit vollen Händen. Die jetzigen Neujahrkindlein tragen eine selbstgemachte Puppe in den Häusern herum, nennen sie Christus, lassen sie küssen und anbeten und wer es thut, der kriegt Allerlei als Lohn für seine Gläubigkeit. Es machen solche Leute zuweilen ein recht unanständiges Aufsehen mit ihrer Theilnahme und Sorge für die Armen, stellen ihre eigenen Persönchen in den Vordergrund, wie keine Tänzerin es besser machen kann. Und hinter dieser Zudringlichkeit oder Vordringlichkeit steckt oft keine Barmherzigkeit, sie schröpfen andere, geben selbsten nichts, ziehen beim Sammeln oder Vertheilen fremder Gaben Glacehandschuhe an, weiße wo möglich, legen dabei ihren Arm gerne in den eines ritterlichen Jünglings, bekommen nach vollbrachtem Werk Herzklopfen, fallen in Ohnmacht, wie man auf keinem Theater so schön es zu sehen kriegt, und das Alles um des Heilands und seiner Armen willen. Man hüte sich doch ja, Christus lächerlich zu machen, damit verdirbt man Alles. Die Armen macht man verstockter, boshafter, man verdirbt den Weg den Berufenen.

Gerade dieses führt uns auf den Punkt, wo wir mit der innern Mission, wenn wir sie anders recht verstehen, nicht übereinstimmen. Die innere Mission befaßt sich mit den untern Ständen, nimmt die untersten Schichten des sogenannten Proletariats in Angriff, als ob nur da Heiden im Lande seien, als ob daher das Uebel gekommen, darum auch von daher das Heil kommen müsse. Das ist nun nicht so, sondern umgekehrt: das Uebel, Abfall und Unglauben sind von Oben gekommen, haben im Beispiel von Oben in den untern Ständen ihre Berechtigung gefunden, von Oben muß das Heil kommen, muß dem Heidenthum seine Berechtigung entzogen werden.

Zu diesem von Oben zählt der Verfasser voraus alle Regierungen, seien sie nun dargestellt durch Könige, Herzoge

oder Rathsherren. Zu den Königen von Juda und Israel traten die Propheten, die Kleinen und die Großen, hielten ihnen ihre Abgötterei vor, machten sie verantwortlich für des Volkes Abfall, und welche Wirkung das Exempel des Königs auf das Volk hatte, das kann in ihren Schriften lesen, wer noch eine Bibel daheim hat. Es ist allerdings wahr, unter den römischen Kaisern, als sie noch Heiden waren, entwickelte das Christenthum die größte innere Kraft, ergriff am mächtigsten die Menschheit. Aber es ist eine ganz andere Sache, wenn eine Regierung heidnisch heißt und heidnisch ist, als wenn eine Regierung sich eine christliche nennen läßt, christliche Ansprüche macht, dabei dann heidnisch ist und heidnisch regiert, so wie man zu einem Feinde in ein ganz anderes Verhältniß kommt, wenn man ihn innerhalb den Thoren hat, statt wie früher außerhalb denselben. Die Regenten wirken doppelt ein auf das Leben der Völker, erstlich durch ihr Regiment und zweitens durch ihr Leben. Wir erinnern an das schöne Wort vom Apostel Paulus: Jedermann sei unterthan den obschwebenden Obrigkeiten, denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott, wo aber Obrigkeiten sind, die sind von Gott verordnet (von Gottes Gnaden). Denn sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der das Böse thut.

Daher ist's auch noch so schön in unserem Staate, daß der höchste Beamtete und der niederste Treue schwören im Namen dessen, von dem alle Obrigkeit kommt, seine Oberherrschaft anerkennen, gleichsam in seinen Diensten stehen, von ihm endlichen Lohn oder Strafe zu gewärtigen haben. Aber wenn das Salz dumm wird, mit was soll man salzen? Wann die Obrigkeit abfällt von Gott, nur in ihrem Namen regiert und nicht in Gottes Namen, nur ihre Gesetze gehalten wissen will und die göttlichen Gesetze fast wie die eines Usurpators abschafft oder untergräbt und ungestraft untergraben läßt, ja wenn sie recht eigentlich darauf ausgeht, das christliche Gewissen zu verdummen und stumm zu machen, wenn sie Heere Ungläubiger unter das Volk sendet, kommandirt von Generalen, Präsidenten, Rektoren und Conrektoren, welche augenscheinlich alles christliche Gefühl abstumpfen und alle christlichen Ansprüche verhöhnen sollten, was dann, fragen wir, was dann? Da war eine furchtbare pharaonische Verblendung! Wehe dem, der eine Autorität sein will und sein

soll und er untergräbt die Autorität dessen, von dem er seine Autorität hat und auf dem dieselbe beruht. Wie manche Mutter hat dies schon erfahren, welche die Kinder gegen den Vater aufwiegelte und in Hintansetzung seines Willens das Exempel gab. Gerade dieses ist eine Hauptquelle des Elendes und der Armuth, daß das Ansehen jeder Autorität vernichtet ist, daß jede Autorität als natürlicher Feind gehaßt und verfolgt wird, daher auch der Zucht der Aufruhr gegenüber steht. Und wer ist am furchtbarsten dabei gefährdet, und wer hat den Anfang davon gemacht, und wer hat das Exempel gegeben? Nun der Anfang wurde freilich nicht in diesem Jahrhundert gemacht, aber es stehet ja geschrieben, und zwar, um die Väter weise und vorsichtig zu machen: Ich strafe die Bosheit der Väter bis ins dritte und vierte Geschlecht. Alle Warnungen waren umsonst, es kam dahin, daß wenn christliche Aergernisse vom Regiment kamen, man sie stillschweigend hinnahm mit der Rechtfertigung: Was will man, man hat lange dagegen geredet, man hat nichts davon gehabt als Verdruß, schweigen wird das beste sein. Solche Tröstungen des Gewissens sind schlecht, mit Stillschweigen und Zusehen macht man sich der Sünden theilhaftig. Aber was will man, die Naturen sind selten, welche unter fortdauerndem Donner und Blitz der Ungnade unentwägt bleiben, das Haupt aufrecht tragen und die Wahrheit frei sagen. Es ist eine große Gabe Gottes, mit denen er seine Propheten ausstattete, daß sie die Wahrheiten sagen durften, daß sie der Wahrheit treu blieben im Widerreden der Welt, daß sie ausharrten und fortredeten, wenn alles umsonst, ja wenn selbst Gott sie zu verlassen schien, doch auf ihn vertrauend. Jonas war kein solcher Prophet, ist indessen nicht ohne Nachkommen geblieben.

Eben so viel als das Regiment ist das Leben der Regenten von Einfluß auf das Volk. Den göttlichen Gesetzen ist der Regent unterworfen wie der Geringste im Volke. Unser Gott nimmt das Angesicht nicht auf, ist kein Gott der Ausnahmen, wie das Exempel an David zeigt. Aergernisse müssen sein, heißt es, aber wehe dem, durch den sie kommen. Wer eins dieser Kleinen ärgert, dem wäre besser, es würde ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und derselbe versenket, wo das Meer am tiefsten ist. Das Aergerniß, welches vom schlechten Leben eines Regenten kommt, geht durchs

ganze Volk, faſt bis in die Wiege des Säuglings hinunter. Was dem Regenten erlaubt iſt gegenüber den göttlichen Geſetzen, das iſt dem geringſten ſeiner Unterthanen ebenſo gut erlaubt; was er ſeinen Beamteten gegenüber den göttlichen Geſetzen nachſieht und an ihnen duldet, das muß er dem Geringſten ſeiner Unterthanen nachſehen und es an ihm dulden. Alle die, welche in des Königs Solde ein ſchlechtes Leben führen und Aergerniß geben, die ſündigen in des Königs Sold, und das Aergerniß wird am König genommen, der zur Sünde das Geld ſchießt.

Hier muß die Bekehrung beginnen, hier iſt der Hauptacker der innern Miſſion und nicht das Proletariat. Das iſt nichts, einem armen Mannli die Hölle heizen, oder ihn einſalben mit Verheißungen von Gnade und einer wöchentlichen Unterſtützung, wenn er ſich bekehre. Aber einem Regenten oder Regentlein, es kömmt auf eins heraus, die Wahrheit ſagen wie Nathan dem David, und zwar ohne Hoffnung, es werde in die Zeitungen gethan, in Zeiten, wo ſolche Artikel weder Zweckeſſen, weder Ehrenbecher, noch derartige Demonſtrationen eintragen, das iſt ganz was anderes. Aber wir haben große Ahnungen, es gebe auch Solche, welche ein ſtark Wort gegenüber dem armen Mannli haben, ein ordentlich ſchweißtreibend Wort, und die hätten wiederum einen ſehr ſtarken Scharwenzel gegenüber von Regenten und abſonderlich von hohen Damen, welche gewöhnlich Theil am Regieren haben, wenn auch nicht einen conſtitutionellen, ſo doch einen unabtreiblichen, nicht zu nehmenden. Da muß alle Tage gepredigt werden, daß wenn wir ein chriſtlich Volk bleiben wollen, Schafe ſeiner Heerde, die Regenten chriſtlich regieren müßten und einen chriſtlichen Wandel führen, daß aller Weisheit und alſo auch aller Staatsweisheit Anfang ſein müſſe: Gott fürchten und ſeine Gebote halten.

Wir kennen keine Staatsmoral und wie weit man damit kommt, hat Gott im Kanton Bern ein Exempel ſtatuirt. Wir können eben ſo wenig glauben, daß ein Staat nicht chriſtlich regiert werden könne, als wir glauben, unchriſtliches Zeug und unchriſtliches Weſen könnten irgendwie und in irgend einem Zweige das wirkliche Wohl eines Staates nicht blos ſcheinbar, ſondern dauernd fördern. So wenig als wir glauben, der Bauer, welcher den andern um 100 Thaler betrügt, habe von dieſem Betrug einen wirklichen dauernden

Nutzen oder Schaden bis ins dritte oder vierte Geschlecht. Also hier werde angefangen, ein christliches Heer Soldaten und Beamteten, christliche Finanzen und christliche Schulen, höhere und niedere, eine christliche Justiz, eine christliche Politik, eine christliche Verwaltung, ein christliches Leben, das ist der Hauptschritt zur Bekämpfung des Nothstandes, zur Bekehrung des — Proletariats.

Dann muß aber auch gepredigt werden den höhern Ständen in all ihren Arten und Abarten. Sie sind in Beziehung auf die untern Stände ungefähr, was der Luftkreis zur Erde. Ist der Luftkreis hell und klar, scheint die Sonne durch, so wird es freundlich auf derselben und ein fruchtbringend Leben regt sich in ihrem Schooße; ist der Luftkreis trüb, hängen schwarze Wolken an seinem Gewölbe, oder ist er mit grauem Nebel angefüllt, dann ist es trüb auf Erden und freundlich und lieblich wird es nicht, bis es oben wieder hell wird, die Sonne wieder Bahn auf die Erde findet. Da oben nun ist das Leben dick und trüb geworden, da war eine Ungläubigkeit zum Grauen, eine Hintansetzung aller göttlichen Gesetze, wie sie vielleicht im untersten Proletariat kaum gefunden wird, was diesen Theil der Gesellschaft zusammen hielt, war eine gewisse Berücksichtigung des Anstandes, Sorge für die Familie, die Standesehre und persönlicher Ehrgeiz. Aber nicht nur stand man den untern Ständen in der Sonne, sondern sie wurden zur Befriedigung der Laster beigezogen, und hatte man sich ihrer bedient, warf man die Einzelnen achtlos und unbekümmert weg, wie die Schalen ausgepreßter Citronen, und zwar an Leib und Seele verdorben ins Proletariat hinein. Doch es soll hier nicht gepredigt werden, blos zeigen wollte der Verfasser, warum gerade hier gepredigt werden müsse. Werden die höhern Stände nicht bekehrt und christlich, so ist die Bekehrung der untern eine Unmöglichkeit, alle Arbeit ist eitel, das Volk geht zu Grunde.

Man vergesse ja nicht, wie es Christus und den Juden gieng. Christus ging nach alter Propheten Sitte auch den Ersten im Volke nach, wie Johannes dem Herodes. Aber die Ersten im Volke wollten ihn nicht hören, er gewann wohl viel Volk, aber viel Volk ging wieder hinter sich, aus Furcht vor den Obern. Christus sah das wohl ein, darum weinte er über dieses Volk, darum sagte er, es werde das Heil von ihm genommen und den Heiden gegeben werden. Darum

erkannte Caiphas, es sei besser, Einer sterbe, als daß das ganze Volk verderbe, darum schrie das ganze Volk, kreuzige ihn, kreuzige ihn, sein Blut komme über uns und unsere Kinder! Und es kam das Blut über die Kinder und das Heil kam den Kindes und Kindes Kindern noch jetzt nicht wieder, darum, weil die Obersten des Volkes die rechte Stimme nicht hören, das Licht der Welt nicht wollten scheinen lassen in die Finsterniß, und weil sie es noch jetzt nicht wollen, so ist es noch jetzt nicht wiedergekommen.

In der Christenheit dagegen scheint es besser sich zu gestalten, tagen zu wollen von Oben, Licht durchzubrechen, wo es sonst so dunkel war. Das kömmt vom Herrn, aber was die Menschen selbst vollbringen können, thut, wie gesagt, der Herr nicht. Da oben also beginnt zu predigen und zu missioniren, aber nicht mit Puppen und Kinderspiel, sondern in der Würdigkeit der alten Kirchenhelden und mit den Worten, die da Kraft haben wie zweischneidende Schwerter, durch die alte Verstockung gehen, Ströme der Buße quellen lassen über die durch die Winde der Welt ausgetrockneten Felder Gottes, die Schranken brechen, welche zwischen den Ständen sich aufgethürmt, der Bruderliebe den Weg versperrt. Der Verfasser gehört bekanntlich nicht zu denen, welche eine Ausgleichung in der Materie wollen und eine Gleichstellung aller Menschen im Besitz und Genuß begehren. Er will eine Einigung in der Liebe und eine ächte Gemeinschaft der Heiligen. Damit dieses möglich werde, muß allerdings auch etwas Aeußeres geschehen, und zwar hauptsächlich Eins, an welches man wenig denkt, und am allerwenigsten, daß es hierher gehört: Es muß wiederum geachtet werden von allen und angestrebt von allen das vierte Gebot: Gedenke des Sabbaths, daß du ihn heiligest. Sechs Tage sollt du arbeiten und schaffen alle deine Werke, am siebenten Tage ist der Tag des Herrn, da sollt du und deine Leute und dein Vieh und der Fremdling, der bei dir wohnt, innerhalb den Thoren deines Hauses kein Werk thun, denn in 6 Tagen hat der Herr geschaffen Himmel und Erde und am siebenten hat er geruhet. Deswegen hat der Herr den Sabbath gesegnet und geheiliget. Der Herr ist der Herr der Zeiten, er zählt dem Menschenkinde die Tage zu, an ihm ist's denn doch wohl, ihren Gebrauch zu gebieten. Er will, daß sechs Tage gearbeitet und am siebenten geruhet werde, und ungestraft verletzt man keins seiner Ge-

bote. Es mögen viele Leser diese Worte seltsam ansehen, vielleicht gar meinen, ganz richtig im Kopfe des Verfassers werde es denn doch nicht sein. Der Verfasser meint es sehr ernst und glaubt, er denke richtig. Gott macht keine Ausnahmen, und wer das tägliche Brod ohne Arbeit hat, soll, wie der Apostel Paulus sagt, arbeiten, damit er habe für den Dürftigen in seiner Noth, und wer nicht arbeitet, soll gar nicht essen. Es ist nichts, welches so scharf einen Stand vom andern scheidet, als wenn einer arbeitet, der andere nicht. Einer begreift den andern nicht mehr, die Theilnahme verglimmt, es entsteht Haß und Neid auf der einen, Geringschätzung auf der andern Seite. Es ist sehr merkwürdig, wie der Arme vor dem Reichen, der arbeitet, immer noch eine Art von Respekt behält, ihn wenigstens nicht hasset, wie den, der gar nichts thut; dieser hauptsächlich ist's, dem der Arme Genuß und Besitz nicht gönnt.

Wer nicht arbeitet, kann kein ehrbar Leben führen.

Als Jesus eines Morgens in die Stadt ging, hungerte ihn. Und als er einen Feigenbaum am Wege sah, ging er hinzu, aber er fand nichts daran, denn allein Blätter. Da sprach er zu ihm: Nun wachse auf dir hinfort nimmermehr Frucht. Und der Feigenbaum verdorrete alsbald. Wenn der Verfasser den Müssiggang in den höhern Ständen sah, hat er oft an den Feigenbaum gedacht, und wie er alsbald verdorrte, als Jesus keine Frucht an ihm fand. Wenn der Verfasser Herren und Damen sah, untauglich zu allem Guten, die nichts konnten, als ihre Person zweg rüsten und zweg stellen, keine Arbeit kannten, als die Zeit vertreiben, einen Tag nach dem andern so gleichsam umbringen, so hat er auch an den Feigenbaum gedacht, der geschmückt war mit Blättern, aber keine Früchte trug. Der Verfasser will keine Abhandlung schreiben, er bleibt daher stehen bei der Behauptung: Wollen die obern Stände Buße thun und sich bekehren, so müssen sie anfangen, getreulich zu arbeiten, die Zeit, die Gott dafür gegeben hat. Aber sie müssen noch eines thun, sie müssen den siebenten Tag, den Tag des Herren, wieder heiligen sammt ihrem ganzen Hause.

Wer sechs Tage arbeitet, dem ist der Sonntag ein Labsal des Herrn; wer den Sonntag heiligt, dessen Arbeit ist gesegnet während den sechs Tagen. Der Sonntag ist unter den Tagen, was der Sauerteig im Mehl, aus welchem das

Brod gebacken wird. Wir möchten fragen, wann war der Handwerksstand geehrter und reicher, damals, wo der Meister mit dem ganzen Hause den Sonntag feierte, oder jetzt, wo die Meister sammt ihrem ganzen Hause von Sonntagsheiligung nichts wissen. Ich und mein Haus wollen dem Herren dienen, soll der Wahlspruch einer jeden Familie werden. Keine Bildung geht über die Sonntagsfeier, das Gebet und die Verkündigung des Evangeliums hinaus, es sei denn eine ungesunde, die zur Thorheit führt; kein Haupt ist so hoch, dem das Wort des Herrn nicht giltet. Und wenn ihr nicht werdet wie dieses Kind, so werdet ihr das Reich Gottes nicht sehen. Und gerade in der Sonntagsfeier, im Gebrauch der Sacramente, im Gehen zum Tische des Herren liegt eine Macht zur Einigung der Gemüther, zur würdigen und schönen Verbindung von Armen und Reichen, Hohen und Niedern, wie sie in keiner Verfassung zu finden, in kein Gesetz zu bringen ist, wie man überhaupt an vielen Orten, wo man nur noch dem Namen, nicht dem Wesen nach christlich ist, keine Ahnung von der Möglichkeit einer solchen freundlichen Vermittlung auf den Gebieten des Gemüthes hat.

Das sind nun Andeutungen, die zum Prüfen und Nachdenken gegeben werden. Es giebt noch eine Klasse, welche wenigstens eben so versunken ist, als das Proletariat, und zu dessen Verderbenheit jetzt mehr noch beiträgt, als die obern Stände. Es ist das große Regiment von Taugenichtsen, welches sich täglich rekrutirt mit den schlechtesten Subjekten aus allen Ständen, die weder beten noch arbeiten, nichts Heiliges mehr kennen, aber ja freilich sich groß gebehrden, die Gebildeten heißen, auf den Wolken des Zeitgeistes durch die Straßen fahren, mit den Schlagwörtern desselben um sich schlagen, daß an keinem Hause mehr das Pflaster hält, daß es Ziegel von den Dächern sprengt. Sie sind die Kneipenpfaffen, die Mönche der Kaffeehäuser, denn sie verlassen sie selten, sie sind die Theaterengel, sind die Hetzer der Hefe des Volkes, die Schreiber der schlechtesten Blätter, die Missionäre des Unglaubens und der Zerrüttung, als Flüchtlinge, Handlungsreisende, Hausirer, wandernde Pädagogen, Handwerksbursche und sonstige Landstreicher. Die Massen dieser Menschen finden sich hauptsächlich in großen Städten vor, da zu Tausenden, in kleinerer Zahl durch das ganze Land, beson-

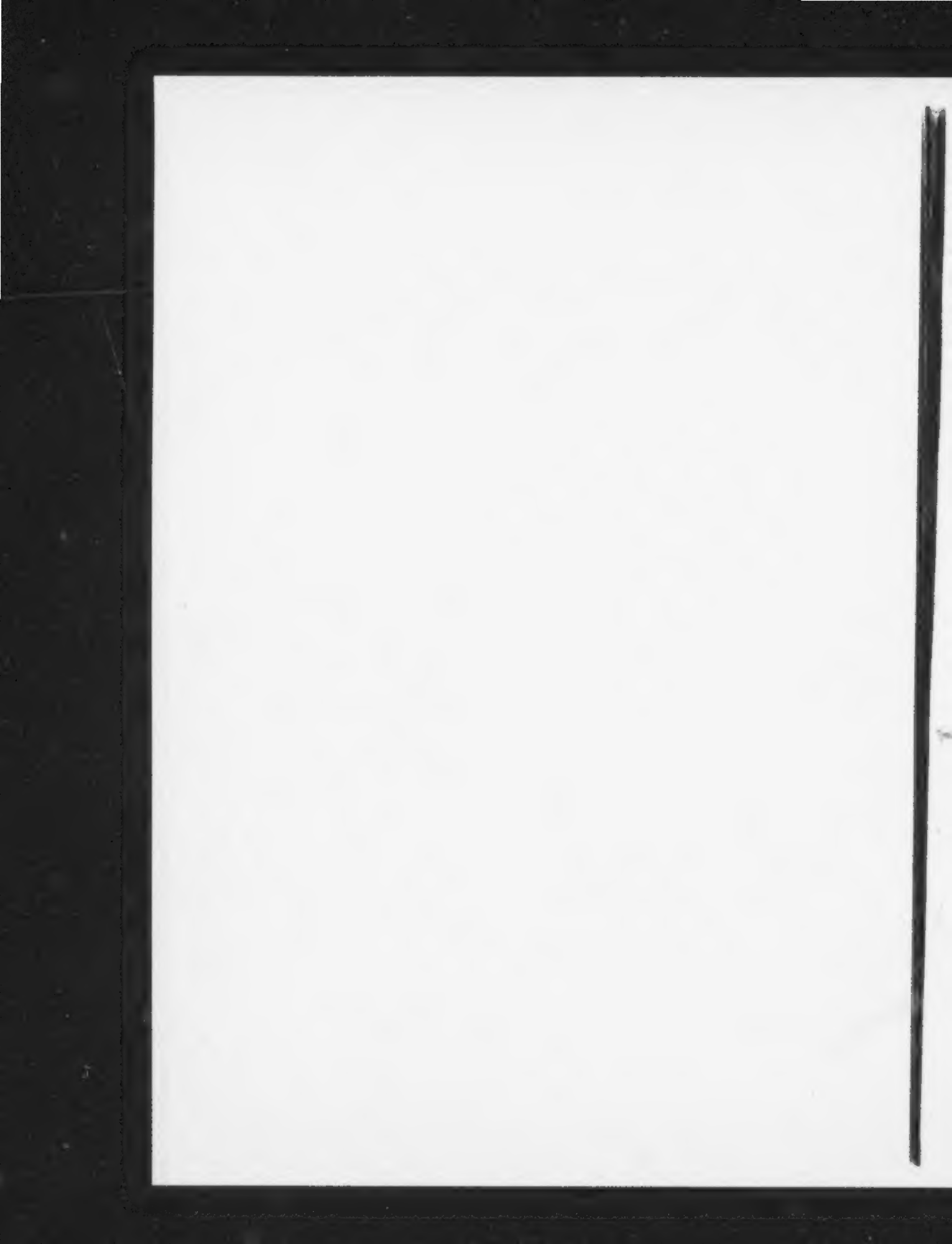
ders in größern Ländern. Das ist die dünkelhafteste Menschensorte, wir wissen nicht, ob hier ein verständig christlich Wort guten Boden finden würde. So verderblich diese Menschen einem Lande sind, so beweinenswerth es ist, daß zur Seligkeit berufene Menschen in einen solchen Zustand fallen können, so nothwendig für das Wohl des Landes, für Gesittung und Ordnung das Wegräumen dieser Klasse wäre, so möchten wir dieses Werk nicht der innern Mission zuweisen, die vagabundirenden Haufen sind durch sie kaum zu fassen, wenn auch zuweilen Ausnahmen gelten mögen. An diesen muß wirken die Bußzucht Gottes, die Läuse und das Ungeziefer Egyptens und die Zucht des Regiments. Nur bei der Unzucht des Regiments war die Entstehung einer solchen Menschenklasse möglich, nur da, wo man verdorbene Schulen, unchristliches Wesen und Leben nicht beachtete, vielleicht direkt oder indirekt förderte, Unsittlichkeit, öffentliches Aergerniß nicht strafte, nur da war das Entstehen so großer Massen solchen Volkes möglich. Das Regiment hat aber auch seine Schuld gebüßt, denn gerade diese verwöhnten meisterlosigen Kinder waren die Ersten, welche die Hand erhoben gegen die Väter, die Throne zum Wanken brachten, aller und jeder Ordnung den Krieg erklärten; denn ein geordneter Zustand ist ihnen, was Fischen das trockene Land, was Eulen ein Leben ohne Nacht und ohne Wald.

Da, ihr Herren Regenten, ist ein großes Feld voll Unkraut, und zwar nicht ohne eure Schuld. Da thut Buße und reutet wieder und jätet, da führt die rechte Zucht wieder ein und zwar ohne juridische Ablaßkrämerei, ohne eigene Abgötterei, in welchem Dienste es keine andern Sünden giebt, als politische.

Hier will der Verfasser dieses Capitel schließen, welches, wie schon gesagt, keine weitere Abhandlung über die Sache selbst, sondern blos Andeutungen über den Stand der Dinge enthalten soll. Sollte Jemand sich ärgern über das, was von der innern Mission gesagt ist, dasselbe unpassend oder gar feindselig finden, so wäre dieses dem Verfasser sehr leid. Denn so war es nicht gemeint. Der Verfasser kannte das Werk der innern Mission und glaubte seine Hand daran zu haben, lange ehe das neue Wort entstund, wider welches er durchaus nichts hat, nur ist in demselben das Heil nicht, so wenig als in einem andern Worte. Er kennt die Sitte dieser merkwürdi-

gen Zeit wohl, alte Sachen mit neuen Worten zu bezeichnen; wenn er sie auch nicht liebt, will er sie doch Andern nicht wehren. Seine Worte galten blos der einfältigen Meinung, als sei vor dem Wort das Werk nicht gewesen, hätte daher auch Niemand es gefördert, und der einseitigen Richtung, welche das neue Wirken zu nehmen scheint. Daß dieses Wirken ein allgemeines und lebendigeres geworden, giebt er mit Freuden zu; daß die Liebe zu den Brüdern und die Sorge für das Heil der Seelen mächtiger wieder aufflammt unter den Völkern, deß freuet er sich von ganzer Seele, und preiset Gott von ganzem Herzen und ganzem Gemüthe für die Gnade, daß er das Licht wieder gegeben eben, als die Kleingläubigen wähnten, es wolle Abend werden und der Tag neige sich.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.



114 A 887

Herbst-Gespräch

bei Anlaß

der

Nationalraths-Wahlen.

Zu Schüpbach trat ein stattlicher älterer Bauer aus einem Wirthshaus, stund aber stille, als er mit schnellen Schritten einen jungen Mann von Langnau her über die Brücke kommen sah.

Guten Tag, Götti! rief dieser von Weitem. Komme mit, so lange unser Weg zusammengeht, wenn Ihr nichts dagegen habt. Ich muß auf Thun, Götti! — Und ich auf Bern, antwortete der Andere; bis auf Zäziwyl haben wir einen Weg. Freut mich, Dich so ung'sinnet anzutreffen. Glaubte, Du seiest am Schießet z'Genf.

Vetter. Wollte gehen; da bekam der Melcher eine böse Hand, und ich mußte seine Sache machen, da ich Niemand hatte, der es konnte, antwortete der Junge.

Götti. So, milchst noch! Das ist viel gemacht. Mancher Kübersohn thät's nicht mehr. Der Herr z'mache geht ringer.

Vetter. Vo dem Züg, Götti, bin ich nicht. Vom Stamm und von den elben Kutten lasse ich nicht. Danebn ist nichts von ungefähr, nicht für eine rothe Kuh möchte ich, daß ich dort gewesen wäre.

Götti. Ei warum nicht? Hätteſt den Lappländer machen, den weißen Bären vorstellen, Dutzbrüder von den vornehmsten Eidgenossen und Genfern werden können, daß es Dir Dein Lebtag eine Ehre gewesen.

Vetter. Hätte bald was gesagt wegen der Ehre! Schämen muß man sich, daß Berner so kalberochtig und ungattlich getban, daß es keine Gattig hatte. Man darf da, wo Solche waren, fast nicht mehr sagen, daß man ein Berner ist. Was werden die Fremden und andere Eidgegenossen denken von den Bernern, was das für ein niederträchtig Pack sei. Der Fazy und seine Kameraden müssen aber auch nicht bräver sein, sie hätten die öffentlichen Verläſterungen unserer Regierung nicht zugelassen, geschweige sie unterstützt. Es ist wahr, die Regierung ist mir auch nicht ganz anständig, aber sie so zu verlügen und verläſtern, das kann kein Berner, wenn er ein Ehrenmann ist. Habe viel auf dem Stämpfli, aber das begreife ich nicht, daß er mit Leuten mauren will, die daheim nicht sicher sind vor Weibeln und Landjägern, und kein ehrlich Meitschi auf den Stuhl absitzt, auf dem einer von ihnen gesessen.

Götti. Jä Vetter, weißt nicht, was jener Statthalter gesagt wegen den braven Leuten? Verzieht Herr Landvogt, mr hei se nit, mr hei se nit!

Vetter. Wohl, Götti, wohl, so sind denn noch nicht Alle, es gibt auch noch Brave. Und gesetzt, man hätte keine Bessern gehabt, so hätte man gar Niemand schicken sollen. Alle rechten Leute sollen ja gesagt haben: wenn die Stämpfliner ein solches Pack seien, so hätten die Berner recht gehabt, ihnen das Loch zu zeigen, und ein rechter Mensch werde sich nicht damit verdrecken wollen, ihnen wieder aufzuhelfen.

Götti. So gefällst Du mir. Manchmal wußte ich nicht, was aus Dir machen, wenn Du einer der Allerwitzigsten sein wolltest, und mit dem Spruch, es werde auf beiden Seiten gefehlt, der Sache den Täsch zu geben meintest. So lange Einer den Unterschied macht zwischen guten und schlechten Menschen, steht es nicht bös mit ihm. Weißt ja, wie wir es unter uns haben. Schlechte, ausgeschämte Leute wählt man nicht zu Vorgesetzten, man will dem Dorfe die Schmach nicht antun; in Familien, die einen Mackel haben, heiratet nicht, wer aus rechter Familie ist. Man hat noch einen rechten Begriff vom Werthe eines Menschen und thut darnach. Das fehlt den Neuen ganz, sie wissen nicht mehr, was gut und schlecht ist, Ehrbarkeit und Frömmigkeit gelten bei ihnen gar nichts; Einer, der um das Zuchthaus herumplampet, alle Tage Gott lästert, sich im eigenen Koth wälzt, ist ihr Freund; sie bekleiden ihn mit Ehrenstellen, sie stellen ihn als Beamten und Exempel mitten unter das Volk, wenn er nach ihrem Maul redet und nach ihrer Pfeife tanzt. Wo man auf diese Art den Menschen die Schatzung macht und nicht wie Gott sie macht, da ist keine Religion mehr. Zählt darauf, und wo keine Religion ist, wie thun da die Menschen? Hörst Du Leute thun, wie Schweine, den Leuten schlechte Sachen zuschreien, da wo sie können, den Gottesdienst mit Gebrüll stören, und frägst Du, was das für Säue seien, so hörst Du, es seien Nassauer, die von einer Versammlung, einem Schützen- oder gar einem Gesangfeste kommen, und mitten unter ihnen säßen Schulmeister. Glaubst, das gefalle dem Bernervolk? Und wenn es dem Bernervolk gefiele, was hieltest Du auf ihm? Die Neuen verachten das Volk und meinen, es sei ein dummes Volk. So schickten sie drei Fötzel auf Dürrenroth. Von denen hatte der Eine unganze Stiefel, der Andere am Sonntag ein ungewaschenes Hemd an, und der Dritte schimpfte die Bauern aus. Da schüttelten die Bauern gar mächtig die Köpfe. Solche mit unganzen Stiefeln und ungewaschenen Hemdern sollten nicht kommen, ihnen den Verstand machen oder gar Rathsherren vorstellen wollen. Hatten die Leute nicht recht?

Vetter. Ja, etwas ist dran. Ich habe mich auch geärgert, wenn man brave Leute ausspottete und that, als wolle man mit Wüstthun das Vaterland gewinnen. Aber man muß nicht vergessen, daß in den Städten eine ganz andere Lebensart ist, als auf dem Lande. Was an einem Orte recht ist, ist am andern wüst. Zudem waren die Meisten wohl jung, mit der Zeit wären sie älter geworden und hätten besser sich in Acht genommen.

Götti. Wüst thun und alle Laster treiben, ist vor Gott und Menschen nicht recht zu Stadt und Land, und jung waren nicht Alle, sah unter ihnen graue Haare, und ich frage, wer zu jung ist, sich selbst zu regieren, soll der ein ganzes Land regieren und obendrein gar noch Gesetze machen?

Vetter. Eine Zeit ist nicht alle Zeit, und billig ist doch auch, daß die Jungen zuweilen ihre Zeit haben, sie müssen das Veraltete wegschaffen, was die Alten ja nie thäten. Das thaten sie auch, schafften dem Volke die bösen Lasten ab, die Vorrechte, stifteten die Hochschule und machten Gesetze.

Götti. Ja, und wettige, daß Gott erbarm! Das Betreibungsgesetz per Crempel; wo die Gläubiger ihr Geld nicht kriegten, die Schuldner blutt wurden, die Agenten im Gras stunden bis an Bauch und das Geld so rar wurde, wie die Aegersten im Brachmonat. Es ist mir, Du könntest auch was davon sagen?

Vetter. Allweg, Götti. Vor vier Jahren übergab ich Einen, und frug ich beim Agenten nach, so hieß es, es kömmt in 14 Tagen, längst in einem Monat ist das Geld da, zähl darauf; z'stark trybe bilft nichts, und dann muß man auch ein Gefühl gegen die Leute haben. Zwüsteſt alles zu machen, brächte ich nicht über's Herz. Vor einigen Monaten vernahm ich, der Schuldner hätte Güterabtretung gemacht und ich obendrein noch Kosten zu bezahlen.

Götti. Hatteſt das Geld ſo liederlich angelegt, oder war Dein Schuldner liederlich?

Vetter. Keins von Beiden, Götti. Aber Ihr wißt, wie das Land abſchlug. Meinem Schuldner ging nicht ein, was er einzuziehen hatte, wie der Agent ſagte. Derſelbe fiel ungeſinnet ſtötzlige in ein Miſtloch und erſtickte. Da fand es ſich, daß das Geld eingegangen geweſen und abgeläugnet worden. Der Agent war verlumpet, das Geld verloren, mein Schuldner mußte die Güterabtretung machen und ich hatte das Nachſehen. So ging es mir, Götti. Aber daran ſollen hauptſächlich die Kapitaliſten ſchuld ſein, die ihr Geld nicht geben wollen.

Götti. Sei nicht dumm, Vetter. Wie es die Kapitaliſten haben, kannſt Du an Dir abnehmen. Sie geben mit Freuden ihr Geld, von wegen es iſt ihnen wegen dem Zins, aber es muß ſicher ſein. Du ſäeſt auch nicht Rübli, wenn es ſtürmt, und jagſt das Vieh aus, wenn es hageln will. Die ſind ſchuld, wenn das Geld rar wird, welche die Sicherheit verſtören, immer revoluzen, Alles umkehren wollen, da läßt Niemand mehr was machen, da iſt kein Verdienſt mehr, da zieht man das Geld ein und verſteckt es, ſo gut man kann, damit wenn es kommt, wie die Raſſauer drohen, mit dem Generalgalgen, man ſich mit ſeinem Gelde zu rechter Zeit flüchten könne. Oder machteſt Du es nicht auch ſo, Vetter?

Vetter. Mag ſein, daß dieſes Geſetz gefehlt hat, aber dann machten ſie doch gute auch.

Götti. Etwa das Geſetz wegen der Emanzipation der Weiber; Du biſt am Gemeinderath. Kam euch noch kein Weib und weinte bitterlich, ſie habe ihr Vermögen verloren, ſie habe es nicht begehrt, aber ſie habe es nehmen müſſen, ſie habe einen Vogt begehrt, den habe man ihr abgeſchlagen, und jetzt ſei Alles hin, bei Batzen und Pfennig, beſchummelt ſei ſie worden? Wer muß ſie jetzt erhalten als die Gemeinde?

Vetter. Daran iſt aber nicht das Geſetz ſchuld, ſondern das kommt daher, weil das Volk nicht gebildet wurde. Wenn einmal die Leute gehörig gebildet ſind und ihre Rechte kennen, dann werden ſie auch ihr Vermögen verwalten können. Aber es war ja darauf abgeſehen, das Volk in den Händen der Städter zu behalten.

Götti. O Vetter, meinſt, es komme je dahin, daß jedes Haghuri ein halber Fürſprecher werde und vor Schaden ſich ſichern könne, abſonderlich bei dem Krauſimauſi der Geſetze? Du guter Vetter! auf Deine Bildung gebe ich nicht viel. Ich kenne viele Bauern, die ſind zehnmal gebildeter, als die Aerzte und die Fürſprecher von der Hochſchule, die wiſſen den Leuten die Haut über die Ohren zu ziehen, wie man es von Städtern kaum je und nie ärger erfahren hat. Was nützen die vielen Fürſprecher dem Lande? Weißt nicht, je mehr Käfer, deſto weniger Korn, je mehr Spatzen, deſto weniger Kirſchen.

Vetter. Nun, die mag das Land wohl ernähren, damit ſie die Freiheit hüten, ſeit das Land ſo viel erleichtert iſt, die Armen ihm abgenommen werden ſollen, Zehnten und Bodenzinſe ihm geſchenkt ſind.

Götti. Was Arme abgenommen? Iſt der Bettel je größer geweſen als jetzt? und hat Stämpfli je für die Armen gegeben, was in der Verfaſſung verheißen wurde, und wie hätte er in Zukunft mehr geben wollen, nachdem er das Staatsgut verhützt hatte, da er nichts vermochte, als es noch da war? Er ſagte wohl, die Tellen ſollten aufhören, und ſprach von der chriſtlichen Wohlthätigkeit, daß Gott erbarm! Wo iſt die, Vetter, wo bei denen Leuten? Ja, für die Flüchtlinge kann man ſammeln und für den Stämpfli, aber für die Armen, Vetter, für die Armen, wo haben ſie geſammelt? Aber eben für chriſtliche Wohlthätigkeit muß es Chriſten geben. Der Gfeller riecht den Braten jetzt, der will jetzt ſeine Armen den Oberaargauern und Andern abgeben, denen die Zehnten geſchenkt worden ſind.

Nein, Vetter, von den Heldenthaten im Armenweſen rede nichts, ja ſie vergrößerten die Laſt, ſie machten Arme. Unter der 46ger Regierung iſt die Zahl der Armen um viele, viele Tauſende gewachſen, und zwar durch ihre Schuld. Sie vertrieben das Geld mit ihren Geſetzen und ihrem Wüſtthun, ſie ließen die Fürſprecher machen, was ſie wollten, hatten keine Polizei und pflanzten die Hudeln in ihren Lumpenwirthſchaften, wo man Tag und Nacht ſitzen konnte, vielleicht in Geſellſchaft der Regenten, Gerichts- und andern Enten, die als Lockvögel gleichſam in den Pinten ſaßen und das Beiſpiel gaben von einem erbaulichen Leben, welches nachmachen mußten Alle, welche ihre Gunſt ſuchten. Darob verarmten Handwerker, Wirthe, Beamtete, für welche der Staat ſchöne Summen zahlen konnte; ja reiche Leute gaben dem Bettelſtab entgegen. Und was für Arme gibt das? Böſe, gefährliche Arme, denn zwiſchen Armen gibt es einen himmelweiten Unterſchied. Die chriſtlichen Armen beten und danken, die unchriſtlichen Armen fluchen über das Brod und über den, der es gibt. Dieſe Armen haben wir der 46ger Regierung zu verdanken. Eine Erſchwerung alſo und nicht eine Erleichterung.

Vetter. Ihr verſteht das Waſſer auf Euere Mühle zu reiſen, Götti, ſelb iſt wahr. Sagt mir aber, ſind etwa Abſchaffung von Zehnten und Bodenzinſen und die Errichtung einer Hypothekarkaſſe auch eine Erſchwerung, iſt Euch denn Alles nicht gut, nur weil es von der andern Partei kömmt?

Götti. Glaubt doch, lieber Vetter, ich bin zu alt und nicht ſo dumm, um ſo ungerecht zu ſein. Mir ſind die Schenkungen der Zehnten und Bodenzinſe ganz recht, ſie erleichterten mich um ein Beträchtliches, ja ich erhielt mehrere Hundert Franken für einen abgekauften Zehnten, den der vordere Beſitzer bezahlt hatte, die aber nun mir z'Trinkgeld zukamen von Rechtes wegen. Ob der ganze Handel nicht gerechter und klüger hätte abgetrieben werden können, will ich nicht unterſuchen. Ich glaube, wenn Stämpfli im Stande

ist, was zu lernen, er führe jetzt anders. Jedenfalls ist es gut, sind diese Abgaben einmal fort, seit fünfzig Jahren wurde dieser Zankapfel von der unzufriedenen Partei beständig unter das Volk geworfen, jedenfalls hat die Sache aber auch zwei Seiten. Grundsteuer muß man jetzt zahlen, gebe es etwas oder nichts; kriegte man nichts, stellte man keinen Zehnten. Das erfuhren die Türrenroter, als im vorigen Jahre so schwerer Hagel sie traf; das werden in diesem Jahre wieder die erfahren, denen das Wasser Alles verderbt. Die Hypothekarkasse ist gut, wenn sie gut und gerecht verwaltet wird, und die Spieße gleich lang gemacht werden. Man redet allerlei Kurioses, weiß nicht, was dran ist. Und wer weiß, wenn die 46ger länger geblieben, ob sie nicht mit der einen Hand wieder aufgelegt, was sie mit der andern abgenommen. Wäre es dem Stockmar nach gegangen, hätten wir die Straßen bereits wieder auf dem Rücken.

Vetter. Daran dachte ja eigentlich Niemand im Ernst. Warum übergeht Ihr aber die Hauptsache, daß die Grundsteuer nicht die einzige Abgabe ist, das Land nicht mehr allein zahlen, wir Bauern einzig Alles tragen müssen, daß endlich einmal die Herren und Städter auch dran müssen. Diese bezahlten sonst nichts, und regierten Alles; sonst heißt's, wer zahlt, der befiehlt. Jetzt müssen sie auch dran, erfahren nun auch, was Abgaben sind, und wie gut das Volk dran war, als es alleine zahlen mußte. Das hat das Volk dem Stämpfli schon wieder vergessen, aber die Herren und Städter nicht, darum hassen sie ihn so mörderlich, machten ihn so herunter, daß er von seinem Platze kam. Aber sie fürchten ihn noch: wenn das nicht wäre, so könnte man sehen, wie man mit dem Volke umginge.

Götti. Vetter, vergiß nicht, daß ich gesagt, es sei mir recht, daß Zehnten und Bodenzinse weg seien, weil sie ein Zankapfel gewesen. Daneben sah ich sie nicht für eine Abgabe an, sondern für eine Schuld. Diese Schuld wurde nun geschenkt, aber nicht den Bauern allein, sondern den Landbesitzern, unter denen auch viele Herren waren. Als

der Staat sein Vermögen verschenkt oder verhützt hatte, oder als man es ihm verschenkt oder verhützt hatte, wußten neue Abgaben eingeführt werden, Grundsteuer, Kapitalsteuer, Vermögenssteuer; die treffen Herren, Bauern und Gewerbsleute. Denn was in ganz Europa selten zu finden sein wird, die Bauern haben Kapitalien so gut als die Herren, ja sicher ist auf dem Lande das größere Kapitalvermögen als in den Städten, wenn es auch nicht mit Zahlen kann belegt werden. Das Land wurde bei weitem nicht erleichtert, wie man sich dachte, wenn man so von Herren und Bauern schwatzte, wo die Einen zahlen thäten, die Andern nur ziehen. Uebrigens, Vetter, zahlte jeder Bürger von je Abgaben je nach seinem Haushalt, aber indirekte, wie man sie nennt und an die man oft gar nicht dachte. Wer viel Wein trank, zahlte viel Ohmgeld; wer viel fuhr oder fahren ließ, viel Zoll; wer viel brauchte, schwitzte dem Staate viel Geld, ohne daß er es merkte und Andere daran dachten. Es gab von je Gewerbsleute, welche dem Staate große Summen bezahlten, und doch sagte man von ihnen immer, es sei unbillig, daß sie nicht zahlten; ihre Abgabe lag den Leuten nicht vor Augen, darum war man ungerecht gegen sie. Das Komode haben diese neuen Abgaben, daß man, je mehr man braucht, desto mehr fordern kann, wollten ja schon jetzt die Radikalen den Finanzdirektor zwingen, 1½ oder 2 vom Tausend zu fordern. Der biß aber nicht an, die gegenwärtige Regierung scheint sparen zu wollen, was die andere verputzt. Die Mitglieder werden Sparen und Rechnen am eignen Gelde gelernt haben und nicht von mondsüchtigen Schulmeistern und an ersinneten Summen.

Vetter. Oder an Gestohlenem, nicht für ungut, Götti. Ihr wißt, wie der Stämpfli ausgebracht hat, wie die Patrizier und Berner im Uebergang gestohlen und sonst hinteren gepackt. Ist das Geld wieder am Ort, wo es hingehört, so braucht man keine oder wenig Abgaben mehr. Aber diese Regierung will nicht dran bin, ihre Freunde, die Patrizier, nicht ab dem Nest jagen, wo sie auf ihren alten Sünden hocken. Darum wird es wohl eine neue Regierung

geben müſſen, wenn auch nicht gerade eine Stämpfliſche oder Agenten-Regierung, ſo doch eine, die ſauber über das Nierenſtück iſt.

Götti. So, auch Du biſt gefangen und riechſt am ganzen Handel die Schweize nicht? Hätte Dich doch geſcheidter geglaubt, Vetter. Stämpfli muß doch nicht ſo dumm ſein, wie er mir ſchien, da er verſucht, das Bernervolk zweimal im gleichen Loch zu fangen, nur mit einer andern Beize am Spieß. Wenn es Leute dran gibt wie Dich, ſo hat er ſo dumm nicht gerechnet, als er auf die Dummheit ſpekulirte. Da ſind doch Mäuſe klüger, die einmal in eine Falle gerathen, die kriegt man in keine Falle mehr, ſtelle man dieſe wohin man wolle und thue die ſchönſte Beize hinein. Das erſte Mal im Jahr 1845, da hing er das ſchöne Staatsvermögen als Beize zum Fenſter hinaus ſammt tauſend und tauſend ſchönen Pöſtlein, ſtrich zärtlichſt dem Volk dem Balg, regte mit den gröbſten Verdächtigungen und Verläumdungen gegen die beſten Männer des Landes das Mißtrauen auf, ſo daß das Volk ihm blindlings in die Falle lief und am Spieße ſtach, ehe es ſich deſſen verſah. Nun hatte Stämpfli was er wollte, einen fetten Braten, an dem er und ſeine Freunde, die Fürſprecher alle, herrlich und in Freuden leckten und war das Volk ihnen nicht fett genug, brauchten ſie das Staatsvermögen dazu, veräußerten wie liederliche Bauern Land und Wald an gute Kameraden.

So machten ſie mit dem ungerechten Mammon ſich Freunde, damit ſie behaupten könnten, ſie lebten bibliſch. Sie hielten dem Volke, was ſie gerne wollten, gaben nicht einmal was ihm gehörte, ſtellten die wichtigſten Punkte hinter die vier Jahre, wo ſie ſicher auf dem Throne ſaßen, und an des Bären Talpen ſogen. Darob ermagerte aber das Volk und nicht ſo dumm, wie Stämpfli es glaubte, ſah es Anſtalten, ihm noch mehr abzuzapfen, als nur Geld. Da ſattelte ſie das Volk ung'ſinnet ab, an einem ſchönen Morgen ſaßen die Herren im Trocknen, wollten es aber lange nicht glauben, ſie wußten nicht wie lieb ſie dem Volke

waren. Nun möchten sie wieder in Sattel, begreiflich. Um aber in Sattel zu kommen, muß man das Roß wieder haben, das eben versuchen sie jetzt und akurat auf die gleiche Weise wie im Jahr 1845. Stämpfli voran verlästert und verlügt die brävsten Leute, rühmt sich selbst, und läßt sich rühmen, wie die gemeinsten Quacksalber und Wurmdoktoren es thun, bärgt Fahnen aus oder Lockvögel, aber zwischen den damaligen und den jetzigen ist ein bedenklicher Unterschied. Damals waren die Lockvögel nahrhafte Zehnten, Staatsland und Staatskassen, jetzt sind es blos leere Blatern, Versprechungen in die blaue Luft, an denen kein verständiger Hund nur riechen mag.

Vetter. Mit Götti nit, so ist der Stämpfli nit, der denkt nit bloß an sich, der ist ein wahrer Volks- und Vaterlandsfreund, wenn Einer.

Götti. Ja wie er das Volk liebt, hat er gezeigt, als er mit den lombardischen Gesandten handelte, da stund unser Dasein auf dem Spiel, und dafür wäre der Stämpfli vielleicht wieder Kriegszahlmeister geworden. Soll ein guter Posten sein, besonders wenn man einander gut versteht. Wem er das Brot am liebsten gönnt, unsern Armen oder den Schweinfurtern, Nassauern, und andern Freischärlern, das hat er gezeigt, als man sie füttern mußte, und zwar besser als die eigenen Soldaten. Wer bloß mit Lügen und Verläumdungen zu fechten weiß, fichtet für eine schlechte Sache, und muß selbst nicht der Beste sein, sondern ein ausgeschämter Kerli. Daneben will ich Dir Deinen Stämpfli sein lassen, wer er ist, gut machen kann ich ihn nicht, und schlechter machen als er ist, mag ich ihn nicht. Talente mag er vielleicht haben, aber sicher ist, daß schon Mancher gehängt worden ist, er hatte noch viel größere als er. Es kömmt also nicht darauf an, daß man Talente hat, sondern wie man sie braucht, verstehst mich Vetter.

Vetter. Wegen Stämpfli will ich nicht mit Euch streiten, Götti. Er hat die neuen Grundsätze, selb ist wahr

und nicht die alten, und ob ſie gut ſind, wird die Zeit lehren. Aber was Ihr mit den magern Lockvögeln meint, das möchte ich wiſſen.

Götti. Sind fremd Vögel, Vetter. Kommunismus und Socialismus nennt man ſie, ſind ungefähr was Hans und Heiri und Heiri und Hans, wie man mir es erklärte. Der Kommunismus will Alles theilen, der Socialismus Alles gemein haben. Der Kommunismus iſt für die Schreiber; erſtlich, denken ſie, hätten ſie die Theilung zu verſchreiben, und zweitens würden ſie mit Kniffen und Ränken die ganze Paſtete bald wieder in ihren Händen haben. Der Socialismus ſcheint den Schulmeiſtern ein Herrenfreſſen, denn der gibt ſich nicht blos mit dem Eigenthum ab, ſondern auch mit den Kräften der Menſchen. Auch dieſe ſollen gemein ſein, die Arbeit von der Vorſteherſchaft je nach den Kräften unter die Menſchen vertheilt und der Ertrag gemeinſam verſpeist und vertrunken werden. Auf dieſe Vorſteherſchaft ſpekuliren die Schulmeiſter, als die Gebildetſten des Volkes, als die Kenner und Entwickler der menſchlichen Kräfte, als die wahren Kinder Levi. Ihre Arbeit beſtünde darin, Andern die Arbeit zuzutheilen, den Ertrag derſelben einzuſammeln, und nach Belieben zu vertheilen. Das iſt auch kein unebener Poſten, und noch dazu ſoll es ein bibliſcher ſein. Denn auch die Socialiſten, Schulmeiſter und Nichtſchulmeiſter wollen bibliſches Leben, verſtehens aber ſchlecht. Gott theilte Jedem ſein Pfund zu, befahl, daß keiner dem Andern ſein Pfund ſtehlen ſolle, forderte dann von Jedem ſeine beſondere Rechenſchaft. Als die erſten Chriſten den Socialismus in Jeruſalem einführten und Alles gemein ſein ſollte, da kam das Uebel in die Gemeinde, die Eintracht hörte auf, die Einen betrogen und logen, die griechiſchen Weiber begehrten auf, daß ſie verkürzt würden, und weil die Gemeinde nicht mehr arbeitete, verarmte die Gemeinde: denn wo nicht Jeder ſein erhaltenes Pfund auf eigene Rechnung verwaltet, bleibt am Ende nichts als eine allgemeine Faulheit. Die Franzoſen wärmten die alte Geſchichte wieder auf, und Stämpfli nahm ſie von ihnen als

Lockvogel für die armen Leute, zeigte ihnen so gleichsam wie der alte Stollfuß alle Güter der Welt und sagte: Seht, das Alles ist euer, wenn ihr mir wieder auf's Roß helft!

Vetter. Aber Götti, wo hat Stämpfli so was gesagt? Der ist gescheidt genug, daß er wohl weiß, daß er damit nicht fahren kann. Wohl bei dem Theilen möchte ich auch sein, oder daß so ein Schulmeisterlein mir sagen sollte: Seh Bauer, mist, bschütt, mach dörnig Wedele, hundert es Tags!

Götti. Bewahr mich Gott, daß ich einem Menschen was Unrechtes andichten möchte, selbst dem Stämpfli nicht, der es so ring nimmt mit Lügen. Möchte am äußersten Härchen nichts mit dem gemein haben. Besinnst Dich nicht, daß er gesagt hat, wie viel Jucharten ein Bauer haben sollte und nicht mehr, und von Land, das zu vertheilen wäre unter die armen Leute, und wie er als Präsident des Volksvereins geredet und mit den Leuten von Schönbühl und Schönbrunn und mit dem Grütliverein gemeine Sache gemacht, ihnen ganze Seiten Sreck durchs Maul gezogen, daß sie glaubten, Hans oben im Dorf zu sein, und den Bauern die Klauen zu zeigen anfiengen. So was gefiel den Bauern so wenig als Dir, Vetter. Sie machten dem Stämpfli strube Gesichter und wackelten im Gemüthe. Da sah Stämpfli, daß er sich vergaloppirt und schneselte geschwind einen neuen Lockvogel zweg für die Bauern, überhaupt für die, welche Abgaben zahlen müssen. Er erfand einen großen Schatz von 12 oder 20 Millionen, jedenfalls einen viel größern als er verputzt hatte; der sollte von den Patriziern im Uebergang gestohlen worden sein. Mit dem einen Theil hätten sie die Kontribution bezahlt, welche ihnen auferlegt worden, den andern hätten sie noch und säßen darauf wie der bekannte schwarze Hund auf den Schätzen in den alten Schlössern. Mit dieser Entdeckung guselt er die Bauern auf. Helfen sie ihm wieder auf's Roß, so will er ihnen zum Schatz verhelfen, ohne ihn geht es aber nicht. Nachdem er den Einen das Land der Bauern in Aussicht gestellt, den Andern den Reichthum der Patrizier, bläst er heftig das Feuer an, trommelt

Verſammlungen zuſammen, iſt aber vorſichtiger geworden, bleibt im Hintergrunde, damit er ſich nicht etwa verſchnepft, läßt ſeine Baſchkiren und Prinzen ihr Pulver verſchießen und ihnen die Dummheiten, welche ſie dabei ſagen, auf ihrem Buckel. Daß am Schatz nichts iſt, weiß Stämpfli wohl, aber er will die Patrizier auf's Neue verhaßt machen, die Konſervativen von ihnen trennen. Kann er das, kömmt er wieder auf's Roß und iſt er wieder droben, ſo frägt er dem Volke gerade ſo viel nach als damals, wo er mit den Lombarden handelte, den ungariſchen Geſandten Geld gab, mit den Flüchtlingen Brüderſchaft machte, die ganze Naſſauer-Sippſchaft an des Volkes Bahren ſtellte.

Vetter. Und wenn der Stämpfli ſich in Manchem irrt, darin hat er Recht, daß er nichts vom Patriziat will. Die Patrizier waren von je Volksfeinde, ſtahlen dem Volke die Freiheit und werden den Schatz wohl auch haben, ſo ins Blaue hat Stämpfli doch nicht gelogen. Und ich ſage es aufrichtig, das gefällt mir jetzt am allerwenigſten, daß die Patrizier wieder am Brett ſind und die Regierung mit ihnen ſo verbündet iſt; das iſt des Volkes größter Schade.

Götti. Ich hatte es früher ungefähr wie Du und redete wie Du. Da ſagte mir einmal ein verſtändiger Mann: Sami, weißt nicht, daß Alles, was in der Welt iſt, von Gott kommt, ſeine Zeit hat und in dieſer für etwas gut iſt. Das Patriziat war nöthig gegen Fürſten und Adel. Es beſtund aus den hablichſten Männern des Volkes, welche Weisheit und Tapferkeit beſaßen, damit die Freiheit gewannen und ſchirmten. Ein ſolches Patriziat war in allen Kantonen, in allen freien Städten, es war eine Nothwendigkeit für das Volk, denn wo keines war oder ein zwieträchtiges, war keine Freiheit haltbar. Nun hat ſich das Patriziat überlebt, das ganze Volk iſt erwachſen, ſeine Kräfte haben ſich entfaltet, das ganze Volk iſt das eigentliche Patriziat geworden, Jeder gleich berechtigt und verpflichtet, am allgemeinen Wohl Theil zu nehmen und dafür zu ſorgen; aber ſoll man deßwegen die Abkömmlinge des Patriziats haſſen und meiden? Das wäre ja ungerecht und ſogar undankbar,

wenn ſie nicht mehr ſein wollen als alle Andern, und daneben brave und rechte Männer ſind. Ich ſage es aufrichtig, ich will lieber mit einem braven Altberner Freundſchaft machen, als mit dem Schinder von Büren oder einem verlaufenen fremden Hallunken. Glaub mir Vetter, nur weil ſie der Stämpfli fürchtet, verſchreit er ſie ſo, von wegen es iſt bei den Patriziern noch Weisheit und große Männlichkeit, und ſolche Eigenſchaften kann unſere Regierung brauchen. Sollte Einer zu weit greifen im Handel, ſo klopft man ihm auf die Finger, und hat Einer die alten Hörner nicht abgeſtoßen, he nun, ſo läßt man ihn ſtehen, bis er ſich gemauſet hat.

Vetter. Ja, ja, Du ſagſt wohl, Götti, aber eben, wenn's brav Lüt wäre; aber wer das Volk beſtohlen hat, kann das Volk nicht lieben. Gell, Du redſt auch lieber nicht von dem Geld, welches ſie allweg hinter ſich haben?

Götti. Ume d'r Stämpfli ſeits, und wär der an der erſten Lüge erſtickt, ſo wäre der nicht Kriegszahlmeiſter geworden. Der Stämpfli hat eine eigene Manier, mit den Leuten zu händeln. Er ſagt: Du haſt gemordet, haſt geſtohlen; beweiſe es, daß es nicht iſt, ſonſt nehme ich es als ausgemachte Thatſache an. Sonſt mußte der beibeiſen, der anklagte. Mit dem gleichen Recht kann man Stämpfli alle Schandthaten vorwerfen. Wer will's beweiſen, daß er nie Jemand todt gemacht?

So wirft Stämpfli den Patriziern vor, ſie hätten den Staatsſchatz größtentheils geſtohlen, damit ihre Kontribution bezahlt und den Reſt behalten. Nun können unvermuthet die Patrizier mit Vogtsrechnungen und Quittungen rechtsgültig beweiſen, daß ſie dieſelbe aus eigenen Mitteln bezahlt haben. He, ſo hätten ſie alſo die große Summe noch hinter ſich; wenn nicht, ſo ſollten ſie es beweiſen, daß es nicht ſo ſei, daß ſie nicht geſtohlen, ſchreit der Stämpfli. Nun kommen auch da Beweiſe zum Vorſchein, daß, wenn er nicht ganz und gar ausgeſchämt wäre, er ſich vor keinem ehrlichen Menſchen mehr zeigen dürfte. Da kömmt man ihm mit

Briefen, worin die Franzoſen ihre eigenen Schelmereien geſtehen und womit bewieſen wird, daß, was verſchloſſen iſt, in Franzoſenſäcken verſchwand; es kommen Rechnungen zum Vorſchein, welche den Stämpfli widerlegen, und von denen er nichts wußte. Ueber das werden ihm faſt ein halbhundert Verrechnungen oder Verläumdungen oder Thatſachenfälſchungen nachgewieſen, daß ein ehrlich Menſchenkind darob in den Boden gekrochen wäre und von der Sonne ſich nicht hätte anſcheinen laſſen dürfen, ſtatt daß er den Kopf aufhebt und das Gſchell ſchüttelt wie dem Stucki ſein Hengſt, der ihm in Langnau krepirt iſt.

Vetter. Der Stämpfli wird wohl wiſſen, warum er nicht erſchrickt, der Stämpfli iſt ein kluger Mann. Wenn er ſagt, er hätte ein Färli am Stiel, ſo iſt's gewiß keine Maus. Es iſt bald viel geſchrieben und viel gelogen, warum ſollen die Patrizier nicht auch lügen können und falſche Papiere machen, und nur der Stämpfli immer lügen? Man muß doch auch gerecht und billig ſein, Götti.

Götti. Weißt nicht, daß die Patrizier ſelbſt kamen und verlangten, daß durch eine unparteiiſche Kommiſſion die Sache unterſucht werde, und daß der Regierungsrath eine Kommiſſion niedergeſetzt hat, die Alles genau unterſuchen und darüber berichten ſoll?

Vetter. Ja, eine ſchöne Kommiſſion, da wird viel herauskommen, wenn man ſolche Leute in eine Kommiſſion wählt.

Götti. Meinſt Du, man hatte Leute wählen ſollen, wie Stämpfli meinte, welche von vorneherein an den Patriziern eine Schuld finden wollten? Das iſt Stämpfliſche Unparteilichkeit und Gerechtigkeit! Ueberhaupt wollte Stämpfli keine Unterſuchung, ſondern bloß Verdächtigung, er hätte ſonſt die radikalen Mitglieder an derſelben Theilnehmen laſſen; ſie hätten in der Unterſuchung ſehen können, was wahr iſt und was erlogen, und nach ihrer Ueberzeugung Be-

richt erſtatten. Denn ob ſie die Majorität waren oder nicht, iſt gleichgültig, eine Kommiſſion hat ja nicht zu beſchließen, ſondern nur zu berichten, und berichten kann bekanntlich die Mehrheit und die Minderheit. Darum wollte Stämpfli keine Kommiſſion zu Stande kommen laſſen, und als man ihm damit antwortete, daß man den Düfour wählte, welcher vielleicht die einzige Perſon iſt, welche er nicht herzhaft zu verlügen wagt, ſprang er ja faſt die Wände auf. Das iſt gut, Vetter, denn die Kommiſſion wird nie den Beweis leiſten können, wo der ganze Staatsſchatz bei Kreuzer und Pfenning hingekommen, ſo wenig als daß die Patrizier geſtohlen. Das wäre auch ein Unſinn, nach fünfzig Jahren es ihr zuzumuthen. Vor vielen Jahren hörte ich von Fäßchen mit Geld, welche ab Wagen gefallen und vor dieſes oder jenes Haus gedroblet ſeien im Uebergang, aber daß davon etwas zurückgekommen, hörte ich nie. Nur die Patrizier brachten ein ſchönes Sümmchen zurück, aber im Haſt der Rettung werden ſie kaum den ganzen Schatz gezählt und Punktum aufgeſchrieben haben und notarialiſch beſtätigt, was ſie genommen und nicht genommen. Was meinſt nun, wenn Dein Haus abbrennen würde und ein Knecht brächte Dir eine ſchöne Summe, die er gerettet, aber es wäre bei weitem nicht alles Geld, welches im Haus geweſen, würdeſt Du dieſem Knechte einen Prozeß anhängen, ihn verklagen, weil er nicht Alles gerettet, von ihm fordern, er ſolle Dir beweiſen, er habe das Uebrige nicht geſtohlen? Was meinſt, Vetter, wäreſt Du ſo ſchlecht, das zu machen, und wenn Du es machteſt, was würde man Dir darauf halten? Und wenn Feinde vor den Thoren ſind, iſt das nicht ärger, als wenn bloß ein Haus brennt? An Stämpfli wär's, den Beweis zu führen, daß ſie geſtohlen, das kann er nicht; er weiß, daß er nichts ſchafft, darum läßt er dieſen Punkt, nachdem er damit die Leute recht mißtrauiſch gemacht zu haben hofft, ſo viel als fahren und klammert ſich jetzt beſtmöglichſt an den ſogenannten Dotationshandel. Als im Uebergang Stadt und Republik Bern getrennt wurden, wurde der Stadt Bern ihr Vermögen, wie andere Städte auch welches haben, herausgegeben und in einer eigenen

Urkunde von der helvetiſchen Regierung zugeſichert. In den 30ger Jahren focht man dieſe Ausſteuer oder ſogenannte Dotation der Stadt Bern an. Der geweſene Obergerichtspräſident Kohler war Präſident einer Kommiſſion, hatte einen fremden Profeſſor zum Sekretär. Dieſer bekam neben ſeinem Einkommen 100 Dublonen Zulage. Die Tagſatzung ſollte dieſe Urkunde ſtürzen, erklärte ſie aber für rechtskräftig; man probirte alles Mögliche und war am Ende froh, im Jahre 1841 den Handel mit einem Vergleich zu ſchließen, den hauptſächlich der Blöſch ausgearbeitet hatte und verfocht. Dieſer Vergleich war ſo ſchön und bündig, daß der Große Rath bis an 12 Stimmen, alſo faſt einhellig, ihn annahm und der Kohler in dieſer Sitzung nicht einmal erſcheinen durfte, weil er nichts dagegen zu ſagen wußte. Durch dieſen Beſchluß kam zu der alten Theilungsurkunde eine neue und damit, denke ich, ſei der Handel geſchloſſen. Und wenn eine Kommiſſion niedergeſetzt iſt, ſo hat die nur dem Volke über den Gang der Dinge und den Stand der Sachen die Augen zu öffnen und nicht den Handel von vornen anzufangen. Denk, Vetter, wo käme man hin, wenn man jeden Vergleich, jede Theilung, jeden Tauſch alle Tage vorfür nehmen könnte? Das wäre ein Freſſen für die Fürſprecher, die Sekretärs mit 100 Dublonen Zulage und gar die Präſidenten mit weiß Gott wie viel. An dieſem Vergleich ſchießt nun der Stämpfli herum wie ein erlaubet Tigerthier am Gätter und ſchickt ſeine böſen Geiſter, welche in der Luft wohnen, weil ſie keine Seſſel mehr haben, um darauf zu ſitzen, aus, zu hetzen und Verdacht zu ſäen. Aber Vetter, warum griff er nicht während den vier Jahren zu, wo er das Heft in Händen hatte, und erſt jetzt, wo er ab dem Seſſel iſt und vor den National- und Geſchwornenwahlen? Ja Vetter, haſt geleſen, er hatte ſich, als er noch viele Monate lang Finanzminiſter war, einen eigentlichen Auftrag vom Regierungsrath geben laſſen, Anträge über die Dotation zu bringen, und er brachte keine, damals als er die Pflicht und die Macht hatte. Jetzt hintendrein, warum kommt er damit, begreifſt?

Vetter. Götti, wollte verſchnuſen ein wenig, kann ja mit keinem Hämmerlein dazwiſchen. Ihr kömmt in einen Eifer, als ob der Stämpfli Euch apart was angethan. Habt Ihr etwa einen Prozeß gegen ihn verſpielt?

Götti. Ja, wenn ich einen gegen ihn gehabt hätte, hätte ich ihn wahrſcheinlich verſpielt, da es meineidige Richter giebt, die öffentlich ſagen, der, welcher verloren, habe eigentlich Recht gehabt; aber ſie hätten ſeinem Fürſprecher nicht den Gefallen gethan, ihm recht zu geben. Aber mach mich nicht böſe, ich ſehe die Sachen doch nicht bloß durch die Brille des Eigennutzes an. Stämpfli hat mir nichts gethan, ich kenne ihn nicht einmal von Anſehen, aber das beelendet mich, ich kann nicht ſagen wie, daß er uns nie zur Ruhe kommen laſſen will, daß er nicht aufhören kann mit Hetzen, Verläumden und Aufreiſen. Das iſt des Landes größter Schade, das ſtört den Verdienſt. Niemand traut ſich was machen zu laſſen oder was anzufangen, denn was es morgen ſchon wieder geben wird, weiß man nicht. Keiner traut dem Andern und deretwegen gibt es unnötdige Koſten überall. Nimm nur, was der Große Rath koſtet wegen dem muthwilligen Belfern, womit ſie die Zeit verderben. Iſt es nicht ein Elend in unſerm ſchönen Ländchen der ewige Streit und Zank? Denn wie Stämpfli in Bern thut, ſo müſſen alle ſeine Helfershelfer und Leibeigene auf dem ganzen Lande thun. Sagt er Patriziern und Städtern wüſt, müſſen ſie allen wüſt ſagen, die nicht mit Stämpfli Gix ſagen, wenn er Gix vorſagt. Vetter, was meinſt, wenn Du einen Knecht hätteſt, der Alles hintereinander reiſete, allenthalben die Haare zuſammenknüpfte, alles Schlechte, das er treibt, den Andern aufbürden wollte? Vetter, was meinſt, wäre es Dir wohl in Deinem Hauſe und wie gefiele Dir ein ſolcher Knecht?

Vetter. Schlecht, Götti, ſchlecht.

Götti. Nun ja, ſo kannſt Du es nicht mit Stämpfli halten, denn gerade ein ſolcher Knecht iſt Stämpfli; er

treibt das Aufstiften und Verlügen im Land, um wieder an's Brett zu kommen; dem Andern, den Armen, dem Volke überhaupt, frägt er den Teufel nichts nach. Er hat es gerade wie die fremden Revoluzer oder Propagandisten, der Mazzini, der Becker und die badischen Helden, die machen sich nicht das geringste Gewissen daraus, das Volk in's größte Unglück zu stürzen, wenn nur sie wieder obenauf kommen. So macht es jetzt der Mazzini in Italien, macht das Land arm, die Leute unglücklich; es ist schon wieder Mancher seinetwegen erschossen worden. Aber was frägt er dem nach, wenn er nur die Oestreicher plagen kann und Hoffnung hat, obenauf zu kommen, wenigstens für eine Zeitlang, um die Kassen zu plündern und die Reichen zu brandschatzen, wie es diese Revoluzer allenthalben machen. Mit diesem Mazzini war der Stämpfli schon früher verhaftet und ich denke mir eines: sie ziehen noch jetzt am gleichen Seil, und wenn Stämpfli obenauf käme, so hätte die ganze Bande wieder sichern Unterschlauf im Kanton und wir den Schmutz davon auf dem Aermel. Dazu plagt der Stämpfli nicht die Oestreicher, sondern die eigenen Landsleute.

Vetter. Das ist ein Punkt, wo ich Euch nicht viel darwider haben kann, und das ist, was mir am Stämpfli nie recht gefallen, daß er es so mit den Fremden gehabt und mit den Italienern hat gemeine Sache machen wollen. Wohl, da hätten wir die Nase schön verbrennen können! Aber was will man? das wohnt ihm noch von seinem Schwäher an, das war ein Fremder und ein Revoluzer von der ersten Sorte. Es wäre mir auch recht, wenn einmal Ruhe wäre, bei dem beständigen Umkehren kömmt nichts heraus, als Kosten, und das Land hat den Gugger davon. Wenn man immer z'Acher fährt, wo soll es eine Erndte geben, und wenn es immer Feuerlärm ist, wie kommt man da an eine Arbeit? Aber zufrieden bin ich nicht mit der Regierung, und verstehe mich längs Stück nicht auf sie. Man wußte längs Stück nicht, hat man eine oder keine, wenn man nicht zuweilen etwas von ihr zu lesen fände. Da sieht man dann, daß sie schön schreiben kann, aber sonst erfährt man in Gottes Namen wenig.

Götti. Es iſt doch beſſer, man erfahre nichts von ihr, als daß man hört, wie hier Einer betrunken geweſen, und dort ein Anderer ſonſt Aergerniß gegeben, daß ſie mit Fremden unterhandeln, oder machen, daß man viele Tauſend Franken den Badenſern zahlen muß für den Käs, welchen man ausführt, wie andere Herren es jüngſt gemacht, und zwar durch Stichentſcheid der beiden Präſidenten der eidgenöſſiſchen Räthe, der beiden Berner, Stämpfli und Migy. Solche National- und Ständeräthe wollen es dazu gut mit dem Kanton Bern meinen, möchten wieder gewählt ſein. Vetter, ſei witzig. Weißt ja, wie man es mit einem gründlich abgeſchleizten Hof hat. Man kann zehn Jahre an demſelben arbeiten, daß man kaum ein Glied mehr ſtrecken kann, doch ſieht man noch nicht viel, weiß längs Stück nicht, hat man etwas gemacht oder nicht. So ein abgeſchleizter Hof war der Kanton Bern, hatte ja bald weder Dach noch Fundament mehr. Jetzt ſollen ſie ſehr fleißig am Ausbeſſern ſein und Geſetze machen über Hals und Kopf, daß ſie nicht einmal mehr Zeit haben, alle Tage zu barten, noch auch gehörige Nachtruhe zu halten.

Vetter. Götti, Geſetze machen iſt nicht regiert. Geſetze handhaben und die rechten Leute dazu anſtellen, die den rechten Willen dazu haben, das wäre gut für das Land, und daß man eine ſaubere Polizei hätte, und die Schelmen am Schatten behielte und nicht ſpaziren ließe, ſelb wäre auch gut, und daß, wer nicht ſauber wäre und zuverläſſig, daß die Regierung ſich auf ihn verlaſſen könnte, auf die Finger kriegte und zum Loch aus müßte, daß Solche wüßten, woran ſie wären und warum ſie da ſeien, ſollte auch ſein, wenn man regieren will.

Götti. Du biſt ein wunderlicher Burſche, haſt es faſt wie der Stämpfli, der auch über Alles ſchreit, was die Regierung macht, heute ſo und morgen das Gegentheil. Wählt die Regierung Radikale, ſo iſt's nicht recht, wählt ſie Konſervative, ſo iſt's nicht recht, krümmt ſie einem Radikalen ein Haar, ſo gibt es erſt Höllenlärm, als ob ſie ſich an unſerm

Herrgott verſündigt. Hätte nicht geglaubt, daß Du ſo ein Radikaler wäreſt.

Vetter. Bin kein Radikaler, Götti, und will keiner ſein, aber ich will eine Regierung, vor der man Reſpekt hat, und Reſpekt hat man nur vor dem, den man auch fürchten muß. Wenn die Radikalen ſchreien, ſo ſpielen ſie ihr Spiel, warum achtet ſich die Regierung deſſen? je mehr ſie ſich deſſen achtet, deſto mehr werden die Radikalen ſchreien. Je zahmer ſie thut, deſto weniger Glauben hat man an ſie, man glaubt, ſie dürfe nicht, ſie ſei nicht dahlich. Gerade ſo thun eine Menge Angeſtellte, als ob ſie dieſen Glauben hätten. Die z. B., die in nächſter Verbindung mit Stämpfli's Zeitung ſtehen, und die, welche ſich in die feindſeligen Vereine aufnehmen ließen. O Götti! Ihr hättet die Geſichter ſehen ſollen von der Langnauer Verſammlung, nicht bloß die Landjäger, ſondern ganz andere Majeſtäten; ſie leuchteten wie die von Moſes, als er ab dem Berg kam, und reden thaten ſie, als ob ſie der Regierung bereits die Ferſen ſehen thäten. Ich meine nicht das Murrkrötli in Schangnau, das hat halt ſeinen nämlichen Reigen, wie die Katzen im Februar. Aber glaubt ihr, der Gerichtspräſident von Langnau hätte an einer regierungsfeindlichen Verſammlung aktiv Theil genommen, wenn er geglaubt, die Regierung ſtehe auf guten Beinen? Nicht wahr, Götti, er wird doch der Regierung Treue und Wahrheit geſchworen haben, wird ein ſauberer Richter ſein, der ſo an Parteitreiben Antheil nimmt! Daran Götti, iſt die Regierung ſchuld. Es iſt nicht bloß der R., der es ſo macht, es wäre noch von Vielen Luſtiges zu erzählen, die den Begriff haben, von der Ehre habe man nicht gefreſſen, ſondern von Brod und auch von Bratis.

Götti. Das gerade gefällt mir an der Regierung, und iſt ein Zeichen, daß ſie ein gut Gewiſſen hat, daß ſie nicht meint, ſie müſſe z'Sach mache mit Schnauben und Donnern, den Leuten den Teufel im Gütterli zeigen und kujoniren und deſpotiſiren. Sie baut auf das geſunde Urtheil des Volkes und iſt human, wie es ja im Zeitgeiſt liegt.

Vetter. Geht mir damit, Götti, ihr wollt mich nur veriren. Ihr wißt wohl, daß man die Leute nehmen muß, wie ſie ſind, und beſſer als ich, wißt ihr, daß der Menſch an Natur nicht ändert, und baggelten noch 70 mal 70 Millionen Schulmeiſter mehr daran. Da, ich ſage es aufrichtig, gefällt mir der Stämpfli viel beſſer. Der ſieht nit rechts; nit links, der fährt nach ſeiner Lyre, wer nicht für ihn iſt, der iſt wider ihn. Wohl, dem hätte ein Gerichtspräſident ſolche Bocksſprünge machen ſollen, dem hätte er gezeigt, was für Zeit es ſei! Geſetz hin, Geſetz her, bei ihm wußte man, ob man pariren ſolle oder nicht. Dagegen konnten ſeine Freunde machen, was ſie wollten, es war Alles recht und ſchön, machte ihnen Jemand nur von Weitem ſaure Augen, ſo konnte der ſeine Augen in Obacht, und den Stecken am dreckigen Ort nehmen. Der redet ja noch jetzt wie vom Himmel herab, und thut ärger als Nebukadnezar, als ob er es ſei, der unſern Herrgott abgeſetzt, und zwar ohne Gnadenbrod, wird nie kaput, macht, als ob ſeine Worte Kugeln wären, und jeder maustodt, gegen den er einmal geredet, oder ihn verdächtigt, als ob er die Mauern von Jericho umreden könnte, wenn ſie noch ſtünden, ohne Poſaunen, bloß mit dem Hauche ſeines Mundes. Darum ſchlotterte Alles vor ihm, darum bangen ſeine Freunde ſo an ihm, haben Reſpekt vor ihm, haben den Glauben zu ihm, er komme wieder oben auf, werde dann erſt ein recht Regiment gründen, alle ſeine Freunde wieder zu Ehren bringen, und den Andern den Tüfel nit bloß im Gütterli zeigen, ſondern blutt denſelben ihnen an Hals ſetzen. Das machen ſie auch die Leute glauben, darum können ſie noch an vielen Orten den Meiſter ſpielen, und die Leute erſchrecken, daß ſie nicht einmal die Zeitungen leſen dürften, welche ſie möchten, geſchweige daß ſie reden dürfen, was ſie wollten, kurz, gerade ſo thun, als ob ſie noch Meiſter wären und freſſen könnten, wen ſie wollten. Die gegenwärtigen krappen ab, als ob ſie nicht das Recht dazu hätten, verergüſiren ſich links und rechts, und trappet man ihnen auf den Füßen herum, ſo ſagen ſie wie der alte Statthalter von Wynigen: à vos services. Frau Landvögtin, haben Mitleid mit jedem Hallunken, den ſie füttern, und der

zum Dank ſie verräth. Wohl, die werden es bald erfahren, was es heißt: Feinde ringsum, und Schlangen am Busen. Das iſt nicht regiert.

Götti. Aber Vetter, ſinneſt auch was du redſt. Ging es gut im Lande, als Einer den Deſpoten machte, über Verfaſſung und Geſetze ſich wegſetzte und ſeiner ganzen Bande darüber weghalf, daß, wer an den Stämpfli glaubte, ſchalten und walten konnte ungeſtraft nach Willkür, ungefähr wie der auf den Teufel zählet, der ſich dem Teufel verſchreibt. Vetter, möchteſt Dich ſo dem Stämpfli verſchreiben, und Einer von ſeiner Bande ſein? Umſonſt iſt nichts, umſonſt thut auch der Stämpfli nichts für ſeine Bande. Er weiß, daß ſie nichts iſt, ohne ihn, darum muß ſie ihm nachlügen unbedingt, wo er vorlügt, muß manövriren, wie er kommandirt, ja ſie müſſen ihm verläuten, wie Chorbuben den katholiſchen Prieſtern. Müſſen ihm vorläuten, wenn er im Lande herum geht, um Steuern einzuziehen für ſich, und den Armen das Bratis vor dem Maul wegzufreſſen. Iſt das nicht ſchändlich, daß das Volk ſeine Prozeſſe zahlen ſoll, die er mit infamen Lügen ſich auf den Hals geladen? Für dieſe Prozeſſe muß man gut ſagen, und für die Armen bringt man nicht ſo viel zuſammen, um die Büchſen zu bezahlen, welche man zur Sammlung für die Armen aufſtellt. Hab nur Geduld, es wird nicht lange gehen, ſo führt man eine eigentliche Stämpfliſteuer ein, wie die Irländer eine hatten für den O'Connel. Nun, Stämpfliſteuer wird man ihr nicht ſagen, in Irland hieß ſie auch nicht O'Connelſteuer, ſie werden ſchon einen ſchönen Namen erſinnen, erſinnen können ſie. Möchteſt Du zu der Bande gehören, welche dieſe Steuer anpreiſen und eintreiben muß? Wenn die Dir nicht recht regieren, weißt was, Vetter, nimm einen Poſten, von den Beſten einer fehlt dir nicht, und zeig, wie man regieren muß, daß es gut kömmt und allen Leuten recht iſt.

Vetter. Regieren iſt ein Hundeleben, dabei hat es Niemand gut als Schreiber und Weibel. Ich Sami auf dem

Taubenacker tauſchte mit keinem König und keinem Rathsherren. Ich regiere auf meinem Hof wie ich will, und wem es nicht recht iſt, dem zeige ich das Loch, welches der Zimmermann gemacht, und ſage: Marſch. Und es ſind mir, Götti, beim Hagel noch Alle marſchirt.

Götti. Glaubs, marſchirte auch, wenn ich Deine Boliaugen ſehen würde! Aber hab mit unſern guten Herren Geduld, bis ſie die rechten Geſetze alle gemacht haben, ſie ſind fleißig dran, verſteben es wohl und dann kommt es gewiß gut. Gut Ding will Weile haben.

Vetter. Und ich zweifle, denn mit den Geſetzen macht man nicht Alles gut. Wie geſagt, es muß regiert ſein! Hier einen Klapf, dort einen Klapf, daß es donnert in den Ohren. Ausräumete ungſinnet, daß die Leute wie Stötzlige vom Himmel fallen, das macht, daß man Reſpekt kriegt, daß man weiß, daß Jemand daheim iſt, der die Hand am Arm hat. Und wenn dann die Geſetze noch alle gerathen würden und es nicht hätten wie die Erdäpfel, daß ſie faſt alle die Krankheit kriegten. Nimm das Schulgeſetz! Hätte man es beim Alten bleiben laſſen und etwas Weniges dran geändert, ſo wärs hundert Mal geſcheuter geweſen, als die Sache auf die lange Bank zu ſchieben und das Schulmeiſter-Regiment zu verlängern. Das Seminar und der Unglaube von dort und das zwängiſche Weſen war den meiſten Leuten ein Dorn im Auge und man hatte die Hoffnung, es werde auf der Stelle ändern und ich hoffte es auch, denn das iſt der Punkt, wo mir die Stämpfli-Regierung nie recht war. Und jetzt iſt von dem nichts, z'Sach iſt ärger als vorher und ſo wärs mir am End anſtändiger, wenn das andere auch wieder ins Alte käme. Was ich doch jüngſt für eine Täubi hatte. Ich war um Stroh ausgegangen, lief in einen Schießet im Amt Fraubrunnen. Da war auch der Grunholzer mit Waidſack und Stutzer, machte ſich ganz gemein und niederträchtig und wurde unentgeldlich zum Mitglied der Schützengeſellſchaft angenommen. Ich merkte wohl, daß es ein abgekartet Spiel war. Grunholzer muß nicht dumm ſein, wird denken, habe ich

Sänger und Schützen für mich, dann probirs der Erziehungsdirektor! Vor einem Jahr hätte er das nicht gewagt, aber weil er sieht, daß die Regierung kein Courage hat und wie ein Zimpfer-Meitschi auf Eiern geht, ist ihm der Kamm gewachsen, er hat den Kopf wieder auf wie ein Hyrz sammt seiner ganzen Brut. Ja und, Götti, wenn man so zöttelt in Angst und Schrecken, man könnte einer Geiß in ihre N.sseln trappen und sie könnte es übel nehmen, so weiß man zuletzt nicht, wo einem der Kopf steht, wird alle Tage dümmer, weiß zuletzt nicht mehr, was hott und was hüst ist.

Götti. Oeppis recht hast, es dünkte mich auch schon, man könnte herzhafter fuhrwerken, dann dachte ich, es hätte schon mancher Fuhrmann den Wagen über Port geleert, weil er es nur zu gut gemacht.

Vetter. Kann auch fahren, Götti, zweispännig und vierspännig. Da thue ich zuerst die Augen auf und messe den Weg, sehe, wo ich fahre, weiß ich das, dann herzhaft zu, je herzhafter desto besser. Das Leitseil gut in der Hand, die Peitsche zweg, dann hü drauf los, je herzhafter dest folgsamer sind die Rosse, es sieht keins nebe ume.

Götti. Ja, Vettermann, ganz gut; so konnte ich auch fahren seiner Zeit, wenn ich eine gute feste Straße unter Roß und Räder hatte. Aber geh und fahre so das Aarengrien oder den Emmengrund auf und bsunderbar mit jungen Rossen, wo kein Stein fest ist, alles nachgiebt, alles unterlegt, Absätze und Schlamm sind, fahr e Plätz e so, so karrest d'Roß z'Bode, oder leerst der Wage um, oder es sprengt di ab, daß de längs Stück nit weißt, bist neb i dyr Hut oder nit. Grad so muß jetzt die Regierung fahren, nicht mehr auf einer guten Straße, die haben die 46ger verhagelt und verblitzget, alle Ordnung verstört und ein jeder von ihnen stellt einen Block von einem Stein vor, der wo er kann und mag den Rossen zwischen die Beine kömmt oder unter die Räder des Wagens. So halten sie den Wagen auf, es ist ein Karren vom Tüfel und dä Weg haben sie mit dem ewigen

Aufhalten den Kanton ein Geld gekoſtet, man könnte damit den halben Waſſerſchaden decken. Sie ſagen freilich, es ſei wegen der Verfaſſung. ich hätte bald etwas geſagt. Sie haben es mit der Verfaſſung wie ein Hudel von Handwerksburſch mit ſeinem Hemd, der kehrt es längſtens alle vierzehn Tage, hat alle vierzehn Tage ein anderes Hemd, und doch iſts immer das gleiche Hemd; wie ſauber er das am Ende macht, kann man ſich denken und giebt es ein Loch darein, ſo ſchreit er Mordio und es ſoll es ein Anderer gemacht haben. So haben ſie es gemacht bei den St. Immer und Interlaken-Schweinereien. Erſt zeigten ſie, was ihnen die Verfaſſung iſt, hinten drein ſchreien ſie, die Regierung habe ſie verletzt. Stämpfli mußte ja wegen ſeiner Liebe zur Verfaſſung 30 Tage hintere. Sieh, Vetter, es giebt mancherlei Fahren, und ein anderes iſt's, hat man mit ehrlichen Leuten oder mit einem verdrehten Lugivolk zu thun. Ja, und wenn ſogar der Bürgermeiſter von Zürich an berniſchen Volksverſammlungen erſcheint und von einem verſoffenen Rädelsführer zum Sprechen aufgefordert wird, daß man wohl ſah, ſie waren, wenn nicht Duzbrüder, ſo doch gute Kameraden, ſo läßt ſich der Boden wohl anſehen, auf dem man fahren muß. Das Regieren hatten die nicht gelernt, denn ſie begehrten nicht zu regieren, man mußte ſie faſt dazu zwingen und ſie nahmen es mit großen Opfern nur an, um den Wagen wieder ins Geleis zu bringen, dem Land z'Lieb und z'Ehr. Das iſt der große Unterſchied zwiſchen ihnen und Stämpfli, daß er auch nicht regieren konnte, und es doch zwängen wollte zu regieren, und dann zufuhr, als ob er die Augen hinten am Kopf hätte. Hab Geduld, ſie werden es ſchon noch lernen, den guten Willen dazu haben ſie. Was kömmt beim Rumpeln und Aendern alle fingerslang heraus, als daß man zuletzt vor lauter Witzige nicht mehr weiß, was man will, wie die Aargauer.

Vetter. Nein, Götti, rumpeln will ich auch nicht, will nicht helfen, das wenige Geld, welches wir noch haben, Schmarotzern in die Bäbre jagen. So kann ja keine Haushaltung laufen, wenn man alle Tage ein ander Eingericht

macht. Mit den 8000 Unterschriften und dem Abberufen des Großen Raths ists Larifari, es denkt eigentlich Niemand im Ernst daran, wenn es mit dem Schatz sauber ist, und die Dotation kein beschissener Handel. Es ist gut, wenn darüber die rechte Aufklärung gegeben wird, aber eine aufrichtige, daß man die Ehrlichkeit mit Händen greifen kann. Denn mehr zahlen, als ich muß, thue ich nicht gerne, kann ich rechtmäßiger Weise von Abgaben kommen, so bin ich dabei. Hörte auch schon, der Kanton Bern zahle mehr als andere Kantone im Verhältniß an die allgemeinen Kosten und selb ist mir auch nicht am Ort.

Götti. Hast das wohl in den Rathsverhandlungen gelesen und wie gerade die Radikalen die Sache vernütigten und brüllten, als ob man nichts von der Sache reden dürfte. Es wäre da auch nöthig etwas zu ändern mit den Nationalräthen. Die wurden gewählt, man wußte wohl wie. Die Mehrzahl sind arm Tröpf, es ist am besten, man rede nicht zu viel von ihnen. Wie sie das Wohl vom Kanton verstehen, haben sie bei den letzten Zollgeschichten gezeigt, wo die Mehrzahl mit daran schuld ist, daß die Schweiz 800,000 Fr. mehr Zoll zahlen muß, bloß für Käs fast 300,000 Fr. mehr. Das wird den armen Käsbürlene wohl thun! Und das bloß um die Großgrinde gegen das Ausland zu machen und man sagt, obs wahr ist weiß ich nicht, zu Gunsten von Stockmar, der jetzt mit Eisen handelt. Da sollte man dazu thun, daß man rechte Leute bekäme, welche die Sache verstehn und nicht händelsüchtig sind und allenthalben Streit suchen. Du weißt, was mit solchen ist und was man auf ihnen hält. Da sollte man zusammenhalten, es ist auch wegen der Ehr. Eine jede Gemeinde nimmt sich in Acht, wenn Ausgeschossene von mehreren Gemeinden zusammen kommen, wen sie schickt, und thut sie es nicht, so ist sie das Gespött von andern Gemeinden. Was meinst, wie viel hätte man den Bernern darauf, wenn sie solche schickten, welche am Genfer Schießet d'Löble gemacht, oder an den Volksversammlungen verläumden und Unruh stiften und die verfassungsmäßige Regierung untergraben, wo sie können und mögen?

Vetter. Hulfs machen, Götti, warum nit, Leute drein thun, welche die Sache verſtehn, und nicht ſolche Lappeni, deren man ſich ſchämen muß, und nicht einmal es merken, wenn man den Kanton über den Löffel balbirt, es iſt wegen der Ehr und wegem Vortheil. Wenn ich einen Knecht auf den Märit ſchicken muß, um etwas für mich zu verrichten, ſchicke ich auch nicht den größten Lümmel, den ich im Hauſe habe. Kurz, Götti, rechte Leute, bravi und kennbari ſollten ans Brett überall.

Götti. Es geht nichts übers Berichte mit einander. Anfangs hätte man meinen ſollen, wie weit auseinander wir wären, und am Ende iſt kein großer Unterſchied zwiſchen uns, als daß ich alt bin und Du jung, und es beide gleich gut meinen mit Land und Leuten. So iſt's am Ende gut einander zu verſtehen, wenn man einander zutraut, man meine es gut, und nicht mit Schelten, Schimpfen, Lügen dreinſchlägt, wie es der Stämpfli macht und ſeine Trabanten, daß man glauben ſollte, es wäre niemand in einen Schuh gut, als gerade ſie.

Vetter. Mich freut es recht, Götti, daß wir mit einander ſo recht zum Stucken gekommen, es iſt mir ganz wohl um's Herz geworden, daß ich weiß, wir können uns auch in dieſer Sache verſtehen. Ich bin nicht von denen Einer, die nicht gerne alten Leuten loſen. Ich weiß Gottlob, wie viel witziger ich in den letzten zehn Jahren geworden und da denke ich, Einer, der noch drei mal 10 Jahre mehr erlebt, müßte auch um ſo viel witziger als ich ſein. O wenn man mit einander z'brichten käme, man könnte ſich noch mit Manchem verſtändigen, an den man nicht dachte. Denn es ſind doch noch Viele, welche es gut meinen im Kanton und wer es von Herzen gut meint mit dem Allgemeinen, mit dem kann man reden, brichten mit ihm, bis man das Beſte gefunden.

Götti. Und wie kurzi Zyti man hat, Vetter, ſiehſt, dort iſt ſchon das Bädli, wo wir links und rechts müſſen.

Trinken wir noch einen Schoppen? Der Wirth hat guten Wein, er iſt berühmt dafür.

Vetter. Da wird er wohl ein Konſervativer ſein, weil Ihr ihm ſo Lob gebt, Götti. Das wäre ein rarer Vogel unter den Wirthen. Die Meiſten ſind ſonſt radikal und die andern machen ſich eine Ehre daraus zu ſagen: Si ſyge nüt, ſi ſyge i Gotts Name nüt; heyge ke Meinig, ke Glaube; ſi ſyge Wirth: und welle ihre Wy verkaufe.

Götti. Es iſt merkwürdig, wie man in dieſer Zeit redet. Wenn Einer ſagt, er ſei ume Wirth u nüt as Wirth, was ſagt er damit, wo bleibt der Chriſt? Wenn Einer ſagt, er habe keinen Glauben, er wolle nichts als ſeinen Wein verkaufen, was legt er da für ein Bekenntniß ab, der arme Mann. Daß er nur einen Glauben kennt und nicht den chriſtlichen, ſondern den politiſchen. Lue Vetter, das iſt eben, was ich anfangs ſchon geſagt, in dem Wirrwar fragt man nicht, iſt er brav, ſondern was hat er für eine Farbe? und wenn man fragt, was hat er für einen Glauben, ſo antwortet man: er iſt e Schwarze oder e Wyße, und ſo kommt man ganz vors Chriſtenthum uſe; es ſoll bei den Leuten gar keine Bedeutung mehr haben, und das will man eben und das bringt nicht den Frieden, denn in der Politik iſt keine Liebe, die iſt bloß im Chriſtenthum.

Vetter. Aber der Wirth da, iſt der konſervativ oder radikal, Götti, es nähmte mich Wunder?

Götti. Dort ſteht er, frag ihn ſelbſt. Aber was ich noch ſagen will: wenn ich in Bern einen oder den anderen Herren ſehen würde, von wegen ich habe Geſchäfte für die Gemeinde, ſoll ich ſagen, was Du mir geſagt?

Vetter. Allweg, Götti! wenn es Euch freut. Ich rede ungſchinirt, und habe mich nicht zu fürchten, will keinen Poſten, bin Niemand was ſchuldig, als Euch, Götti, 1000 Kronen. Da rede ich das Land auf das Land ab, höre es

wer wolle, was mich ankommt und mich recht dünkt. Ich mache mir ſelbſt das Maß und habe ich's gemacht, dann hü i Gotts Name, Götti!

Götti. So iſt's recht Vetter, ſo g'fallſt mir, und die 1000 Kronen ſollen dich öppe nie viel plagen. Grüß Gott Wirth, da iſt Einer, er möchte wiſſen, ob Du konſervativ oder radikal ſeieſt.

Wirth. Er ſoll mir zuerſt ſagen, ob er einen Schoppen Weißen oder Rothen will, ſo iſt's der Bruch, und herein kommen. Vielleicht daß ich ihm dann auch zu merken gebe, wie g'färbt ich bin, es kommt darauf an, wie er mir gefällt. Spatzirt yche, es iſt kühl dinne und ſit ere Zyt möge mer de Fleuge noch Meiſter gwerde.

Das Weitere vernahmen die wo drinne waren, uns kams nicht mehr zu Ohren.

Gedruckt bei C. Rätzer in Bern.

Uli,

der Branntweinſäufer,

oder:

Der heilige Weihnachtsabend.

Von

Jeremias Gotthelf.

Vierte, durchgeſehene Auflage.

Berlin, 1852.
Verlag von Julius Springer.

Sächsische
Landesbibliothek
29 FEB. 1963
Dresden

G

In einem jugendlich grünenden Thale ſtund eine altersgraue Hütte, und in derſelben zwei Eheleute mittlern Alters in gar großer Verlegenheit.

Der Bürger Hans Joggi war in eine Verſammlung der Tagelöhner entboten worden, zur Zeit, als wie zwei verirrte unbekannte Vögel die Worte „Freiheit und Gleichheit“ über den Jura von Frankreich her in's Land geflogen kamen. Nun wurden Freiheit und Gleichheit von Vielen gar praktiſch und handgreiflich verſtanden, als ob die Freiheit das Recht wäre, zu thun nach Luſt und Belieben, und die Gleichheit das Recht, zu nehmen nach Luſt und Belieben jedem, der etwas habe, bis er nicht mehr habe, als einer der nichts hat. Es waren große Herren, welche die Worte ſo verſtunden, abſonderlich die franzöſiſchen Generale, welche die Schweiz plünderten ſchamlos wie große Herren. Daher nicht zu verwundern, wenn viele Bauern ſie auch ſo verſtunden, die Zehnten abſchafften und theilen wollten mit den Herren von Bern. Und warum ſollten die Tagelöhner nicht auch an dieſe Deutung der zwei Worte glauben, und mit den Bauern theilen wollen Wälder und Höfe? Die Bauern hätten ja kein Vorrecht vor den Herren, ſagten die Tagelöhner, wenn die Bauern mit den Herren theilen, ſo wüßten ſie gar nicht, warum ſie nicht mit den Bauern theilen ſollten, es ſei ja Freiheit und Gleichheit! Sie hielten alſo auch Verſammlungen, um das Theilen zu berathen, und wo damit anzufangen ſei. Dieſe waren freilich den Bauern nicht recht, und ſie ſchimpften gewaltig über das Schelmenpack, das ſo frech ſich rühre und Gottes heiligen Willen vergeſſen zu haben ſcheine: daß der Tagelöhner und des Tagelöhners Kinder Tagelöhner bleiben ſollten in alle Ewigkeit jetzt auf Erden und einſt im Himmel. Die Bauern meinten nämlich: die Gleichheit beſtehe darin,

daß die, welche ob ihnen stünden, mehr gewesen seien bis dahin, als sie, zu ihnen herabgezogen, ihnen gleich würden, oder wo möglich noch etwas weniger; was unter ihnen aber sei, solle bleiben wie bis dahin, da sei alles recht, und unterthänig solle bleiben sein Lebenlang, wer ihnen unterthänig geboren worden. Diese Auslegung aber hatten sie nicht ersinnet, sie ist eine sehr alte und übliche in allen Zeiten und Verhältnissen. Der gleiche Landvogt, der Ludwig den Sechszehnten als quasi Vetter betrachtete und sich unter die souveränen Häupter rechnete, würde dem Pfarrer ein merkwürdig Gesicht gemacht haben, wenn derselbe zu Ihro Gnaden gesagt hätte: Lieber Mitbürger!

Also zu einer Versammlung der Bürger-Tagelöhner war Bürger Hans Joggi entboten worden, um das Theilen abreden zu helfen, das Theilen der Bauernhöfe.

Das war ihm gewaltig zu Kopfe gefahren, und seinem Weibe Sabine noch gewaltiger. Er hatte den angefangenen Korb in die Ecke geworfen, und sie hatte ihres Pachtherrn Hund, der eben ihre Katze jagte, einen Stein nachgeworfen, nebst den Worten: Warte nur, du wüster verfluchter Bauernhund, der du bist! Wenn wir bald auch einen Hund haben, und einen viel größern als du bist, der wird dir dann den Meister zeigen, du Unflath, der du bist!

Dann jagte sie den Mann in's Haus an seine Toilette. An eine solche Versammlung gehe man nicht, wie man gehe und stehe, sondern in den Sonntagskleidern, die D— Bauern müßten wissen, mit wem sie es zu thun hätten, sagte sie. Sie hatte ihm bereits den mit der Schürze abgebürsteten Dreizipfelhut kühn auf's geschwollene Haupt gesetzt, und betrachtete nun noch einmal andächtig ihren Bürger Hans Joggi von oben bis unten, und kam endlich mit den Augen auch bis zu den Strümpfen. O Himmel! wie erschrack sie, als ihr auf einmal die siebenzehn wohlbekannten Löcher in denselben in die Augen fielen und durch dieselben ihres Mannes wohlbekannte Beine. Sie hatte diese Löcher hundertmal gesehen, ohne besondere Gemüthsbewegung; erst jetzt, als ihr Bürger Hans Joggi in eine Versammlung sollte, erst jetzt fielen ihr diese Löcher zentnerschwer auf's Herz. Es war, als ob die Bürgerin Sabine auf einmal ganz andere Augen bekommen hätte, als des Korbers Sabine gehabt hatte. So durfte Sabine ihren Hans Joggi nicht in die Versammlung

laſſen, aber noch weniger ohne Strümpfe, ſo wenig als ehedem eine Bernerfrau ihren Mann ohne das Baret mit der ſchweren goldenen Kette in den Großen Rath. Und Sabine bildete ſich auch auf ihren Bürger und ſeine Verſammlung wenigſtens ſo viel ein, als die Stadtfrau auf ihren Mann und ſeine Würde; und welche Frau war wohl die weiſere?

Andere Strümpfe hatte aber Hans Joggi keine, und im Flicken war Sabine nie eine Hexe geweſen. Auch hatte ſie im vergangenen Herbſt die Nadel verloren, die einſt ein Schneider bei ihr vergeſſen hatte.

In dieſer grauſamen Verlegenheit war es, als das Ehepaar ſich gegenüber ſtund in der altersgrauen Hütte. Da gedachte plötzlich die kluge Sabine an ihre eigenen Strümpfe, hob ihr lockeres Mieder auf, betrachtete die Strümpfe an den eigenen Beinen von hinten und von vornen, und ſah jetzt zum erſtenmal, wie viel beſſer ihre Strümpfe ſeien, als des Mannes Strümpfe. Ihre hatten nur drei bis vier Löcher, und noch ganz unbedeutende, keines größer als eine welſche Baumnuß; natürlich den Theil der Strümpfe, welchen man im Schuh verbergen konnte, nicht gerechnet. Schnell löste ſie die zuſammengeknüpften Strumpfbänder und ſtreifte ſorgſam, damit die Löcher nicht größer würden, die Strümpfe von ihren etwas angelaufenen Beinen. Da fielen ihr plötzlich die Weiberzwickel in die Augen und die Angſt auf's Herz, daß bei den damals noch gebräuchlichen unbequemen kurzen Hoſen Jedermann alſobald ſehen müßte: ihr Bürger Hans Joggi hätte Weiberſtrümpfe an, und wie das denn ein Geſpött geben, und wie die D— Bauernweiber lachen würden über eine Verſammlung, wo die Männer Weiberſtrümpfe an hätten.

Die langen Hoſen ſind doch komod, heut zu Tage ſieht man in keiner Verſammlung, wie viele Männer Weiberſtrümpfe tragen.

Aber Sabine war ein ſtandhaft muthig Weib, nicht der erſte, nicht der zweite Schreck machte es bewußtlos. Während Hans Joggi noch immer da ſtund, wie ein verblüffter Bohnenſtecken, hatte Sabine ſchon unter dem Ofen hervor ein paar Kamaſchen gezogen, die Hans Joggi's Großvater in der Schlacht bei Vilmergen, in welcher im Jahr 1712 die Berner die Luzerner geklopft, getragen, und ſeither Hans Joggi und ſein Vater an jeder Muſterung. Sie ſahen recht

kriegerisch aus und deckten trefflich Blößen und Zwickel, so daß kein Schlaukopf zu merken im Stande gewesen wäre, daß des Bürgers Hans Joggi's Beine in der Bürgerin Sabine's Strümpfe steckten.

Als Sabine ihren Hans Joggi rundum betrachtet hatte und in ungetrübtem Wohlgefallen, gab sie ihm das Zeichen zum Abmarsch. Martialisch unter seinem Dreispitz und in seinen Bilmerger-Ueberstrümpfen schritt er hervor aus dem Hause. Unter der Thüre stund die Bürgerin Sabine und sah mit Wohlgefallen ihn wandern. Aber als er zwanzig Schritte so martialisch gewandelt war, da rief sie: Hans Joggi!

Alsbald drehte Hans Joggi sich um und vernahm seines Weibes befehlende Worte: Höre, Hans Joggi, weniger Land als für zwei Kühe nöthig ist, nimm nicht, sonst sieh, wie es dir ergeht; laß dich auch nicht mit magern Aeckern abspeisen, Wiesen nimm, Wiesen, sie sind leichter zu arbeiten und geben doch mehr Gras. So sprach die Bürgerin Sabine, die bis dahin über das andere Jahr neunzehn oder zwanzig Wochen lang eine magere Geiß zwischen Leben und Sterben zu erhalten vermochte. Und Hans Joggi sprach: Habe nicht Kummer, weniger als für zwei Kühe und eine Stute nehme ich nicht. — Und dahin wandelte der kuraschirte Mann hoffnungsvoll, und unter der Hausthüre stund sein Weib, so lange noch ein Stücklein von den Bilmerger-Ueberstrümpfen zu sehen war, so lange noch ein Zipfel von des Bürger Hans Joggi's Dreizipfel über die Zäune ragte.

Aber Bürgerin Sabine kam nicht zu ihren zwei Kühen, nicht zu ihrem großen Hund, und Bürger Hans Joggi nicht zu seiner Stute.

Als genug Versammlungen gehalten worden waren, man einander sattsam wüst gesagt hatte, als viele Tagelöhner in den neuen Schenken und viele Wirthe an den neuen Schenken verarmet waren, als die Franzosen das Land auf das Schändlichste ausgesogen, der Staat kein Geld mehr, nur Schulden hatte, Reiche und Arme nichts ziehen, nur zahlen sollten, da wurde die Menge dieses Zustandes satt, vor allen aus die sogenannten Mindern, die am schnellsten ausgesogen und zu dem Wenigsten gekommen waren; und an einem schönen Morgen waren die helvetischen Truppen sammt der helvetischen Regierung verstoben und die alten Herren wieder da, aber auf neue Mode. Der Staat war arm geworden,

die Bauern kamen wieder zu Zehnten und Bodenzinſen, die Tagelöhner blieben Tagelöhner; alle hatten am Gelde gelitten! Womit man ſündigt, damit wird man geſtraft; der Traum war zu Schaum geworden. Warum wohl? Wenn man von Freiheit redet, dem ſchönen Himmelskinde, aber dieſes nicht kennt in ſeiner heiligen Geſtalt, ſondern nur Begehrlichkeit im Herzen trägt nach Vortheilen und Genüſſen, da flieht, wenn die alten Schranken brechen, das Himmelskind vor der freigewordenen Horde ungezähmter Lüſte, und in wüſtem Kampfe ringen dann dieſe Lüſte nach Genuß und Befriedigung, zerfleiſchen ſich gegenſeitig und treten achtlos nieder das Schönſte, das Heiligſte, bis endlich Gott die wild waltenden Kräfte wieder bindet in's alte Joch, weil ſie frei kein Maß erkannten, wie der gewaltigſte Strom in ſeine Ufer wieder muß, wie maßlos er ſie auch überſchritten. So nahmen die Zeiten von Freiheit und Gleichheit ein traurig Ende, weil man ſo traurig ſie mißverſtanden, ſo traurig ſie mißbraucht hatte; aber in mancher Dorfſchaft ſind noch ſichtbar die damals erhaltenen nun vierzigjährigen Wunden.

Dreißig gewaltige Jahre donnerten über den Erdboden von Strömen Blutes umrauſcht. Vom äußerſten Weſten bis in den tiefen Norden hinein brannten die Kriegesfeuer und trieben die Völker auf in wilden Streit; Millionen ſtrömten durch Europa von Weſten bis in tiefen Norden, von Norden nach Weſten, ſtunden einander in des Pulvers mörderiſchen Blitzen gegenüber, färbten mit ihrem Blute roth den ruſſiſchen Schnee, düngten mit ihrem Blute neu Sachſens unendliche Felder; Throne ſtürzten übereinander, die Kronen wankten auf den gekrönten Häuptern. Da wurde es Abend und matt die Menſchen, ſie ſehnten nach dem Schlafen ſich. Um ſchlafen zu können, ketteten ſie den mächtigen Geiſt, der ſie nicht ſchlafen laſſen wollte, der die Völker aufwirbelte, wie ein Wirbelwind den Straßenſtaub, weit hinaus in's öde Meer an Helenas heißen Felſen. Ruhe ſollte es werden, ſchlafen wollten die Menſchen. Ruhig ſchien es nun, zu ſchlafen ſchienen alle, und an der Wiege der Schlafenden ſangen Wiegenlieder der ſpottende achtzehnte Ludwig, der träumeriſch gewordene Alexander. Es träumten die Schlafenden allerlei von vergangenen Zeiten, die wiederkehrten, von neuen, noch nie dageweſenen. Und die Schlafenden regten ſich in den Träumen unruhig und wild, dann ſchnarchten ſie tief wieder

auf. Und an der Wiege saßen nun andere Kindermädchen: der wohllüstige, fromm gewordene Karl, der Kriegslieder sumsende Niklaus. Und der fromme Karl wollte nicht gestört sein in seinem Beten durch das Singen oder Bewachen, ja nicht einmal durch das Schnarchen seiner Kinder. — Er zog scharf und hart die Wiegenbänder über ihre Brust zusammen, damit sie stille blieben für und für. Aber sie fuhren auf, und krampfhaft wie Erstickende griffen sie in die Bänder. Diese brachen, und die losgewordenen Erwachten jagten den verblüfften Karl weg von seiner Stelle, und ein neues Leben wogte wieder durch ganz Europa, drang wie ein elektrischer Schlag in alle Länder.

Kriege, welche Europa durchtoben, brechen wohl am hohen Bergeswall, den Gott um uns gethürmt; aber des Geistes Wehen, den Flug der Ideen, abzuhalten, sind keine Berge hoch genug, auch die unsern nicht. Es drängt sich einem immer deutlicher der Gedanke auf: als ob den Völkern nur eine Seele gegeben worden, und diese Seele Weh und Wohl, Lust und Leid, welches im fernen Amerika, im tiefen Asien ihr angethan worden, in jedem Thälchen Europa's empfinde, und immer inniger empfinden solle, je mehr eben allenthalben diese Seele zum Bewußtsein komme, fühlen lerne. Vor dieser lebendig werdenden Menschenseele sollen dann schwinden des Meeres Weiten, des Leibes Beschränktheit.

Die Fluth des Geistes, die in Frankreich wogte, strömte auch durch unser Ländchen und spritzte hoch an Herren und Untergebenen auf, erschreckte die Einen, regte die Andern auf. Wie nun Alles geschah, gehört nicht hierher, nur Eines muß, um des Folgenden willen, herausgehoben werden.

Kurzweg diese Erregung niederzuschlagen, wie im Jahr **1814**, fühlten die Herren, ohne Halt von Außen, sich zu schwach, sie suchten sie daher abzuleiten. War es alte Erfahrung, war es neue Combination, welche sie auf diesen Ausweg brachte, — genug, ein kluger war's, ein fruchtloser schien's damals, aber jetzt erscheint er als Drachensaat — und müssen wir endlich wohl erndten diese Drachensaat?

Sie erlaubten, was im Jahr **1814** mit Kopfabhauen bedroht ward, sie erlaubten, dem Volke seine Wünsche vor ihnen auszusprechen, ungestraft. — Zugleich aber gab man sich sehr viele Mühe, diese Wünsche von allem, was die Verfassung, die Stellung der Menschen zu einander im Staate

betraf, ab, und auf materielle Vortheile: Fiſcherrechte, Waldberechtigungen, Wäſſerungen, Zehnten, Ehrſchätze, Conceſſionen, Conſumogebühren, kurz, auf die Eigenthums-Verhältniſſe zwiſchen dem Staate und den Privaten zu lenken. Mancher Oberamtmann damaliger Zeit könnte ſagen, wie viel er ſich die Erfüllung daheriger Aufträge koſten ließ; und vielleicht könnte uns noch manche Frau Oberamtmännin ſagen, was ſie an den damaligen Mahlzeiten für eine Suppe aufgeſtellt habe, Nudlen- oder Krebsſuppe. Mit dem Erleſen dieſer Wünſche hätte man Zeit gewonnen, bis die Ruſſen vorgerückt an den Rhein, wie man hoffte, oder bis die Leute einander ſelbſt in die Haare gerathen. Auf alle Fälle hätten die Leute ob den fleiſchlichen Gelüſten das Höhere vergeſſen. Ob es recht war, dieſe Lawine anzuregen, dieſes Feuer anzublaſen, kömmt auf den Standpunkt an, auf den man ſich ſtellt. Ein Anderes iſt's, wenn man ſich als Herrſcherfamilie betrachtet, die angeſtammten Rechte gegen unrechtmäßige Eingriffe zu vertheidigen hat; wieder ein Anderes, wenn man ſich als Kinder des Vaterlandes betrachtet, deſſen Wohl oder Weh Aller Wohl, Aller Weh ſein, deſſen Wohlfahrt, geiſtige und leibliche, aller Kinder höchſtes Streben ſein ſoll. Je nachdem man ſich auf einen Standpunkt ſtellt, muß man dieſem Anregen der fleiſchlichen Gelüſte, die keine Einigkeit dulden, keine wahre Freiheit erringen, bewahren, ertragen mögen, einen Namen geben. Aber wenn man auf den erſtern Standpunkt ſich ſtellt, ſo muß denn nie vergeſſen werden, daß man nicht auf das alte Bernerfundament, ſondern nur auf einen Familien-Neubau ſich ſtellt.

Nun aber war das Volk ſich nicht ſelbſt überlaſſen, es hätte ſonſt vielleicht an die Angel gebiſſen. Dem Volke gingen Führer voran, bewaffnet mit Klugheit und geſchichtlichen Erfahrungen. Dieſe erkannten leicht die gelegten Fallen, hatten aber ſchwere Mühe, der ungebildeten Maſſe die fleiſchlichen Gelüſte auszureden, ihr begreiflich zu machen, woran der Bauernkrieg geſcheitert, was die Helvetik geſtürzt. Ihre Mühe gelang ihnen ſo weit, daß die Leute für einſtweilen, aber mit ſchweren Seufzern, ihres Herzens Gelüſten unterdrückten und einfach bei der Sache blieben. Dieſem einfachen Begehren nach Rechtsgleichheit mußten die alten Herren weichen; die Einen thaten es aus Rechtlichkeit, die andern aus Ohnmacht. Das Patriziat hatte ſich in eine ſo unnatürliche

Stellung hinaufgeschraubt, daß ihm in ruhigen Zeiten andere Menschenkinder nur wie Mücken vorkamen, ihm selbst aber bei der geringsten Bewegung schwindeln mußte.

Die erfahrenern Männer konnten denn doch nicht hindern, daß unter der Hand nicht allerlei Fleischliches verheißen wurde denen, welchen man etwas Geistiges nicht begreiflich machen konnte; sie konnten mit Mühe verhindern, daß jene schweren Seufzer nach den Fleischtöpfen Egyptens nicht in der Verfassuug erklangen; konnten aber nicht verhüten, daß sie fast in jede Großrathssitzung hineinklingen, daß sie wiederhallen durch's ganze Land und von Schenke zu Schenke.

Eine unzählbare Menge Begehren haben sich erzeugt in der begehrlichen Menschenbrust nnd durchschwärmen entfesselt unser Ländchen; und jedes neue Begehren zeuget neue Kinder, immer wildere, immer ungestümere.

Jede Corporation hat ihr Verlangen, jeder Einzelne möchte ausbeuten die neue Zeit; en gros die Einen, en détail die Andern.

Alle Klassen der Gesellschaft haben ihre Gelüste, und an ihr Gewähren heften sie den Bestand der neuen Ordnung der Dinge. Wenn das nicht durchgehe, so hätte die neue Ordnung nicht Bestand, höchstens bis zur nächsten Fastnacht — kann man alle Tage in dieser oder jener Schenke hören. Ein traurig Zeichen, woran die Leute ihre Anhänglichkeit an die Verfassung, an die Freiheit knüpfen. Reise man durch's Oberland, durch's Niederland, durch's Seeland und noch etwas weiter hin in die Jura-Berge hinein, so kömmt man nie aus diesen Begehren heraus, sie lagern wie ein schwarzer Nebel sich über dem Land, sie bilden die Atmosphäre in jeder Wirthsstube. Und statt daß die Regierung über diesem Nebel stehen sollte, wie die Sonne auch über jedem Nebel ist, deswegen ihn auch zertheilen, auflösen kann, hat sie sich leider mitten hineinziehen lassen, treibt näher und näher einem unwiderstehlichen Strudel zu; hat das Unwetter, welches die alten Herren in den Dezemberwünschen heraufbeschworen, das damals glücklich abgewendet worden, sich auf den Hals gebürdet. Es ist fast, als ob sie den Versuch wagen wollte, ob sie ihn eigentlich brechen könne oder nicht, den Hals nämlich. Und am Brüllen für diese Begehren klettern, wie an Kletterstangen die Turner nach Preisen, die neuen Capacitäten empor zu Majestät und Herrlichkeit. Es ist unstreitig

bereits manchem Begehren entsprochen worden; oder mit andern Worten: die neue Ordnung der Dinge hat Manchem bedeutenden fleischlichen Nutzen gebracht; manches Gelüste hat so viel erhalten, daß es zufrieden sein könnte, wenn es mit den Gelüsten nicht die Bewandtniß hätte, daß sie immer mehr wachsen, je mehr man ihnen dargibt.

Und wenn wir die gewährten Begehren scharf in die Augen fassen, so finden wir, daß meist die Gelüste der Habenden befriedigt worden, an die Gelüste der Nichthabenden man wenig anders gedacht, als mit Aergerniß; die Schulmeister blos hat man befriedigt, doch zum bittern Aergerniß Vieler. Die Straßen wurden den Besitzenden abgenommen; der niedrigere Salzpreis hilft dem Armen wenig; neue Wirthschaften können eher reiche Großräthe oder deren Söhne und Neffen errichten, als arme Tagelöhner, besonders jetzt bei den hohen Patentgebühren; Holz ausführen kann der Besitzende, und nicht der arme Miethsmann, der das Holz entweder stehlen muß, oder immer theurer kaufen; die Zehnten werden dem erleichtert, der Felder besitzt, werden allfällig ihm abgeschafft, und nicht dem Nichthabenden; die neue Bäckerordnung kömmt bei der Unachtsamkeit der Polizei auch nicht den Armen zu gut, die keine Wage besitzen, oder sonst aus vielen Rücksichten nicht klagen dürfen; zu den höher besoldeten Stellen kömmt man auch schneller in einem Charabanc, als zu Fuß. Zu diesem Allem noch ist die Abschaffung der Armentellen in Rede gestellt, und dagegen nur unbestimmt von einer Unterstützung durch den Staat gesprochen.

Natürlich aber haben auch die Armen ihre Begehren, und Niemand wird sich wundern, wenn diese Begehren in dem Maaße wüst und roh sind, als diese Klasse roh und ungebildet ist. Und Niemand sollte sich wundern, wenn diese Klasse bei ihren unbefriedigten Wünschen immer ungeduldiger, wilder wird und allen Respekt vergißt, so wie sie denen, die es weniger nöthig hätten als sie, in so vielen Theilen entsprochen sieht, ihnen, wie sie meinen, in Nichts. Am wenigsten aber sollte man sich wundern, daß sie neben Anderem die Holzrechte der Hofbesitzer in den Wäldern auf's Korn genommen, und einstweilen noch nicht Höfe, aber doch Wälder ꝛc. mit den Hofbauern, den gegenwärtigen Nutznießern derselben, theilen wollen.

Wer den Lasten sich entwinden will, die einem Hofe

auferlegt sind, der hat auch kein Recht mehr an die Genüsse, die damit verbunden sind. Wer keine Zehnten, Bodenzinse dem Grundherrn mehr geben will, der hat auch kein Recht an die Benutzung eines Waldes, den ihm der Grundherr nicht umsonst erlaubt hat, sondern eben gegen andere Leistungen.

Rechtsame, Zehnten, Bodenzinse und Ehrschätze ꝛc. hängen weit näher zusammen, als man gewöhnlich sagt. Daher wohnen aus natürlichem Grunde die wildesten Zehntfresser mit den wildesten Rechtsamefressern zusammen. Wer will sich nun wundern, wenn in natürlichem Instinkt: daß eine vereinte Menge stärker sei, als der Einzelne, die Armen zusammenlaufen, zusammen ihr Leid sich klagen, auf die Besitzenden fluchen, und abrathen, wie sie wohl zu Etwas kommen möchten; wenn sie wiederum Versammlungen anstellen, wie zur Revolutionszeit, um die Haut des Bären zu theilen, den sie noch nicht geschossen! So sitzen sie in ihren Häusern zusammen, und wenn vom Abrathen ihre Hälse trocken geworden, lassen sie Branntwein holen; so sitzen sie von Schenke zu Schenke zusammen, wo die Reicheren nicht hinkommen, und frischen ihre sinkenden Hoffnungen mit Branntwein auf, tränken ihre zagenden Herzen zu kühnem Zugreifen. Ach, und diese armen Leute werden nie zu ihren Hoffnungen gelangen, werden nur von Tag zu Tag ärmer werden, von Tag zu Tag Weib und Kinder elender machen.

Diese erregten Gelüste und diese neuen Wirthschaften, wo die Gelüste alle Tage neu werden, werden vielleicht die neue Ordnung der Dinge untergraben, werden es vielleicht auch nicht thun. Ich bin kein Prophet, ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß sie viele, viele Arme, oder Mindere noch ärmer, daß sie aus manchem braven Hausvater einen Vagabund, Verschwender, einen branntweinsaufenden Trunkenbold machen werden; daß manches stille Glück dahingeht, manches Weib dem Grabe zu, und manches Kind einem lebenslänglichen Siechthum, weil der Vater in neuen Schenken neuen Gelüsten nachging, während daheim der Hunger und die Kälte Weib und Kinder marterten. Daß es so geht, weiß ich; hört, ich will Euch erzählen, wie es geht, zur Warnung vielen Hausvätern, zur Notiz den Landesvätern.

Dursli war der Sohn eines sogenannten Tauners, d. h. des Besitzers einer Tauner-Rechtsame, einer Kuh und eines

Häuschens. — Es gibt Rechtſame, die auf gewiſſem Lande liegen, andere, die durch eine beſtimmte Zahl von Jucharten bedingt werden, andere, die an gewiſſe Häuſer gebunden ſind. An gewiſſen Orten konnten ſie von den Häuſern getrennt und als ein für ſich beſtehendes Beſitzthum gekauft und verkauft werden, was aber wahrſcheinlich nur ein Mißbrauch war. Der Letztern eine beſaß Dursli's Vater, der küfete, Kübel band und Zuber und Holzſchuhe machte, nie um Taglohn auf dem Lande arbeitete, aber ſeiner Rechtſame im Walde wegen unter die Taglöhner oder Tauner gezählt ward.

Dursli war einziger Sohn und mutterlos. Sein Vater, der, um ſeine Reife auszuhauen, die Brille brauchte, ſah auch am Sohne nicht viel, ſah nicht ſtreng ihm nach. Dursli ſaß nicht gern, der Vater deſto lieber; darum band der Eine Kübel, während der Andere zur Kuh und zum Lande ſehen ſollte. Darum, wenn der Vater den Dursli nicht ſah, glaubte er in aller Ehrlichkeit, er werde beim Land oder bei der Kuh ſein; aber Dursli war noch an andern Orten gerne, als auf dem Lande, und liebte noch andere Geſchöpfe, als ihr dreißigthaleriges Kuhli. Er war ein leichtfüßiger Burſche, nicht gerne lange an einem Orte, wo es nicht luſtig ging, er war aber auch ein hübſcher und witziger Burſche, den die Mädchen gar zu gerne ſahen. Gar manches Mädchen ſchoß auf, wenn es ihn das Dorf nieder kommen ſah, ergriff den Keſſel, um Waſſer zu holen, oder eine alte Schürze, um ſie an die Schwirren im Bache zu hängen, zum Aufweichen der verjährten Unſauberkeiten. Es war aber auch kein Wunder; Dursli wußte ſo anmuthig und anziehend einige Minuten zu plaudern, ſo lächerlich einige Worte anzuwerfen, daß es den Mädchen in allen Gliedern gramſelte. Und er plauderte mit jedem Bäbi, hübſch und wüſt, arm und reich; er hatte eine der gutmüthigen Naturen, die für jedes weibliche Menſchenkind ein freundliches Wort haben, für jedes Aſchenbrödel ein holdſelig Lächeln. Daher war er auch Einer von denen, die den Ruf haben, ſie ſähen die Mädchen gerne (als ob nicht ſehr oft die Burſchen die Mädchen am liebſten ſähen, die es am beſten verbergen können), den jedes Bäbeli in ſich verliebt glaubt, über deren vermeintliche Untreue die Welt von Klagen wiederhallt. Es war ſelten eine Hanf- oder Flachs-Brecheten, oder eine Wäſche, an welcher nicht irgend ein weiblich Tröpfchen ſeinen Vertrauten, d. h. allen anweſenden

Wasch- und Brecherweibern zu jammern wußte, wie wüst Dursli es ihm gemacht, während Dursli auch nicht von Ferne an eine begangene Sünde dachte. Dursli hatte schon lange ein Mädchen, nicht nur im Auge, sondern auch im Herzen; aber sollte er deswegen alle andern hassen, d. h. ihnen Gesichter schneiden, als ob ein Brechmittel zu wirken beginne? Wer gab den Mädchen das Recht, aus freundlichen Worten und Mienen Ehepfänder zu machen? Da möchte der Teufel dabei sein, wenn dieses Recht aufkäme, da hätte ja ein freundlicher Bursche sieben Mal siebenzig Bräute am Halse, bevor nur einen einzigen Bartstengel am Kinn.

Dursli trug ein Bäbeli im Herzen, vermöglicher Leute Kind, hübsch von Angesicht und ebenrechter Größe. Wie Dursli redselig war und lustig, war Bäbeli ernst und schweigsam; wie Dursli leichtfüßig und flüchtig war im Wirthshause und bei der Arbeit, war Bäbeli eingezogen und von unabtreiblichem Fleiß. Da konnte es lange Mittag läuten oder Feierabend, Bäbeli setzte deswegen nicht ab, wenn noch Etwas auszumachen war.

Die Leute merkten es lange nicht, daß die Herzen Beider sich anzogen, und als sie es merkten, wollten sie es nicht begreifen. Sie wußten nichts von den Räthseln der Herzen, welche angezogen und abgestoßen werden durch eine geheimnißvolle Macht, die waltet in den Tiefen der Herzen. Die jungen Leute wollten gar nicht fassen, wie der lustige Dursli an dem trockenen Bäbeli Gefallen finden könnte; und die alten Leute wollten nicht glauben, daß das verständige Bäbeli je den Hanswurst Durs zum Manne nehmen werde; so einfältig sei Bäbeli nicht, sagten sie. Und allerdings schien es lange, als sollten sie Recht behalten: denn wie sie sich beide anzogen, stießen sie sich auch ab. Wenn Bäbeli dem Dursli ein ernsthaft Gesicht machte, während alle anderen Mädchen ihm lachten, wenn Bäbeli sich an ihm ärgerte, während alle ihm flattirten, so ging in Dursli das Feuer des Zornes auf. Er zankte mit Bäbeli, zweifelte an dessen Liebe, und es schien ihm, als wolle ihm das Mädchen erleiden. Er begleitete vielleicht eine andere vom Tanze nach Hause, blieb acht Tage von Bäbeli weg, aber dann zog es ihn an allen Haaren wieder zu Bäbeli. Und wenn Bäbeli sah, wie Dursli mit Allen schäckerte, wie er hier und dort ausging, wenn es schon

nicht mit wollte, dann zog es ihm das Herz zusammen, und gar weh ward ihm in demselben.

Es schien ihm, Dursli liebe es nicht, er hielte ihns zum Besten, wie alle Andern. Noch einmal so ernst war dann sein Gesicht, und ernst war es ihm, mit Dursli ganz zu brechen. Wenn es dann den Dursli wieder zu Bäbeli zog, wenn er in dunkler Nacht an dessen Fenster klopfte, sein Sprüchlein hersagte, ihm mit der lieblichsten Stimme den Namen gab, so hörte Bäbeli lange, lange nichts. Aber mit jedem Klopfen am Fenster klopfte es ihm auch stärker im Herzen, bis es endlich aufstund, aber mit dem ernsthaftesten Vorsatze, nicht aufzuthun, sondern dem Dursli auf das Bestimmteste zu sagen: er solle ein- für allemal ihns ruhig lassen. Es kam mit dem allerernsthaftesten Gesichtchen unter's Fenster, und ehe der Hahn einmal krähte, war Dursli bei ihm im dunkeln Kämmerlein und ihm lieber als nie.

Doch an's Heirathen dachte Dursli nicht, es war ihm lange wohl, so lustig und ohne Kummer in den Tag hinein zu leben, wie die Vögel im Hirse. Daß er bei diesem Leben seinen Vater ausnutze, daß es bei ihnen in den besten Zeiten eher rückwärts, als vorwärts gehe, daran dachte er um so weniger, weil sein Vater, der es selbst nicht merkte, ihn nicht darauf aufmerksam machte; der hatte selbst gar große Freude und Hochmuth mit dem hübschen Burschen, und machte gerne in der Woche ein Paar Holzschuhe mehr, damit Dursli am Sonntag selbander tanzen könnte, d. h. tanzen drei Tänze alleine, während alle Anderen zusehen mußten, weil er die Geiger besonders dafür bezahlt hatte. Eine Sitte, welche bei der Sparsamkeit dieses Geschlechts in Abgang kömmt, und sehr oft die Veranlassung zu den blutigsten Schlägereien war.

Da sollte plötzlich Dursli's Vater eine in seiner Gutmüthigkeit eingegangene Bürgschaft zahlen, und hatte weder Geld dazu, noch Begriff, wie man sich in solchen Dingen zu benehmen hätte. Es kam bereits bis zur Gantsteigerung. Der Alte hatte sein Häuschen schon aufgegeben, als ein Magnat herbeischlich und einen Ausweg zeigte, auf den der Alte mit beiden Beinen sprang. Der Magnat kaufte die Rechtsame um selbstgemachten Preis.

Die Bürgschaft konnte bezahlt, das Häuschen behalten

werden, und Holz erhielten sie noch immer ein wenig nach altem Gebrauch, der den Rechtsamelosen circa 1 Klafter gab.

Ein Unglück kömmt aber selten allein, sagt das Sprüchwort, und ganz richtig. Wenn auch kein eigentliches Ereigniß kommt, so ist beim ersten Unglück immer das zweite, in der Leute Mäuler zu kommen auf eigene Weise. Es ist, als ob die Leute auf einmal ganz anders würden, wenn sie aus Glück in's Unglück kommen, so wie allerdings ein Mensch auch ganz anders aussieht, wenn er aus sonniger Morgen- und Abendröthe vom Spazieren heim kömmt, als wenn er sich aus Gewittersturm oder Hagelwetter unter Dach flüchten muß. So erscheint ein Unglücklicher den Leuten gerne anders, als zu Zeiten seines Glücks. Was man vorher an ihm sah, sieht man nicht mehr, aber was man nicht sah, sieht man nun. Man sieht auf einmal keine Vorzüge, keine Tugenden mehr, sondern lauter Mängel, lauter Laster.

So ging es auch Dursli und seinem Vater. Bäbeli's Vater, der Jahre lang den Dursli zu seinem Mädchen ungehindert gehen ließ, und höchstens zu seiner Alten sagte: Höre, des Küfers Bueb ist wieder da! Meinetwegen, aber wenn ich Bäbi wäre, so wäre mir der nur zu lustig! schlug nun mit einmal hinten auf, sah und sagte Dinge von Dursli aus, die ihm früher nicht von Ferne in Sinn gekommen waren.

Er fluchte nun mit Bäbeli, sagte ihm alle Schande, daß es sich mit einem so nichtsnutzen Kerl abgeben möge, und verbot ihm allen Umgang mit demselben. Dem Dursli sagte er alle Mal wüst, wenn er vor das Fensterchen kam und klopfte, und drohte ihm mit Schlägen, das aber war gerade, was diese beiden Leutchen um so einiger machte und unzertrennlich. Es kam Bäbeli wüst vor, Dursli im Unglück zu verlassen; und das gute Mädchen, dem nicht die Rechtsame, sondern Dursli wohl gefallen hatte, fühlte gar inniges Mitleiden mit dem armen Burschen.

Zu was aber Mitleid gegen einen hübschen Burschen in einem Mädchenherzen wird, weiß Jeder, der sich auch nur von Weitem auf die Chemie der Mädchenherzen versteht. Beiläufig gesagt, ist das aber eine ganz andere Chemie, als die ordinäre Chemie; und Mancher, der in der ordinären Chemie eine Hexe ist, ist in der Chemie der Mädchenherzen nur ein Holzblock.

Bei Dursli regte dieser Widerstand eine Kraft auf, die man bis dahin an ihm nicht wahrgenommen hatte. Bald that er wüst, daß die Funken stoben, bald arbeitete er wie ein Roß, war alle Nächte vor Bäbeli's Fensterchen, plagte es grausam mit Eifersucht und Vorwürfen seines Vaters wegen. Und wenn dieser ihm wüst sagte, so hob es Dursli hoch auf vor Zorn, aber viel sagen durfte er nicht, um Bäbeli's willen. Aber dann, wenn Dursli so viel seinetwillen stillschweigend erduldet hatte, und in finsterer Kammer sein Zorn Funken sprühte, war Bäbeli um so mitleidiger, so daß zuletzt der abwehrende Vater schweigen und froh sein mußte, wenn Dursli sein mitleidig gewesenes, nun hoffnungsvoll gewordenes Bäbeli noch nehmen wollte. Nun davon war die Rede nicht, Dursli war zu gutmüthig, um nun seinerseits den Alten zu quälen mit Werweisen und Wüstthun, wie es sehr oft der Fall ist und wozu Dursli die Aufreizung nicht fehlte. Sie hielten schnelle Hochzeit, an der aber doch getanzt sein mußte, weil Dursli es wollte.

Bäbeli zog zu seinem Manne, und sie waren recht glücklich mit einander. Dursli machte fleißig Holzbödenschuhe und ließ sich zu einem soliden Hausvater an, so daß sich die Leute darob verwunderten. Hie und da nur, wenn er so von ungefähr dazu lief, kam er nicht von der Gesellschaft los, bis er einen Schluck zu viel hatte. Aber wenn er heim kam, that Bäbeli gar nicht, als ob es denselben bemerke, und machte sein freundlichstes Gesicht.

Freundliche Worte hatte Dursli noch immer für jedes Mädchen, aber jetzt thaten sie Bäbeli nicht mehr weh, es wußte wohl, wie sie gemeint waren.

Dursli's Vater hatte fast so viel Freude an seiner Sohnesfrau, als an seinem Sohne, denn Bäbeli pflegte so lieblich den Alten, wie er es von seinem Sohne nicht gewohnt war. Aber seine Freude genoß er nicht lange. Er starb bald und hinterließ seinem Sohne sein Gütchen, nebst einigen Schulden. Und wie selten ein Unglück allein kömmt, so kömmt auch selten ein Todesfall allein; dem einen Schwäher ging der andere bald nach. Um dessen Erbe wurde gehadert, und als endlich der Hader zu Ende war, hatte Niemand etwas gewonnen, als die Einsicht: um wie viel Hader unter Geschwistern ein Erbe zu schmälern vermöge. Doch erbte Dursli noch immer so viel, daß er schuldenfrei wurde.

Nun ging es eine Zeit recht gut, und es gewann das Aussehen, als ob Dursli ein hablicher Mann werden würde. Bäbeli erhielt freilich ein Kind nach dem andern, aber da es das Kinderhaben nicht betrachtete als Vorwand zur Faulheit, zum Schmutz, zum Gehenlassen, sondern als Sporn zu Fleiß und Reinlichkeit, so ward kein Kind eine Last, sondern jedes ein Segen. Die ganze Familie hatte ein schmuckes Aussehen, war wohl genährt; man sah aus Allem, daß es da an Geld nicht mangle.

Die Weiber ließen gar zu gerne ihre Holzböden bei Dursli machen; treffen, wie er, konnte es Keiner; und wenn er schon einen Batzen mehr forderte als Andere, so sagten doch die Weiber: so billig, wie er, sei Keiner. Und trotz dem, daß es ihm an Geld nicht fehlte, sah man Dursli immer seltener im Wirthshause; er hatte weit bis in das nächste; da lockte ihn die Nähe nicht, hingegen lockten ihn immer mehr seine Kinder in's Haus, die gar lieblich waren, an ihm wie Kletten hingen, so daß er die größte Freude an ihnen hatte; und spielen konnte er mit ihnen, wie das beste Kindermädchen, und an diesem Spielen hatte er noch größere Freude, als die Kinder selbst. Bäbeli war dabei glücklich, und wenn es schon nicht viel redete, so sah es doch vergnüglich d'rein, und kam stattlicher daher als manche Bäurin.

Nun kam die neue Zeit, die jedoch nicht neue Menschen brachte. Dursli nahm sich derselben nicht an; und wenn Andere kannegiesserten, so pflegte er zu sagen: Das Geschwätz mache ihm lange Weile. Das sei gut für die Großen, sagte er, die hätten etwas davon und könnten jetzt gut zu Stellen kommen, und großen Lohn machen; für sie geringe Leute heiße es immer: der Letzte nimmt, was übrig bleibt. Von der Verfassung, ihrer Bedeutung, ihren Vortheilen hatte er gar keinen Begriff. Wer regiere, sei ihm doch gleich, sagte er, ob ihr Ammann, oder ein Herr zu Bern, beide hätten große Köpfe, und werden doch immer zuerst zu ihnen selbst sehen wollen. Aber nicht Alle hatten es so wie Dursli. Mit immer scheelern Augen sahen viele Kleineren auf die Größeren und alle die Vortheile, welche diese von der neuen Zeit hatten, oder sich davon versprachen. Sie thaten ihre Unzufriedenheit, daß sie nichts von der neuen Zeit hätten, ihre Mißgunst gegen die, welche sie zu benutzen wußten, laut kund. Man brauchte nur in einen Haufen Holzfäller zu gerathen,

um zu vernehmen, was sie für einen Unterschied machten zwischen den Alten und zwischen den Neuen. Wenn dann eine ehrliche Haut die Mühe nehmen wollte, sie zu bekehren, so rühmte er ihnen die Vortheile, welche das Land von der neuen Verfassung hätte, wie der Unterhalt der Straßen den Gemeinden abgenommen worden, wie viel Procente am Zehnten geschenkt worden, wie viel man jährlich nur am Salz erspare, wie nun auf dem Lande auch Leute zu Ehre und Ansehen kommen könnten ꝛc. Aber gerade mit seinem Reden machte er das Uebel nur ärger. Erstlich merkte er nicht, daß er unter dem Wort „Land" nur die habliche Klasse verstehe, und daß er selbst die Vortheile der Verfassung nur in handgreiflichen Vorzügen suche. Zweitens vernahm er bald von den Unzufriedenen, daß die Erleichterungen meist den Bauern zu gut kämen, die Armen nichts hätten davon, als theures Brod, theure Butter und theures Holz, und daß bei dem Verdienst an Straßen man ihnen noch ein theurer Imbiß anzurechnen wisse; daß es eine himmelschreiende Sache sei, wie die Reichen allein die Finger im Honighafen hätten, und die Armen nichts, als das Zusehen. — Wenn dann die gute Haut aus lauter Verlegenheit zu rühmen anfing, wie doch jetzt für die Schulen gesorgt werde, und die Bildung des Volkes, wie man ja Jeden zu erziehen suche, daß er für Alles in der Welt gut werde, und wie das schön sei, wenn das ärmste Kind schreiben und rechnen lerne, so gut, wie das reichste, so rührte er erst das Wespennest recht auf. Was die Schulen abtrügen armen Leuten, frugen sie, sie gäben ihnen weder zu essen, noch Kleider, aber vom Arbeiten nähmen sie ihnen die Kinder weg, und Niemand wolle wegen dem verfluchten Indieschulegehen mehr ein Kind ihnen abnehmen, ehe es unterwiesen sei. Sie vermöchten es nicht, ihren Kindern Kleider machen zu lassen, daß sie es bei der Kälte wohl erleiden möchten auf dem Schulweg, und wenn sie dieselben schicken müßten, so kämen sie ihnen krank heim; sie vermöchten ihren Kindern nicht Milch und Brod in die Schule mitzugeben, daß sie über Mittag dort bleiben könnten, wie es die Bauern machen; so müßten ihre Kinder den bösen Schulweg des Tages vier Mal machen, und die Bauern thäten ihnen zum Trotz keinen Weg ausbessern, so daß die Kinder manchmal aussähen, daß es einem das Herz im Leib umdrehe. Klage man darüber, so gebe einem Niemand Gehör;

schicke man die Kinder nicht in die Schule, so müsse man Strafe zahlen. Das sei ehemals doch nicht so gegangen. Wenn man über schlechte Wege geklagt hätte, so hätten die meisten Landvögte die Bauern zur Ordnung gewiesen, daß sie es begriffen, daß sie einen Meister hätten. Aber man wisse wohl, es hacke keine Krähe der andern die Augen aus. Wenn nun die ehrliche Haut auf dieses Alles wenig zu erwidern wußte, so sprang ihm ein Großhans und Großsprecher zu Hülfe, und redete wie vom Himmel her, wie es noch ganz anders kommen müsse, was man noch Alles abschaffen, Alles einführen, und wie man es den Geiß- und Kuhbauern machen wolle. Seit Adam und Eva wäre es der Brauch gewesen, daß solche das Maul hielten, und wenn sie es fürder aufthäten, so solle ihn d. T. zerreißen, wenn sie mehr einen Splitter Holz erhielten. Man schaffe jetzt nächstens die Armentellen ab, und die D., welche es nicht machen können ohne Unterstützung, die schlage man todt.

Man kann sich leicht denken, daß so in die ärmere Klasse eine Gährung kommen mußte, wenn sie nicht nur nichts gewann bei der neuen Ordnung der Dinge, sondern noch das zu verlieren bedroht wurde, was sie bis dahin genutzet hatte; daß Neid und Eifersucht sich ihrer bemächtigen mußte, wenn Andere mit Bärenfett lustig kochten, während sie dürftig trockne Erdäpfel hatten, freilich mit dreikreuzerigem Salz. Aber was sind Erdäpfel mit dreikreuzerigem Salz gegen ein Herrenfressen — ich frage?

Auch in den ruhigsten Zeiten findet man bei den Armen eine mächtige Bitterkeit gegen die Reichen. Gar tief wurzelt in der thierischen, durch das Christenthum nicht veredelten Natur der Neid; und leider sind noch gar zu viele Arme im rohen Urzustande, daher des Neides voll. Man findet ferner bei Ungebildeten ein ganz eigenes Mißtrauen gegen alle Menschen überhaupt, insbesondere aber gegen Alle, welche über ihnen stehen. Daher sieht die ganze mindere Klasse die sogenannten Magnaten, welche in den Gemeinden das Scepter führen, mit scheelen Augen an, und traut ihnen zu, daß sie sich ob dem Gemeindwesen oder den Armen selbst bereichern. Und wenn hie und da eine Hundeseele es wirklich also treibt, so erregt dieses einzige Beispiel das natürliche Mißtrauen immer neu, und hundert Unschuldige müssen es entgelten. Ihre Augen wandten sich daher vor Allem aus

auf das, was sie zunächst dem Gemeindwesen abgestohlen glaubten, auf Rechtsame in Feld und Wald, auf Felder und Wiesen, die ehedem der Gemeinde gehört haben sollen, und man wisse nicht, wie sie der Gemeinde abhanden und in reiche Privathände gekommen.

Es läßt sich nicht läugnen, daß es während der Revolution, und vielleicht vorher und gleich nachher wunderlich zu- und vielleicht Manches unter's Eis ging. Es gab viele Extraausgaben, die wahrscheinlich aus dem Gemeindgut, und nicht aus Tellen bestritten wurden. Die Reichen, welche Meister waren, tellten sich nicht gerne selbst, wenn sie es anders machen konnten. Man verkaufte Land, machte Schulden, und ob in der That in diesem Gewirr, wo Niemand eine feste Oberaufsicht führte, Alles mit rechten Dingen zuging — wer will das entscheiden? Ueber die Stadt Bern ist in dieser Beziehung eine Untersuchung verhängt. Man untersuche aber im ganzen Lande, namentlich in Schüpfen ꝛc., wie es damals zuging, erst dann ist man gerecht. Zudem hatte man auch in pfiffiger Kurzsichtigkeit, wie sie denen oft eigen ist, die keinen Ueberblick haben, bei den Armen wirklich muthwillig Hoffnungen erregt, ihre Aufmerksamkeit auf Vortheile, auf Staatswälder ꝛc. gerichtet, während zuletzt sich Niemand mehr um sie bekümmerte. Dadurch entstund eine Gährung in der untern Klasse, von der man sich kaum einen Begriff macht, weil man gewöhnlich das Treiben der Armen nicht achtet, und noch viel weniger ihre Gemüthsstimmungen. Es entstund eine Reizbarkeit, welche jede sie betreffende Verfügung auf das Gehässigste auslegte. Als z. B. Veränderungen mit den Klosterpfründen und Spenden vorgenommen wurden, wurde unter dieser Klasse allgemein angenommen, das geschähe von den neuen Herren, die Armen zu berauben. Als Einer, kurz nachdem er seine Stimme zu Ungunsten der bisher Genießenden abgegeben hatte, vom Schlage getroffen starb, da hätte man hören sollen, wie schnell durch viele Dörfer die Kunde fuhr, den und den hätte Gott erschlagen, und der Teufel ihn geholt, weil er ein Armenfeind gewesen.

Wo unter die Leute Leben, Gährung kömmt, da ist ein Zusammenlaufen, Zusammenrotten, sich Aneinanderhalten, und dieses Zusammenrotten ist entweder ein plötzliches Zusammenthun, aber gewöhnlich ein eben so schnelles Auseinanderlaufen, zuweilen aber ein nachhaltiges Aneinanderhalten; das

erstere nennt man Versammlungen, das letztere, ein Produkt der neueren Zeit, Vereine. Und wo so eine Gährung unter die Leute kömmt, da sind immer Leute mit und ohne Schnäuze, welche während dieser Gährung im Trüben fischen wollen. Und wie der Aligator, wenn er einmal einen Neger gefressen, kein anderes Fleisch mehr recht mag, so können diese Leute nicht mehr ohne Gährung, ohne Fischen im Trüben sein, und wenn Alles wieder still und ruhig werden will, so stöbern sie immer neu wieder auf; und je wüster es geht, desto wohler wird ihnen. Das sind Leute, die essen wollen, aber nicht arbeiten, das stille Wesen hassen und Fürwitz treiben, liederliche Schlingel mit gutem Mundwerk und vielen Gelüsten, die ihre Kinder hungern lassen könnten, um selbst desto besser zu fressen, die Vater und Mutter verrathen würden um fünf Batzen, geschweige dann andere Leute, ja, die für drei Kreuzer des Teufels Schwanz sich durch's Maul ziehen ließen, und zwar langsam.

Es war also ganz natürlich, daß bei dieser obwaltenden Stimmung, bei dieser Gährung in den untern Klassen, auch unter ihnen Versammlungen, ja Vereine entstehen mußten zu gemeinsamerem Verfechten der gemeinsamen Interessen; und eben so natürlich, daß auch hier, wie die Raben bei einem Aas, jene Schlingel sich einfanden, diese Gährung auszubeuten, und zu dem Ende sie zu unterhalten, so lange als möglich, um so lange als möglich ohne Arbeit auf Kosten der armen Getäuschten leben, oder Contos machen zu können, wie deren in Zeitungen erschienen sind. Es wäre merkwürdig gewesen, wenn diese Leute dazu gekommen wären, ihre Rechte im Großen Rathe zu vertheidigen. Da hätte der Geschichtsforscher sicher eben so merkwürdige Aufschlüsse über Natur und Entstehung der Rechtsame erhalten, als sie Tiefgelehrte ihm bereits über Natur und Entstehung der Zehnten gegeben hatten, und zwar ebenfalls im Großen Rath. Es ist merkwürdig, daß es jetzt zu diesem Allem gekommen in und außerhalb den Räthen.

Weil sie aber nun nicht reden konnten im Großen Rath, so redeten sie desto mehr in allen Schimpfwinkeln, und dann von Schenke zu Schenke, und in dieses Reden, diese Schimpfwinkel, diese Schenken hinein wurde Dursli gezogen — und das war sein Unglück.

Dursli bekümmerte sich anfangs um das ganze Treiben

nicht; er machte seine Holzbodenschuhe auf Leib und Leben, trieb lustiges Spiel mit seinen Kindern, daß seiner Frau das Herz im Leibe lachte, aber nur ganz still. Und wenn die Woche aus war, so hatte er eine Hand voll Geld verdient; und wenn der Sonntag kam, so war fast alle Mal Fleisch auf dem Tisch; und wenn der Winter kam, so fehlte warme Kleidung nicht, den Großen nicht, den Kleinen nicht. Aber so still und glücklich sollte Dursli nicht bleiben; die Treiber in der Gährung hatten schon lange ihre Augen auf ihn gerichtet.

Dursli war ein lustiger Bursche; wo er war, waren Andere auch gerne, und durch seine offene Ehrlichkeit hatte er bei vielen Leuten gutes Zutrauen; unter den Mindern war er einer der achtbarsten Männer. Er war einer der Wenigen, die Etwas vermochten, die nicht blos fünf Batzen zu einer allfälligen Einlage hatten, sondern sie noch für Andere bezahlen, die nicht nur aus dem eigenen Sack zehren, sondern noch Andere gastfrei halten, sogar in einem leeren Bett Jemand über Nacht halten und an seinem Tische füttern konnten.

Unter den Treibern war nun einer, den ich Schnepf nennen will, der wegen seiner Frechheit und Unverschämtheit den meisten Leuten wohl bekannt, doch höheren Orts nicht ohne Gunst war; dieser machte sich ganz besonders an Dursli. Er war mit Dursli auf einem Marktwege, oder in Solothurn bekannt geworden, und eben viel brauchte der Schnepf nicht, um sich aufzudringen. Er konnte sich aufdringen, wo er die mißfälligsten Gesichter sah; warum hätte er dem Dursli sich nicht sollen aufdringen können, der allen Leuten ein freundliches Gesicht machte? Er fing ihm nun an zu predigen von ihren Rechten und Hoffnungen, trotz einem Kapuziner; aber Dursli pfiff ein Liedlein dazu und sagte: er mache der Burechbäurin am liebsten Schuhe, sie hätte den nettesten Fuß, welchen er noch in den Händen gehabt hätte. Dann fing Schnepf an zu fragen nach Dursli's verlorner Rechtsame, und wie das zugegangen sei damit? Arglos erzählte das Dursli, und dann wie wüst seiner Frau Vater gethan, aber wie er dem den Marsch gemacht. Dann fing der Schnepf an zu sagen, wie das nur ein Spitzbubenstreich von den Bauern, und die ganze Geschichte nur abgekartet gewesen sei, um sie um die Rechtsame zu bringen; gerade auf diese Weise

seien sie zum ganzen Wald und noch andern Dingen gekommen; aber jetzt sei die Zeit da, sie zu zwingen, wieder herauszugeben, was sie mit Unrecht hätten. Dursli sagte: er wolle nicht prozediren und sein gutes Geld schlechtem nachwerfen; und dann pfiff er einem Vögelein, welches ihm gegenüber hing, eine Melodie vor. Prozediren wollten sie auch nicht, sagte Schnepf, die neuen Herren müßten ihnen helfen, sonst sollten sie zusehen, wie es ihnen ergehe. Komme mir doch nicht mit den neuen Herren, antwortete Dursli, von denen mag ich nichts hören, es ist mit den Herren gerade wie mit den Schuhen, ich mag neue Schuhe machen so viel ich will, so giebt es immer alte daraus. Aber Schnepf sagte: da hätten sie die Wahl, sie könnten machen, was sie wollten, aber dann wolle man es mit ihnen probiren. Und dann fing er an, dem Dursli von seiner Familie zu reden, und wie jeder Vater zu seiner Familie sehen solle, und wie er die Pflicht habe, nichts fahren zu lassen, was der Familie gehöre, es solle einem Vater immer um Weib und Kinder sein. Endlich fing Dursli doch an zu hören, und es schien ihm, Schnepf sollte doch auch etwas Recht haben. Als daher Schnepf ihm endlich sagte: er solle mit ihm kommen, und wenigstens hören, wie's gehe, er könne dann immer machen, was er wolle; so ließ Dursli sich bereden und ging, und Bäbeli sagte nichts dazu, als: Mache doch leise, wenn Du heim kömmst; erwacht Anne Bäteli, so kann man es fast nicht mehr zum Schlafen bringen.

Wenn der Schnepf nun in einer Versammlung oben an saß, so behandelte er Alles von Obenherab mit einer Art unverschämter Würde und predigte seine Meinung mit dem frechsten Anstrich von Unfehlbarkeit, daß ihm darin kaum Einer in irgend einem Verein, er mag Namen haben wie er will, gleich kam. Damit flößte er den Leuten Respekt ein; und gerade seine Frechheit war es, die ihm Glauben verschaffte. Wenn er oben am Tisch so gewaltig raisonnirte, mit der Hand auf den Tisch schlug, alle Bauern verfluchte, sie armer Leute Schinder nannte, sich verfluchte: er aber wolle ihnen den Meister zeigen, daß sie in Ewigkeit an ihn denken sollten; sie seien einmal an dem Rechten; so saßen die Andern, Maul und Nasen offen, ihre Augen funkelten vor Respekt, und ihre Herzen zitterten vor Lust nach der Bauern Rechtsame, nach ihren Häusern und Gütern, nach ihren Gül-

ten und Geldern. So etwas wie das tausendjährige Reich schwamm ihnen vor Augen, und sie fuhren mit ihren magern Händen in ihre mageren Säckeli, und sie knübelten dem Schnepf und seinen Spießgesellen Geld dar, die Sache zu machen, und rühmten ihn dann bis in den Himmel hinauf. Auch Dursli kriegte von nun an gewaltigen Respekt vor ihm und unbedingten Glauben zu ihm. Wenn der Schnepf ihm gesagt hätte: es handle sich nicht nur um die Rechtsamen, sondern um die Theilung aller Felder und Häuser und Gülten, und obendrein seien in Bern noch hunderttausend Millionen Dublonen zu theilen baar, und dann noch Plätze, wo ein Jeder tausend Dublonen werth sei alle Jahre, das Alles stehe in der Verfassung — Dursli hätte es geglaubt; er war in diesen Dingen gerade wie ein Kind.

Doch Dursli's Frau hatte vor dem Schnepf keinen Respekt, sondern in dem Maße, als dem Dursli der Respekt vor ihm wuchs, wuchs ihr grenzenloser Widerwille gegen ihn. Derselbe kehrte nämlich, seitdem Dursli sein Anhänger geworden, in dessen Hause sehr oft ein, that ganz, wie wenn er Herr im Hause wäre, und machte sich so breit und stattlich wie ein Junker. Er traktirte Bäbeli von oben herab wie eine Magd.

Er kommandirte, daß man hier aus, dort aus diesem oder jenem Bescheid machen solle, zu Dursli zu kommen, und machte dessen Stube zu einem Versammlungsort; sagte ungenirt, ehe die Gebotenen kamen: etwas Warmes wäre ihm anständig. Wenn Leute da waren und sie eine Zeit lang gepoltert hatten, so hieß er Bäbeli ungenirt Wein oder Gebranntes holen und vergaß dann das Bezahlen. An solchen Abenden arbeitete Dursli natürlich nichts. Wenn halbe Nächte mit Kannegießern zugebracht wurden, so war man am Morgen nicht aufgelegt zur Arbeit. Und wenn Dursli schon arbeiten wollte, so lief entweder das nächtliche Gesindel wieder herbei, um den Schnepf noch dieses oder das zu fragen, oder der Schnepf lachte den Dursli aus, daß er sich mit dem Holzbodenmachen so mühen möge, das trage doch ja nichts ab.

Gar oft lockte er den Dursli unter irgend einem Vorwand noch hie oder da aus, und fragte Bäbeli gar nie, ob es ihm auch anständig sei; er nahm so wenig Rücksicht auf ihns, und daß es auch einen Willen haben könnte, als er

Rücksicht nahm auf sein eigen Weib und ihre Meinung. Eine solche Behandlung fühlen alle Weiber, auch wenn sie nur ein zwilchenes Mieder am Leibe haben; kein Weib erträgt ungerächt eine solche Nichtachtung, besonders im eigenen Hause nicht. Und Niemanden hassen die Weiber wohl ärger, als die, welche ihre Männer an der Arbeit stören, vom Hause locken, zu Ausgaben verführen, ihren Familien entfremden. Solche verlockende Männer verfolgt ein grimmiger Weiberhaß; und wenn nur der Zehnten aller bösen Anwünschungen gereizter Weiber an ihnen in Erfüllung gehen sollte, so ist die Hölle nicht heiß genug für sie. Bäbeli war ein Weib, der Schnepf ein verlockender Mann, darum haßte es ihn wie die Pest. Weil es aber ein schweigsam Weib war, so sagte es dem Schnepf nicht wüst, hieß ihn nicht zum Teufel gehen, oder bei seinem hungernden Weibe und hungernden Kindern bleiben, es machte ihm blos ein Gesicht, mit welchem man einen ganzen See hätte zu Essig machen können, jagte mit dem Besen seinen hungrigen Hund aus der Küche, und hie und da entrann ihm eine Thüre etwas unsanft aus der Hand. Und wenn dann bei solchen Zusammenkünften Dursli erst nach Mitternacht ins Bett kam, so sagte es ihm auch nicht wüst, aber eher hätte er eine Floh das Ut re mi singen gelehrt, als daß er seiner Frau ein Wort abgewonnen hätte, er mochte es anstellen wie er wollte.

Wenn eines Morgens der Schnepf den Dursli fortlockte, und dieser sagte: Fraueli, Du solltest mir die Schuhe salben, so sagte Bäbeli höchstens: Ich habe geglaubt, Du wolleſt heute Jauche ausführen, weil es so ein gut Zeichen ist; oder, hast Du nicht auf heute dem Siegrist seine Holzböden versprochen?

Brachte dann Dursli mit pochendem Herzen Ausreden vor, diese oder jene, so schwieg Bäbeli und Dursli ging. Er fühlte zwar wohl, daß er zu Hause bleiben sollte, die Arbeit war ihm noch das Gewohnte und ihre Vernachlässigung regte sein Gewissen an; aber er fürchtete sich, dem Schnepf etwas abzusagen. Zudem hat fast für alle Menschen ein von der Arbeit freier Tag, an welchem man unter freiem Himmel herumlaufen kann, etwas Anziehendes, dem man nur um anderer Interesse willen zu widerstehen vermag. Dursli sah noch keine Noth, keine Dringlichkeit der Arbeit, sah die Schlinge nicht, die der Teufel ihm umwarf, und weil

seine Frau wenig sagte, nicht aufbegehrte, daß er sie mehr fürchten mußte, als den Schnepf, der wüst gethan hätte, wenn Dursli nicht hätte mitkommen wollen: so ging er und ahnte nicht, wie es in Bäbeli's Herzen siedete und kochte in Angst und Zorn.

Wohl sagte Bäbeli auch zuweilen, wenn der Schnepf fortging und den Dursli daheim ließ: es wollte, den hätte es zum letzten Mal gesehen, es falle ihm allemal ein Stein ab dem Herzen, wenn es ihm die Ferse sehe. — Dann nahm Dursli seines Freundes Parthie und erzählte: wie er ein aufrichtiger sei und ein Kuraschirter, was er Alles für sie wage und was sie ihm einst zu verdanken haben würden; auch wie er geachtet sei, und wie schon mancher Herr den Hut ihm abgezogen und die Vornehmsten ihm Briefe geschrieben. Dann schwieg Bäbeli wieder und Dursli blieb des Schnepfen Freund; es wurde nicht die Gewalt gebraucht, ihn von demselben wegzuziehen, die Schnepf brauchte, den Dursli an sich zu ziehen. Wer weiß, wenn Bäbeli mehr geredet hätte im Ernst und mit Flattiren zu rechter Zeit, ob es nicht anders geworden wäre. Aber es war halt Bäbeli's Natur so, und es fiel ihm nicht ein, seine Natur zu überwinden und sie nach den Umständen einzurichten; es ließ es so gehen und würgte an seinem Verdruß im Stillen.

War ihm das doch nicht zu verargen, thun das ja auch ganz anders gebildete Weiber, als Bäbeli, daß sie halt ihrer Natur, d. h. ihrer Angewöhnung nach leben.

Es ist merkwürdig, daß Weiber und Männer weit eher zum Erreichen böser Zwecke, zum Betrügen, zum Verführen, zum Ueberlisten, zur Erhaltung eines Schatzes ihrer Natur Gewalt anthun, als um guter Zwecke willen, um Menschen vom Bösen ab und zum Guten zu ziehen; und doch wäre hier der Lohn so groß und ist dort die Strafe so groß.

Freilich werden die Weiber sagen: es sei schwer, es zu treffen, bald rede man zu viel und bald zu wenig, und an Allem sollen immer die Weiber Schuld sein. Ja, ja, Weibchen, allerdings redet ihr bald zu wenig und bald zu viel, und an Vielem seid ihr Schuld. Aber wenn Ihr Euch nur ein wenig wolltet unterrichten lassen, so könntet ihr bald ebenrecht reden lernen, dann hättet ihr den Schlüssel zu den meisten Männerherzen und könntet Schuld sein, daß die halben Männer Engel würden.

So mußte das Bäbeli mit seinem Gift im Herzen lange Zeit Branntwein holen bei irgend einem der zahllosen Verkäufer, denen die Regierung erlaubt hatte, für 15 Bz. jährlich zu verkaufen, was sie wollten.

Was so Einer verkauft, untersucht man in der Schweiz nie. Es kann einer getrost Dr— brennen, ihm Branntwein sagen und ihn verkaufen. Wir leben in einem freien Lande, wo Jeder dem Andern vor's Maul halten kann, was er will: geputzte und ungeputzte Kutteln, gekochte und ungekochte Blutwürste, Branntwein aus Dr— oder aus Essig. Da, wo man Branntwein holte, hätte man ihn ungestraft auch trinken können; aber der Schnepf war lieber da, wo er das Essen umsonst hatte und das Bett und er nicht alle Mal zu zahlen brauchte, was er holen ließ.

Einst kam er auch und mit ihm natürlich sein Hund, derselbe war noch hungriger als gewöhnlich und schnappte nach einem Stück Brod, welches ein Kind in der Hand hatte; unglücklicherweise schnappte er in seiner Gier zu weit, und blutig wurde des Kindes Hand, welche das Brod hielt. Da brannte das Feuer in Bäbeli auf, und mit einem feurigen Scheit schlug es auf den Hund, daß die Funken stoben und der Hund mit seinem Geheul das Häuschen erfüllte. Der Schnepf wollte mit zornigen Worten seinem heulenden Hunde zu Hülfe, aber ihm flammten Bäbeli's Augen entgegen in ungewohnter Gluth und ein Fluß der Rede übergoß ihn, deren selbst seine Unverschämtheit nicht Stand halten konnte, daß er gehen mußte mit seinem hungrigen Hunde und das Wiederkommen nicht mehr versuchte.

Bäbeli sah mit Freuden ihn gehen und schwieg wieder. Es triumphirte im Herzen über die gewonnene Schlacht und meinte, den Dursli wieder ganz erobert zu haben. Das arme Tröpfli wußte nicht, daß der Sieg am leichtesten verloren geht, wenn man die Schlacht gewonnen glaubt.

Schnepf zog sich nur aus dem Hause zurück, von Dursli ließ er nicht. Er beschied ihn nun von Hause aus Bäbeli's Augen weg, und Bäbeli sagte anfangs auch wieder nicht viel dazu; es war nur froh, wenn es den Riggel nicht sehen mußte.

Schon das moderirte Concessionssystem, das so verwaltet wurde, daß sich Vielen die Ueberzeugung aufdrang: man wolle es mit Fleiß den Leuten erleiden und das Patentsystem

als einzig vernünftig erscheinen lassen, hatte neue Pinten gebracht und das Patentsystem brachte nun noch unendlich mehr.

In einer einzigen Gemeinde sollen nach und nach bei siebzehn neue Wirthschaften entstanden sein. In vielen dieser Wirthschaften hatten Leute wie Schnepf ein ungestört Sein und sichern Unterschlauf; in gar manche verirrte sich nie ein rechtlicher Mann, kein Vorgesetzter zeigte sich darin. Gar manche dieser Wirthschaften war nichts anders, als eine eigentliche Hudelwirthschaft. Der neue Wirth war selbst ein Hudel und hatte nicht so viel Geld im Hause, um die Patentgebühr zu bezahlen, und kein Fäßchen, das 30 Maß hielt, und keinen Keller, in dem eine Sauerkrautbütte Platz hatte, geschweige denn ein Faß, und keine Stube, in welcher man unter dem Balken in der Mitte durchkommen konnte, ohne sich zu bücken, und in einer Ecke der Gaststube kindbettete sein Weib, in der andern war seine Mutter am Sterben. So war das schöne Lokal beschaffen, das er zu seiner Wirthschaft verzeigt hatte. Irgend ein alter Wirth streckte vielleicht die Patentgebühr dem neuen Hudelwirthe vor gegen das Versprechen, bei ihm seine Provisionen, Strohflasche um Strohflasche zu holen. Bei dem neuen Hudelwirthe konnte man dann den Speck von der Maus kaufen; das war die Erleichterung für das Publikum durch vermehrte Concurrenz. Doch bitte ich, das vom Speck nur bildlich zu verstehen, denn in solchen Wirthschaften wäre selten wirklicher Speck zu haben gewesen, obschon es an Schmutz nicht mangelte; und wenn man auch Würste gehabt hätte, so hätte man doch keinen Speck gehabt, und von ihnen auch sagen können: diese Würste seien gerade wie die zu E., in jenen sei kein Speck und in diesen auch keiner.

In solchen Wirthschaften waren sie nun durchaus ungestört, rechtliche Leute genirten sie nicht, die Polizei, doch wohl verstanden, nicht zusammen gezählt, molestirte sie nicht, gewöhnlich war der Wirth auch noch ihr Hudelbruder. Hier konnten sie ihre Abreden treffen, ihre Herzen leeren, Bericht erstatten über neue Räthe oder neue Versprechen, die sie erhalten.

War man nun da an einem Abend lange zusammen gesessen bei Branntwein, der stank wie die Pest, so hatte man am Morgen einen trockenen Hals und war nicht wohl, bis man ihn wieder annetzen konnte; oder man war am Abend

daheim gewesen und am Morgen neugierig zu vernehmen, was abgeredet worden, was für Nachrichten man empfangen; oder man war an einem andern Orte gewesen und mochte nicht warten, bis man erzählen konnte, was man da vernommen; oder man erwartete einige Ausgesandte zurück und erwartete von ihnen, sie brächten Bericht vom kürzesten Weg ins Schlaraffenland. So lagen eine Menge Gründe vor, den Arbeiter von der Arbeit weg in die Schenke zu ziehen, wo er zudem noch sicher war, einige Andere anzutreffen und einige Augenblicke Kurzweil zu haben. Man bestellte Branntwein und wollte ihn nur so im Fluge nehmen, aber doch zündete man eine Pfeife an, begann zu discuriren; Einer nach dem Andern setzte sich, einen Schnaps nach dem andern nahm man, zu raisonniren immer tiefer begann man, ein Spiel, den Schnaps zu bezahlen, lief nebenbei. Ehe man daran dachte, war die Zeit, wo Weib und Kinder daheim Erdäpfel aßen, vorbei; heim zu den kalten Erdäpfeln mochte man nicht, und doch war man hungrig. Man forderte von der Wirthin ein Stücklein Fleisch, und die gab es, denn so in einer Pintenschenk kann man so gut essen, als in einem Wirthshause, und zwar warm und braucht sich nicht einmal herauszuhelfen, wie ehedem ein Pintenwirth zu H.

Der war verklagt worden, daß er seinen Gästen Warmes zu essen gebe, welches in der Erlaubniß für eine Schenke ausdrücklich verboten war. Verzeiht, gnädiger Junker Landvogt! sagte er, Ihr wisset, man muß das Fleisch kochen, ehe man es essen kann, und da wird es warm und das ist nicht verboten. So habe ich es auch diesmal kochen müssen und habe den Gästen angehalten, sie sollten das Fleisch erst kalten lassen, ehe sie es äßen, aber sie wollten nicht, und ihrer waren gar Viele.

Waren diese Leute nun bis über Mittag im Wirthshause, so waren sie auch den Nachmittag durch da, kamen erst am Abend oder Nachts heim, und kamen dann heim und wie? Sie hatten nichts verdient, aber manchen Batzen verthan und am Morgen zog es sie an allen Haaren, bis sie wieder in der Kneipe waren, und wenn sie dann früher oder später heim gingen, so kriegten sie zu Hause immer saurere Gesichter.

Es ist unter reichen Herren, Geschäftsleuten, Weibeln und Sekretärs oft der Brauch, daß sie ein dix heures neh-

men, ein Gläschen Grüns oder einen halben Schoppen Rothen, oder ein Tröpfchen Malaga, dabei discuriren sie, oder lesen eine Zeitung, oder warten die Post ab. Fast alle diese Herren, vielleicht die Weibel ausgenommen, haben ein bestimmtes Maß, welches sie in Leib nehmen, eine bestimmte Zeit, welche sie im Kaffee oder in der Schenkstube zubringen, und auf den bestimmten Glockenschlag stehen sie an ihrem Tische. Es ist da eine feste Ordnung, welche die Leute im Geleise behält. Aeußerst selten wird sich vielleicht des Morgens ein Sekretär am Domino fünf Minuten versäumen lassen. Nachmittags beim Kaffee, von wo aus man nur in's Bureau muß und nicht heim zur Frau, nimmt man es bei weitem nicht so genau, die Sitzungstage ausgenommen. Es ist bei diesen Leuten allen eine mehr oder weniger geregelte Lebensweise, weil sie auch mehr oder weniger innerlich geregelt wurden, oder weil ihre gesellschaftliche Stellung oder ihre gesellschaftlichen Ansprüche sie in Ordnung erhalten, und sogar auch in den Zeiten, wo man über der politischen Gesinnung den sittlichen Werth von oben herab aus den Augen verliert (aber hüte man sich, von oben herab diesen Grundsatz zu predigen, das Volk ist nicht der Meinung und dürfte ihm sehr derb widersprechen). Bei armen Leuten fehlt aber meist die innere und die äußere Regel, oder der Riegel, der das Weitergehen verschließt. Ihre Ansprüche, die sie verwirken könnten, beschränken sich höchstens auf Steuern, und meist schlummert bei ihnen die Sinnlichkeit nur, einmal erwacht, haben sie kein Gewicht, sie wieder in ihre Grenzen zu drängen. Daher sieht man in dieser Klasse Tausende, die Monate lang weder Wein noch Branntwein trinken; fangen sie aber einmal an, so hören sie nicht auf, bis sie betrunken sind, oder kein Geld mehr haben. Ja, es gibt die sogenannten Stören, die Tage, Wochen lang währen, wo jeder Tag eine Hudlete ist, die bis auf sieben Wochen dauert. So war einmal ein reicher Bauer, der, wenn er einmal, was aber selten geschah, des Sonntags ins Wirthshaus gerieth, die ganze Woche dasselbe nicht verließ, bis am Samstag Abend sein Knecht mit allen seinen sechs Rossen vor's Haus kam. Nachdem er dieselben dort einige Stunden zur Schau hatte stehen lassen, den Knecht auch halb gefüllt hatte, las er eins unter denselben aus und ritt heim, der Knecht mit den fünf andern hintend'rein.

Je öfter man diesen Leuten Gelegenheit gibt, anzufangen, um so öfter werden sie trunken, oder saufen, bis sie keinen Kreuzer mehr haben. Man kann darauf zählen, daß neunundneunzig von hunderten aus dieser Klasse, welche des Morgens in ein Wirthshaus gehen, Lumpen werden und Weib und Kinder hungern lassen. Tausende von diesen Leuten sah man Jahre lang auch des Abends selten im Wirthshause und an einem Werktag nie; sie hatten das Wirthshaus weit und den Kreuzer lieb; es war ihnen bei ihrer natürlichen Trägheit zuwider, Abends noch eine halbe Stunde weit zu gehen; und den Tag über kam ihnen kein Sinn an das Wirthshaus, weil sie keines sahen; sie blieben also den Tag durch bei ihrer Arbeit, des Abends streckten sie auf den Ofen lang sich aus und schnarchten bald, daß die Strümpfe an der Ofenstange in Schwung kamen. Nun wird solchen Leuten ein Wirthshaus vor die Nase gestellt, oder ein Nachbar erhält für 15 Batzen das Recht, über die Gasse zu verkaufen, was er will. Der Wirth will Gäste, der Nachbar Käufer; Beide locken. Die Gedanken an's Wirthshaus erwachen, die Lust beginnt sich zu regen. Wenn der Abend gar lang ist und der Schlaf nicht kommen will, so denkt Hans: in der Schenke hätte er doch kürzere Zeit und er brauche nicht viel zu verthun, es sei ihm ja nicht wegen dem Trinken, sondern wegen der Gesellschaft; er brauche ja nicht einmal die Holzschuhe abzuziehen und Lederschuhe anzulegen — und ehe man es sich versieht, ist Hans ab dem Ofen, hat sich aus der Thüre gedrückt und sitzt in der Schenke.

Joggi hat Heu vom Stock gehauen, zum Füttern zurecht gemacht und es ist sehr staubig in diesem Jahre, viel Graues darin. Es dünkt ihn, als ob ganze Fuder Staub in seinem Halse wären; wenn der nur hinunter wäre, denkt er, hinunterspülen wäre das Beste, aber kaltes Wasser macht ihm den Husten, ein Glas von des Wirths Neuem wäre am besten für sein Uebel, bis zum Füttern hätte er gut Zeit, denkt er. Und Joggi spült hinunter und so weit, daß er eben halb füttert, weil es ihm vorkommt, der Staub sei ihm eben nur halb hinunter, er müsse wieder hin, um ihn ganz hinunter zu machen.

Und Benz spaltet Blöcke vor dem Hause am Morgen, und der Nordwind zieht scharf, und Benz hat nur dünne Zwilchhöschen an. Da sieht er dann einen um den andern

in die Schenke gehen; es nimmt ihn sehr Wunder, was sie mit einander hätten, und je mehr der Nordwind ihm an den kalten Beinen krabbelt, desto mehr nimmt es ihn Wunder; und eine Hand voll Wärme nehmen auf dem warmen Ofentritt schade allweg nichts, denkt er, und ehe er es denkt, sitzt er in der Schenke und säße vielleicht noch dort, wenn ihn seine Frau nicht heim geholt hätte. Diese Leute merken den innern Zug nicht, der in ihnen erwacht, sie zu diesen Genüssen treibt und ihnen alle diese Vorwände an die Hand gibt. Denn das Alles sind nur Vorwände, welche die Sinnlichkeit dem Verstand vorspiegelt, und der Mensch überlistet sich selbst achtundneunzig Mal, während er die ganze übrige Menschenrace nur zwei Mal zu bereden sucht. Diese Leute merken die steigende Gewohnheit nicht, das immer dringender werdende Bedürfniß nicht, sie fühlen nicht, wie sie immer willenlosere Sklaven einer Leidenschaft werden; und wenn endlich Noth und Elend ihnen die Augen öffnen, so ist's nur, um den glühenden Jammer über sie auszugießen, der wie Wolkenbrüche über Jeden einbrechen wird, der sich als seinen eigenen Teufel erkennt, der sich selbst eine eigene Hölle heizt, heißer und immer heißer, der sich bei lebendigem Leibe, bei wachendem Verstande in dieser Hölle verkohlen fühlt. Daß jede neue Wirthschaft wenigstens ein halb Dutzend solcher armen Teufel mache, behauptete ich; erfahrne Männer behaupten, wenigstens die Hälfte zu gering sei meine Annahme. Ich weiß es nicht. Welche Staatsbehörde kann uns sagen, wenn bei jeder neuen Wirthschaft nur ein halbes Dutzend solcher armen Teufel herauskäme, wie manche arme Seele den Staat die circa 80,000 Gulden kosten, die er als Patentgebühr bezieht? Und wenn jede dieser armen Seelen nur ein Weib und zwei Kinder besitzt und alle drei nur drei Jahre um ihr Elend und des Vaters Elend weinen, so sagt mir, ihr Staatskünstler und Kabinetsköpfe, die ihr so viel aus euern Handbüchern zu reden wißt, in welchem Handbuche steht: wie viel Thränen diese unglücklichen Weiber und Kinder weinen, wie groß in drei Jahren der See würde, wenn alle diese Thränen zusammenflößen? Ihr wisset es nicht, auf solche Rechnung versteht ihr euch nicht. Aber das weiß ich, daß ich diese Weiberthränen, diese Kinderthränen, die stromweis fließen, weil hunderte von überflüssigen Wirthschaften sind, weil in diesen Wirthschaften nie mehr Feierabend wird,

die Väter vom Abend bis am hellen Morgen ſitzen, an den Straßen ſitzen, bis es in die Kirche läutet, und aus dem Wirthshauſe beſoffen ins Gotteshaus gehen mit den Branntweinfläſchchen und den Branntweingeiſt im Gotteshaus ſich eingießen, ſtatt eines andern Geiſtes, — dieſe glühenden Weiber- und Kinderthränen möchte ich nicht auf dem Halſe haben, wahrlich, lieber einen Mühlſtein.

O Freiheit! ja Du biſt ein Himmelskind, und Dein Erſcheinen ſind goldene Liebesblicke, die der Vater da oben hinein in die Völker wirft. Aber wie entlaufene Kinder kommen mir die aus dir geſchnittenen Worte: Gewerbsfreiheit, perſönliche Freiheit, Glaubensfreiheit vor. Sollen dieſe Worte ſchrankenlos zu verſtehen ſein, dann kann man kein Gewerb hemmen des freien Glaubens wegen, dann muß man jedem Glauben den freien Lauf laſſen, wenn er zum Gewerbe wird. Aus dieſem Grunde ſicherlich wurde ſchon zu mehreren Malen die Hauſirordnung auf Prediger und Lehrer angewendet. — Kann man den Glauben zu den Gewerben rechnen? Kann man die Wirthſchaften zu den Gewerben rechnen? Was kann man dann nicht mehr zu den Gewerben rechnen und was ſollte nicht frei ſein? O prächtig klingt das Wort von perſönlicher Freiheit. Frei ſoll ſein der Mann, frei, zu treiben was er will und mit wem er will, frei, Weiber zu ſchlagen, Kinder hungern zu laſſen, frei, ſtehlen zu können, ſo lange es ihm nicht beliebt zu ſagen: Ja, hochgeachtete Herren! ihr habt recht, ich bin ein Schelm! Frei ſoll der Mann ſein, ein Türke oder ein Heide ſein, ſeine Kinder zu Gott oder dem Teufel führen, ſein Weib des Teufels machen, ohne daß Jemand der Kinder ſich erbarmen, hemmend einſchreiten ſoll — das heißt perſönliche Freiheit. Alſo gönnt man dem Teufel eher Weib und Kinder, als Geld und Gut! — Aber iſt dann nur der Mann perſönlich frei, ſind Weib und Kinder nicht auch Perſonen? Allerdings; und wenn ſie ſich von der väterlichen Gewalt mit eigener Kraft losmachen können, ſo ſind ſie auch frei, und Kinder können ihre Eltern ebenfalls hungern laſſen, wenn ſie wollen, können ſie hungern laſſen bei bedeutendem Vermögen, können ſie halb todt ſchlagen, und die hülfloſen Alten im Bette verbergen, und kein Hahn kräht darnach, wenn es ſchon alle Welt weiß. O du Lehre von der perſönlichen Freiheit, wie ähnlich ſiehſt du dem Grundſatz: daß der Stärkere Meiſter ſei! Nun ſoll im freien

Lande der Gesammtwille der Stärkere, der Meister sein, nicht die Willkühr oder die Thorheit von diesem und jenem; und dieser Gesammtwille will diese ungebundenen Freiheiten nicht, in welchen tausende von Persönlichkeiten zu Grunde gehen müssen. Dieser Gesammtwille erkennt neben Weibern und Kindern noch eine Menge Unmündige und Schwache im Lande, deren innere Freiheit noch nicht durch sittliche und religiöse Kraft errungen worden, die noch Kinder der Lust sind, Unmündige in der Erkenntniß des Guten und Bösen.

Von diesen die Lockungen fern zu halten und sie so viel als möglich von der Sünde abzuhalten, erkannte man in unserem Ländchen als Nothwendigkeit, als ächt christliche Bruderpflicht. Man betrachtete sich ächt christlich als eine große Familie, und in diesem Sinne hießen sonst unsere Regenten Landesväter, die Vorgesetzten der Gemeinden Gemeindsväter. Vergaßen sie den Sinn in diesen Worten, so war ihre Thorheit groß, ihre Sünde schwer; aber eben so groß ist die Thorheit, eben so schwer die Sünde, in unser Ländchen, in unsere Familie die in Frankreich, in England und in Amerika ausgehegten Theorien verpflanzen zu wollen, durch welche große Staaten regiert, der Einzelne aber ganz außer Acht gelassen wird; da wohl frägt man dem Einzelnen gar nichts nach, sei er, wie er wolle: daß der Staat besteht, ist die Hauptsache, alles gilt der Staat, nichts der Einzelne. Aber ist wohl der Staat um des Einzelnen willen da, oder der Einzelne um des Staates willen? Ist die Vervollkommnung der Menschen, oder die Ausführung einer Staatsidee Zweck des irdischen Lebens? Wer weiß, ob nicht in Meere von Blut die Vernachlässigung des Einzelnen über die Ueberhebung des Staates als eine weltgeschichtliche Thorheit eingegraben wird und zwar bald. In England und Amerika drohen bereits die Blutbeulen aufzuquellen. — Wie viel Blut hat nicht bereits die Idee des Papismus, ob welcher der Christ vergessen wurde, gekostet?

Leibeigenschaft und unbedingte persönliche Freiheit sind Gegenfüßler; liegt wohl das Rechte unbedingt im Einen oder im Andern oder anderswo? Sollte die persönliche Freiheit nicht mit der innern sittlichen Freiheit in irgend einer Verbindung stehen, die Schranken erweitert, verengert werden je nach dem Stand der innern Kraft und Einsicht? Liegt es nicht dem Staate ob, dieses Verhältniß in seiner Gesetzgebung

zu berücksichtigen, während dem Lehrstand zukömmt, die innere Kraft, die Einsicht der Einzelnen zu erhöhen? Kömmt das Geschrei nach Kirchenzucht nicht aus dem ängstlichen Vorgefühl, was wohl aus uns werden solle, wenn der Staat unbesonnen, den innern Zustand der Menschen nicht berücksichtigend, seinen alten Standpunkt verläßt, die der Sünde vorbauenden Schranken einreißt, der Sünde vom Staat aus so wenig Folge gibt als möglich?

Es ist das Geschrei eines von einem unbesonnenen Fuhrmann Gefahrenen, ein Versuchen, an dessen Stelle die Zügel zu ergreifen; aber das die unkundige Hand fühlende Roß würde dieser unkundigen Hand kaum gehorchen.

O allweg ist es schön im kleinen Ländchen, wo noch der Bruder für den Bruder sorgt, daß er Speise habe für seinen Hunger und Kleider im Winter, wo der Bruder sorgt für des Bruders Kinder, daß das Erbe des Evangeliums ihnen nicht vorenthalten werde. Ja schön ist's im kleinen Lande, wo dem Bruder nicht gleichgültig ist, fahre meine Seele zum Teufel in seine Qual; wo er nicht blos dafür sorgt, daß meine Seele nicht entbrannt werde in unzähmbarer Lust durch Brandfackeln ringsum, durch unbewachte Häuser, aus welchen die thierische Lust nach allen schwachen unmündigen Seelen ihre Arme streckt.

Aber an Dursli's Seite war eben kein hütender Bruder, und ihre geilen Arme streckten diese Häuser immer umschlingender nach ihm aus, und aus den Häusern hervor lockte immer dringender der wüste Schnepf, und nach diesen hin trieb den Dursli immer häufiger die eigene Lust und das böse Gewissen.

Die Bestellungen nahmen gar kein Ende. Sah Schnepf heute den Dursli, so sagte er ihm: Komm morgen oder übermorgen um die und die Zeit dort und dort hin, dann kann ich Dir bestimmten Bescheid geben, was geht oder was gehen soll. Dann ging Dursli hin, mußte einige Stunden warten; das that er natürlich nicht im Trocknen, sondern bei einem Schoppen, einem Gläschen; und wenn dann der Schnepf kam, so war er hungrig und durstig, Dursli mußte mithalten, vielleicht noch zahlen, weil Schnepf sagte: er hätte all sein Geld ihrem Advokaten geben müssen; und ehe Dursli sich's versah, war der ganze Tag versäumt und zwanzig Batzen verthan.

Dann lief nicht blos der Schnepf herum, sondern noch andere Treiber, Aufhetzer durchstrichen das Land, wenn ihnen zu Hause das Brod ausging oder der Appetit nach etwas von Fleisch erwachte. Wenn nun der Eine oder der Andere von ihnen in ein Dorf kam, so ging es fast wie bei den Frömmlern, wenn ein Prediger sich zeigt, oder wie bei den Krähen, wenn ein Hase auf dem Felde todt liegt. Die Kunde fliegt von Haus zu Haus wie mit der Luft, und eine Versammlung ist da, ehe man sich umsieht; der Geruch fliegt durch die Luft, und als ob sie in der Luft entstünden, schneit es Krähen und Elstern herbei, gierig ihre Schnäbel wetzend. Ein Kreis von Hoffenden hatte sich im Augenblick um das wandernde Haupt gesammelt und horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und gläubigem Geiste, was dasselbe ihnen vorlog; und nach und nach ergriff sie der Branntweingeist und bannte sie fest um ihr lügend Haupt herum bis gegen Morgen; und hatten sie dann das eigene schwere Haupt einige Stunden zur Ruhe gelegt, so fanden sie am folgenden Morgen keine Lust zur Arbeit in demselben, wohl aber eine brennende Zunge, einen trockenen Hals; den Brand zu löschen mußte man dann in's nächste Schenkhaus. Und wenn auch einer einige Zeit den Gelüsten widerstund, die am Baume im Winde flatternde Flasche winkte dem Durstigen fort und fort, winkte immer dringlicher, bis sie den Lüsternen weggewinkt hatte von seiner Arbeit.

Zu Allem diesem sagte Anfangs Bäbeli wenig oder nichts; es war froh, daß Schnepf nicht wieder kam, und das Uebel in Dursli's Weggehen fühlte es noch nicht. Wenn eine Botschaft Dursli wegrief, es richtete sie noch freundlich aus; wenn er auf eine Reise sollte als Ausgeschossener, so salbte es ihm noch freiwillig die Schuhe.

Als allgemach die ungemachte Arbeit anwuchs, die Leute immer häufiger kamen, derselben nachzufragen und mit allerlei Ausreden kaum abgefertigt werden konnten; als hier und da Bäbeli von einer Bäurin anzügliche Reden hören mußte: wie es besser wäre, Dursli säße bei der Arbeit, als dem Lumpenzeug nachzulaufen und mit den hungrigen Landstreichern gemeine Sache zu machen, es hätte ihm Niemand viel darauf, da fing es doch an, dem Dursli vom Daheimbleiben zu reden und von ungemachter Arbeit, und machte ihm ein saures Gesicht, beides, wenn er ging und wenn er heimkam.

Als nach und nach das vorräthige Geld abnahm, als Bäbeli nicht blos die vorräthigen Batzen gar zu knapp abtheilen mußte und nichts mehr anschaffen konnte, sondern in Dursli's Abwesenheit gar keinen mehr fand, und wenn er heimkam und es Geld forderte, in dessen Sacke auch wenig oder nichts mehr war, dann sagte es mit kurzen Worten und verdrückter Stimme: Es dünkt mich, Du solltest doch merken, was Dein Geläuf abträgt und wie die Schurken es mit Dir meinen. Ehemals hatten wir das nöthige Geld, jetzt keins mehr, und wenn Du kein Geld mehr hast, so wirst Du bald erfahren, wie gut sie es mit Dir meinen.

Und wenn Bäbeli dieses gesagt hatte, so machte es wieder sein stilles Gesicht, welches die Einen für ein saures, die Andern für ein wehmüthiges genommen hätten. Das that dann Dursli weh; es hatte ihn ohnehin ein inneres Unwohlsein, eine Unruhe ergriffen, denen er keine Namen geben konnte, ja deren Dasein er nicht wahrnahm, sondern die er blos empfand. Weder er noch Bäbeli hatten eine Ahnung von der Gewalt, der Dursli sich nach und nach ergab, von der Gewalt, die in der wachsenden Gewohnheit liegt, im Wirthshaus zu sein, statt im eigenen Hause, zu trinken, statt zu arbeiten. Wenn dann Dursli unwohl ward bei Bäbeli's Brummen, so suchte er sich zu rechtfertigen, als ob er für seiner Kinder Nutzen sorge, für seine Familie, und doch wollte dieser Grund ihm nicht wohl machen; er konnte kaum ein lustig Liedchen mehr pfeifen zu seiner Arbeit; es war ein Grollen und ein Reißen in ihm, dem er keinen Namen geben konnte, das ihn nicht ruhig ließ, bis das Getümmel seiner Kameraden oder der Nebel eines Gläschens es übermannten. Und Bäbeli ließ ihn dann ziehen mit stillem Gesicht und empfing ihn wieder mit stillem Gesicht; mit seinen wenigen Worten glaubte es wahrscheinlich, die Sache nur schlimmer gemacht zu haben, und es ward ihm leid, daß es Dursli böse gemacht, ihm vielleicht Unrecht gethan, aber es sagte es nicht.

Dursli haßte aber das stille Gesicht als stätiger Vorwurf, dem er nicht widersprechen konnte, noch mehr, als das aufbegehrische; er ward immer unwirscher und Bäbeli immer stiller. So gab's einen immer tieferen Riß zwischen Beide; zwischen Beiden erhob sich das fürchterliche Ehegespenst des

Mißverstehens, und keines hatte die Kraft, es zu verscheuchen durch die Sonne der Liebe oder die Gewalt des Sturmes.

Es war Bäbeli nicht zu verargen, daß es nicht anders zu Werke ging, es war halt seine Natur so, aber eben weil es gut wäre, wenn jeder Mensch seine Natur, und nicht blos seinen Magen, kennen, meistern würde und nach den Umständen handeln könnte, komme ich wieder darauf zurück: und weil dieses in einer Ehe nothwendig ist, wäre es nicht zu viel, wenn man siebenzig mal siebenmal darauf zurückkäme. Daß zwei Naturen in einer Ehe zusammenkommen, die zu einander passen, wie zwei Finger an einer Hand, ist eine gar rare Sache.

Liebe und Furcht sind es, welche die Welt regieren, Liebe zieht an, Furcht schreckt ab. Die einen Naturen lassen sich mehr abschrecken, andere mehr anziehen; die einen Naturen vermögen besser durch die Furcht abzuschrecken, andere besser durch Liebe anzuziehen.

Steht nun ein Weib über ihrem Manne, d. h. sieht sie, daß er übel fährt, auf üble Wege sich locken läßt, will sie ihn abhalten, bekehren, so muß sie dieses entweder mit Furcht oder Liebe thun; und diese Liebe und diese Furcht müssen nachhaltig wirken in jedem Augenblicke, wie der Magnet in jedem gegebenen Augenblicke abstößt und anzieht. D. h., nicht nur hier und da muß die Frau eine Zärtlichkeit versuchen, oder hier und da einen Fluch oder einen Trumpf oder ein schauerlich stumm Gesicht, sie muß auch nicht keifen wie ein Spitzhund, den man nicht fürchtet, der einen aber die Wände hinauftreiben kann mit seinem Gekläff, und muß eben so wenig mit zuckersüßen Worten hold zu thun versuchen hier und da. Die Liebe muß stark sein und weich, muß beständig zu Tage liegen, muß des Mannes Herz stärker zu fassen wissen, als die Sache, von welcher die Liebe ihn losreißen will; und diese Liebe muß versöhnlich sein, sieben Mal siebenzig Mal vergeben können in einem Tage; sie darf aber nicht stumm sein, sie muß reden durch Mund und Augen. Und die Furcht, die das Weib einflößen will, muß gewaltiger und erschütternder sein, als der Zug zu der mißgönnten Sache, und dem Weibe müssen in überlegener Willenskraft die Mittel, diese Furcht zu erregen, beständig bei der Hand sein. Die Geschichte lehrt uns, wie manches Weib gewaltige Männer gebeugt durch Liebe oder Furcht, und wie oft hört man nicht

im täglichen Leben ſagen: Mit dem kann ſeine Frau machen, was ſie will; oder: wenn der ſeine Frau nicht fürchten müßte, es wüßte kein Menſch, was Ungereimtes der noch machen würde.

Aber wohl muß das Weib unterſuchen, ob die Liebe oder der Wille größer in ihm ſei, wer ihr gewaltigere Mittel zur Hand ſtelle; es muß gut unterſucht werden, auf welcher Seite der Mann ſchwächer ſei, ob für die Liebe zugänglicher, oder empfänglicher für die Furcht, ob ſein Herz leichter nach Oben gezogen werde, oder leichter einzuſchüchtern ſei. Es gibt wenige Männer, die nicht durch Liebe oder Furcht zu bändigen wären, aber leider reizen viele Weiber nur und bändigen nicht; ihr ganzes Thun ſcheint ein ewiges Pröbeln, iſt's aber nicht, ſondern ein willenloſes Nachgeben ihrer reizbaren und eigentlich furchtſamen Natur. Sie probiren erſt mit der Furcht, dann mit der Liebe, und keines recht, ſetzen mit beiden alle Augenblicke ab; ſticheln dann oder ſchmollen, weinen oder jammern, kehren das Widerwärtigſte hervor, was ſie in der Seele haben, und machen das ſchmählichſte Geſicht, das ihr Leib vermag. Sie ſind weder liebenswürdig, noch furchtbar, ſondern abſtoßend, unappetitlich, wandernde Seufzerbüchſen, ungeſchmierte Wagenräder. — Das zieht den Mann weder an, noch beugt es ihn. Es treibt ihn nur mehr aus dem Hauſe, macht ihn immer ſtarrer in ſeinem Unrecht, verhärtet ihn mehr und mehr in ſeiner wunderlichen Selbſtgerechtigkeit. Wie eigentlich ſeine Aufführung an ſeines Weibes Geſicht und Reden Schuld iſt, ſo behauptet er gerade das Gegentheil: ſeines Weibes Sauerkabisaugen vertreiben ihn daheim, bei einer ſolchen Senfbüchſe möge er nicht ſein.

Nein, Weiber, wollt Ihr Männer bekehren, nur kein juste milieu, etwas vom Rechten muß es ſein: nichts halb und halbes, nicht Wein und Waſſer. Doch müßt Ihr nicht bei jeder ehelichen Reibung, bei jeder unangenehmen Empfindung meinen, der Mann müſſe bekehrt werden. Unterſucht erſt: ob die Urſache dieſer Reibung eine Eigenheit ſei, an die Ihr Euch zu gewöhnen habt, oder eine Verkehrtheit in Euch ſelbſt, die Ihr abzulegen habt. Gott hat nicht umſonſt dem Weibe die biegſamere Geſtaltung gegeben, es ſoll dem Manne vorangehen in den Bekehrungen. Soll aber der Mann ſich wirklich bekehren und traut Ihr Eurer Liebenswürdigkeit oder

Eurer Kraft nicht, oder glaubt Ihr des Mannes Herz festgeroſtet wie die Stockſchraube in einem alten Dragonerkarabiner, ſo denkt an ein köſtlich Wörtlein. Es bringt nicht Luſt zwar, klingt nicht wie Jubel, aber es legt gar kühl ſich auf's heiße Herz, ſchmiegt gar weich und heilend ſich auf blutige Wunden — „Ergebung" heißt's.

Bäbeli fand dieſes Wörtchen lange nicht; und als es daſſelbe endlich fand, ging es lange, bis es demſelben ein Plätzchen gemacht hatte in ſeinem jammervollen Herzen. Als aber einmal dieſes Wort ein Plätzchen fand ſeine Würzlein zu ſchlagen, da übte es auch ſeine wunderbar heilende Macht. Bäbeli vermochte geduldiger zu tragen ſein Leid, geduldiger zu warten auf die Stunde, die ſein Herz ihm breche, oder die Stunde, die Dursli's Herz wieder wende. Aber viel litt das arme ſtille Bäbeli bis dahin.

Man vermag wirklich ſelten, die tiefen Gemüthsleiden eines ſtillen gemüthlichen Weibes ſich vorzuſtellen, deſſen Mann ihm entfremdet, von fremden Halunken der Arbeit entriſſen und in ein Leben geführt wird, welches das Weib mehr in ſeiner Einbildungskraft ſich vorſtellt, als durch Anſchauung kennt. Dieſe Leiden ſprühen nicht, knallen nicht, liegen nicht zu Tage wie Wunden von Hieb oder Schuß, ſie bluten nur innerlich; darum bemerken wenige Menſchen ihr Daſein und noch wenigere denken ſich den Schmerz, den ſie bringen. Aber man denke ſich einmal ein Weib, welches nicht blos Sinnenluſt einem Manne gleichſam zugeſprengt hat, ſondern das durch eigentliche Liebe an ihn gebunden worden und glücklich mit ihm geweſen und gemeinſam mit ihm ihres Glückes, ihrer Kinder ſich gefreut hat. Man denke ſich dieſes Weib, wenn es allmählig wahrnimmt, wie eine andere Gewalt des Mannes ſich bemächtigt und ihn wegzieht von Weib und Kind. Und dieſer Gewalt weiß es in ſchüchternem Herzen nichts entgegenzuſetzen und weiß auch das Leid darüber in keinen Vergnügungen, keinen Luſtbarkeiten zu verflüchtigen. Es ſitzt daheim und ſinnet ungeſtört darüber nach, wie es ehedem geweſen und jetzt es iſt. Es ſitzt einen ganzen Tag daheim allein an ſeinem Rade und treibt mit einem Fuße die Wiege, mit dem andern das Spinnrad; leer iſt des Mannes Arbeitsſtuhl, aber rings um denſelben der Arbeit die Menge, und hie und da klopft Jemand am Fenſter und fragt: ob ſeine Sache fertig ſei oder wie

lange er denn noch warten müſſe? Und die Kinder fragen: wo der Vater ſei und wann er wieder heimkommen werde? Und die Mutter ſitzt am Rade und weiß keinen andern Beſcheid zu geben, als: ſie wiſſe es nicht. Muß da nicht in des Weibes Herzen die Bitterkeit ſich anſetzen und vor ſeiner Seele müſſen da nicht aufſteigen Gedanken, einer düſterer als der andere? Müſſen dieſe Gedanken es nicht führen in die Schlupfwinkel des Mannes, ſeiner Spur nach? Da kömmt erſt die Trauer, daß er ſo herzgut, wie er geweſen, ſolchem Treiben ſich ergeben, mit ſolchen Menſchen ſich abgeben möge; dann kömmt das Mißtrauen und die Eiferſucht, und die denkt: wie ein Laſter am andern hange und wie der und jener von des Mannes Kameraden das Weibervolk liebe, und wie in dieſem und jenem Schlupfwinkel anläſſige Buhlerinnen ſeien und wie der Mann ein Aufgeweckter ſei, und was nun wohl Alles da gehen möge? Und während dies Alles gehe, müſſe es daheim ſitzen, kümmerlich leben, werde vielleicht noch ausgelacht und verſpottet.

Da kommt denn wohl der Zorn wild aufflammend, und leider müſſen bei mancher Mutter dieſen Zorn die Kinder entgelten; doch bei Bäbeli nicht.

Und wenn der Mutter durch das unſtäte Leben des Mannes die ganze Laſt des Haushalts allein auffällt, wenn Alles auf ihr liegt, ihre Kräfte von jeder Seite in Anſpruch genommen werden und ſie in jedem Augenblicke mehr die Unzulänglichkeit dieſer Kräfte fühlt, muß da nicht die Ungeduld ſich ſteigern zu faſt unerträglichem Grade? Wenn die Frau allein ſorgen ſoll, daß die Kinder Eſſen und Kleider haben, wenn ſie nicht nur kochen, ſondern auch pflanzen muß, allein Erdäpfel ſetzen und ausmachen, eine Kuh beſorgen, graſen, heuen, melken, wenn ſie noch ſpinnen ſoll dazu, und Kinder haben, und die ältern Kinder hüten und in Ordnung halten, die Kinder alle noch klein ſind, daß man ſie mit einer Wanne alle decken könnte, ſie vom Morgen bis zum Abend auf den Beinen ſein muß und oft ganze Nächte durch Kindern abwarten, und ſie dennoch bei allem Fleiß nicht nachkommen mag, die Erdäpfel nicht zu rechter Zeit geſetzt und ausgemacht, das Heu beregnet wird, und unterdeſſen treibt der Mann ſich ſorgelos ſeinem luſtigen Leben nach; ſo denke man ſich doch, was für Gedanken dieſe arme Frau zu ihren

Arbeiten auf ihr Lager, wo ſie vielleicht keine Viertelſtunde ſchlafen kann, begleiten müſſen.

Und wann dann endlich zu dieſem Verlaſſenſein, dieſen Bedürfniſſen noch die Noth kömmt, unabwendbare fürchterliche Noth, wie furchtbar muß da des Weibes Gemüth nicht umnachtet werden? Wenn die Mutter Milch kaufen ſoll, und es iſt kein Geld mehr da, wenn die Kinder die Mutter um ein klein Stücklein Brod bitten und es iſt keines mehr in der Tiſchſchublade, wenn die Mutter kochen ſoll und ſie hat kein Fett mehr im Hafen, wenn der Winter kommt und es iſt kein warmes Kleidchen mehr da, kein ganzes Paar Schuhe, wenn ein für den Haushalt unentbehrlich Stück nach dem andern verkauft wird, und kein Kind erhält ein Stücklein Brod aus dem Gelde, wenn Gläubiger um Gläubiger Geld wollen und keiner befriedigt werden kann, wenn ein Menſch nach dem andern das Weib verächtlich behandelt, und es vermag ſich doch Alles deſſen nicht, wenn die Kinder weinend fragen: warum ihnen die andern Kinder den Vater und die Mutter vorhalten und die Mutter keine Antwort weiß, wenn der Vater betrunken heimkommt, und die Kinder in ihren armſeligen Bettlein hungrig ſchluchzen, wenn der Mangel, der Jammer immer größer wird, und der Vater immer verthunlicher, — ſagt mir, Leute, was muß wohl des armen Weibes Seele erfaſſen?

Wehmuth, Jammer muß das Weib ergreifen, wenn es ſich ſo tiefer und tiefer ſinken ſieht unter alle die, denen es früher gleichgeſtanden, oder über ihnen. Vor den Leuten mag es ſich nicht mehr ſehen laſſen, die ihm früher ſeine Heirath gewehrt oder ihm dieſelbe mißgönnt hatten. — In der Gattin Herzen ſtreitet die alte Liebe mit der neuen Bitterkeit, das Leid um den verſinkenden Mann mit dem Zorn über ſeine Schuld an ihrem Elend.

In der Mutter Herzen wölbt ſich wie mit Granitſtein unſäglicher Schmerz über ihrer armen Kinder Loos, unſäglicher Kummer über ihr künftig Schickſal. Was ſoll aus den armen Würmern werden in dieſem Elend mit dem liederlichen Vater Tag um Tag vor Augen, mit der immer thränenden Mutter, der immer mehr die Kraft ausgeht, für's Nöthigſte zu ſorgen, und noch vielmehr die Kraft, die Kinder aufzurichten in dieſem Jammer und in dieſem Jammer zu verklären ihre unſchuldigen Seelen?

Wer zählt mir wieder die Zahl dieser fürchterlichen Stunden, die ausschweifende Männer ihren armen Weibern bereiten? Und wenn dann in solchen Stunden der Teufel an das gepeinigte Herz tritt, sich da einzunisten, bösen Samen auszustreuen, dieses Herz zu verhärten, die Selbstsucht über die Mutterliebe, die eigene Lust über die Treue und die Pflicht zu erheben sucht; wer hat den Teufel herbeigerufen und ihm Platz gemacht an des Weibes Herz? Und wenn dem Teufel sein Werk gelingt, wenn er das Weib in des Mannes Fußstapfen zu bringen vermag, wenn es ihm gelingt, die Mutter, wie den Vater zu dem Teufel ihrer eigenen Kinder zu machen, wer trägt die Schuld?

Und um die Seelenleiden eines solchen gepeinigten Weibes kümmern sich Wenige, am wenigsten die, von denen die Pein ausgeht. Und wenn einmal aus diesen Herzen der Jammer bricht, stromweise oder nur in einzelnen Lauten, so hat der Mann keine Ahnung des innern Zustandes, den er selbst erzeugt, er fühlt nur das Lästige der Vorwürfe, das Unangenehme, angeklagt, beschuldigt worden zu sein, das Peinliche des Gefühls eigenen Unrechtes, das er sich zwar selbst nicht eingesteht, er poltert auf und nimmt die Stimmung seines Weibes zum Vorwande, fortzulaufen, weil bei einer solchen jammersüchtigen Frau es nicht auszuhalten sei.

So waren auch einst dem Bäbeli Jammertöne entfahren, als es eine Schüssel wollte heften lassen und nicht zwei Kreuzer im ganzen Hause waren für die nöthigen Häfte, und Dursli brannte auf über diese Verkündiger des innern gewöhnlichen Zustandes seiner Frau, die er nur für Ausbrüche zufälliger Laune nahm, und lief fort, seine gewohnten Wege.

Als er so recht bässig und hastig in die Schenke kam, wo Schnepf bereits oben am Tische saß, in der einen Hand seine Pfeife, in der andern das Messer, und Dursli lange nicht lustig werden wollte, fragte ihn Schnepf: warum er ein Gesicht mache, als ob er hundert dörnene Reiswellen gefressen hätte? Er hätte heute noch nichts Süßes gehabt, antwortete Dursli. Deine Frau wird Dir wieder den Kopf gewaschen haben, sagte Einer. Deine wird auch nicht die Freundlichste sein, sagte Dursli, mit Weinen und Heulen, wenn es nicht nach ihren Köpfen geht, werden sie wohl alle gleich sein. Ja, wenn die Hunde-Weiber nicht wären, man wäre ein ganz anderer Mensch, wäre wie im Himmel, und

doch thut man so verflucht dumm und nöthlich, bis man eine hat, meinte ein Dritter. Denen kömmt es wohl, daß man sie behalten muß, die Hälfte ließ man wieder laufen, und sie müßten nach andern Männern seufzen, wie die Hunde, wenn der Mond scheint. Man müsse diese Hausratten ausklopfen, wie die Pariser ihre Mäntel, und wenn sie zu schrecklich brüllen wollten, ihnen die Köpfe in Brunnentröge stoßen, es bessere gleich, meinte ein alter Soldat. Der Weiber wegen verziehe er sein Gesicht nicht mehr, sagte Schnepf. Seine könne seinetwegen so viel heulen und jammern, als sie wolle, er kümmere sich darum so wenig, als ob eine Mücke in's Emmenthal fliege. Wolle sie gar nicht schweigen, so gebe er ihr eins zum Kopf, daß sie sturm werde. Dann höre das Brüllen gleichsam von selbst auf. Ehedem sei er auch böse geworden, und am meisten, wenn sie Geld gewollt, und dann, wenn er ihr keines gegeben, ihm vorgehalten, er brauche Alles für sich alleine. So eine Frau habe keinen Verstand, bald wolle sie Geld für Schmalz, bald für Salz, bald für Mehl, bald für Milch oder gar Kaffee, bald habe ein Kind Hosen nöthig, bald Schuhe, es nehme ihn nur Wunder, wie sie alles ersinnen können, nur um viel Geld zu brauchen. Aber er sei bald fertig mit ihr. Er sage ihr, sie hätte die Kinder gehabt, und könne zusehen, wie sie sie durchbringe. Wenn sie es nicht machen könnten, ohne zu essen, so sollten sie es verdienen, er müsse auch zusehen, wo er was kriege, wenn er hungrig sei. Wolle sie hoffärtige Kinder, so sei das ihre Sache, ihm seien sie noch lange recht, wie sie seien. Als er ein Bube gewesen, habe man ihn auch nicht so hoffärtig gehalten, und er sei mehr barfuß gelaufen, als daß er Schuhe an den Füßen gehabt. Oder endlich solle sie betteln gehen, sie sei nicht zu hübsch dazu, und Geben sei der Bauern verfluchte Schuldigkeit. Wolle sie dann wieder brüllen, so gebe er ihr noch eine zum Kopf und gehe dann. Von den Weibern müsse man sich nicht regieren lassen, sonst wäre ja die Kirche bald nicht mehr mitten im Dorfe. Thun sie zu wüst, so halte man ihnen vor, sie seien Einem nachgestrichen und hätten Einen haben wollen mit Teufels Gewalt. Das bringt die Meisten zum Schweigen. Das stillet auch die Deine, Dursli, sagte Schnepf, und die ist doch eine von den Wüstesten. Wäre sie die Meine, ich hätte ihr den Kopf wenigstens schon halb abgerissen. Du mußt die in die Finger

nehmen, wie eine Schwaben-Stute, sonst ist ja Niemand sicher um sie herum, nicht einmal ein Hund. So predigte Schnepf seine radikalen und im Schwabenlande nationalen Grundsätze. Wenn das Politisiren zu Ende war, so verhandelten sie gar oft die Weiber, und Jeder erzählte, wie er es seiner Frau mache und wie er sie im Zaum halte und wie man die Weiber am besten unterwürfig machen könne. Es ging fast wie im Zuchthause, wo jeder Dieb der größte sein will und die Andern unterrichtet, wie sie es machen müssen.

Und während solchen Verhandlungen saßen die Weiber daheim und weinten und thaten hungrige Kinder zu Bette! Allein mit diesen öffentlichen Vorlesungen begnügte Schnepf sich nicht. Da er Bäbeli privatim auf dem Korn hatte, so hielt er Dursli noch Privatvorlesungen auf jedem Gang und sagte ihm, wie er Bäbeli hernehmen solle. Sie mußten Wirkung thun, diese Vorlesungen, und thaten es auch bei Dursli; doch hatten sie nicht die, welche sie bei vielen andern und selbst schwachen Männern gehabt hätten. Dursli war sehr gutmüthig, und das sind bekanntlich nicht alle schwachen Männer, obgleich gemeine Leute, d. h. Leute, die nicht nachdenken, sondern nur nachplappern, sehr oft Gutmüthigkeit und Schwäche verwechseln. Es gibt schwache Männer, die höllisch giftig sind, und eben weil sie nicht gewaltthätig sein können, Gift in jedes Leben rühren, das sie umgibt. Dursli mißhandelte seine Frau nicht mit den Fäusten; aber wären eigentlich Schläge nicht leichter zu ertragen, als ein stätiges, immer wachsendes Elend? Wäre ein zu Zeiten aufbrausender, d'reinschlagender Mann nicht leichter zu ertragen, als einer, der mit wildem Gesicht des Abends heimkömmt, mit finsterem Gesicht des Morgens aufsteht, finstere Blicke überall herumsendet, schnöde Worte austheilt, mit Niemand zufrieden ist, weil er es mit sich selbst nicht kann, der wie ein finsteres Gespenst im Hause herumgeht, bei dessen Verschwinden Alle erst neu aufathmen, und doch dieses Verschwinden wieder beweinen müssen, weil es das Mark aus dem Hause saugt? Ja das Ehegespenst des Mißverstehens stand zwischen Bäbeli und Dursli immer finsterer, grauenvoller, drohender; es stand aber auch zwischen dem Vater und seinen Kindern.

Dursli hatte gar lustige und liebe Kinder; klein waren sie wie Butterbällchen, mit rothen Wangen und Augen wie Reckholderbeeren darin. Dann wuchsen sie auseinander schlank

und ſchnell, wie der Hanf auf dem Acker, waren lernſam und leichtfaſſend und heiterer Art, faſt wie Dursli, nur das Aelteſte, ein Mädchen, ſchlug mehr der Mutter nach. Dursli hatte gar große Freude an ſeinen Kindern gehabt, und die Kinder hingen auch an ihm wie Kletten. Er konnte früher ob ihnen alle Kameradſchaft, alle Wirthshäuſer vergeſſen, ganze Sonntage mit ihnen ſpielen, und zu Kram für ſie reute ihn kein Geld. Bäbeli, hatte er oft geſagt in ihren guten Tagen, es iſt doch eine Freude, ſolche Kinder zu haben, für die reut mich keine Arbeit, und wenn uns Gott geſund läßt, ſo muß etwas an die gewendet werden, nur ſo Holzbodenſchuhmacher muß es nicht geben. Und Gott ließ den Dursli geſund am Leibe, aber ſeine Seele wurde krank, und das mußten die armen Kinder ſchwerer entgelten, als wenn ſein Leib krank geworden wäre. Ach, gar viele Kinder jammern um den Vater, weil er auf dem Siechbette liegt; ach, noch viel mehr Kinder hätten Urſache, blutige Thränen zu weinen, weil ihr Vater in den Stricken des Teufels liegt, denn wer muß der Väter Sünden büßen — nicht die Kinder, bis in's dritte und vierte Geſchlecht? Wo das Laſter über der Väter Seelen kömmt, da weicht meiſt die elterliche Liebe aus ihrem Herzen. Wo Einer böſen Lüſten nachgeht, auf Koſten der Familie der Selbſtſucht fröhnt, da werden ihm die Kinder allmählig nicht nur fremd, ſondern läſtig. Zudem drückt es wirklich auf Niemand ſo ſchwer, als auf die Kinder, wenn Zwieſpalt iſt zwiſchen den Eltern, wenn dieſen jede frohe Laune ſchwindet, wenn ſie nur trübe, ſaure Geſichter im Hauſe herumtragen. Die Kinder ſind meiſt fröhlicher Art, der Freude ſo empfänglich, lachen ſo gerne, und lachen und ſpaßen namentlich mit den Eltern ſo gerne, und dieſes Spaßen und Lachen iſt eine von Gott gegebene Wohlthat. — Dieſe Fröhlichkeit der Kinder iſt das Frühlingswetter, welches die ſauren Schneewolken des Winters fern halten ſoll. Wenn nun aber Vater und Mutter nicht reden, wenn ſie beiſammen ſind, oder blos zankend und gehäſſig, oder wenn die Mutter weint oder ſeufzt, wenn der Vater fort iſt, da findet das heitere, offene Gemüth der Kinder keine offene Herzen mehr bei den Eltern, ihre kindliche Freude wirft keinen fröhlichen Schein mehr auf der Eltern Geſicht, findet keinen Wiederklang mehr in ihrer Bruſt, aber einen trüben Schatten wirft das elterliche Verhältniß in ihr junges

Leben hinein. Und die Kinder haben ein unendlich feines Gefühl für die Liebe; ohne Nachdenken empfinden sie, von welcher Seite der Schatten fällt in ihr junges Leben hinein, wo Liebe walte, wo Selbstsucht herrsche, ob des Vaters oder der Mutter Herz für sie schlage. Wo Beider Herzen für die Kinder schlagen, in beiden Herzen Liebe wohnt, aber Beide ihre Liebe nicht mehr verstehen, wo das Ehegespenst des Mißverständnisses zwischen sie getreten ist, Eigenthümlichkeiten oder Vorurtheile die Strahlen der Liebe auffangen und als Blitze des Hasses wieder geben; wo diese Blitze die Kinder umzüngeln und weinend in die Ecken treiben, da treibt der Teufel ein traurig Spiel. Und wird dieses Teufelsspiel nie ein Ende nehmen, wird den armen Kindern an ihrem kindlichen Himmel nie ihre eigentliche Sonne wieder aufgehen, die elterliche Einigkeit und der aus der Einigkeit emporblühende Frohsinn?

Wo nun die Kinder die Selbstsucht fühlen, wo ihre Seelen den Störer ihrer Freuden ahnen, da entfernen sie sich unwillkürlich. Wo aber ein böses Gewissen hauset, da fühlt es nicht blos jedes Wort, es achtet auf jede Miene und deutet oft das Argloseste als Zeichen von Groll und Mißtrauen; so fühlt der selbstsüchtige Vater eben so fein und scharf, wie die Kinder, seine Selbstsucht, das Kinderentfremden, das Erkalten ihrer Liebe. Und daß das böse Gewissen entweder wegtreibt, oder hart und roh macht, weiß Jedermann. So trieb es auch Dursli von den Kindern weg, als den lebendigen Zeugen seines Unrechts, als den nie verstummenden Vorwürfen seiner väterlichen Untreue.

Und wenn nun aus Bäbeli's innerlichem Jammer zuweilen Worte brachen, Worte des Jammers über das Loos ihrer armen, armen Kinder, die es so schlecht hätten, von den Leuten so verachtet würden, fast keine Kleidchen mehr hätten, so daß es sie kaum mehr in die Schule schicken dürfe, so erbarmten den Dursli seine Kinder vielleicht im Herzen, aber er machte sich hart und verbarg sich hinter Schnepfs Worte: er hätte es auch nicht besser gehabt in seiner Jugend, hätte auch nicht mehr in die Schule gehen können; er wüßte nicht, warum es seine Kinder besser haben sollten!

Das nun war nicht wahr, Dursli hatte es besser gehabt; jedenfalls hatte er keinen liederlichen Vater gehabt, der ihm vor dem Munde weg das Brod versoff; und hätte er

wirklich es nicht anders gehabt, als jetzt seine Kinder, so waren doch seine Worte eine jeden Vater schändende Rede. Aufgewiesen und entgegen seinem eigentlichen Wesen, war Dursli unter die Väter gerathen, die in sündiger Selbstsucht, in strafwürdiger Verblendung ihre eigene geistige Verblendung nicht erkennen und den Kindern leiblich und geistig nichts Besseres gönnen, als sie selbst genossen. „Ich habe auch nicht mehr gelernt und habe es auch machen müssen; mein Alter hat mich noch ganz anders in die Hände genommen und ich lebe doch noch, und habe es machen können bis heute; und wenn es meinem Buben nie übler geht als mir, so kann er zufrieden sein; seine Kinder kann er dann meinethalben lernen lassen, was ihn freut." Das sind dieser Väter Redensarten, die, Grauen erregend, wiederhallen in Dörfern und Städten. Das sind aber nicht bloße Redensarten, sondern nach denselben werden Tausende von Kindern erzogen, sollen nichts lernen, weil der Vater nichts gelernt, sollen es schlecht haben, weil die Mutter es auch so gehabt, sollen „z'Kilt" laufen, weil es auch der Vater gethan, und müssen vielleicht tausendmal hören: Mit Dir ist nichts; als ich so alt wie Du, da war ich ein anderer Bursche, vor mir war Niemand sicher auf der Straße, weit und breit fürchtete sich Alles vor mir.

In allen diesen Vätern ist entweder die so oft und besonders bei dummen oder beschränkten, oder einsam lebenden Menschen anzutreffende Selbstverklärung, in der sie in sich das unübertreffbare Urbild aller Gescheidheit und Geschicklichkeit erblicken, neben dem alle andern Menschen nur seien ungefähr was ein Kalb neben einer Kuh.

Es hat gewiß schon Mancher, wenn er so einen rechten, vierschrötigen Daniel aus irgend einem Tannwalde, wo man niemals Zweibeinige sieht, als alle halb Jahr den Polizeidiener, wenn er an die Hausvätergemeinde bietet, vor sich hatte, die angenehme Empfindung gehabt, auf dessen Gesicht ellenlang lesen zu können: „Rede nur, Du bist und bleibst doch ein Esel;" doch diese Empfindung könnte sich auch wiederholen, wenn man mitten in einer Stadt stände, und nicht vor einem vierschrötigen Daniel, sondern vor einem Herrn, der aber ungefähr mit gleichem Grunde ein Gesicht macht eben wie jener.

Oder in diesen Vätern ist ganz einfach des Teufels

zweitgebornes Kind, der Neid, der den Abel erschlagen, und der nicht will, daß Jemand es besser habe, besser sei als er, selbst das eigene Fleisch und Blut nicht.

Das ist aber eine traurige Väterrace, die den Glauben nicht in sich trägt, daß die Erfahrungen, die Entbehrungen und die Entdeckungen, die Leiden und die Freuden der früheren Geschlechter zu gut kommen sollen den nachfolgenden Geschlechtern, die diesen Glauben nicht durch das Streben ausdrückt, aus ihrer Kinder Leben Alles zu entfernen, was in die eigene Jugend verkrüppelnd, störend, trübend hineingeragt hatte, in ihrer Kinder Jugend Alles hineinzuziehen, was erst das jugendliche Sehnen, nun die männliche Erfahrung schmerzlich vermißt. Ja, das ist eine traurige Väterrace, die nicht Allem aufbietet, in ihren Kindern das Ebenbild Gottes schöner und freudiger aufzurichten, als es sich in der eigenen Brust gestalten konnte.

Aber es war mit der wachsenden Selbstsucht des Lasters auch der immer wachsende Mangel, der Dursli immer engherziger machte, ein immer herzzerreißenderer Mangel.

Es gibt eine Menge Familien, die in einer gewissen Art von Wohlstand leben, und Aermere sagen von diesen bald: die hätten Geld zum Fressen, Geld genug, so viel als Steine. Aber der Grund, auf welchem dieser Wohlstand ruht, ist gar schmal, darum auch durch geringen Wellenschlag untergraben und eingestürzt. Der Grund besteht im Ertrag von etwas Land, oder im täglichen Verdienst. Einjähriger Mißwachs, der Verlust einer Ziege oder einer Kuh können solche Leute auf Jahre schlagen oder in Mangel versetzen; Krankheit der Familienglieder, daherige Ausgaben, haben schnell das vorräthige Geld aufgezehrt, und es beginnt mühselig zuzugehen in der Haushaltung; wird der Vater krank, so müssen alle Andern sich aufraffen zu ungewohnter Anstrengung, sonst reißt Mangel ein. Jede ungewohnte Ausgabe wird fühlbar und muß durch verdoppelte Anstrengung gut gemacht werden, wenn es nicht rückwärts gehen soll. Wenn einmal Vater und Mutter zu Markte gehen, sich da einmal vergessen, eine Flasche nach der andern bestellen, und noch einkehren auf dem Heimweg, so muß es die Haushaltung Wochen lang entgelten; das Brod wird noch mehr gespart, der Kaffee dünner gemacht und die Mehlsuppe um ein Bedenkliches heller. Wenn nun aber ungewohnte Ausgaben

faſt täglich wiederkehren und wenn in dem Maße als der Verdienſt abnimmt, die Hudelzeit immer länger, die Arbeitszeit immer kürzer wird, ſo kann jeder Vernünftige ſich denken, wie in einer ſolchen Haushaltung bald aller Wohlſtand aufgezehrt und Noth und Jammer immer ſchneller kommen, immer tiefer ſich einfreſſen müſſen.

Und wer zählt im Kanton Bern die Haushaltungen auf ſchmalem Boden, denen durch die neuen Wirthſchaften, durch die politiſchen Aufregungen die Ausgaben vermehrt, der Verdienſt verringert, der Grund ihres Wohlſeins weggefreſſen wird? Wer thut die Augen auf und ſieht, wie eine um die andere ins Elend fällt, von der Noth verſchlungen?

Wir haben wohl ſieben gute Jahre nacheinander gehabt, in denen das Brod nicht theuer war, die Kartoffeln gut geriethen; laßt nun magere Jahre kommen, nur zwei nacheinander, laßt die Lebensmittel theuer werden, dann wird man die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagen ob dem Elend, das an den Tag kommen wird in den niedern Klaſſen, ob der Maſſe neuer Armen, die auf einmal vor den Thüren der Gemeindsſtuben ſtehen. Und ſie werden kommen, dieſe magern Jahre; vor und nach Joſeph haben auf die fetten Jahre die magern nie gefehlt; und wer weiß, ob ſie nicht bereits vor der Thür ſtehen, zum Einbrechen ſich rüſten? Wie dann, wenn in den fetten Jahren nicht geſpart, ſondern verſchwendet worden iſt; wenn die Armen keinen Sparpfennig haben, die Regierungen keine Hand voll Korn, dem Wuchern zu wehren, die Kaſſen leer ſind? Wird man da aus Kieſelſteinen Brod machen können, und auf den Straßen die Kartoffeln zuſammenleſen oder volle Kornkäſten finden?

In dieſe Klaſſe von ſchmalem Grunde gehörte auch Dursli; er war daher bei ſeinen Ausſchweifungen bald geldlos, und doch gehörte er unter die Vermöglichern in ſeiner Klaſſe. Er beſaß ein Häuschen, brauchte alſo keinen Hauszins zu bezahlen, er konnte ſich nothdürftig eine Kuh halten, brauchte alſo wenig Milch zu kaufen, kein Land zum Pflanzen zu empfangen, und doch wurde ſein liederliches Leben alſobald fühlbar.

Seinen Verdienſt begann er in der Taſche mit ſich zu tragen, legte ihn nicht mehr in das Schränkchen, wo er ſonſt ſein Geld verwahrte; dort war ſelten ein Kreuzer mehr zu finden.

Aus dem Ertrag ihres kleinen Gutes konnte bei den

vielen Kindern wenig oder nichts gelöst werden; Bäbeli mußte daher jeden Kreuzer, den es in der Haushaltung brauchte, dem Dursli abbetteln, und erhielt ihn gewöhnlich mit Widerwillen.

Da Dursli immer weniger arbeitete, so reichte sein Verdienst für ihn nicht hin. Er hatte auf einmal eine Menge überflüssiger Sachen, von denen er sonst gesagt hatte: er wolle sie behalten, man wisse nie, was man Alles noch brauche. Er hatte einen Tornister zu verkaufen, eine alte Flinte, dies und jenes von seinem Vater selig. In allen Ecken sah er Etwas, das im Weg war, das man nicht mehr brauchte, selbst Werkzeug, fand er, hätte er allerlei, welches nichts abtrage, das man des Jahrs nicht einmal brauche. Er ließ sich auskommen mit allen Vorräthen von Holz, dessen sein Vater immer für manches Jahr vorräthig gehabt, und eben deswegen ein so berühmter Holzschuhmacher gewesen war. Im eingelösten Gelde war kein Segen, es verschwand immer wie der Schnee an der Maisonne (ehedem sagte man Märzsonne); und wenn Dursli es nicht selber brauchte, so wurde es ihm von Andern abgezapft; denn von dem Gesindel, mit dem er sich abgab, wurde er gewaltig mißbraucht, dafür ihm dann alle Ehre erwiesen und ihm vorgerühmt, wie er ihre Stütze sei und was er einst Alles werden müsse, und wie sie an seine Gutthaten denken werden. Als endlich alles Ueberflüssige fort war, gerieth man in Schulden; denn Bäbeli und die Kinder mußten doch gelebt haben, und hatte man kein Geld, so mußte man auf Borg nehmen. Bäbeli that es schrecklich ungern und nicht hinter dem Rücken des Mannes, sondern es sagte ihm immer, was man bereits hier und dort schuldig sei. Darüber fluchte Dursli dann mörderlich, nannte Bäcker- und Krämerschulden Weiberschulden, und hatten doch seine Kinder das Brod gegessen, den Kaffee getrunken. Er betrachtete immer mehr die Haushaltung als ihn nichts angehend, als fremd, als eine verfluchte Plage; aß und trank er doch immer weniger mit seiner Haushaltung, sondern immer mehr im Wirthshause. Dort mußte er nach und nach auch Schulden machen, was ihm leicht war, da man wohl wußte, daß er noch ein kleines Gut besitze.

Während Dursli Schulden in den Wirthshäusern machte, also kein Geld für sich hatte, hatte er noch viel weniger dessen für die Haushaltung, und Bäbeli brachte es nicht über's

Herz, so lange auf Borg zu nehmen, es war dies nicht gewohnt, und schämte sich gar bitterlich bei den Leuten in's Gerede zu kommen. Bäbeli begann daher auch unter seinen Sachen zu suchen, was es allenfalls entbehren und veräußern könnte, ohne Aufsehen zu machen, um doch einige Zeit wieder das Nöthigste baar kaufen zu können. So hatte es z. B. seine silbernen Göllerkettchen nicht mehr getragen, aber sich herzlich gefreut, sie seinem ältesten Mädchen aufzubewahren, bis es konfirmirt sei. Eiseli war ein gar sinniges Mädchen, es that der Mutter, was es ihr an den Augen absehen konnte; und das arme Mädchen sah der Mutter auch den innern Gram an den Augen ab und weinte oft gar bitterlich, aber heimlich, über der Mutter Leid. Als aber einmal Dursli eine dreiwöchige Stör machte mit Lumpen und nicht arbeitete, und noch Kinder krank wurden dazu, da wußte Bäbeli sich nicht anders zu helfen, als die Kettchen heimlich zu verkaufen. Mit welchem Herzen aber eine arbeitsame Frau, eine liebende Mutter solche Sachen aus den Händen gibt, und wie es ihr bei jedem Stück, das sie verkaufen muß, ist, als reiße man ihr Stück um Stück das Herz aus, kann man sich denken.

So konnte am Ende das nicht länger gehen, die Lücke wurde zu groß. Unter Vorwänden verkaufte Dursli die Kuh, und ihr nach gingen Schiff und Geschirr; aber der Erlös füllte den Abgrund nicht, zudem löst ein Lump nie so viel aus einer Sache als der Sparsame.

Ein Stück Land nach dem andern ging fort, jedem weinte Bäbeli bitterlich nach: auf dem einen gedieh der Flachs am besten, auf dem andern der Kohl, von dem dritten molk man am meisten, wenn man dort grasete, und doch mußte Bäbeli sie verkaufen lassen, denn es hätte nicht gewußt, wie anders helfen.

Wenn dann Dursli ein Stück Geld frei bekam, so war er wieder Hans oben im Dorf und ein König unter seinen Schmarotzern. In dieser Zeit kam seine Frau einmal nieder, und wie jämmerlich es auch zu Hause aussah, so ließ er doch die Thaler fliegen wie Federn.

Aber es findet nicht leicht etwas ein schnelleres Ende, als ein Stück Geld, aus dem man viel Rückständiges bezahlen muß, und dessen Rest man nicht schnell wieder anwendet. Das hat mancher reiche Bauer erfahren, dem ein Kapital

abgelöst wurde. Er nahm einige ungerade Münzpäcklein, einige abgeschliffene Thaler davon weg und that es dann in einem bunt gestreiften Säcklein unten in den Schrank im Stübli. Und wenn er nach Jahresfrist sich darnach umsieht, ist es in dem Säcklein fast leer und öde geworden, es ist eingefallen und klein geworden, wie Jemand, der an der Auszehrung stirbt. Geht es reichen Leuten so, um wie viel mehr dann nicht dem immer durstigen Durslil

Wenn übrigens einmal eine Haushaltung von Allem entblößt ist, wenn nirgends mehr etwas ist, nichts in der Küche, nichts im Keller, nichts in den Schränken, von keiner Sache etwas Vorrath mehr ist, kein Faden, nichts zum Spinnen, nichts zum Flicken, wenn alle entbehrlichen Fetzen dem Lumpensammler zugewandert sind für unentbehrliche Sachen, wenn so an Allem Mangel ist, und wenn man Alles, was man kauft, bereits vor Wochen und Monaten hätte kaufen sollen, da hilft kein Geld, da scheint gar kein Segen zu sein; da ist's wie mit einem ausgehungerten Menschen, den kann man lange füttern, doppelt so viel als einen andern, der Mond scheint noch lange durch ihn durch. Darum kann der Bär im Herbst; wenn er recht fett ist von guten Dingen, leicht sich zum Winterschlafe hinlegen, und an den Tatzen saugend mag er es aushalten, bis die Sonne warm scheint; so überstehen wohlversehene Haushaltungen leicht vorübergehende Geldnoth.

So eine ausgezehrte Haushaltung ist eine fürchterliche Sache und kömmt einem fast vor, wie ein auszehrender Mensch, nämlich hoffnungslos. Und eben weil Alles nichts mehr hilft, verlieren solche Leute allen Muth, alle Kraft. „Es hilft doch Alles nichts, was Teufels will ich noch machen? Ob ein Tag früher oder später, zu Boden gefahren muß es doch sein." Sie verlieren den Glauben, daß sie sich aufrecht erhalten können, und wo der Glaube verloren ist, daß man sich nicht blos erhalten, sondern sich auch aufschwingen könne, da ist Alles verloren; denn nur dieser Glaube gibt die Kraft und Ausdauer, welche nothwendig ist, einer gesunkenen Haushaltung aufzuhelfen; und nur dieser Glaube, daß Besserung, Umkehr noch etwas helfen, daß es noch nicht zu spät sei, gibt die Kraft einem Manne, von bösen Gewohnheiten sich loszureißen und der Familie sich wieder zuzuwenden. Und wo ein Mann so über die Stränge schlägt,

und keinen Glauben mehr hat an beſſere Zeiten, da fängt gar zu gerne auch das Weib an, den Muth zu verlieren, zu denken: wenn doch Alles durchgemacht ſein müſſe, ſo wäre es närriſch, ſich allein zu plagen; es wolle auch noch einen Theil vom Gutleben, dem Schlechthaben entrinne es doch nicht. Da geht es dann zweiſpännig dem Verderben zu; und unter den Rädern dieſes Fuhrwerks, das dem Teufel zugeht, liegen gekettet die armen Kinder, werden gerädert von den zum Teufel fahrenden Eltern, und da iſt kein Loskommen für ſie, ſelten zeigt ein Retter ſich, ehe die Seelen der armen Kinder in den Schlamm gerädert und gepreßt ſind.

Doch ſo machte es das arme Bäbeli nicht; dazu hatte es ſeine Kinder zu lieb und war zu ehrbar gewöhnt von Jugend auf. Es ſpann ſich faſt die Seele aus dem Leibe, um ſeinen Kindern den Hunger zu wehren und doch das Betteln zu erſparen. Das älteſte Mädchen erkannte, wie geſagt, gar wohl ihre Noth und der Mutter Leiden, weinte oft an der Mutter Halſe und hielt ihr um Gottes Willen an, ſie ſolle es doch nie betteln ſchicken, es würde ſich zu ſehr ſchämen und ſich ſein Leben lang nie mehr über die Sonne freuen, wenn die es mit dem Bettelſack hätte gehen ſehen. Es wolle ja ſonſt gerne Alles thun, was ihm möglich ſei, es wolle kein Brod mehr eſſen und ſonſt nur halb genug, wolle mit ihr ſpinnen, ſo früh und ſpät ſie wolle, und Holz zuſammenleſen im Walde, wie kalt auch der Wind blaſen möge.

Und getreulich hielt es ſein Verſprechen; aber wie Eiſeli auch und ſeine Mutter ſich mühten, die Noth und den Mangel konnten ſie doch nicht abwenden von ihrer Hütte, von den kleinen Kindern, beſonders im Winter.

Und wenn Durſli zur Seltenheit wieder einmal ſchuſterte, und mit fertig gemachten Holzſchuhen ein Kind ausſandte und das Kind das Geld dafür heimbrachte, ach, wie ſehnſüchtig ſahen die armen Kinder auf die Batzen und dachten an die kalten Füßchen, an ihre hungrigen Mäglein, und ſahen mit naſſen Augen zu, wo der Vater das Geld hinthue, ob in der Mutter Hand oder in die eigene Taſche; und wenn er es in ſeine Taſche that und polternd mit wildem Geſicht das Haus verließ, dann legten die armen Kindlein ihre Köpfchen auf den leeren Tiſch und ließen leiſe ihre Thränen rinnen und leiſe weinte am Spinnrade die Mutter.

Aber wenn das leise Weinen der Kinder in lautes Schluchzen überging, dann brach auch der Mutter Herz, und auf's Bett legte sie ihr Gesicht, den Kindern ihren Jammer zu verbergen.

Aber an diesen Jammer hat Keiner gedacht, der für das Patentsystem gestimmt hat; an diesen Jammer denkt Keiner, der jetzt, statt durch scharfe Ordnung die grenzenlosen Folgen desselben zu verhüten, die Hände ruhig in den Schooß legt und sein Pfeifchen raucht; am allerwenigsten die, welche die bestehenden Gesetze eigenmächtig erweitern und dann noch alle Mal hässig werden, wenn ihnen eine Uebertretung der zu Schaumkellen gemachten Gesetze gemeldet wird.

Und wenn Dursli gemachte Arbeit selbst forttrug, so durfte weder Weib noch Kind fragen, ob er wiederkomme. Aber das Eine sah aus der Thüre, das Andere aus dem Fenster, ob der Vater nicht wiederkomme mit einem Stücklein Geld, mit Holz, sie zu erwärmen, mit Brod, sie zu nähren; sie sahen hinaus, bis es dunkel ward draußen, bis es dunkel ward vor ihren Augen — wenn dann kein Vater kommen wollte, so betete mit den weinenden Kindern die weinende Mutter zum himmlischen Vater, daß er sie doch nicht verlasse, sondern ihr rechter Vater sein möge. Aber ach! auch während dem Beten verließ der Hunger die armen Kinder nicht, und die vor Kälte klappernden Zähne wollten oft das Beten hemmen.

Und während zu Hause Weib und Kinder hungerten, froren und beteten, drückte mit dem erhaltenen Gelde Dursli in einer Schenke sich nieder und trank Branntwein. Hatte er einen halben oder einen ganzen Schoppen getrunken, so wollte er auch essen; und dieses Essen warf er oft in sündigem Muthwillen an den Wänden umher, und seine Kinder hungerten daheim. Und wenn er ausgetobt hatte, ging er in eine andere Spelunke und spielte und rauste sich dort, und ging so von einer zur andern bis der Morgen anbrach, und ging noch hie und da aus, bis ein Morgen nach dem andern anbrach — und daheim sahen die Kinder alle Abende vergebens durch die Fenster nach dem Vater bis es dunkel wurde draußen, bis es dunkel wurde vor ihren Augen!

Es war ein Winter eingebrochen, wie es sie zuweilen gibt, wo fast alle Monate eine strenge Kälte eintritt, dann plötzlich bricht und in Thauwetter sich auflöst. Das sind die strengsten Winter für arme Leute. Ehe es kalt wird,

schneit es; dann können sie kein Holz auflesen in den Wäldern, und die ungebahnten Wege bannen sie mit ihren schlechten Kleidern in ihre Häuser, wo manchmal kaum eine Maus etwas zu fressen fände. Dann kömmt die durch Mark und Bein, geschweige durch die dünnen Kleidchen, dringende Kälte, durchbricht die dünnen Wände der schlechten Hütte und treibt Reif an deren innere Seiten. Dann kömmt das Thauwetter, löst Schnee und Reif in Wasser auf. In der Hütte tropfen alle Wände, daß es Pfützen gibt am Boden; draußen ist überall ein See, die Wälder sind unbetretbar; nicht einmal zum Bäcker können die armen Kinder in ihren schlechten Schuhen mit keinen oder zersprengten Hinterstücken, ohne Fußwasser, und daheim ist kein warmer Ofen, die Füße zu trocknen.

Ein solcher Winter war über's Land hereingebrochen und hatte viel Noth gebracht und manche Krankheit. Bäbeli litt unaussprechlich mit seinen Kindern in diesem Winter. Das letzte Stück Land war verkauft worden, das letzte Stück Geld schon lange ausgegangen, mit dem Spinnen, wegen dem immer mehr einbrechenden englischen Garn, fast nichts mehr zu machen, und über Dursli schien ein immer wilderer schwarzer Geist zu kommen; er sah so wild drein, daß die Kinder sich verbargen, wenn er sie ansah, flohen, wenn er ihnen begegnete unter der Thüre oder in der Küche. Für den Winter hatte nichts angeschafft werden können, und wie Eiseli und der älteste Knabe sich auch preisgaben bei dem schlechten veränderlichen Wetter, konnten sie doch nicht das nöthigste Holz zum Kochen zusammenbringen; und das Holz, das sie um Gotteswillen von der Gemeinde erhalten und so viel als möglich zum Heizen gespart hatten, ging vor Weihnachten zu Ende.

Erdäpfel hatten sie wohl genug geerntet, aber wie etwas dazu anschaffen, wie den armen Kindern ihre Schuhe nur im nothdürftigsten Zustande halten? das trieb Bäbeli oft den Angstschweiß aus, und so weit kam's, daß es Nächte durch ohne Licht beim Mondschein spann. Und wenn in Dursli's Anwesenheit nur eine Klage laut wurde, nur eine Bitte, deren Abschlag mit stillem Weinen vernommen wurde, so fuhr er wild auf, warf das Werkzeug in die Ecken, ließ die Arbeit liegen, machte sich fort und zeigte sich oft lange nicht wieder.

So war in Noth und Nässe Weihnacht herangekommen.

Der Thauwind schnob durch die Felder, die Dorfstraßen thaten ihr weites Maul auf, armer Leute Kinder die Schuhe zu verschlingen, oder wenigstens ihnen ihre kalte Nässe in dieselben zu gießen.

Dursli war am Tage vor Weihnachten am Morgen heimgekommen und war herumgelegen. Sie hatten abgegessen, Erdäpfel, aber ohne dreikreuzeriges Salz.

Johannesli, sagte die Mutter einem siebenjährigen Knaben, Johannesli, Du bleibst diesen Nachmittag daheim, der Weg ist viel zu schlecht für Dich, Du brachtest diesen Morgen ganz nasse Füßchen heim, und kannst sie ja nirgends trocknen. Ach Mutter, bat Johannesli, ich muß wahrhaftig in die Schule, kann nicht daheim bleiben. Gehorche schön, Johannesli, sagte die Mutter, Du weißt ja, wenn ich etwas befehle, so bleibt es dabei. Da hing Johannesli weinend sich an der Mutter Schürze und jammerte: Ach Mutter, soll ich dann mein Lebtag nichts Gutes haben? Ammans Benz schlug diesen Morgen Wirths Mareili das Buch in den Koth; ich holte es ihm, da versprach es mir, es wolle diesen Nachmittag ein Zuckerbrod in die Schule, ganz ein zuckeriges obendrüber, bringen, und mich ein paar Mal darüber lecken lassen. O Mutter, es bringt es gewiß. Das Weihnachtkindlein brachte es ihm schon am Donnerstag von Burgdorf. Und dann, Mutter, haben die andern Kinder gesagt, diesen Abend könne man bei dem Bäcker große Weihnachtmannen sehen, ganz von Lebkuchen. O Mutter, laß mich doch recht gehen.

Wo wäre wohl die arme Mutter gewesen, die ihrem Johannesli, dem sie selbst nichts zu geben wußte, die Freude, ein Zuckerbrödchen wenigstens ein- oder zweimal zu lecken, versagt hätte? Johannesli jauchzte laut auf, als er mit der Erlaubniß fortsprang, und die Mutter sah, das Gesicht an's Fenster gedrückt, ihm nach, sah, wie er schon nach wenig Sprüngen einen Schuh verloren hatte und schuhlos im Wasser stand. Aber ehe sie ihn zurückrufen konnte, hatte der muntere Junge die Schuhe wieder an den Füßen, und fühlte die nassen Füße nicht, fühlte nur das ihm wartende Glück, und war den Augen der Mutter entschwunden. — Diese aber konnte sich nicht enthalten, dem faullenzenden Manne zu sagen: ob er eigentlich keinen guten Blutstropfen im Leibe mehr hätte für seine Kindee, nicht einmal ihre schlechten Schuhe

möge er ihnen flicken, es dünkte ihn's doch, sie sollten ihn erbarmen. Aber Dursli hatte noch kein Herz für Weib und Kind. Es nehme ihn Wunder, sagte er, ob er dann nie ruhig zu Hause sein könnte? Es solle sich Niemand verwundern, wenn er nicht daheim sein möge, wo man ihn nie ruhig lasse. Aber so seien die verfluchten Weiber u. s. w. So polterte Dursli, obgleich Bäbeli schon lange wieder schwieg, bis er sich in Zorn gearbeitet hatte und bis ihn der Zorn, der das Gewissen betäuben mußte, aufjagte und fort zum Hause hinaus, nachdem er mit seinem Fluchen das Kind in der Wiege geweckt hatte, so daß dieses ihm Zettermordio nachschrie. Es war fast, als ob dieses Geschrei ihn jage, denn er ging nicht in die nächste Wirthschaft, nicht in die zweite. Er durchschritt schnell das Dorf, durchstrich ein weites Feld, ging durch den im Thauwetter schwarzen Wald, Alles durch Dick und Dünn, als ob er es nicht achte, schnurstracks dem nächsten Dorfe zu. Dort waren auch neue Schenkhäuser, waren auch Bundesbrüder von allen Sorten, und Schnepf nicht selten dort anzutreffen und Dursli dort ein wohlbekannter Gast. Es war eine düstere, niedere Stube, in die er trat; auf unsauberem Tisch standen noch einige Branntweingläser, aber Gäste waren keine da. Der schmutzige Wirth saß allein auf dem Ofen und rauchte.

He, bist Du es, sagte der Wirth, ich glaubte bereits, es wolle heute Niemand kommen, es sei alles geistlich geworden. Was willst, was soll ich Dir bringen? Einen halben Schoppen, aber Trusenbranntwein, ich bin naß, sagte Dursli. Als der Wirth den halben Schoppen vor Dursli gestellt hatte, sagte er: Dursli, habe es nicht ungerne, aber es ist bald Neujahr, da wird man mit Zahlen nicht fertig, besonders wenn man Dienstboten hat, und wenn Du mir die 73 Batzen geben könntest, welche Du mir schuldig bist, so wäre es mir sehr anständig, von wegen man hat die Sachen auch nicht umsonst. Dursli sagte: So viel Geld hätte er nicht bei sich, ihm seien auch noch viele Leute schuldig, und dächten nicht an das Zahlen, die wolle er mahnen, und kriege er Geld, so müsse der Wirth das Seine auch haben. Behüte, sagte der Wirth, so stark pressirt das nicht, ich hätte es nur gerne, so bald als möglich, man kann nicht immer nur ausgeben, man muß einnehmen auch. Beider Gespräch war eben nicht zärtlich, als Schnepf kam, naß und müde, also auch

nicht in zärtlicher Stimmung. Er that noch herrischer, als sonst, und behandelte Wirth und Dursli tüchtig von oben herab, schimpfte über alle Leute und sagte: Er hätte jetzt doch bald genug für Andere die Katze durch den Bach gezogen, er wolle jetzt Andere auch machen lassen, sie könnten dann erfahren, welcher Profit bei der Sache sei. Er fuhr Dursli an, wie er es lustig habe, daheim auf dem warmen Ofen zu sitzen, während er in so schlechtem Wetter herumlaufen müsse. Daheim könne ein jeder Laffe ein weites Maul machen, aber wenn man vor die Herren solle, da wolle sich Niemand zeigen, ein Jeder wolle rückwärts daraus; gerade so ein Hosensch....., wie Du einer bist, sind Alle. Dursli hatte seinen halben Schoppen getrunken, war sonst aufgeregt und nahm das nicht so unterwürfig auf wie sonst. Er sagte: er hätte seinen Theil auch gethan und er sei nicht nur gelaufen, sondern er hätte noch viel Geld eingeschossen und viel für Andere bezahlt; er möchte doch nun wissen, ob er etwas wieder kriege und wann. Melkkuh wolle er nicht länger sein. Alle Leute wollten Geld von ihm, er möchte endlich auch wissen, wer ihn zahlen wolle? Vor Allem aus wünsche er, daß Schnepf ihm wieder gebe, was er für ihn persönlich ausgelegt habe, wenn derselbe gesagt: Dursli, bezahle doch für mich, ich habe mein Geld in den andern Hosen vergessen.

Er wolle schon mit ihm rechnen, sagte Schnepf. Das käme ihm sauber heraus, wenn jeder Tropf ihm Rechnung machen wollte. Dursli sollte sich schämen, von den paar lumpigen Kreuzern zu reden, welche er für ihn ausgelegt hätte. Wollte er seinen Rock kehren, so regnete es ihm so viel Dublonen, als er auflesen möchte. Und jetzt solle er ihm das Maul nicht mehr aufthun; sonst wolle er ihm sagen, was er für ein Lumpenkerl und Laffe sei.

So wetterte Schnepf auf den Dursli los mit seiner geschliffenen Zunge, daß dieser in stillem Ingrimm eine Zeit lang zuhörte, und, da er mit den wenigen Worten, die er zwischen hineinbrachte, nichts ausrichtete, endlich die Thüre in die Hand nahm und ging. Aber es kochete wild in ihm, und der gelbe lange Mann mit dem wilden schwarzen Bart sah unheimlich aus allen Begegnenden in der Abenddämmerung. — Mit dem innern Frieden war der heitere Dursli und seine rothen Backen schon lange verschwunden. Er brachte es aber nicht weiter, als etwa hundert Schritte, d. h. zur

nächſten Wirthſchaft. Dort ſaßen Mehrere und ſpielten, trotz dem, daß es heiliger Abend war; es waren auch Dursli's Bekannte. Derſelbe ſetzte ſich zu ihnen, und nicht lange ging es, ſo ſprach Einer derſelben ihn um ein paar Batzen Geld an, er wolle es ihm nach dem Neujahr wieder geben. Da brach Dursli zornig los: er ſolle ihm das zuerſt wieder geben, was er ihm ſchuldig ſei. Ihm fordere Alles Geld, und wenn er das Seine wieder haben wolle, ſo hätte man keines für ihn; er ſei jetzt lange genug der Narr im Spiel geweſen. Ei, lautete die Antwort, wenn man Bundesbrüder ſein wolle, ſo müſſe man einander helfen, ihm ſtände das wohl an, er hätte ein Häuschen, brauche keinen Hauszins zu geben. Wolle er nicht Geld geben, ſo ſolle er wenigſtens für ihre Sache gut ſprechen. Aber Dursli wollte nicht, wollte einmal wiſſen, was er von ſeinem Gutſein hätte, er ſehe nichts dabei herauskommen, als ein Böshaben.

So entſpann ſich ein immer hitzigerer Streit tief in die Nacht hinein, der in eine Schlägerei auszuarten drohte, von welcher der Wirth möglicher Weiſe Ungelegenheiten haben konnte. Er ſuchte daher einzulenken und fragte Dursli, ob er nicht fort wolle, das ſei die Nacht ja, wo die Bürglenherren ihren Umgang hielten? In der heiligen Nacht ſei es nie richtig durch den Utzenſtörfer Wald zu gehen. Da begann Dursli, in dem Wuth und Branntwein ein wüthend Feuer entzündet hatten, gar läſterliche Reden auszuſtoßen, die ich nicht wiederholen mag, denn er läſterte die heilige Nacht. Das Reputierlichſte, was er ſagte, war: daß er, der Teufel ſolle ihn nehmen, ſich nicht fürchten thäte, wenn der Teufel ſelber käme, ſammt ſeiner Großmutter; er wolle dem Teufel den Schwanz ausreißen und damit ſeine Großmutter an die höchſte Tanne hängen auf der Bürgeln. — Den Andern, ſo ſchlecht ſie waren, war doch nach und nach bange, und es ſtrich ſich einer nach dem Andern nach Hauſe. Und alleine ſaß bald der gelbe, wilde Dursli und ſaß hinter dem dritten Schoppen und wollte noch abſolut etwas eſſen; daheim aber ſaß bei erlöſchender Lampe ſein ſeufzend Weib und betete; und die armen blaſſen Kinder, die um eine leere Tiſchſchublade, wo üblicher Weiſe ſonſt das Brod bewahrt wird, und hinter einer kleinen Schüſſel geſeſſen, in welcher eine blinde Waſſerſuppe geweſen war, lagen ſchlafend in den Armen ihrer Engelein. Endlich ſchlug's eilf Uhr, in der düſtern

Stube saß der Wirth weit von Dursli hinter düsterer Lampe fast unsichtbar im Tabaksrauche, draußen heulte der Wind, Schnee und Regen schlugen prasselnd an die Fenster. Da schlug Dursli wild seine letzten Kreuzer auf den Tisch, vom Wirthe schon lange zum Weggehen gemahnt, und ehe derselbe schläfrig sie zusammengelesen hatte, war Dursli draußen in dem wilden Wetter.

Kein Lichtlein brannte mehr im Dorfe, kein Lichtlein brannte in Dursli's Herzen, hohl heulte der Wind durch die Gassen und wirbelte Schnee und Regen herein. Ein furchtbarer Zorn brauste durch Dursli's Adern über die Menschen, über die ganze Welt, über Alles, Alles; und daß ihm doch Jemand begegnen möchte, den er halb todt schlagen, daß ihn doch nur ein Hund anbellen möchte, den er erstechen könnte, war des gelben wilden Mannes Gebet in der heiligen Nacht. Aber stille blieb's auf der Straße, stille um die Häuser, kein Mensch eilte durch die Nacht, in die Nacht hinein bellte kein Hund; Gott wacht auch über die Schritte der Menschen, über das Bellen der Hunde. Aber immer gewaltiger toste der Sturm von ferne her, gleich dem Donner des aufgeregten, tausendjährige Felsen stürmenden Meeres, und grauenvolle Finsterniß lagerte über der Erde. Und immer finsterer ward's, als er in die Einschläge kam, wo in dichten Reihen Bäume stehen, mit weit hinausreichenden Aesten den Boden berührend, als der mächtige Wald wie eine unendliche schwarze Wand immer näher vor ihn trat; und immer fürchterlicher heulte der Wind durch der Eichen spröde Aeste, durch der Tannen biegsame Wipfel. Und immer heißer kochte in Dursli der Zorn über Gott und Menschen, immer wilder stürmte er weiter, da glitschte er aus auf dem schlüpfrigen Fußweg und hart fiel er nieder. Fluchend, daß der Teufel Alles nehmen möchte, sprang er auf, stürmte weiter, nach wenig Schritten hart an einen Baum und stürzte rücklings nieder, und wie höhnend und jubelnd sauste über ihn hin der Sturm. Da rieselte wie vom kalten Boden auf eine kältende Gewalt ihm durch die Glieder, und ohne Fluch, aber trotzig noch stellte er sich auf die Beine und schritt rasch, als wie gegen einen Feind, dem immer schwärzer, grauser sich darstellenden Walde zu.

Da schlug, wie mit unsichtbarer Hand, ein herabhängender Ast das Gesicht ihm blutig, da fiel er halb betäubt

über den zum Durchgang erniedrigten Zaun in den Wald hinein, dicht bei der Bürgeln, und mit dem Kopf in eine Pfütze. Nun brach der ganze Trotz zusammen; das Bewußtsein, daß er ein Sandkorn sei in eines Allgewaltigen Hand, brach in ihm auf, ward aber zur schrecklichen Gespensterfurcht, die dicht vor sich in einem kleinen Tannenbaum des Teufels Großmutter sah und in einer jungen, schlanken Eiche den Teufel selbst. Höllenangst schnürte des Dursli's kurz zuvor so trotzig Herz zusammen, die Lippen, die so frech gelästert hatten, bebten, und seine Zähne klapperten noch lauter, als die Zähne seiner Kinder, wenn sie beteten, vom Frost geschüttelt.

Dursli, der lange nie zu seinem Gott gebetet, denselben verhöhnt hatte, derselbe Dursli betete jetzt in heißer Seelenangst zum Teufel und seiner Großmutter, bat seine Lästerungen ab, bat, daß sie ihn doch ruhig ließen, daß er ihnen ja gern wolle helfen Teufel sein und im Lande herum hausiren wolle mit Aufweisungen und Branntwein, und daß er ihnen helfen wolle, den Leuten die Haare noch viel ärger zusammenzuknüpfen, als sie bereits geknüpft wären. Da schien es dem zum Teufel Betenden, als ob derselbe zu seiner Großmutter sich neige, als ob es darauf hinter ihnen zu seufzen und zu stöhnen beginne, als ob Etwas schlüpfe zwischen Beiden durch, über ihn weg und wie Windeswehen hinaufeile gegen die Koppiger Straße mit fliegendem Athem.

Aber nur einen Augenblick hörte er es, dann brach es los, als ob die ganze Hölle von dem Teufel und seiner Großmutter aufgerufen worden sei gegen ihn. Es heulte wie Hundegebell, es schmetterte wie Pferdewiehern und Hufengestampf, es klang wie das Hallo brünstiger Jäger, wie Sporrengeklirr und Peitschenknall, es klang und tönte über den Boden hin und durch die Wipfel der Bäume. Ihm wollten die Sinne vergehen. Aber die wilde gräßliche Jagd weilte nicht bei ihm, sie eilte dem seufzenden Windeswehen nach hinauf in den Wald, dem Lindenhubel zu. Und wie der gräßliche Spuck weiter und weiter vertönte, ward freier und freier des wilden Mannes in Todesangst geklemmte Brust, höher und höher hob er sein Gesicht aus der Pfütze. Und als er nichts mehr hörte, als er mit seinen verkotheten Augen auch den Teufel und seine Großmutter nicht mehr sah, da begann es ihm wohler zu werden und er erhob sich. Schief durch den

Wald, der Ecke des Einschlages zu zielend, um auf die Straße zu kommen, tappte er mit zitternden Beinen vorwärts und dachte bei sich, wenn er jetzt dem Teufel entrinne, so solle der ihn wahrlich nicht mehr kriegen. — Schwarz wie die Hölle war der Wald, den Weg fühlte er unter den Füßen, er sah nicht einmal die über einem Weg übliche Helle durch die Bäume. Vorsichtig tappte er auf dem bösen Wege, und er meinte schon, als werde es etwas heller gegen das Koppiger Thürli zu, da ward oben im Walde gegen das Oberholz hin wieder ein seltsam Schnauben und Tosen hörbar. Als ob ein gespenstig Wild oberhalb dem Lindenhubel, bei dem alten Jägern wohlbekannten Kreuzwege im Lohn sich gewendet und durch das Oberholz nieder dem verlassenen Lager zueile, und hinter ihm drein die wilde Jagd, die Hunde und die Jäger, Alles auf der Feldseite dem Bühl nach den Wald nieder, tobte es näher und immer näher, immer schauerlicher, immer grausiger. Kalt wurde es Dursli um's Herz, jetzt konnte er Glauben fassen, aber den gräßlichen Glauben, daß der Teufel ihn nicht lassen wolle, und dieser Glaube stellte ihm die Haare bergauf, und eisig faßte ihn der Gedanke: warum er früher nicht einen andern Gedanken hätte fassen können? Als mit diesem eisigen Gedanken glühende Reue ihm in die Seele glitschte, rauschte wieder an ihm vorüber das frühere Windeswehen mit Seufzen und Keuchen, aber markdurchdringender, herzdurchschneidender, rauschte wie in letzter Anstrengung durch den offenen Wald, die alten Eichen hin, die Wolfrichte hinab, dem Bachtelenbrunnen zu.

Aber hinter ihm drein stob das wüthende Heer heulend durch die Bäume, wilder klafften die Hunde, wilder schnoben die Rosse; durch Sporrenklirren und Peitschenklang, wie Donner Gottes klang der Jagdhörner Geschmetter, wie das Bersten der Erde der wüthenden Jäger Jagdruf, und hintendrein schien ihm auf haushohem Roß, lang und schwärzer wie die Nacht, der Teufel selbst zu reiten mit wildem Ruf und Peitschenknall. Hart an ihm vorüber stürmte die wilde Jagd, und noch näher an ihm vorbei sauste der schwarze gewaltige Reiter, und unter seinem Kinn fühlte er dessen Stiefelspitze, fühlte unter seinen Füßen den Boden nicht mehr, und als führe er wie ein Stein von der Schleuder durch die Lüfte, ward ihm zu Muth. Und mitten in der schwarzen Nacht schien plötzlich ein gräßlich Feuer vor ihm aufzuwallen, ein

fluthend Flammenmeer: eine unwiderſtehliche Gewalt warf ihn mitten in daſſelbe; die Feuerwellen ſchlugen über ihm zuſammen, brannten ihm bis ins Herz hinein, brannten ihn immer fürchterlicher, aber verbrannten ihn nicht. Alles ward an ihm zu Feuer, aus den Augen ſiedeten Feuerſtröme, aus den Ohren ſprühten Flammenbogen, und doch ſah er mit den Augen, hörte mit den Ohren. Er ſah mit den Augen einen gräßlichen glührothen Teufel mit feurigem Tannenbaum das Feuer ſchüren in dem ungeheuren Ofen, aus dem die Feuerwellen quollen häuſerhoch; und in der Ofenglut ſchienen Tauſende von Menſchen ſich zu winden, zu feurigem Knäuel geballt; und mitten hinein in dieſen Ofen fühlte er ſich ſelbſten fallen, und mit dem glühenden Tannenbaum rührte ihn der Teufel in den glühenden Knäuel mitten hinein. Da erfuhr er, was Höllenpein ſagen will.

Und wie der Teufel ihn herumrührte im Ofen, daß das Feuer aufloderte mit wüthender Gewalt und jedes Härlein an ihm zur eigenen Hölle wurde vor Hitze und Glut, ſo rollte die Worte in heiſerem Donner der Teufel ihm zu: Kennſt Du jetzt den Ofen, der dem Teufel ſeine Schenken heizt, mit lauter Vätern, deren Kinder froren in ſchlechten Schuhen, auf kaltem Ofen, während die Väter Branntwein ſoffen? Und auf's Neue rührte der Teufel von Grund auf die Glut, und Tauſende von Menſchenhäuptern wirbelten von Neuem auf wie glühende Kohlen, und in den Häuptern glänzten die Augen, und aus ihnen quollen Feuerſtröme, die heißen Thränenſtröme der Mütter, deren Kindern anfroren auf den kalten Wangen ihre kalten Thränlein, während die Väter in warmen Wirthsſtuben ſaßen. Und wie der Teufel den Knäuel wieder umrührte mit ſeinem Tannenbaum, das Feuer neu aufziſchte, hob eine Fluth ihn empor über den Ofen hinaus, und tiefer und tiefer ſank er wieder in's Feuermeer. — Für dieſe Hölle ward er zu leicht erfunden.

Bald ſah er es unter ſich glitzern und funkeln, wie Eiſen im Feuer funkelt, wie gezückte Schwerter in der Sonne blinken, und wie ein Lanzenheer bohrte es ſich ihm entgegen. Millionen Hecheln waren es, neben einander in unendlichen Weiten, weltenhoch auf einander gethürmt; in dieſe Hecheln hinein regnete es Menſchen fort und fort, und er fiel hinein und durch eine Reihe nach der andern; und die Reihen nahmen kein Ende, und jede untere Reihe war feiner, als die

obere Reihe, und durchbohrte, was die andere ganz gelassen. Billionenmal durchstochen von den feurigen Spitzen, zerriß er dennoch nicht, sein Leib war zähe geworden, wie es seine Seele war; aber unbeschreiblich war diese Pein, und des feurigen Ofens Pein dagegen wie Hochzeitlust. Und mitten in den Hecheln rollten glühende Walzen, und zwischen die Walzen rollten die Zerfetzten, und zusammengedrückt in den Walzen wieder in die Hecheln hinein in feinere und immer feinere.

Das Fallen nahm kein Ende, und an jeder Walze stand ein rothglühender Teufel und wirbelte Wolken feurigen Pfeffers auf die Zermalmten und lachte ihnen zu mit teuflischen Geberden: das sei des Teufels Trotte und Kelter, wo er für seine Schenken den Branntwein presse aus denen, welche auf Erden Herzen gepeinigt, gemartert, zerdrückt hätten ihrer Weiber, ihrer Männer, ihrer Kinder Herzen. So fiel er von Hechel zu Hechel, von Walze zu Walze, und endlich in eine, aus der er nicht wieder hinaus kam: es ward wieder finster um ihn, durch die schwarze Nacht schien er wieder zu fahren und verlor sich selbst darin nach und nach, ward selbst zu einem Atom der Nacht.

Ausgetobt hatte der Sturm, durch zerrissene Wolken glänzte der untergehende Mond, gegen Morgen dämmerte Licht, und stille war's über der Erde; es war, als ob sie in tiefer Andacht lauschen wolle der frohen Kunde, daß ihr heute der Heiland geboren worden, der Ehre Gott in der Höhe bereiten werde, und Friede den Welten.

Beim Koppigen Thürlein in der alten Kiesgrube regte es sich, und tiefes Stöhnen drang über die Ränder derselben. Dort lag Dursli, und in ihm dämmerte nach und nach wieder Bewußtsein empor; er begann zu fühlen, daß er noch lebe, aber schrecklich, in dumpfer Rückerinnerung des noch gräßlichen Traumes, schien ihm sein Zustand; wie Feuer brannte es ihn im Halse, in den Augen, allenthalben zerstochen, zerfetzt schien ihm sein Leib herumgewirbelt in feurigen Walzen. Er begann sich zu erinnern, wie ihn der Teufel mit seines Stiefels Spitze seiner Hölle zugeschleudert und zu welchen Qualen er verdammt worden, weil er seine Kinder hungern und frieren ließ, während er in allen Schenken schlemmte, weil er das Herz seines braven Weibes täglich gemartert hatte in scheußlicher Unbarmherzigkeit.

Heiß brannte ihn der Angſtſchweiß, aber nicht auf der Stirne; wer ſich in der Hölle glaubt, dem brennt der Angſtſchweiß auf dem Herzen, während im Froſt klappern ſeine Glieder.

So lag er lange in ſchauerlicher Stille und lauſchte ſeiner Qual. Aber ſtille blieb es um ihn, er hörte nicht des Feuers Praſſeln, nicht der Walzen zermalmend Knirſchen, nicht des glührothen Teufels Hohn, nicht der zermalmten Menſchen Angſtgeſtöhn; und ſtille ſchien ihm ſein Leib zu liegen, nicht herumgewirbelt zu werden im Ofen, nicht zu fallen von Hechel zu Hechel; er wußte nicht mehr, wo er war. Er verſuchte die Augen zu öffnen, lange umſonſt, und als die verkleiſterten Augenlider endlich ſich trennten, ſah er keine Nacht mehr, keine Teufel, kein Feuer, es flimmerten Sterne ihm in die Augen und der ſtille Mond warf ſeinen lieblichen Blick ihm zu. Da kam ein unbeſchreiblich Gefühl über ihn, da wußte er, wie es einem armen verdammten Sünder zu Muthe wird, wenn ihn Gottes Hand aus der Hölle führt; denn das wußte er nun, in der Hölle war er nicht, da glänzen Gottes Sterne nicht, da ſpendet nicht der ſtille Mond ſeinen tröſtenden Schein. Aber wo war er, war er im Himmel? Er konnte es nicht glauben, er wußte nun, daß ein gewiſſenloſer, unbarmherziger Vater nicht in den Himmel komme. Seinen ſchweren, zerſchlagenen Kopf hob er mühſam auf, ſah mit immer tieferem Staunen um ſich, denn er ſah Baumwipfel, ſah eine Grube um ſich, hörte Waſſer rauſchen dicht neben ſich; mühſam hob er höher ſich auf, da ſah er ſich im Walde, ſah eine Straße, ſah ein Thürlein, Felder hinter demſelben, und hinter dieſen ein langes Dorf; und endlich ward es ihm deutlich, daß er noch auf Erden ſei, und zwar in der alten Kiesgrube beim Koppigen Thürlein. Da ſaß er nun, der jämmerlich zerſchlagene, im Froſte klappernde Mann, verwirrt und betäubt; und ehe er zur Beſinnung gekommen, wie er in dieſe Kiesgrube gerathen, ob auf einem natürlichen Wege, oder von guten Geiſtern aus der Hölle hieher getragen, übermannte ihn ein markdurchdringend Gefühl ſeiner Erbärmlichkeit, er weinte bitterlich ſeit Jahren zum erſten Mal. Seit Jahren zum erſten Mal war der Feuergeiſt ſo recht gründlich aus ſeinem Leibe gewichen, und in ſeinem Leibe hätte er nichts mehr als ſeine arme Seele; ſeit Jahren war der Feuergeiſt, der Brannt-

wein, Meister in diesem Leibe gewesen, er hatte geredet und gehandelt, und seine arme Seele war in seinem Leibe nur gewesen, was ein arm gebrechlich weinend Mütterchen, welches eine böse Sohnsfrau nur in finsterem Winkel duldet, und von dort aus nicht einmal einen Seufzer verträgt.

Nun hatte die nasse kalte Nacht den Feuergeist gänzlich aus dem Leibe gejagt, und draußen in der Kiesgrube war kein Branntwein. Dursli trug glücklicherweise kein Fläschchen bei sich, den bösen Geist konnte er nicht zurückrufen. Nun begann seine Seele sich zu regen, die arme Seele, aus ihrem finstern Winkel hervor; und diese arme Seele, nun nicht mehr unter der Gewalt des Feuergeistes niedergehalten, begann zu reden wie mit tausend Zungen, von Weib und Kindern, von falschen Freunden und teuflischen Verführern, von Elend und Noth, von Gott und dem Teufel, und tausend Ohren schienen ihm zu wachsen und zu vervielfältigen Alles, was seine tausend Zungen sprachen. Was Andern in Jahren Stunde um Stunde ihr Gewissen zuraunt, überfluthete Dursli auf einmal in Sekunden. Diese Fluth war nicht eine Rede, nicht ein langes Vorhalten vieler Dinge, es war das blitzartige Aufrollen seines ganzen Lebens, unverschleiert, unübertüncht, in seiner ganzen, grellen Sündhaftigkeit: wie er es gehabt und wie er jetzt d'ran sei, was Weib und Kinder ausgestanden und wie er selbst sein eigener Teufel gewesen, wie er aus dem fröhlich singenden Dursli einen liederlichen, elenden Mann gemacht; das stand Alles lebendig vor seinem innern aufgegangenen Auge. Da durchdrang ihn eine unendliche Muthlosigkeit, die tiefste Selbstverachtung; in so tiefes Elend hinein hatte er sich reißen lassen, mit so geringer Mühe hatte er sich aus einem liebenden Gatten und Vater zum Peiniger seines Weibes, seiner Kinder umwenden lassen! Da fühlte er den Sinn dessen in sich, der betet: Mein Gott, ich schäme mich, mein Angesicht aufzuheben zu Dir! Mein Gott, meine Missethaten sind über mein Haupt gewachsen, meine Schuld ist groß geworden bis in den Himmel! Da kamen von selbst aus seiner Seele die Worte: Ihr Berge fallet über mir zusammen, ihr Hügel decket mich!

Und in diesem Elend kam die Sehnsucht über ihn nach seinen Kindern, nach seinem Bäbeli; wenn er den Kindern nur noch einen Kuß geben könnte, wenn er Bäbeli nur noch einmal die Hand drücken und ihm sagen könnte: wie leid ihm

Alles sei; dann, dünkte ihn, wolle er gerne sterben. Und wie er so sterbensmatt schlotternd da saß in der Kiesgrube, dachte er, er wisse nicht, wie weit noch sein Sterben sei, und wenn er noch einmal Weib und Kinder sehen wolle, müsse er eilen; und so richtete er langsam sich auf; kein Glied war ihm zerbrochen im Fallen, aber gar langsam trugen ihn diese matten, zerschlagenen Glieder.

Schon beim Thürlein mußte er wieder stille stehen und ausruhen; sein Leib däuchte ihn viele Zentner schwer, und als ob er mit den Beinen tief in der Erde ginge, war es ihm; und seine Seele war auch so matt und trostlos, daß er keinen Muth mehr darin fand, heim zu gehen und sein Elend zu bekennen. Und als er so muthlos da saß am Thürlein, begann es in dem vor ihm liegenden Dorfe zu läuten. Es war das Zeichen, daß die Menschen erwacht seien, daß sie sich bereiten wollten, dem Herrn Lob und Ehre darzubringen an seinem heiligen Tage, und alsobald mischte diesem Geläute das Kirchlein des Dorfes, woher Dursli gekommen war, seine schwesterlichen Klänge bei; und so wie es von beiden Kirchen herläutete hell und klar, so kamen aus weitern Kreisen her die Töne anderer Kirchen und bildeten zu den hellen Klängen den feierlichen Chor. Da ward ihm feierlich zu Muthe; es war ihm, als riefe ihm dieses Geläute zu, heimzukehren; es war ihm, als ob auf dem Grunde seines Herzens sich ein Hoffen zu regen beginne auf eine neue kommende Zeit, als ob ihm der Glaube käme, daß auch ihm heute nicht nur der Welt Heiland, sondern gerade sein eigener Heiland geboren worden, als ob jede Glockenstimme eine Mahnung sei, daß Freude im Himmel sei über jeden sich bekehrenden Sünder und ein Frohlocken bei den heiligen Engeln, als ob jeder Ton, der ihm in die Ohren dringe, eine Verheißung sei, daß die Kraft Gottes so gut in sein Herz kommen könne als seiner Glocken Stimme.

Es zog ihn auf's Neue heimwärts, es glomm der Muth wieder, zu seinem armen Weibe zu sagen: Bäbeli, ich habe gesündigt vor Gott und vor Dir, ich bin nicht werth, Deiner Kinder Vater zu sein; aber kannst Du mir vergeben und vergessen, so will ich mit Gottes Hülfe ein anderer, der alte Dursli wieder werden. Und als er dieses dachte, da ward es warm in seinem Herzen und Thränen kamen ihm in die Augen, und er hob den Fuß zu dem heiligen Gang, — da

kreischte neben ihm eine Stimme, die zerdrückt aus einem verquollenen Halse kam: „Ei, guten Tag, Dursli, was stehst Du da wie der Pfaff an einer Kirchweih? Du siehst ja aus, als ob des Teufels Großmutter mit Dir getanzt hätte, und machst ein Gesicht, wie wenn Du an einem faustdicken Tannzapfen ersticken wolltest!" Es war die Stimme einer wohlbekannten Landstreicherin, berühmt als Wahrsagerin und Hexe, die in allen Schenken sehr gut bekannt war und mit allen Lumpen gute Kameradschaft hielt. „Komm Du," sagte sie, „mit mir hinter'm Dorfe durch in die Schenke, Trost zu holen, Du hast ihn nöthig; was Teufels ist mit Dir heute?" Ganz weichmüthig wies er von der Hand dieses Ansinnen und sagte offenherzig, wie er heimgehen wolle zu seinem Weibe und seinen armen Kindern, wie er sein gottloses Leben einsehe und ihnen wieder Vater sein wolle. Verwundert hatte die Hexe aus ihren triefenden Sauaugen ihn angesehen, als sie Dursli so reden hörte; und als er fertig war, hob sie ein heiseres wüstes Gelächter an: „Was Teufels ficht Dich an, Dursli," sagte sie, „bist Du verrückt geworden, oder bist Du bei den Frömmlern an der Versammlung gewesen? Was, Du willst vor Deines Weibes bleiches Fratzengesicht hinknieen? Willst selbst ihr den Kopf noch groß machen, Dir die Schlinge um den Hals legen. Ja, die würde künftig schön mit Dir umgehen! Komm Du mit mir, wenn Du einen Tropfen guten Wein im Leibe hast, wirst Du aus einem andern Loch pfeifen. Wenn man friert, ist man nur ein halber Mensch; und Du wirst diese Nacht betrunken hinter einer Hecke gelegen haben, da ist Dir das Herz in die Schuhe gerutscht." „Nein," sagte Dursli, „an dem Allem ist nichts; aber wenn Dir begegnet wäre, was mir, Du würdest auch wieder beten lernen." „Nein, beim Geier nicht," antwortete das garstige Weib, „und wenn der Teufel selbst käme, er würde mich nicht zu einem Kopfhänger machen können." „Aber," sagte Dursli, „wenn Du gesehen und gehört hättest, was ich, so würdest Du auch glauben, daß es noch etwas Anderes gibt, als was man alle Tage sieht — daß es eine Hölle gibt, und man sich bessern muß, wenn man nicht darein gerathen will." Und nun erzählte ihr Dursli offenherzig die Abenteuer der vergangenen Nacht; was er von der Bürglen herkommen gesehen, wie der Teufel selbst ihn angeritten und durch die Luft geworfen, und wie er dann durch

die Hölle gefahren und endlich in der Kiesgrube erwacht sei. Bei dieser Erzählung machte die alte Hexe nach und nach ein ernsthaftes Gesicht, und Dursli glaubte schon, sie bekehrt zu haben und zum Glauben gebracht, da leuchtete es in ihren Augen auf wie ein brennend Haus. „Und Du willst geistlich werden, wo Du jetzt glücklich werden kannst!" schrie sie auf und faßte Dursli mit ihren langen kralligen Fingern krampfhaft am Arme. „Weißt Du, und merkst Du denn nicht, daß sich Dir die Bürglenherren kundgegeben haben, und daß sie Dir ihre Schätze geben müssen, wenn Du nur Muth hast und nicht heulst, wie eine alte Frau. Der Teufel wird satt sein, ihnen nachzureiten; hat er Dir doch den Stiefel dargehalten, damit Du aufsitzest; weil Du aber da gestanden wie ein Oelgötze, hat er Dich in die Kiesgrube geworfen. Aber die Hölle kam Dir nur im Traum vor; der Teufel ist kein Narr, diejenigen zu erschrecken und zu quälen, die es mit ihm halten. Du bist ein Frohnfastenkind, sonst hättest Du das Alles nicht gesehen. O, Du Dummkopf, wie glücklich könntest Du werden, wenn Du nur Muth hättest! Weißt Du, wie groß der Schatz ist auf der Bürglen? Du könntest damit das ganze Dorf auskaufen, der Dünkel-Dursli wäre nicht werth, Dein Stiefelknecht zu sein, den Schloßteich zu Landshut könntest Du abwechselnd mit Branntwein oder Muskateller füllen, und ruhig auf der Terrasse sitzen und von hundert Knechten Dir zutragen lassen, was Dein Herz gelüstet. Dann kannst Du Deinen Kindern meinethalb Essen zukommen lassen bis genug, und Deinem Bäbeli zuweilen etwas Holz; Du würdest dann wohl eine schönere Frau zu Dir nehmen als das bleiche Bäbeli! Wenn Du morgen Nachts wieder da bist, so kannst Du den Schatz noch immer kriegen; sie müssen drei Nächte nach einander den Wald durchreiten, und hinter ihnen her der Teufel. Komm geschwind in die Schenke, dort kannst Du Dich erwärmen, und will Dir Alles erzählen, was Du zu thun hast." Aber Dursli sagte: „Nein, in die Schenke gehe ich nicht; Du kannst mir hier auch erzählen, wie es sich mit den Bürglenherren verhält."

„Da auf der Bürglen," begann die Alte, „stand vor alten Zeiten ein Schloß, das sehr vornehmen Edelleuten gehörte; sie waren aber liederlich und verpraßten all' ihr Gut, daß sie gar kein Geld mehr hatten für Wein zu kaufen und

Kleider, und waren doch immer durstig und hoffärtig. Da übergaben sie sich dem Teufel mit Leib und Seele, und der verhalf ihnen zu schrecklich viel Geld und Gut, so viel sie nur haben wollten. Wie sie einmal das Geld hatten, war es ihnen doch nicht recht, dem Teufel anzugehören, sie hätten das Geld behalten mögen und doch vom Teufel los sein; aber sie wußten nicht, wie sie das anfangen sollten.

„Die sieben Brüder hatten aber eine Magd, die stand dem Hause vor, war aller Brüder Geliebte und keine listiger als sie, auf hundert Stunden in der Runde. Diese sagte ihnen, wie der Teufel zu betrügen wäre, so daß sie von ihm loskämen und doch Alles behalten könnten. Die Brüder versprachen der Magd, der Jüngste müßte sie heirathen, wenn ihr Rath sie glücklich davon brächte.

„Da sagte sie, in der heiligen Nacht und zwei Tage, zwei Nächte nachher dürfe der Teufel nicht aus der Hölle hervor, das hätte ihr einmal ein Pfaffe gesagt. In der heiligen Nacht wollten sie sich mit Hab und Gut fortmachen, und während den drei Tagen möchten sie denn doch weit kommen; wenn dann der Teufel wieder hervorkomme, so wisse er nicht, wo sie hingekommen seien, und wenn er sie nicht mehr finde, so seien sie ja entronnen. Aber der Teufel hatte auch einen Liebeshandel mit der Köchin zu Bürglen, und diese war eifersüchtig auf die Magd; sie sagte daher dem Teufel wieder, was im Wurfe sei zu seinem Schaden. Da ging der Teufel nicht in die Hölle, deren Thor während den drei heiligen Tagen verschlossen wird, und damit man ihn nicht hineinjage, verkleidete er sich als Dragoner, und hielt in der Nähe sich auf, lauerte in der heiligen Nacht auf die Brüder unten am Schlosse, auf einem großen, schwarzen Rosse. Als sie nun fortzogen mit Sack und Pack, Hunden und Rossen, und voran mit dem jüngsten Bruder das Mägdlein, fuhr er hinten d'rein mit Sausen und Brausen, daß sie erschrocken fortstoben wie gehetztes Wild, voran das Mägdlein, welches alsbald vom Rosse fiel. In der heiligen Nacht hätte er ihnen eigentlich nichts thun dürfen, aber als sie vom Lindenhubel dem Oberholz zugeritten, wäre er ihnen vorangeritten und hätte sie herumgejagt, daß sie den Wald hinunter hätten reiten müssen, dem Bachtelenbrunnen zu mit wildem Angstgeschrei.

„Dort wendeten sie sich um, wieder der Bürglen zu,

kamen glücklich vor dem Teufel in das Schloß, und verwahrten das Thor, so daß der Teufel, der in diesen Nächten keine besondere Gewalt hat, draußen bleiben mußte. Drinnen ward den Brüdern nun gar Angst, was der Teufel wohl mit ihnen anfangen werde, wenn die heilige Zeit vorbei sei. Aber das Mägdlein, welches vor allen Andern wieder im Schlosse war, tröstete sie, der Teufel werde jetzt wohl wieder in der Hölle sein und in der folgenden Nacht sie nicht stören können; sie sollten die Flucht noch einmal wagen. Sie thaten es, aber es ging ihnen gerade so wie das erste Mal. Da fürchteten sie sich noch mehr und drohten dem Mägdlein, daß sie es dem Teufel hingeben wollten für seinen bösen Rath; es könne die Suppe selbst ausessen, die es eingebrockt. Aber das Mägdlein hielt ihnen dringend an, daß sie das nicht thun sollten, sondern die Fahrt zum dritten Mal versuchen. Wenn der Teufel schon nicht in der Hölle sei, so werde er sicher, weil er zwei Nächte hintereinander nicht geschlafen, jetzt so fest schlafen, daß er sie nicht höre, und wenn sie nur einmal hier weg wären, so könnte er ihnen nicht mehr nach, er hätte sie ja nie einholen können. Die Ritter glaubten der Dirne und ritten zum dritten Mal, und zum dritten Mal der Teufel hintendrein, schnaubend in wildem Zorn. Aber dies Mal ließ er sie reiten, weit hinauf in's Oberholz, ehe er sie hinunter jagte, weit in den Leimgruben-Einschlag, und dann erst ihrem Schlößlein zu.

„So säumte er sie, daß es gerade Mitternacht ward, als der letzte Bruder unter dem Thor war, und gerade hinter ihm der Teufel, der mit dem Glockenschlag Zwölf alle seine Macht erhielt, und drehte dem letzten der Brüder das Genick um, fuhr in den Schloßhof hinein, drehte den andern Brüdern nun die Köpfe um, zuletzt der gottlosen Magd, und zerriß Alle in kleine Stücke. Darauf warf er alles Geld und Gold im Schlosse in den Brunnen, oben darauf die Stücke der Zerrissenen und setzte dann zu oberst den Fluch: Ihre Lust zum Reiten sollten sie büßen. Alle Jahre zu gleicher Zeit sollten sie reiten in wilder Jagd, bis Einer das Herz habe, während er sie jage, zu ihm auf das Roß zu springen in des Teufels Namen, mit zu reiten in das Schloß, dort, während er den Brüdern thue, wie das erste Mal, das Geld zusammenzuraffen und damit fort zu gehen, dann sollten sie Ruhe haben. Das wage Niemand, hat er gedacht.

Diejenigen, welche Schatzgräberei trieben auf den Bürglen, kannten den Fluch, aber sie hatten keinen Muth und wollten es zwingen mit dem siebenten Buch Moses. Damit hatten sie viele Läufe und Gänge und zuletzt nichts davon, als lange Nasen und so dicke wie Küferhämmer. Aber Du darfst, Dursli, sagte die Hexe, Du warst von je herzhaft, fürchtetest Niemand, und einzusetzen ist da nichts, brauchst nichts als aufzusitzen, und der Teufel bot Dir ja selbst den Stiefel dazu! Es hätte den Schatz sicher schon lange Einer gehoben, aber es gibt gar wenige Fraufastenkinder, die meisten Leute sehen nichts von dieser Jagd, sie hören sie blos. Komm jetzt in die Schenke, wenn Du wieder einen halben Schoppen im Leibe hast, so bist Du wieder der rechte Dursli. Komm, wir wollen heute eins saufen, während der D. Pfaff „Hem, Hem" macht; ich zahle Alles. Habe nicht Kummer um das Zahlen, wenn Du kein Geld hast. Und in der nächsten Nacht gehst Du dann und reitest und bringst Geld mit, es weiß kein Mensch wie viel. Dann wollen wir ein lustig Leben führen mit einander, in's Teufels Namen: Krebse des Morgens, Fische des Nachts, und Dein bleiches Bäbi spinnen lassen in Gottes Namen."

Dursli hatte gespannt zugehört, recht wahrscheinlich kam ihm die ganze Geschichte vor; war es ihm doch, als fühle er noch des Teufels Stiefel unter seinem Kinn; und das lustige Leben, ohne Arbeit, mit überflüssigem Gelde, schien ihm auch gar schön, konnte er ja mit dem Gelde anfangen, was er wollte, es auch an Weib und Kinder wenden; und ein Tröpflein Branntwein konnte ihm auch nicht schaden, war es ihm doch, als sollte er Stück um Stück auseinanderfallen vor Mattigkeit. Und hätte die Hexe ihr Branntweinfläschchen, wie gewöhnlich, bei sich gehabt, wer weiß, was geschehen wäre.

Da klangen wieder wunderschöne helle Glockentöne durch die heiter werdenden Lüfte den Wald herauf. Es drangen dumpf und schauerlich, wie Stimmen aus einer andern Welt, aus tieferem Hintergrunde mächtig erschütternde Klänge; sie verschwammen in einander zu den wunderbaren Lauten, welche die Luft der Welt aus den Herzen treiben, in tiefe Andacht die Seelen versenken und Millionen Knie beugen in wirklicher Demuth vor dem Allerhöchsten.

Es läutete aus dem Solothurnerbiet herauf, und zu

dem Läuten von vielen Glocken klang in wunderbarer erschütternder Tiefe laut und vernehmlich die große Glocke im Münster zu Solothurn.

Sie schlugen nicht unvernommen an Dursli's Herz, sie kamen wie guter Geister warnende Stimmen in der Stunde der Versuchung. Wie aus hohem Himmel herab schienen ihm die wunderbaren Klänge zu kommen; sie kamen ihm vor wie die Stimmen seiner gestorbenen Eltern, denen Gott vergönne, aus einer andern Welt her den wankenden Sohn zu stärken, ihn zu mahnen an Weib und Kinder, an Gott und die andere Welt, in der sie nun wandelten, weil sie fromm gewesen auf Erden und der Heiland auch ihnen geboren war. Und fromm bewegt fühlte Dursli sich wieder, es kam ihn an wie Heimweh nach Vater und Mutter; bei ihnen sein, sein Haupt in ihren Schoos legen, hätte er mögen; aber dann kamen ihm vor Weib und Kinder, die er verlassen müßte; mit doppelter Sehnsucht fühlte er sich nach heim gezogen, sie noch einmal zu sehen, ihnen noch zu zeigen sein liebevolles Herz, ehe er folgen müsse dem elterlichen Rufen nach einer andern Welt. Er vergaß die Hexe, ihre freche Rede, ihr argges Locken, und unwillkührlich wendete er den Fuß der Heimath zu. Da krallte das Weib ihm in den Arm und wollte ihn drehen auf den Fußweg, der zur Schenke führte, und trieb lachend ihr Gespött mit seiner Feigheit. Da kam den Dursli ein eigentlich Grausen an ob dem Weibe, und der Gedanke, ob heute der Teufel, statt ein Dragoner, ein Weib geworden und in der Hexe stecke?

Schon schienen sich ihm ihre Haarschnüre emporzuringeln wie ein Schweif, Katzenaugen aus ihrem Gesichte ihn glühend anzufunkeln, ihre Zunge sich zu spitzen und zu züngeln wie eine leibhaftige Schlangenzunge, und die magern Finger zu feurigen Krallen zu werden, und als ob er sie feurig fühle am ergriffenen Arm, bis in's Mark hinein, ward es ihm. Da kam ihn ein jäher Schrecken an, er riß sich los mit Gewalt und floh, so schnell es seine matten Glieder erlaubten, durch die Koppigerstraße der Heimath zu, und hinter ihm drein schallte noch lange das rohe Fluchen, das heisere Gelächter des teuflischen Weibes.

Zwischen hohen und breiten Zäunen durch, in denen Bäume von allen Arten standen, lief sein Weg. Träge Dompfaffen hüpften schwerfällig von Zweig zu Zweig; rasche

Amseln, gelb geschnäbelt, flogen schnell in kurzen Bogen vor ihm her; sie suchten in den Beeren der Zäune ihr kaltes, aber süßes Morgenbrod. Vor ihm zeichneten sich am blauen Himmel immer deutlicher die Rauchwolken ab, steigend aus den Häusern der Menschen, die sich kochten einen warmen Morgenimbiß. Schwarz und wild wirbelten aus den Oefen der Bäcker, die nicht genug Weißbrod und Weihnachtringe backen konnten für den heutigen Tag, die Rauchsäulen empor. Klarer und stiller stieg der Rauch auf aus den weißen Schornsteinen der Häuser, die rings an den Fenstern bekränzt waren mit niedlich geschichteten Scheitern aus Buchen- oder Eichenholz. Ungeduldig und zornig drängte derselbe sich aus mancher Küchenthüre, die endlich die sorgsame Hausfrau öffnen mußte, um nicht zu ersticken darin. Dünn und fast unsichtbar umschwebte er, bequem aus dem dünnen Stroh des Daches emporsteigend, die kleinen Häuschen, wo vor dem Hause kaum einige Reiser lagen, und in die Küche selten eigentliche Scheiter kamen. Ungetrübt aber blieb der Himmel über den Häusern, vor denen hohe Tannen standen, an denen Flaschen und Bänder flattern. In solchen Häusern wird es am Tage des Herrn gar spät Tag. Der Gedanke an den Herrn weckt dort selten Jemand, das Glockengeläute, das an den Herrn mahnt, verschläft man; nur das Klopfen der Gäste, das Hoffen auf Gäste weckt aus dem Schlafe; — aber wann der Herr einst selber klopft, was wird dann für ein Erwachen sein für Leute, die Sonntags und Werktags den Herrn verschlafen haben? —

Wie Dursli dem Dorfe näher kam, schien es ihm entgegen zu duften wie von Eierkuchen und Weihnachtsringen; geschäftig sah er die Leute um die Häuser sich regen mit Wasserholen und Holztragen, sah die Mädchen mit ihren Milchtöpfen, Milch zu holen, die Küher mit ihren Brännten, Milch zu vertragen; hörte Kinder jubeln in hellen Freuden, einander ihre Ringe spienzelnd. Ein munterer Knabe, pfausbäckig und vierschrötig, in der einen Hand einen Milchhafen, in der andern einen großmächtigen Lebkuchen haltend, von dem er gierig abbiß, begegnete ihm und rief ihm zu in seiner Herzensfreude: „Sieh doch, Dursli, welch ein großer Lebkuchen mir das Christkindlein gebracht hat, er ist fast so groß wie mein Rockschooß."

Da wurden Dursli die Beine wieder schwer und es

war ihm, als ob es ihn wie Rauch zu beißen anfange in den Augen und sie ihm mit Thränen füllte. Hatte sein Weib wohl etwas, um Rauch damit zu machen und Feuer? Er wußte es nicht, er hatte sich lange nicht darum bekümmert, und gestern war der Ofen kalt gewesen. Er wagte es nicht dahin, wo seine Hütte lag, zu sehen: ob nicht auch ein kleines Wölkchen schwimme über derselben? Daß sie den Herrn nicht verschliefen, das wußte er wohl; aber hatten sie wohl auch etwas zu essen? Keine Eierkuchen, keine Weihnachtringe, das wußte er wohl, aber hatten sie doch irgend etwas Anderes als das trübe Sinnen: was sie Alles entbehren müßten, was sie Alles nicht hätten, was andere Leute, weil sie einen Vater hätten, der sie vergesse? Seine armen Kinder saßen vielleicht um einen leeren Tisch, am heutigen heiligen Tage, und Weinen und Klagen war unter ihnen, während Freude sein soll auf Erden, und in den meisten Häusern Freude war.

Und er hatte keinen Kreuzer, ihnen etwas zu kaufen! So manchen Batzen hatte er muthwillig verschwendet, und jetzt, wo er Jahre vom Leben um etwas Geld gegeben, jetzt hatte er keinen Kreuzer, hatte gar nichts ihnen heimzubringen, als den liederlichen, nichtsnutzigen Vater, der die Quelle von all' ihrem Elend war, den mußte er heimtragen als seiner armen Kinder Weihnachtskindlein. Das that Durslı gar bitter weh im Herzen. Er floh daher das Dorf, um Niemanden mehr zu begegnen, um keine Bäckerladen sehen zu müssen, in denen er nichts kaufen konnte, wo er nur an seine armen Kinder denken mußte, mit welch sehnsüchtigen Augen sie die Herrlichkeiten alle gestern würden betrachtet haben. Aber auf welche Fußwege er auch fliehen mochte, die rauchenden Häuser brachte er nicht aus dem Gesichte. Der Duft von allen den guten im Dorfe gekochten Sachen schien immer dichter ihn zu umwallen. Dagegen fand sein ängstlich suchend Auge keinen einzigen Zaunstecken, keinen im letzten Sturme abgebrochenen Ast, um wenigstens etwas zur Feuerung beitragen zu können. Er kam immer näher seinem Häuschen, und immer schwerer ward ihm ums Herz; zu fliehen hatte er nicht mehr Kraft, aber in die Erde hätte er versinken mögen. Neben dem Hause, welches sein Häuschen bedeckte, konnte er nicht weiter; er lehnte sich an die Gartenwand, und weinte bitterlich. Es kam ein Jammer über ihn,

wie ihn ſicher nur ein Vater empfinden kann, der Ernährer und Schützer ſeiner Familie ſein ſoll, und der an einem heiligen Morgen zu ſeinen durch ſeine Schuld hungrigen und frierenden Kindern heimkehrt, matt, zerſchlagen, verſchlemmt, aber ſeiner Schuld wohl ſich bewußt. Ach, wenn Dursli dachte, wie vor einigen Jahren noch ſeine Kinder ihn jubelnd immer empfingen, und am fröhlichen Vater ſich nicht ſatt küſſen konnten, und wie er jetzt heimkehre, und wie ſeine Kinder nur weinen müßten, wenn ſie ihn erblickten, und aus Angſt vor ihm nicht einmal recht weinen dürften, da lief ſein Jammer von Neuem über.

Dursli ſtände vielleicht noch dort, wenn ihm nicht Jemand fortgeholfen hätte. Aus dem Schopfe des Hauſes hatte ihn ſchon lange mit mißtrauiſchen und ärgerlichen Blicken ein Mann betrachtet, der mit Füttern ſich beſchäftigte. Endlich, da er ſah, daß Dursli ſich nicht da anlehne, weil er betrunken nicht weiter könne, ſondern, daß er weine und zwar recht, trat er zu ihm fragend: „Was fehlt Dir, Durs?“ Es war ein Nachbar und Jugendfreund von Dursli, der aber mit ihm ſchon lange keine Gemeinſchaft mehr hielt, weil derſelbe auf gemachte Vorſtellungen ihm gar aufbegehriſchen Beſcheid gegeben hatte. Vor Schluchzen konnte ihm Dursli faſt nicht ſagen, daß ihm eigentlich nichts fehle, aber daß er nicht heim dürfe, weil ſie daheim wahrſcheinlich nichts hätten, um einen warmen Ofen zu machen, und er ihnen nichts heim bringen könne; und daß er an dieſem Allem ſelbſt Schuld ſei, drehe ihm faſt das Herz aus dem Leibe. „Es iſt gut, daß Du das einmal einſiehſt, und gut wäre es, Du würdeſt es nie vergeſſen. Deine Frau und Kinder dauern mich, darum nimm da vom Haufen zwei Reisbündel, aber geſchwind, und mache, daß Du damit fortkommſt und Dich mein Alter nicht ſieht, ſonſt gibt es Donnerwetter. Er kann keinen Lump leiden und Dich am allerwenigſten, weil er Deines Vaters Kamerad war und Dich früher lieb hatte.“ So ſprach Res zu Dursli. Da dieſer ſich nicht gleich faſſen konnte, ſo ſchob ihm Res zwei mächtige Bündel unter die Arme und mit einer ſcharfen Ermahnung hinter der Ladenwand hervor ſeinem Häuschen zu.

Stille war Alles dort, zu die Küchenthüre, kein Räuchchen kräuſelte ſich weder über dem Dach, noch unter demſelben. Mit klopfendem Herzen drehte er den hölzernen Riegel

um und trat in die Küche. Da war kein Feuer; der Feuerherd, wie gewohnt, sauber abgerieben, und hinten noch ein klein Häufchen warme Asche; also hatten sie diesen Morgen doch etwas Warmes gehabt. Das träufelte etwas Trost und Muth ihm ein, er legte seine Bündel auf den Herd und trat an die Stubenthüre. Bis hierher hatte ihm sein Muth geholfen, hier verließ er ihn. Er hoffte, es öffne Jemand, zu sehen, wer da sei. Aber stille blieb es in der Stube, nur glaubte er das Rad seiner Frau schnurren zu hören. Mit klopfendem Herzen lauschte er lange, er hörte kein Schrittlein, nicht einmal ein Flüstern. Er sog es so recht in sich, was es heiße, „ein armer Sünder" sein, und welch Unterschied es sei, zwischen einem Vater, bei dessen Erscheinen Fenster und Thüren sich öffnen, ihm entgegen springt, was Beine hat, und den Beinen voraus die jubelnde Stimme schickt, auch wenn er keine Geschenke bringt; und zwischen einem andern Vater, den man heimkommen hört, und Niemand sich regt, ja vielleicht Große und Kleine zittern, sich verkriechen und beten, daß er wieder fortgehen und nicht sein wüstes Wesen noch bringen möchte in das Elend hinein, das er angerichtet.

Er hatte so manchmal mit tollem Branntweinkopf die Thüre aufgepoltert und war in die Stube hineingefahren, wie ein Habicht in einen Taubenschlag, und die Kinder waren in alle Ecken geschossen, als ob sie die Tauben wären; daß er nur zu wohl wußte, warum Niemand öffne. Er fühlte es, was es heiße, an einer Thüre stehen zu müssen, als ob es die Thüre der Hölle wäre, während es die Thüre des Paradieses sein soll, das jeder Vater sich selbst zu schaffen hat, die Thüre zu Weib und Kinder. Aber eben, Leute, merket Euch dieses Zeichen wieder, wie der Mensch aus dem Himmel, den Gott ihm darbietet, die Hölle, aus dem Paradiese ein Dornen- und Distelfeld machen kann. Ach, wie er sich wieder sehnte nach einem Tröpfchen Branntwein, um Muth und Kraft zu erhalten, seine eigene Thüre zu öffnen! So weit kömmt ein Mensch, wenn der Branntwein sein Alles ist, daß er selbsten ein Nichts wird. Aber kein Branntwein ward ihm; er mußte endlich die Thüre doch öffnen. Er wollte guten Tag sagen, aber er brachte es nicht heraus, es blieb ihm stecken im Halse. Seine Frau spann und wiegte zugleich das greinende jüngste Kind. Eiseli haspelte und die

andern Kinder saßen um den Tisch, auf dem noch eine Schüssel stand, der man es ansah, daß im Wasser gekochte Kartoffelstücke darin gewesen waren. Kalt und frostig war es in der Stube, doch sauber und reinlich; Bäbeli meinte nicht: je weniger man zu essen habe, desto unreinlicher müsse man werden.

Die Kinder hielten sich mäuschenstill, als er hineinkam, drückten ihre Köpfchen tief in die Arme hinein und Eiseli haspelte noch geschwinder, wie von innerer Angst getrieben, und Bäbeli fragte über das Rad weg tonlos: „Du wirst etwas frühstücken wollen?" „Nein," sagte Dursli, von diesem Bilde, das er hundert Mal gesehen, aber nie wahrgenommen hatte, tief ergriffen, „nein, essen mag ich nicht," so matt und öde ihm auch war. Aber ihn friere gar, sagte er, er wolle einheizen und eine warme Stube machen, es sei gar kalt hier. Da sagte Bäbeli ganz leise, dann hätten sie kein Holz mehr, für heute zu kochen, und wenn man sich durch den Morgen etwas leide, so werde über Mittag der Ofentritt warm vom Kochen. Da fand Dursli die Stimme wieder, zu sagen, sie solle nicht Kummer haben, er hätte Holz mitgebracht. Da war's, als ob die Morgenröthe besserer Tage auf der Kinder Wangen niederglänze, ihre Wangen rötheten sich schon von der Hoffnung, heute eine warme Stube zu haben, und freundlicher sahen sie zum Vater auf. Aber beklommen fragte Bäbeli: „Woher bringst Du Holz heute?" „Ich habe es wahrlich nicht gestohlen," sagte Dursli, ohne aufzubegehren, „Resli drüben gab es mir, Du kannst ihn fragen." Er ging hinaus und heizte mit Mühe ein in den kalten Ofen, an dem schon Tage lang nur der Tritt durch das Kochen, die Kunst genannt, warm geworden war, und wie warm der wird, wenn man keinen Schweinen kocht, sondern nur mit zusammengelesenem Holz, ein paar halbe Stunde im Tage etwas Warmes, das weiß Jedermann. Als endlich das Feuer im Ofen prasselte, konnten sich die Kinder nicht enthalten, hinaus in die Küche zu gehen, vor den Ofen hinzukauern, Hände und Gesichter mit innigem Wohlbehagen dem Feuer entgegen zu strecken, und zu jubeln, wie lustig das doch brenne und wie warm. Wer nie recht Kälte ausstehen muß, begreift nicht, wie hoch der Arme die Wärme hält. Nicht nur die Hände, sondern auch die Herzen thauten den Kindern am Feuer auf. Ach, Kinderherzen sind noch

nicht mit tiefem Eis belegt, wenige warme Blicke vermögen das, welches sich in ihnen angesetzt hat, zu schmelzen.

Sie standen näher und näher zum Vater; es war als ob ordentlich ein Magnet sie zu ihm hinziehe; doch berührte ihn noch keines und auch der Vater durfte die Hand nach keinem ausstrecken, aus Furcht, sie möchten entfliehen vor dieser harten väterlichen Hand. Endlich durchbrach ein vierjähriger Knabe die unsichtbare Scheidewand und legte seine Hände auf des Vaters Backen, er solle doch fühlen, wie schön warm sie seien, und küßte den Vater, weil er ihnen ein so schönes Feuer gemacht. Da durchrieselte den Durs li eine eigene Empfindung. Kindliche Küsse thun allen Vätern wohl, und als der Vater den verlornen Sohn küßte, mußte es auch diesem rieseln durch das Herz. Aber muß es einem verlornen Vater nicht noch tiefer gehen, wenn sein unschuldig Kind, ob dem er die Hölle verdient, ihn küßt und mit dem Kusse ihm das Pfand der Vergebung gibt. Durs li konnte nichts sagen, aber er rührte nun ein Kind nach dem andern an, und eines nach dem andern drängte sich ihm näher, bis er alle an einem Trüppchen in den Armen hatte. Da fühlte er es deutlich in seinem Herzen, daß er wieder ein besserer Mensch und glücklich werden könne.

Und wie das Feuer im Ofen verglomm, glomm ein anderes in ihm auf; muthiger betrat er wieder die sich wärmende Stube. Drinnen hatte seine Frau ihre Spindel voll gesponnen und abgenommen, und übergab sie dem ältesten Mädchen zum Haspeln. Während dem räumte sie ab, besorgte die Kinder, und gab dann, als Eiseli mit Haspeln fertig war, sammt drei Strangen Garn, demselben folgende Instruktionen: „Es solle diese drei Strangen unter die Schürze nehmen, daß sie ja Niemand sehe, und sie dem Garnjoggi bringen, und daraus sechs Batzen zu lösen suchen. Wenn es so viel Geld erhalten, so solle es ein Achtelpfund Speck oder im Wirthshaus Fett ab der Fleischsuppe, ein zweipfündig Brod, ein Achtelpfund Kaffee daraus kaufen und aus dem Resten etwas abgenommene Milch, damit sie etwas Warmes, und dies Mal, weil es doch Weihnacht sei, Erdäpfelröste zu Mittag genießen könnten." Die Kinder jubelten gewaltig, als sie von Erdäpfelrösti sprechen hörten; so etwas Gutes war ihnen schon seit Langem nicht geworden. Und um ihnen diese Freude zu machen, hatte das arme Weib

einen bedeutenden Theil der Nacht durchgesponnen, und der Vater hatte in den letzten Wochen ein Geld verpraßt, mit dem man wohl zwanzig Mal Erdäpfelröste mit Speckbröckchen hätte machen können.

So sorgte also das Weib für alles Essen, und der Vater hatte Nichts, nicht einen Kreuzer dazu gegeben. Doch hatte Dursli jetzt den Muth, zu sagen: „Er hätte kein Geld heute, aber es solle sich diesmal nicht reuen lassen, in Zukunft müsse es besser gehen, und Erdäpfelröste ihnen nicht eine so seltene Sache mehr sein." „Es wäre nöthig, daß es so käme," sagte Bäbeli; dann schwieg es wieder. „Ja Frau, so soll es kommen." Da sah ihn Bäbeli an mit einem Blick, in dem zerdrückte Liebe und verhaltener Zorn lag; beides, aber die Liebe tief gewurzelt, der Zorn nur wie Schaum auf der Oberfläche; an vielen Orten ist es umgekehrt.

Bei diesem Blick ließ Bäbeli es bewenden und ging seinen Geschäften nach. Dursli gab sich mit den Kindern ab, still und freundlich; und wenn eines ihn anrührte, flog allemal ein trüber Zug aus seinem Gesichte fort, und mit sichtbarem Bestreben, ihm zu gefallen, aber nicht ohne Schüchternheit, trieben die Kinder sich um ihn herum. Als Bäbeli dieses ungewohnte Treiben ansah, glänzte ihm auch etwas in den Augen, aber es sagte nichts. Endlich sagte es: „Wenn es wüßte, daß er zu Hause bleiben und zu den Kindern sehen wollte, so ginge es gerne wieder einmal in die Kirche und zum Tische des Herrn, es habe sich schon längst danach gesehnt und besonders jetzt. Und dann hätte es dem lieben Gott Abbitte zu thun, daß es heute gesponnen; es habe es sonst noch nie gethan an diesem Tage. Eiseli könne kochen und das Uebrige besorgen, wenn es heimkomme." Da ging dem armen Dursli ein Stich durch's Herz, daß er fast vom Ofen gefallen wäre. Als ihn jüngst der Hudeldrang so recht ankam, das von seinem Lande eingelöste Geld verbraucht war, als er das ganze Haus durchsucht hatte, und er Nichts mehr zu verkaufen fand, gerieth er auch hinter seines Weibes Sachen, und da kam ihm unglücklicher Weise eine schöne schwarzseidene Schürze noch in die Hände, die Bäbeli von der Mutter geerbt hatte, und deswegen sehr werth hielt und nicht verkaufte. Dursli wußte das und nahm sie doch weg. Er dachte in seinem Hudeldrang: Bäbeli werde diese Schürze doch so bald nicht brauchen, und deswegen den Verlust am

wenigsten merken. Und gerade jetzt, wo er Friede machen wollte für immer, wo ihm an Versöhnung Alles gelegen war, mußte Bäbeli über seine Schelmerei kommen; aber wo eine Kirche gebaut wird, baut der Teufel auch eine Kapelle daneben; wo es Friede geben will, stößt er den Fuß dazwischen. Wie ein Vorlegschloß hing es Dursli vor dem Munde; es war ihm, als ob ihm Einer den Hals zuschnürte. Da fragte Bäbeli noch einmal: „Hast Du etwas dagegen, wenn ich gehe? Ich war schon so lange nicht mehr in der Kirche, und ich glaubte mein Herz etwas zu erleichtern, wenn ich wieder einmal hingehen könnte." „Bewahre," sagte Dursli, „aber es ist etwas, das ich Dir nicht sagen darf, etwas gar zu Schlechtes, das ich Dir gethan habe." „Sage es nur," entgegnete Bäbeli. „Deine schwarze Schürze habe ich Dir verkauft, die Du von Deiner Mutter geerbt hast; aber Du sollst wieder eine haben bis Ostern, und sollte ich mir die Arme bis an die Ellbogen abarbeiten," sagte Dursli.

Man sah, es ward Bäbeli, als ob man ihm ein neues Weh anwürfe; in die Augen drang ihm das Wasser, seine Lippen bebten, aber zugleich begann eine unsichtbare Gewalt in seinem ganzen Wesen zu arbeiten, die nicht zum ersten Male den Kampf versuchte mit auflodernden Gemüthsbewegungen. Bäbeli wußte, daß man mit zornigen Worten nichts ausrichte gegen ein störrisch gewordenes Gemüth, und hatte daher ein stilles Verhalten sich angewöhnt, nur wenn es die Kinder betraf, entrann der Mutter noch zuweilen ein rasches Wort. „So will ich meine alte Schürze umlegen," sagte es leise, „das thut's einem armen Weibe, wie ich bin," und ging hinein in die Kammer. Dursli fühlte wohl, daß er diese Schonung nicht verdiene; aber eben dieses unverdiente Schonen härtete sein Gelübde, „ein anderer Gatte, ein anderer Vater werden zu wollen," wie Stahl gehärtet wird in des Feuers Glut. Bäbeli blieb lange in der Kammer. Endlich als es schon lange läutete zur Kirche, kam es heraus mit stillem Gesicht und armselig angekleidet. Es beeilte sich nicht und hatte noch dies und jenes den Kindern zu sagen, und Dursli mahnte auch nicht, daß es bereits verläutet habe; er wußte wohl, daß so armmüthig gekleidete Weiber nicht zuerst frühe zur Kirche gehen und nicht zuvorderst sich setzen, sondern ganz leise sich hineinschleichen, während die Andern singen, und die hintersten Bänke suchen, damit kein

verletzend Auge ihre Armüthigkeit betrachte und das Weh in ihrem Herzen mehre.

Als endlich Bäbeli gehen wollte, reichte ihm Dursli die Hand und bat: „Bete auch für mich!" und Bäbeli sagte nichts, sah ihm tief in die Augen, seufzte dann auf und ging. Bald darauf kam Eiseli heim, mit seinen Herrlichkeiten, und die Kinder umsprangen es und jedes wollte ihm auspacken, an die Hand gehen, und in fröhlichem Wirrwarr kamen sie einander zwischen die Beine. Und wehmüthig schaute Dursli dem zu, und allgemach wurde er immer matter. In seinem Magen knurrte und rumpelte es, es dünkte ihn, sein ganzer Leib sei hohl und nie mehr zu füllen, und im ganzen Hause war kein Bischen zum Essen, als das Brödchen, das Eiseli gebracht. Davon aber vor den Kindern zuerst zu essen, die es so sehnsüchtig ansahen, und es ohne die Mutter, die es ersponnen hatte, anzuschneiden, hätte er nicht über's Herz gebracht. Die Zeit wollte nicht vorwärts, es schien ihm, der Tag stehe still, wie zu Josuas Zeiten. Er bat Eiseli, daß es doch recht viel geröstete Kartoffeln machen möchte, und als es ihm die kleine Platte voll Kartoffelscheibchen zeigte, mit dem Bedeuten, daß keine Kartoffeln mehr seien, als die, da seufzte er schwer auf, denn er hätte noch einmal so viel leicht alleine gegessen. Aber er klagte nicht, sondern dachte, Gott wolle ihm einmal zeigen, wie der Hunger thue; seine Kinder hätten oft seinetwegen gehungert, es sei nun billig, daß auch er einmal hungere. Aber daß er nicht mehr so hungern wolle und daß seine Kinder nicht mehr hungern sollten seinetwillen, das nahm er sich vor, so oft er eins der Kinder sah, so oft der kleine Teller mit den wenigen Scheibchen ihm in die Augen fiel.

Bäbeli war spät in die Kirche gekommen, und drückte sich gar demüthig in einen Winkel. Es sah nicht viel auf, aber so oft es aufsah, wollte der böse Geist über ihns kommen, wollte ihm alle seine alten Gespielen zeigen und alle Weiber mit schönen schwarzen Schürzen, wollte ihm zuflüstern: Siehe, wie hoffärtig die sind, wie armüthig Du; siehe, daran, und daß Du in fuchsrothen Fetzen zum heil. Abendmahl gehen mußt, und alle Leute auf Dich sehen, ist Dein Lump schuld; wäre der nicht, Du könntest auch gekleidet sein, wie die Andern.

Aber Bäbeli wehrte sich standhaft gegen diesen Geist,

sah nie mehr auf, sah nicht auf die Schürze hin; es dachte nur an Gott, der unser Aller himmlischer Vater sei und keine Herzen verstoßen wolle, besonders die armen nicht. Dann schloß es sein Ohr der Predigt auf, wie heute der Weltheiland geboren worden sei, und wie er allen Menschen besonders geboren werden müsse, ja, wie er vielleicht dem Einen oder dem Andern unter ihnen gerade heute geboren werde in Glaube, Hoffnung und Liebe; und wie dieser Heiland dann mächtig sei im Ertragen und im Schaffen, und Freude bringe über jede Seele und Segen in jedes Haus. Und wenn dann Bäbeli an Dursli dachte, wie er so mild und weich heimgekommen und gesagt habe: „bete auch für mich," und wie es sich selbst überwunden und ohne Zorn fortgegangen sei, da schlug froh bewegt sein Herz, ob wohl auch ihm und seinen Kindern der Heiland einkehre in ihre Hütte und austreibe jeden bösen Geist. Und als es in froher Ahnung zum Nachtmahl ging, da ward ihm gar süß und selig dabei zu Muthe. Es war ihm im Geiste, als sehe es die weiße Taube, die dem Noah das Oelblatt brachte, das Zeichen, daß die Wasser verlaufen, die Noth vorbei, bessere Zeiten da seien; als schwebe sie ob seinem Haupte und lasse sacht und letse das Oelblatt auf seiner Stirne nieder. Aufgerichtet ging Bäbeli heim, und wenn ein alter Bekannter ihm nicht freundlich dankte, oder ein paar böse Augen auf seine rothe Schürze sahen, es that ihm nicht weh im Herzen, es achtete es nicht einmal. Es eilte heim. Die Predigt hatte lange gedauert, und das milde Wetter viele Leute zum Abendmahl gezogen, jedoch ohne daß Vielen in Sinn kam, daß Gott mit dem Thauwetter ihnen andeute, daß es auch in ihren Herzen auffrieren müsse, wenn darin der Heiland solle geboren werden, denn in gefrornem Boden wird nichts geboren. Es wollte die Kinder nicht warten lassen, und zudem ward ihm Angst, ob es wohl Dursli nicht irgendwo fehlen möchte, und eine schwere Krankheit im Anzug sei. Es kam eilig, aber freundlich heim, und sah ohne Groll mit der alten Liebe den Dursli an; aber vor dem Jubel der Kinder, die es zu Tische zogen, weil die Milch schon siede, die Erdäpfelröste fertig sei und man die Speckbröckchen nicht dürfe kalten lassen, hatte es nicht Zeit zu fragen, ob ihm etwas fehle.

Mit freudestrahlenden Augen setzten sich die Kinder um den Tisch; und wenn sie schon mit andächtigen Gesichtern

beteten, die Füße konnten sie nicht stille halten, die gingen wie Fahnen in lustigem Sturme. So glücklich können Königskinder nie sein, so jauchzend nie sich um ihre goldenen Tafeln setzen. Sie haben nie entbehrt, nie so bis zum rechten Hunger gehungert, und wer nie entbehrt hat, kennt die rechte Freude, den eigentlichen Herzensjubel nicht. Ach Leute, wenn ihr wüßtet, wie glücklich man bei Wenigem sein kann, wie unglücklich oft bei Vielem; wie glücklich ein Mensch werden kann, wenn er als Kind sein Joch getragen, ihr machtet aus euren Kindern gewiß nicht lauter Weißbrodkindlein in Baumwolle eingewickelt. Wenn die an den Nordwind des Lebens müssen, wie werden die den Schnupfen kriegen, und mit ihren Schnupfengesichtern jammern über den argen Nordwind, und jammern, wenn der Nordwind vorbei ist, über den Schnupfen, der sie nicht verlassen will, bei der wärmsten Sonne nicht!

Wie die Kinder in die Suppenschüssel langten, und wenn auf ihrem Löffel ein Schnittchen Brod schwamm, den Löffel den Andern zeigten und sagten: „Sieh, Brod hab' ich!" und die andern schrien: „Sieh, ich auch, ich auch!" Und wie sie dann in die Erdäpfelröste langten und laut aufjubelten: „Sieh, ich habe ein Speckbröckchen!" und dann den Löffel in die Kaffeetasse senkten und das Speckbröckchen nie aus den Augen verloren, bis es im Munde war, und immerfort mit den Beinen zappelten und sich nicht stille halten konnten, wenn ihnen auch die Mutter sagte, sie machten wohl viel Lärm! Aber wie ein armer Sünder saß der Vater mitten unter den glücklichen Kindern. An dieser Freude sah er erst jetzt recht, wie bös sie es gehabt haben mußten, welche Noth sie gelitten seinetwegen.

Wie zaudernd und zagend langte er mit seinem Löffel in die Schüssel. Er war hungriger, als sie alle, ganz hohl inwendig. Der Hunger trieb ihn zum Zulangen recht tief in die Schüssel hinein; aber hatte er das Recht dazu, hatte er einen Kreuzer zu dem Mahl beigetragen, war es nicht die Frucht des Schweißes einer bittern Nacht? Wie hungrig er war, er konnte die Bissen fast nicht hinunter bringen. Zudem wenn er auf die kleinen Schüsseln sah, und den Hunger seiner Kinder an dem seinen maß, so schnürte tiefe Angst ihm die Brust zusammen: das Mahl möchte, auch wenn er nichts esse, für die Kinder nicht hinreichen, und wenn in lei-

nem Hafen, in keiner Schüssel mehr etwas wäre, Alles, Alles gegessen, ein Kind zur Mutter noch sagen: „Ach Mutter, ich bin noch hungrig!" Mit ängstlicher Miene sah er von der Erdäpfelröste auf den Milchhafen, wie es abnehme, sah auf die Kinder, wie ihr munterer Appetit nicht nachließ, sie alle Augenblicke sagten: „o wie gut! Mutter, hast Du noch mehr Milch, wenn ich mein Kacheli geleert habe?" Dann band er mit seiner Herzensangst den eigenen Hunger zusammen, langte so langsam als möglich in die Schüssel, schüttelte immer noch ab, und kauete am Rest, als ob er Hobelspäne im Mund hätte. Endlich war der letzte Bissen gegessen, der letzte Tropfen getrunken, und die Mutter hatte noch Jedem als Dessert ein Bischen Brod gegeben, und das Brod war auch fast alle geworden. Da öffnete ein Kind den Mund und dem Dursli drehte sich schon das Herz im Leibe um aus Angst, das Kind möchte jammern, daß nichts mehr da sei; aber der Herr, der mit Wenigem Viele speisen kann, hatte dieses Mahl gesegnet und das Kind sagte: „O Mutter, jetzt habe ich auch so recht genug, jetzt mag ich warten, bis spät am Abend, wenn ich schon nichts mehr bekomme." „Ich auch, ich auch!" riefen Alle mit. Das tönte dem armen Vater wie himmlische Lieder, ward ihm zur Speise, die seinen Hunger stillte; so recht frei aufathmen, so recht frei aufblicken konnte er zum ersten Mal heute, denn er hatte in sich ein heiliges Gelübde gethan, daß sie bald ein Mahl aus seinem Verdienst halten wollten, wo sich Alle aus vollem Herzen freuen wollten ohne Kummer, daß nicht genug da sei.

Nach dem Essen haushaltete die Mutter, die gesättigten Kinder tummelten sich lustig und der Vater hatte das jüngste Kind zum Warten übernommen. Erst hatte das Kind sich ihm entfremdet, denn gar lange war es, daß Dursli es auf den Armen gehabt, ja ihm kein freundlich Gesicht gemacht hatte. Aber Dursli ließ nicht nach mit Flattiren und sang so lustig und that so närrisch, wie das beste Kindermädchen, daß das Kind zu schreien aufhörte, ihn mit großen Augen ansah, und, als erkenne es nach und nach den Vater wieder, ihm zu lächeln begann, ihn bei der Nase nahm und endlich auch beide Aermchen um seinen Hals schlang und ihn liebkoste. Da fühlte Dursli, daß er wieder ganz daheim sei in seinem Hause. Die ältern Kinder mußten in die Kinderlehre. Heute ging es Dursli zu Herzen, als er sah, wie mühselig sie ihre bö-

sen Schuhe durch den Koth brachten. Die jüngeren, von dem guten Essen und dem Herumtummeln schläfrig, legten sich auf's Ohr, und als auch das jüngste weinerlich wurde, legte es Dursli in die Wiege und trieb sie mit einem fröhlichen Liedchen lustig herum. Unterdessen war auch Bäbeli mit dem Haushalten fertig geworden und setzte sich hin zu Dursli an die Wiege; es wolle ihn ablösen, sagte es, und dann fragte es: „Fehlt Dir etwas? sage es doch: ich will Dir eine Kanne voll Thee machen." „O nein, es fehlt mir nichts, es war mir lange nie besser. Warum glaubst Du, mir fehle etwas?" „Ach," sagte Bäbeli, „Du bist heute ein ganz Anderer, ich sah Dich lange nie mehr so. Ach, wenn es doch immer so bliebe!" sagte es ganz leise und fuhr mit der Hand über die stillen dunkeln Augen. Da war's, als ob das dunkle Ehegespenst, das sich zwischen Beide gelagert hatte, in schneidender Kälte keinen Sonnenblick der Liebe von einem zum Andern lassend, von unsichtbarer Gewalt erfaßt, zerstübe in die Lüfte und frei es werde zwischen Beiden.

Da war's, als ob die alten Zeiten wiederkehrten, wo Dursli nach acht durchschmollten Tagen an seines Bäbelis Stübchenfenster lockend stand und Bäbeli zuerst nichts hören wollte, dann herbeikam; dann, je näher es kam, desto inniger vom Geiste der Versöhnung ergriffen, wenn Dursli so innig und treuherzig um Einlaß bat, in seinen Armen lag, ehe es wußte wie.

Aber dießmal kam Bäbeli zuerst, und pochte sachte nur an Durslis Herz und dieses sprang, von tausend Empfindungen voll, alsobald auf, und ergoß sich in seines Weibes Seele. „Ja, Bäbeli," sagte Dursli, und nahm es bei der Hand, „ich weiß gar nicht, wie mir heute ist, bald weh und bald wohl, bald will es mir das Herz zerreißen, wenn ich sehe, an was Allem ich Schuld bin; dann aber wieder fühle ich etwas in mir, das mir sagt, ich könne es wieder gut machen, und ich fühle, daß ich es auch will. Dann bessert es mir, es drängt mich zur Arbeit, noch heute möchte ich das Werkzeug in die Hand nehmen, O, mein Gott, was kann doch ein Mensch werden und er merkt es selbst nicht. Es kam mich schon manchmal an, tief in die Erde mich zu verkriechen, oder mir den Kopf an den Wänden zu zerschlagen, wenn ich darüber nachsann, wie liederlich ich war, und wie ich mich an Dir und den Kindern versündigt habe. Es nimmt mich nur Wun-

der, daß Du nicht viel härter gegen mich warst." Hier hätte nun manches Weib, dessen Herz ein Faß voller Lauge ist, den Zapfen ausgezogen und hätte die Lauge laufen lassen über den weichen Mann, und alle lang verhaltenen Gefühle über ihn ergossen. Und wie im Thauwetter die Steine rollen von einem Felsenriß, hätte es Vorwürfe rollen lassen, wie ausschweifend er gewesen und was jede Frau ihm nachgesagt; wie groß ihre Noth und ihr Elend gewesen, und wie eine andere ihn würde behandelt haben; und mit solchen Reden hätte sie wieder verschlossen des Mannes Herz, aus dem offen die Reue floß; die Reue wäre zu Galle geworden, denn solche Weiberreden sind auffallend zerstörende Elemente für solche Empfindungen, und am Abend wäre Dursli vielleicht schon wieder in einer Schenke gesessen.

Aber Bäbeli schmiegte sich näher an Dursli und fand keine Worte zu Vorwürfen; alle seine vorräthigen Worte brauchte es, ihm zu sagen, wie wohl es auch ihm im Herzen werde, es könne nicht sagen, wie: daß es seinen Dursli wieder habe. „Es hätte doch immer gehofft, es sei noch nicht Alles verloren. Wenn es ihn so recht angeschaut habe, sei es ihm immer gewesen, es sei noch so viel vom frühern Dursli an ihm, daß er nicht so schlecht sein könne; daß eigentlich seine Kameraden und das schlechte Beispiel an Allem Schuld seien und vor Allen der elende Schnepf, der ihm gerade vorkomme, wie sein Eheteufel („Gott verzeih mir meine Sünde"). Es hätte manchmal gewünscht, o, wenn es nur auch eine Stunde gäbe, wo es so recht mit ihm reden könnte in der Liebe, und ihm zeigen könnte, wie lieb es ihn habe, und einzig an ihm hange, und es Niemand gut mit ihm meine als gerade es, es wollte ihn wieder auf bessere Wege bringen. Aber es habe nie so mit ihm reden können; entweder sei er schmollend heimgekommen, dann habe es sich gefürchtet; oder es sei selbst zornig gewesen, und da habe es wohl gewußt, daß es schweigen müsse: oder es habe ihm unendlich wehe gethan, und das Weinen sei ihm zuvörderst gewesen, und dann habe es um Alles in der Welt kein Wort hervorbringen können. Es habe von jeher nie viel Redens gemacht, und so habe es sich nie schicken wollen; es habe manchmal halbe Nächte durch geweint und den lieben Gott gebeten, er solle doch für ihn's reden, es könnte nicht. Nun sei es doch neugierig zu hören, was es eigentlich gegeben habe, da doch Nie-

mand mit Dursli geredet, daß er heute so ganz anders sei, und es immer mehr hoffe und glaube, heute werde ihnen der Heiland geboren und die Taube Noahs bringe ihnen heute das Oelblatt, wie es ihm so wunderbarer Weise in der Kirche vorgekommen sei. Da zog Dursli seine Kappe und sagte: „Wohl, Bäbeli, hat Jemand mit mir geredet. Der da Oben hat Dein Beten gehört und hat es selbst gethan. Jetzt erst begreife ich, wie das Alles so hat kommen müssen, und wie, ich möchte fast sagen, Gott und der Teufel sich um mich gestritten haben."

Und nun erzählte Dursli seinem wie jung gewordenen Weibchen, wie Alles gekommen. Er habe wohl gesehen, wie arm er werde, aber er habe ihm nicht nachdenken mögen. Was er verkauft, habe ihn allemal sehr gereut, aber um nicht daran denken zu müssen, habe er gesoffen, dabei habe er etwas vergessen können. Am unwohlsten sei ihm immer daheim gewesen, es habe ihm immer geschienen, man sehe ihn mit verdächtigen Augen an und wolle ihm Vorwürfe machen, und die hätte er nicht erleiden mögen, weil er nichts Rechtsmäßiges darauf zu sagen gewußt. Es habe ihm immer geschienen, er komme unwerth, und die Kinder grüßen ihm nichts mehr nach und hasseten ihn, und das hätte er gar nicht an ihnen ertragen mögen, weil er sie im Verborgenen noch immer so lieb gehabt, und dann hätte er wild gethan und sie alle noch weiter von ihm vertrieben. Aber auch unter seinen Kameraden sei ihm immer unwohler geworden. Seitdem er nicht mehr so viel Geld gehabt' sei er unwerther geworden; man habe ihn nicht halb mehr so gerühmt, und sich seiner immer weniger geachtet. Habe er kein Geld mehr leihen wollen oder können, so habe man ihn bespöttelt, habe er zurückhalten wollen, so sei er beschimpft worden, habe auch er borgen wollen, so habe Niemand Geld gehabt für ihn. Die Sache, für die er so viel eingesetzt, scheine nicht vorwärts zu wollen. Es sei ihm immer mehr, das sei nur so ein Lockvogel gewesen für Geld und andere Sachen, und dagegen hätten Alle Geld von ihm gewollt, denen er schuldig gewesen. So sei es ihm auch gestern Abend gegangen in Koppigen als er hier in vollem Zorn fortgelaufen. Schon im Hinübergehen habe es ihm vorkommen wollen, es wäre eigentlich schöner von ihm, wenn er seinen Kindern die Holzschuhe flicke, als so herumzulaufen. Als er nun dort noch gesehen, wie

werth er Allen eigentlich sei und ihnen nur was eine Fliege den Spinnen, zum Aussaugen, so wäre es schwarz wie ein fürchterlich Donnerwetter in ihm aufgestiegen und ganze Wolkenberge wären über ihn eingestürmt und in Blitz und Donner wäre das Wetter ausgebrochen und doch nicht recht; nach vielem Streiten sei er fortgelaufen endlich. Und noch immer habe es ihm geschienen, es wolle ihn zersprengen, und wie Feuer habe es ihm im Kopf gebrannt. Er sei wie rasend geworden und hätte mit der ganzen Welt streiten mögen. In diesem Gemüthszustande habe ihn der Graus der Nacht erfaßt und Gott, der Herr, habe ihn weich gemacht, und ihm die Augen recht geöffnet. Und was er nun diesen Morgen Alles erfahren und gesehen, das habe ihn so streng zurechtgenommen, daß er gewiß glaube, er könne jetzt halten, was er verspreche. Aber weh thue es ihm, was sie seinetwegen gelitten, er werde das nie vergessen und es nie gut machen können." „O wohl, Dursli," sagte Bäbeli, und schlug seinen Arm um ihn, „sei nur wieder unser, so ist nicht nur gleich Alles vergessen, sondern wir wissen erst dann recht, was es heißt, einen guten Vater haben. Was das heißt, hätten wir ja nie recht gewußt, wenn Du nicht ein Zeitchen wild gethan hättest. Es ist wahr, es hat mir schrecklich weh gethan, wenn ich ein Stück Hausrath, ein Stück Land nach dem andern gehen sah: die armen Kinder, die armen Kinder, mußte ich immer denken, was soll denen endlich bleiben. Es ist wahr, es that mir grausam weh, als sie keine rechten Kleider mehr hatten und nicht Speise, und wir bald allen Leuten schuldig geworden sind. Ich durfte mich fast nicht mehr zeigen vor den Leuten und Niemand mehr ansehen, aus Furcht, ich sehe ein spöttisch Gesicht. Und wenn ich eins von meinen Geschwistern angetroffen, so fuhr es mich hart an und sagte mir: „He, erfährst Du jetzt, was Du für einen Mann hast, hättest Du Ohren gehabt zu hören, es ginge Dir jetzt nicht so, aber jetzt komme nicht zu klagen." Aber Gott weiß es, es kam mir nie in Sinn, Jemand zu klagen, als dem lieben Gott, dem sagte ich es, wie es mir um das Herz war. Doch das Alles hätte nichts gemacht, ich hätte gerne arm sein wollen, kein Land mehr haben, keine Kleider für die Kinder, wenn sie nur noch einen Vater behalten hätten. Aber daß Du nichts mehr von ihnen wolltest, sie nie mehr freundlich ansahest, thatest, als wenn sie nicht Dein wären, das that

mir am meiſten weh. Und dann kamen noch die Kinder und fragten: warum der Vater immer böſe ſei, was ſie ihm wohl zu leide gethan, und weinten, daß ſie ihm nie am rechten Ort ſeien, er ſie allenthalben wegſtoße. Das hätte ihm dann das Herz zerreißen wollen. Manchmal habe es gewünſcht, wenn es nur ſterben könnte; dann habe es die Kinder anſehen müſſen und gedacht, was aus dieſen werde, wer ſich ihrer annehmen ſollte, wenn es nicht mehr wäre; dann hätte es den lieben Gott bitten müſſen, daß er es doch am Leben laſſe, gerne wolle es ausſtehen alles Elend, welches er für gut finde."

„Nein," ſagte Durſli, „ſterben ſollſt Du nicht, mein Bäbeli, Du mußt bei mir bleiben. Ach, ich habe Dich ſo nöthig. Ich bin recht krank geweſen und jetzt noch ſchwach, da muß mir Jemand abwarten mit Rathen und Warten und lieblichem Weſen, und muß mir helfen den guten Weg finden. Und das mußt Du, meine liebe Frau. Und Elend ſollſt Du keines mehr ausſtehen, ich will anfangen, zu arbeiten, daß die Funken ſtieben. Es iſt noch Arbeit da, und wenn es heißt: der Durſli iſt wieder ein Anderer geworden, er arbeitet wieder, ſo kommen die Weiber dahergelaufen wie die Spatzen nach den erſten Kirſchen. Es ſoll bald für das Nöthigſte geſorgt ſein und dann will ich ſehen, ob ich das Verlorne nicht wieder einholen kann. Es hat ſchon Mancher gar nichts gehabt, und iſt wohlhabend geworden bei einem Handwerk, wie ich habe. Aber wenn Du nur auch vergeſſen kannſt, was ihr meinethalb leiden mußtet; ich will es nicht vergeſſen, keinen Tag und keine Nacht. Wenn Du mich nur ſo recht lieb haben könnteſt wieder wie ſonſt, und die Kinder mich wieder anſähen wie früher, dann glaube ich, ich könnte Alles ausſtehen; aber wenn man mich nicht lieb hätte, oder mir das Alte wieder hervorzöge, da wüßte ich nicht, wie es ginge."

„O Durſli, mein Durſli, habe doch recht nicht Kummer!" ſagte Bäbeli und hing ihm am Halſe. Es iſt mir, ich möchte Dir das Herz aus dem Leibe geben, und lieb habe ich Dich ja immer gehabt, aber ich durfte es Dir nicht zeigen, und das wollte mich manchmal faſt zerſprengen. Aber ich habe auch meine Fehler, ich weiß es wohl. Ich hätte oft ein Wörtlein in der Liebe mehr reden ſollen, aber ich habe es verdrückt. Meine Mutter ſagte ehemals: ſage man nichts,

so fehle man nichts; aber ich sehe jetzt auch ein, daß man mit dem Nichtssagen gröblich fehlen kann. Hätte ich zur rechten Zeit mehr geredet, es wäre mit meinem lieben Dursli nicht so weit gekommen. Und die Kinder, Dursli, die werden an Dir hangen wie Kletten, und Du kannst gewiß mit ihnen machen, was Du willst, es sind gewiß gar gute Kinder und gar verständige, und wenn sie sehen, daß man sie lieb hat, so sind sie gewiß sehr willig. O mein Dursli, mein Dursli, hab' ich Dich wieder?" sagte Bäbeli, und umschlang ihn noch einmal mit den Armen. Da erwachte der Kleine in der Wiege, lächelte gar holdselig auf und streckte die Aermchen aus, und sie nahmen ihn auf und um Beide schlang er seine Aermchen; es war als wäre er ein Engelchen aus dem Himmel, das zu neuem unauflöslichem Bunde die Beiden einsegnen wolle. Und Beiden war es auch gar warm um's Herz, sie fühlten, es war eine heilige Stunde, und Engel flogen durch die Stube. Niemand störte diese Stunde. Erst als sie ihre unauslöschlichen Siegel aufgedrückt hatte den beiden aufgebrochenen Herzen, kamen die Kinder heim oder erwachten und brachten neue Liebe.

Und bald darauf klopfte es draußen, und es war, als ob der liebe Gott Raben sende, den armen Dursli der zwar seinen Hunger vergessen, ihn aber doch noch im Leibe hatte, zu speisen. Es kamen Gevattersleute, mehrere nach einander, und brachten das Gutjahr den Kindern, und Weihnachtringe damit. Wahrscheinlich dachten sie, die armen Kinder hätten heute nichts zu essen, während der Vater in irgend einer Schenke es sich wohl sein lasse; denn es gibt noch immer und allenthalben Leute, die nicht nur an sich, sondern auch an Andere, und besonders an gute Kinder denken. Sie waren Alle gar verwundert, den Dursli anzutreffen, und gaben ihm die Hand nur so halb und halb; und er machte auch ein Armsündergesicht und wußte nicht recht, wie sich geberden. Es kam auch eine junge, lustige, anderthalb Zentner schwere Bauerstochter, die ein halbes Dutzend Edelfräuleins mit gesundem Blut und Gutmüthigkeit hätte versehen können. Sie packte auch Allerlei aus, gab es aber nur gegen Küsse ihrem Taufkinde ab, und das muntere Mädchen schmatzte gar brünstig; es war, als ob es ihm mit jedem Kusse wohler werde. Mit hellen Augen sah es sich aber doch überall um, und als es den Dursli auf dem Ofen an-

sichtig wurde, machte es ihm eine saure Miene und schnauzte ihn an: „Bist Du auch da, ich habe geglaubt, Du seiest an einem ganz andern Orte.“ Und man sah es dem Mädchen deutlich an, es krappelte ihm in seinen warmen Gliedern, dem Dursli einmal die Meinung zu sagen, oder ihn beim Schopf zu nehmen. Aber es ging und winkte dem Bäbeli hinaus, drückte ihm dort extra noch zehn Batzen in die Hand (vielleicht seine ganze Ersparniß aus Eiergeld oder Trinkgeldern) mit dem Bedeuten: „Das ist für Deine armen magern Kinder; kaufe ihnen Fleisch und eine Flasche Wein, aber meiner Seel' gib Deinem Unflat nichts davon!“ Dursli litt es still, im Gedanken, daß er es wohl verdienet, daß aber über's Jahr die Leute ihn mit andern Augen ansehen sollten.

So sorgte der liebe Vater droben dafür, daß sie nicht hungrig seinen heiligen Abend zubringen mußten, sondern sich des Glaubens freuen konnten, daß der Herr die Seinen nicht verlasse, daß er auch dafür sorge, daß geweihte Stunden nicht durch peinigende Gefühle gestört werden. Die armen Leute hatten nun auch am Abend genug zu essen, und die Kinder mußten nicht vom Mittag her genug haben.

Und Bäbeli sorgte nach seinen Kräften für ein zweites fröhliches Mahl. Zu den Weihnachtringen hatte es gute Milch holen lassen, seit langer Zeit zum ersten Male, und den Kaffee nur halb und halb mit Cichorien gemischt. Nun tafelten sie herrlich und in Freuden. Es dünkte Dursli, er habe seiner Lebtag nie so herrlich gegessen; als sei ihm etwas aus dem Halse fort, das ihm schon lange alle Speisen verbittert und ihn manchmal bei'm Essen gewürgt hatte. Als er sein Kaffeeschüsselchen zum dritten Mal zum Füllen darstreckte, bezeugte ihm Bäbeli seine Freude, daß er so tüchtig essen möge, und also ganz gesund sei, er habe heute Mittags so gar nichts gegessen. Da erzählte er ganz aufrichtig, wie er geglaubt, es sei zu wenig da, und so habe er den Andern nicht ihre Sache vorweg nehmen mögen; deswegen sei er nun so hungrig. Da streckten ihm die Kinder ihre Stücke Weihnachtsring entgegen und sagten: „Nimm Vater, und iß!“ „Das meine auch, meines auch!“ schrie es um den ganzen Tisch, und Eiseli flüsterte der Mutter in's Ohr: „es sei noch Milch draußen in der Küche, ob es gehen und sie kochen solle?“ Und Dursli hatte die größte Mühe, abzu-

wehren, daß man ihm jetzt nicht zu viel gab, weil er zu Mittag zu wenig gehabt hatte.

So tafelten sie herrlich und in Freuden, mit offenen Herzen, fröhlichen Gesichtern und munterem Gespräch; doch hatten der Eltern Stimmen immer einen weichen Ton. Und als sie abgetafelt hatten, sollte die fröhliche Kinderschaar ihren schlechten Bettlein zu, in denen sie gar trefflich schliefen, denn sie wußten nicht, wie schlecht sie waren. Aber sie hatten diesmal immer noch etwas mit dem Vater zu thun, ihm etwas zu sagen, und wenn er einem die Hand gab und es an sich zog, so machte keines gerne dem andern Platz und jedes wollte noch ein Küßchen haben, ehe es ging; und bei jedem, das gehen mußte, weil ein anderes kam, wischte sich Dursli die Augen, und betete: „Vater, vergib mir, ich wußte nicht, was ich that!"

Und was Dursli und sein Weib seit langer Zeit zum ersten Mal wieder mit einander beteten, — denn, um gemeinsam beten zu können, muß man ein Herz und eine Seele sein — das hörte Gott, und Freude war darüber im ganzen Himmel.

Am andern Morgen früh setzte nun Dursli sich zur Arbeit; er hatte keine Ruhe im Bette, und arbeitete von früh bis spät; und alle vorräthige Arbeit fertigte er ab und suchte neue auf; und man gab ihm gerne, wenn er die Arbeit machen und nicht ein halbes Jahr im Hause behalten wolle. (Zuerst aber machte er seinen eigenen Kindern die Schuhe zurecht.) Vor Allem aus wollte er, daß sie den Neujahrstag ordentlicher Weise aus seinem Verdienst feiern könnten, wie sie es vor Altem gewohnt waren; es sollte das Zeichen sein der wiederkehrenden bessern Zeit. Und er brachte es auch so weit, daß an selbigem Tage zweierlei Fleisch auf seinem Tische stand, Rindfleisch und Schweinefleisch, und glänzendes Sauerkraut und zwei Schüsseln Milch mit dickem Rahm oben darauf. Die mußten den Wein ersetzen, mit dem er es noch nicht versuchen wollte; er fürchtete den Nachdurst am folgenden Tag; er fürchtete überhaupt in seinen noch schwachen Nerven die unheimliche, zu Kopfe steigende Wärme, die so lange sein böser Geist gewesen war. Und geht ja vielen Leuten nichts über Milch zu Fleisch und Sauerkraut. So konnten sie freilich bei diesem Mahl keine Toaste aus-

bringen, daß die Lebehoch an den Wänden klebten; aber sie saßen so in inniger Freude beisammen, und der Engel des Friedens sprach zum Engel der Liebe: „Hier ist gut wohnen, hier laß uns Hütten bauen, Dir eine und mir eine."

Und Dursli hielt sich gut und fest, wie ein wackerer Soldat, bei allen den Kämpfen, die nun kamen, denn mit einem Entschluß und einem Mahl ist eine Bekehrung nicht abgethan, sind nicht alle Folgen der frühern Verirrung aufgehoben. Er hatte einen Feind in sich, der ihm noch viel zu schaffen gab. Es war eine leibliche, innere Leere, Oede, ein Nagen, das nach etwas verlangte, und das allerdings mit einem Gläschen Branntwein geheilt gewesen wäre für eine Stunde oder zwei. Aber er versuchte demselben abzuhelfen mit einem Mund voll Brod, und siehe, nach und nach that es vollkommen den Dienst. Es schien ihm, als ob er gar matt in allen Gliedern sei, seitdem er nicht mehr trinke; aber seitdem er nicht mehr trank, hatte er wieder Appetit; er aß wie ein Drescher, und bald fühlte er sich stärker als je zuvor. Seine Saufkameraden kamen wohl und lockten, machten ihm Bescheid da und dorthin, packten ihn auf der Straße und wendeten alle Mittel an in Ernst und Spott, ihn wieder an sich zu ziehen. Aber das Rauhe, welches er sonst zu Hause gegen die Seinigen gebraucht, und sie damit von sich gestoßen hatte, das kehrte er jetzt gegen seine Kameraden und vertrieb sie auch damit. Der Schnepf kam endlich sogar wieder selbst bis in sein Haus, aber Dursli hielt ihn nieder, und er kam nicht wieder.

Am schwersten aber ward ihm, den Muth und den Glauben aufrecht zu erhalten, daß all' sein Arbeiten noch Früchte tragen und wieder bessere Zeiten bringen werde. Wann er so recht die Leere allenthalben in Kisten und Kasten anblickte, und sah, was Alles noch anzuschaffen sei; wann er seine Schulden hier und dort nachrechnete, die noch abzubezahlen waren; wann er überdachte, wie viel er erwerben müsse, bis er wieder im vorigen Stand sei, und dabei betrachtete, wie langsam die Arbeit von statten ging, wie mühsam nur Kreuzer um Kreuzer hervorzupressen sei, wie man in einer Stunde, in welcher man füglich einen Gulden verthue, mit Noth einen Batzen verdiene; dann wollte es ihm manchmal fast schwach werden, und aller Muth vergehen und ihm scheinen, als helfe es doch nichts, als sei Alles vergebens, und es sei

am beſten, Alles ſo rutſchen zu laſſen. Aber dann heiterte Bäbeli ihn wieder auf und rechnete ihm vor, was doch ſchon Alles wieder verdient ſei, zeigte ihm die beſſere, die leichtere Seite. Und die Kinder gingen ihm zur Hand, wie ſie nur konnten, und wenn er ſie zu etwas brauchen konnte, ſo war es ihre größte Freude; ſo daß er ſah, wie viel ſie ihm bald, recht angeleitet, helfen könnten, und feſter und feſter den Glauben faßte: wenn ſie Alle an einem Seile zögen, es doch noch gut komme.

Und es kam wirklich immer beſſer. Man ſah es bald der ganzen Haushaltung an, daß der Vater anders war. Die Kinder machten allenthalben ganz andere Geſichter, und der Schullehrer ſagte oft: „er wiſſe gar nicht, wie das nur komme, des Holzſchuhmachers Kinder könnten jetzt ſchon den Katechismus von A bis Z auswendig.“ Sie hatten hie und da auch ein Stück Brod oder einen Apfel in der Taſche, wenn ſie in die Schule kamen, und mußten nicht nur lüſtern zuſehen, wann Andere aßen. Sie waren ſonſt oft traurig ſitzen geblieben auf ihren Plätzen, wenn der Lehrer die andern Kinder hinausließ, um nur nicht ſehen zu müſſen der Andern Herrlichkeiten. Bäbeli hatte wieder etwas Farbe im Geſicht, verbarg ſich nicht vor den Menſchen, und bezahlte Alles baar, was es kaufte oder holen ließ.

Durſli machte auch nicht mehr ein Geſicht, als ob er alle Leute freſſen wollte, ſah nicht mehr ſo gelb und wild aus. Er trällerte zuweilen ein Liedchen, oder pfiff vor ſich hin; grüßte und dankte wenigſtens wieder, wenn ihm Jemand begegnete, und hatte ein vernünftig Wort für Alle, die mit ihm reden wollten. Es verwunderten ſich nach und nach auch alle Leute darüber und fragten ſich: „was es doch wohl ſo auf einmal gegeben habe, der Durſli ſei ein ganz anderer Menſch geworden, man ſehe es ihm und der ganzen Haushaltung deutlich an?“ Die alte Wahrſagerin ſtreute aus: „der Teufel habe ihn holen wollen in der heiligen Nacht; da ſei ihm das Herz in die Hoſen gefallen.“ Aber die Leute glaubten ihr doch nur halb. Sie ſagten erſtens: wenn der Teufel Jemand holen wolle, warum er nicht die Hexe ſelbſt nehme? und zweitens fragten ſie: wenn der Teufel ihn im Ernſt hätte nehmen wollen, warum er ihn dann nicht hätte nehmen können? Von den Bürglenherren ſagte die Alte nichts. Sie hoffte, einen Muthigen auftreiben zu können,

der dann auf ihre Rechnung mit dem Teufel reite und den Schatz gewinne.

Wer insgeheim am meisten Dursli's Anderswerden im Auge hatte, waren desselben gegenüber wohnende Nachbarsleute, wo Res sein Freund gewesen war, und Sami, dessen Vater, seines Vaters Freund. Res hatte schon lange seine Leute aufmerksam gemacht, wie Dursli sich ändere, und die ganze Haushaltung ein besseres Aussehen bekomme. Allein sein Vater wollte es nicht glauben und darum sah er auch nichts. Wenn Dursli daheim bleibe, so geschehe es nur, weil er kein Geld mehr habe, oder ihm Niemand mehr auf Borg geben wolle, sagte er. Aber Dursli hatte augenscheinlich wieder Geld und er verthat es nicht wieder; man sah andere Kleider an den Kindern, sah sie Alles baar zahlen und hörte, wie er hier und da etwas abgezahlt. Da sagte Sami: er hätte es beim D. nicht geglaubt, daß es möglich sei, daß ein Mohr seine Farbe ändere und ein Parder seine Flecken, und er glaube es noch jetzt nicht. Aber es scheine ihm, verirrte Menschen seien eben noch keine Mohren oder Parder, sondern eben nur verirrte Menschen, denen Besserung möglich sei. Aber verflucht Wunder nähme es ihn, wodurch Dursli bekehrt worden und gerade an der heiligen Weihnacht. —

Da kam einmal Dursli das Dorf herauf, wohlgemuth und pfeifend; er hatte Arbeit vertragen und klimperte mit dem Geld in der Tasche. Vor ihrem Hause aber standen Res und sein Vater eine Pfeife rauchend und redeten die auf morgen bestimmte Arbeit ab, wenn es nämlich schön Wetter bleibe. Dursli wünschte ihnen einen guten Abend und lenkte rasch gegen sein Haus ein, denn schon sprangen ihm einige Kinder entgegen, und aus der Hausthür scholl es: „Der Vater, der Vater!" Da rief Sami: „He, wart' ein wenig. Nur nicht immer so hochmüthig vorbei geschnurrt, als ob Du ein Preuße wärest, Dir stände es wohl an, auch einmal Dich zu stellen und zu plaudern." „Ja recht gern," sagte Dursli, und hatte schon das Kind, welches ihm zwischen die Beine gelaufen war, auf den Arm genommen und ein anderes an die Hand, „aber ich habe geglaubt, ihr hättet mit einander zu reden, und dann habe ich gesehen, daß meine Frau mir wartet mit dem Nachtessen." — „Nun, das ist brav von Dir, daß Du nicht gerne auf Dich warten

lasseſt, und Dir in Sinn gekommen iſt, wie weh es Weib und Kindern thut, wenn ſie umſonſt auf den Vater warten müſſen," ſagte der Alte, „aber komm nachher zu uns zum Abendſitz, Du wirſt nicht immer beim Licht arbeiten." „Ich hätte wohl Zeit," ſagte Dursli, „aber ich habe mir verheißen, nirgends mehr hin und zu gar Niemanden zum Abendſitz zu gehen, als wenn meine Frau mitkömmt, und mache ich einmal ein Loch in's Geſetz, ſo iſt das ganze Geſetz eine Schaumkelle, man hat Beiſpiele." „Du biſt bei Gott ein ganzer Burſche, man wird Reſpekt vor Dir haben müſſen, und ſelber Schultheißen könnten bei Dir noch etwas lernen — gegenwärtig," ſagte der Alte, und rieb ſeine Mütze auf dem Kopf herum. „Aber weißt Du was? bringe Deine Frau mit, ſie wird wohl einmal kommen können, wenn die Kinder ſchlafen und nirgends mehr Feuer iſt. Sie kann ein Paar Strümpfe zum Flicken mitbringen." „Nun, wenn ſie kommen kann, gar gern," ſagte Dursli. Es nahm ihn wunder, was der Alte eigentlich mit ihm wolle; daß er es nun beſſer mit ihm meine, hatte er ihm noch nie zu erkennen gegeben, und ihm kaum gedankt, wenn er ihn gegrüßt. Als Bäbeli die Einladung vernahm, that ſie ihm im Herzen wohl. Es erkannte daraus, daß auch andere Leute Dursli's Beſſerung anerkannten; und da es ſich ſeiner ſo lange geſchämt hatte vor den Leuten, freute es ſich jetzt, ſich auf einmal mit ihm zu freuen vor denſelben. Es thut Weibern gar wohl, ſich auf die Männer etwas einbilden zu können.

Als ſie hinüber kamen, ſtanden ſchon Küchlein auf dem Tiſch (Res hatte kurz vorher Kindtaufe gehabt), und Wein, meinte der Alte, werde wohl auch noch zu finden ſein. Sami konnte nicht lange hinterm Berge halten und ſo drum herumgehen, wie die Katze um den heißen Brei, um herauszulocken, was er eigentlich wiſſen wollte, ſondern er packte gleich heraus von der Leber weg. „Dein Alter und ich," ſagte er, „ſind unſer Lebtag gute Freunde geweſen. Er war ein guter Alter, und ſtrenger wäre oft beſſer geweſen, aber er war mir doch lieb. Da mochte ich es gar nicht leiden, daß ſein Sohn ein Branntweinſäufer wurde und aller Lumpen Kamerad; und wenn ich Dich einmal ſo angetroffen hätte, daß es ſich mir geſchickt, ſo hätteſt Du erfahren können, was es gegeben. Aber das traf ſich nun nie ſo. Nun vernehme ich auf einmal, Du habeſt Dich ganz gebeſſert, und mein Sohn

fing an zu loben und zu sagen, wie Du Dich nun so gut aufführest, seit er Dir hinter meinem Rücken zwei Reisbündel gegeben. Aber die ganze Besserung kam mir so vor, wie ein Morgennebel, und wegen den zwei Bündeln lachte ich ihn aus. Ich habe noch nie gehört, daß Jemand wegen zwei Reiswellen sich bekehrt hätte. Aber Deine Besserung hielt an und die Sache kam wieder gut, und wie das zugegangen, nahm mich immer mehr wunder, denn alle Sachen wollen ihre Ursachen haben. Da habe ich auch allerlei gehört, was die Hexe gesagt und Andere ihrer Art, aber richtiger Bericht schien es mir nicht."

Da erzählte denn Dursli ihnen alles offenherzig, wie es ihm ergangen mit seinen Kameraden, wie es in seinem Gemüthe getobt, wie er die Bürglenherren gehört, dem Teufel nahe gewesen, durch einen Theil der Hölle gefahren im Traume. Er verschwieg auch nicht, wie die Hexe ihn auf's Neue versucht, und was sie ihm erzählt und wie er geschwankt und sie vielleicht gesiegt hätte, wenn sie ein Branntweinfläschchen bei sich gehabt, daß er wieder des Teufels geworden wäre, mit Leib und Seele. Wie ihn aber die Glocken, die den Menschen in's Leben und aus dem Leben begleiten, und während demselben alle Tage daran mahnen, daß er mit Gott die Erde betreten, mit Gott auf ihr wandeln müßte, wenn er mit Gott sie verlassen wollte, aufgemahnt hätten ganz eigen und wunderbar, und wie dann daheim Weib und Kinder ihn festgehalten hätten wunderbar, und wie in Allem es deutlich gewesen, daß Gott Bäbeli's Gebet erhört und statt seiner mit ihm geredet hätte. Und Bäbeli ergänzte mit glänzenden Augen an mancher Stelle den Bericht, und wie es nun ein neu Leben sei daheim, wie es gerade sei, als hätte man aus einer halben Hölle einen ganzen Himmel gemacht.

Oben am Tisch, ihm zur Rechten in der Hauptecke der Stube gegen die Sonne hin die Bibel, saß auf einem Kissen der Urgroßvater des Hauses, ein zitternder achtzigjähriger Greis, aber klaren Verstandes noch und immer frommen Sinnes, und deswegen nicht behaftet mit geistigen Altersgebrechen. „Es ist doch sonderbar," sagte dieser, auf einen Hackenstock die Hände gestützt, „es ist doch sonderbar, wie die Leute Alles auslegen, Menschenwort und Gotteswort auf ihre Art; wie Gotteswort in dem Munde eines Gottlosen ein tödtend

Gift wird, im Munde des Frommen das gleiche Wort das wahre Lebenselixir; wie aber auch Menschenwort, eine Sage z. B., ganz anders klingt in gutem oder schlechtem Munde. Von früher Jugend an habe ich immer von den Bürglenherren reden hören, aber immer auf zweierlei Weise, je nachdem die Menschen waren. Menschen, welche der Welt dienten, dem Geld oder dessen Genüssen, erzählten das Mährlein von der Bürglen ungefähr wie die Hexe. Aber Niemand je hat den Muth gehabt, den Versuch zu wagen, Niemand daran gedacht, was dann aus den Bürglenherren oder dem, der den Schatz gewinne, werden solle. Solche Menschen, die an der Erde hangen, denken nur an sich, und nur an Genuß oder Besitz; die Gedanken an Anderer und das eigene geistige Schicksal kommen nicht in ihren Sinn. Ganz anders erzählten fromme Leute diese Sage, und in vollem Ernste, darum erbte sie sich auch fort durch so manches Geschlecht. Jetzt geht nach und nach der Glaube daran verloren, und deswegen verhallen sie; man erzählt sie einander nicht mehr, ja man schämt sich gar derselben: und doch liegen in ihnen so manche schöne Lehren verborgen. Aber so wird es des Herrn Wille sein. Er erzieht das Menschengeschlecht auf seine Weise. Da es noch kindlich war, redete er zu ihm wie zu einem Kinde; da es aber aufwuchs, da redete er zu ihm nach den Kräften seines Alters. Nun wird er wollen, daß man die Menschen so wenig mehr durch Mährlein, als durch Bilder selig zu machen suche, sondern durch sein klar und lauter Wort."

Nachdenklich schwieg der Großvater nach seinen bedeutsamen Worten. Da wurde der Wunsch laut von Einem zum Andern, daß er doch von den Bürglenherren erzählen möchte nach seiner Weise. Es war tiefe Nacht geworden, und je tiefer es hineingeht in die dunkle Nacht, desto mächtiger zieht es auch den Menschen, sich hineinleuchten zu lassen in die dunkle unsichtbare Welt, von der er sich umringt fühlt. Während des Tages Schein die sichtbaren Dinge ihm erleuchtet, vergißt er ob ihnen die unsichtbare Welt; wenn dann aber die Nacht die Sinnenwelt verhüllt, dann drängt sich dem Menschen aus den Tiefen seines Geistes das Bewußtsein auf, daß er lebe inmitten einer unsichtbaren Welt. Und diese Welt sich zu gestalten unter Furcht und Zittern mit Grauen und Beben, wie jedes Kind nur zitternd einen

dunkeln Ort betritt, treibt ihn geheimnißvoller Drang. „Wohl will ich Euch erzählen," sagte der Greis, „was ich von früher Jugend an erzählen hören. Aber vergesset nicht, daß ich ein Mährlein erzähle, daß aber dieses Mährlein seinen tiefen Grund hat in jener Zeit, wo der Boden in den Herzen noch nicht urbar gemacht war für das einfache Gottes Wort und wo viele Verwalter desselben mit ihm wenig anzufangen wußten, und denn doch die unbändigen wilden Menschen in Schranken gehalten und gezähmt, die Unterdrückten getröstet werden sollten."

Als Reses Frau die Küchlein herumgereicht und manchmal ermahnt hatte: „nehmet doch, nehmet doch!", als Resli die Gläser gefüllt und Gesundheit gemacht und Dursli aus Sami's Tabakbeutel seine Pfeife gestopft hatte nach langem Weigern: „er hätte auch bei sich," begann der Großvater Folgendes:

„Vor mehr als neunhundert Jahren war es noch gar wüst und öde in diesem Lande und viel weniger Leute als jetzt waren in demselben. Wo jetzt Wiesen die schönen Kühe nähren, rauschte ein See, oder dampfte Morast; wo jetzt Schnitter mähen, dehnte sich das schrankenlose Bett eines Waldbaches aus, warf wilder Wald seine dunkeln Schatten. Mitten in solchen Wald hinein, zwischen wilde Flüsse, lustige Seen, trügerische Moräste bauten sieben Brüder sich eine kleine Burg auf dem Hügel, den man daher Bürglen nannte. Noch manch' großes Schloß besaßen sie, aber sie wollten ein dunkles finsteres Schlößchen haben für ihre dunkeln Thaten, wie auch die meisten Raubthiere die dunkle Nacht wählen für ihr blutiges Rauben und finstere Höhlen zum Aufenthalt. Das Böse drängt sich der Finsterniß zu, verbirgt sich in die Lüge, das Gute freut sich des Lichts, sonnt sich in der Wahrheit. Es waren nämlich die sieben Brüder sieben blutige Raubthiere, die jeden Frevel verübten im öden Lande, ohne Furcht vor Gott und vor Menschen; wenn diese übermächtig ihnen wurden, wußten sie sich zu retten auf verborgenen Pfaden durch die unzugänglichen Moräste auf ihre dunkle kleine Burg. Und es waren die sieben Brüder groß und stark wie Riesen, und wenn sie vom blutigen Raub weg verschwinden wollten spurlos, so trugen sie, je einer nach dem andern, seinen Hengst durch die schmalen, nassen Pfade zum dunkeln Schlößlein. Dort hausten sie oft Wochen

lang in wilder, blutiger Luſt, trieben Jagd und manch Schandwerk des Tages, und am Abend ging ein wildes Zechen los; und wie der Wein zu ſieden begann in ihren ungeheuern Gliedern, begann eine blutige Luſt zu entbrennen in ihrer Seele, und war ein Gefangener auf dem Schlößlein und hatte dieſer noch einen Blutstropfen in ſeinem Leibe, dann quälten ihm die fürchterlichen Brüder in dieſen dunkeln Stunden ihn ab, und war kein Gefangener mehr da, dann warfen ſie ſich blutbrünſtig auf einander, bis Bruderblut herumſpritzte an den Wänden. Aber wie oft in finſterer Höhle die ſüßeſte Quelle rieſelt, wie in ſchauerlichſter Schlucht die ſchönſte Lilie wächst, wie in dunklen Kerker der Sonnenſtrahl am ſonnigſten fällt; ſo hauste mitten unter dieſen menſchlichen Ungeheuern in blutig finſterem Schlößchen das lieblichſte Gebilde. Ein Schweſterlein hatten dieſe ſieben Löwen, wie ſelten eins geſehen wird auf Erden. Wie zwei helle Sterne in des Himmels Blau glänzten deſſen Augen, wie eine Roſe im Morgenthau das Antlitz, zart und ſchlank ſchwebte die Geſtalt über der Erde, und wenn an den wunderſchönen gelösten Haaren, die leichtgelockt das Fräulein umwallten, der Sonne Glanz ſich brach, ſo war's, als umfließe ein goldener Mantel das wunderherrliche Kind. Und wie man ſchon in des wilden Löwen Zwinger ein Kind geſehen hat, ſpielend mit deſſen Mähne, auf deſſen Rücken ſich ſetzen, ihn ſtachelnd mit den kleinen Füßchen, und den Löwen dazu blinzeln wie in ſüßer Luſt, knurrend in ſeinen mildeſten Tönen; ſo ſpielte dieſes himmliſche Kind keck und kühn mit ſeinen Brüdern. Es ſpielte nicht blos mit ihren Bärten, ihren Mähnen, es riß an ihnen in kühnem Muthe und ſchlug ſie raſch mit ſchlanker Gerte, wenn ſie nicht ſeinem Willen ſchnell gehorchten. Wenn ſie ſich ſchlugen, wenn ſie Andere quälten, ſo trat es furchtlos befehlend mitten unter ſie, ſchlug mit ſeiner Gerte zwiſchen die Schwerter, ſchlug damit auf die Peiniger der Armen, und mit freundlichem Grinſen lachten die Brüder des Schweſterleins, und in ſeinem Anblick legten ſich die Wellen des Zorns, und etwas Menſchliches tauchte auf in ihren ungeheuern Leibern bei des Schweſterleins Schelten und Gebieten. Und wenn die Brüder der Leibeigenen Hütten verbrannt, ihr Korn zerſtampft, in frevlem Muthwillen ihnen Wunden geſchlagen hatten, ſo geißelte ſie die Brüder mit Gerte und Rede; das Thor mußten ſie ihr öffnen

und Kuno, der wildeste der Brüder, mußte sie in der Leibeigenen Hütten begleiten, mit Balsam beladen oder Korn; ja die Brüder mußten Holz schaffen zu neuen Hütten. Es war, als ob die lichte Himmelskönigin walte da oben im dunkeln Schlößlein, und als solche war sie auch angesehen weit herum; und wenn die wilden Brüder ferne waren auf Jagd oder Raub, so suchte, wer Trost und Hülfe nöthig hatte, Trost und Hülfe bei dem lieben kecken Kinde. Unter diesen Armen fand das schöne Kind einst ein fremder Pfaffe, der im wilden Lande das Evangelium predigte, und in den reichen, weichen Boden, im Herzen des schönen Kindes fing derselbe an, des Evangeliums heiligen Samen auszustreuen, und sechszig- und hundertfältig schoß er da auf in diesem starken, mächtigen Herzen. Zur frommen Jungfrau wuchs das Kind empor, aber auch aus der Jungfrau sprühte eine Kraft, die alle sieben Brüder bändigte; und auf welchen sie ihr sprühend Auge warf, der stand zu ihrem Dienst gefesselt, als ob demantne Ketten ihn bänden.

„Aber je mehr in ihrem Herzen Christi Sinn empor wuchs, desto mehr empörte sie der Brüder Thun, desto schärfer ward ihr Auge, das Häßliche und Arge aufzufinden, und wunderbar schmiegten sich die wilden Brüder der mächtigen Jungfrau. Da geschah es, daß der reinen Jungfrau die Augen aufgingen über das schlechte Leben ihrer Magd mit ihren Brüdern, und daß sie dieselbe, als die niedere Magd mit frechen Worten sich erheben wollte, in jähem Zorne schlug und niedertrat. Es schwieg die Magd fürder gegen das Burgfräulein, verbarg ihr unzüchtig Leben und gleisnete, der giftigen Schlange gleich zu den Füßen, die sie getreten. Aber mit giftiger Rede begann sie die Brüder zu umgarnen, mit boshafter Liebe sie zu umstricken. Mehr und mehr höhnte sie die Brüder über ihre Schwäche und der Schwester Meisterschaft; mehr und mehr versuchte sie, ihre Gunst zu sparen und zu spenden, je nachdem einer der Brüder der Schwester willfahrte oder trotzte. Wenn solches Reizen aus zahmen Menschen wilde macht, was muß es aus wilden machen? So begannen die Brüder zu knurren, zu brummen gegen die Schwester; aber diese kehrte sich daran so wenig als der Hausherr an das Knurren seines Hundes. Aber die Buhlerin stachelte immer giftiger und gewann sich immer größere Gewalt über die thierischen Brüder und reizte sie immer höher

auf gegen die Schweſter, und ſtachelte ihren Geiz gegen der Schweſter Gutherzigkeit, und ſtachelte ihren Hochmuth gegen der Schweſter Gemeinſchaft mit den Armen. Endlich ward zur Flamme die angeblaſene Glut, die Brüder wollten Herren ihrer Herrin werden, und verboten ihr, Geſchenke zu geben und die Armen zu pflegen, mit manch' grobem Wort. Da hob hoch auf ſich die Maid, befahl ihrer niedern Magd, den Korb, ſchon gefüllt mit mancher Gutthat, ihr nachzutragen, und ſchritt des Schloſſes Pforte zu mitten durch die Brüder, und ihrer klaren Augen zürnend Funkeln ſchlug lähmender auf die ſieben Rieſen ein, als hundert Männer kühn geſchwungene Schwerter. Aber des hohen Fräuleins niedere Magd glühte nachtretend auch die Brüder mit ihren geilen Augen an, und reizte ſie auf mit höhniſchem Munde und verächtlichen Geberden, daß Grimmbart, der thieriſchſte der Brüder, der niedern Magd zu Lieb und Huld, der Schweſter Kleid ergriff, ſie zurückriß in den Schloßhof und mißhandelnd der innern Thüre zuſtieß. Da hob das Fräulein kühn ſich auf und, der Mißhandlung wehrend, redete es wie mit Pfeilen auf die Brüder ein, daß dieſe der alten Oberherrſchaft ſich zu beugen begannen und ihrer Schweſter Herrlichkeit. Aber hinter dem Burgfräulein ſtand die geile Magd und höhnte die Brüder, höhnte mit Blick und Geberden Einen nach dem Andern. Und die Blicke und Geberden der lüſternen Magd ſiegten über der reinen Schweſter Worte und mit ihren gewaltigen Händen ſtießen ſie die Schweſter, die ſtolzen Blickes keines Wortes ſie mehr würdigte, in des Schlößleins ſchlechteſtes Gemach.

„Als das Burgfräulein Tage lang ausblieb in den Hütten der Armen, an den Lagerſtätten Gemißhandelter, da machten ſich Schaaren auf, ihren goldenen Engel im Schloſſe zu ſuchen, aber heulend und blutig ſtoben ſie wieder heim, von Bolzen getroffen, von Hunden gejagt. Da wandelte alleine der fromme Pfaff den Burgweg auf, ſein Beichtkind zu ſuchen, und kein Hund ſprang ihn an, kein Bolz flog ihm entgegen; die Brüder fürchteten den Pfaff, der Pferde und Hunde geſund machen konnte, und der Gewalt über die Elemente habe, wie ſie glaubten. Sie ließen ihn ungehindert ein zur Schweſter, die ſie zu erbarmen begann, ohne daß ſie es zeigen durften vor ihrer Magd, die Tag für Tag ihre geſtrengere Herrin wurde. Als der Pfaffe weiter ging, fragte

er um's Wiederkommen, und gerne gestatteten es ihm die Brüder. Sie selbst zogen sammt der Magd fort auf Raub und Mord und erst vor Weihnachten kehrten sie wieder heimlich ein in's Schlößchen. Am heiligen Vorabend hatten sie zwischen den Seen, Aeschi zu, wüthend gejagt, mit Bär und Wolf gekämpft und kehrten Abends blutig, müde, mit reicher Beute heim. Da begann ein Zechen, das immer wilder war, Jeder überprahlte den Andern mit seinen Heldenthaten, sie träufelten in die Becher Blut aus ihren Jagdwunden und tranken einander zu auf Kampf und Sieg. Und immer unheimlicher glühte in ihren Adern das Feuer, immer unheimlicher sprühte es aus ihren Augen, ein immer fürchterlicherer Blutdurst kam über sie. Lauter und lauter scholl das Prahlen, ward zum Streit und die wilden Hände faßten die Schwerter zu Brudermord. Und draußen war es still und mild und silbern schaute der Mond in's grause Getümmel. Da schlug Gondebald, der schlauste der Brüder, Jagd vor durch die Nacht auf ein gefährlich Wild, damit die aufgeregte Wuth nicht im Bruderblut sich kühle.

„Und jubelnd sprangen die Brüder auf, faßten ihre Speere und riefen nach Pferden und Hunden, die müde schlummerten vom schweren Tagewerk. Da trat die zur Herrin gewordene Magd unter sie und sprach: wenn sie jagen wollten, so wüßte sie ein edles Wild. Drunten im Walde, unter den Eichen am Brunnen, sitze ihr sauber Schwesterlein, unter dem Schutze des heuchlerischen Pfaffen, umgeben von Bettlerschaareu, und vertheile der Brüder Hab und Gut; dort zu jagen mit Hund und Roß wäre neue, lustige Jagd.

„Drunten saß allerdings das Burgfräulein unter armen Weibern und Kindern und tröstete die Armen mit allerlei Worten und Gaben. Es wußte, daß die Brüder heute in der heiligen Nacht zechen würden arg und wild, ohne um ihr arm Schwesterlein sich zu kümmern. Es sehnte sich nach seinen armen Kindern und Weibern. Der Pfaffe richtete an die Armen die treue Botschaft aus, und ein dem Fräulein treu ergebener Wächter ließ es hinaus unbemerkt, wie er glaubte. Aber er irrte sich. Die Magd hatte unter den Knechten einen Buhlen, und diesen zum Wächter bestellt über ihre Herrin. Dieser merkte ihre Abrede, traf daher auch die seinige mit der Magd, und als er das Fräulein am Brunnen wußte, brachte die Kunde den wüthenden Brüdern die listige Magd.

„Laut und heulend in schäumendem Zorn griffen sie nach Bogen und Armbrust, nach Speer und Schwert, und auf mußten die müden Thiere, Pferde und Hunde, zu neuer, ungewohnter Jagd. Doch wie gebannt durch des Waidwerks Kunst und Regel ritten sie still, mühsam ihre Wuth zügelnd, auf Umwegen, wie um ein edles Wild zu beschleichen, dem Brunnen zu. Und während sie ritten, blieb die Magd im Schlößlein mit ihrem Buhlen und in teuflischer Schadenfreude bereiteten sie ihr abgeredetes Werk.

„Unfern des Brunnens, in tiefem Mondesschatten, hielten lautlos die wilden Gestalten hoch zu Roß, an den Leinen die Hunde. Vor ihnen lag der freie Platz, mit einzelnen Eichen geschmückt, wo silbern die Quelle rieselte, und an derselben saß das schöne Burgfräulein in seinem goldenen Mantel, und rings um dasselbe die glückliche, beschenkte Menge armer Mütter, armer Kinder; hinter ihnen stand im Schatten einer mächtigen Eiche betend der Pfaff und über Allen wanderte am Himmel in stiller Klarheit der Mond und leuchtete mit seinem lieblichsten Lächeln der schönen Geberin zu dem Austheilen ihrer Gaben. Da sah er vom hohen Himmel nieder die finstern Gestalten lauernd in des Waldes Schatten und ahnte das werdende Mörderstück. Er hieß die Winde warnend rauschen durch der Bäume Wipfel; aber die Glücklichen an der Quelle hörten es nicht, und durch die Harnische an die Mördergewissen drangen die Winde nicht. Da sah der Mond auf zu Gott, ob dieser wohl den Unschuldigen eine Hülfe bereite, aber stille blieb es da oben; da wanderte er traurig weiter auf seiner luftigen Bahn, den Winden winkend, daß sie mit dem finstersten Wolkenschleier ihn verhüllen möchten. Aber ehe sie den Schleier gewoben hatten aus der Erde Dünsten, brach der Brüder Mordlust los und mit Holla und Hussa hetzten sie die Hunde, des Streites mit Bär und Wolf gewohnt, auf die arme Weiber- und Kinderschaar, mit gespannten Bogen wie eines gejagten Wildes der Fliehenden gewärtig. Mit wüthendem Geheul stürzten in weiten Sätzen die grimmen Hunde auf die Armen ein, wie schüchternes Wild fuhren diese empor beim Heulen der fürchterlichen Thiere. Aber wie ein klares Himmelsbild, goldend glänzend in seinem flatternden Mantel, trat kühn das Burgfräulein den Hunden entgegen und rief mit ihrer hellen Silberstimme abwehrend auf sie ein. Die bekannte

Stimme der geliebten, lang entbehrten Herrin drang an die Herzen der Hunde und mit freudigem Winseln schmiegten sie sich zu ihren Füßen, sprangen an ihr empor und vergaßen das zu jagende Wild, hörten nicht das immer wüthendere Holla und Hussa der Brüder. Da flogen von den Bogen der Wüthenden die Bolzen und Pfeile in Menschen und Hunde mitten hinein, und Menschenjammer und Hundegeheul fuhr klagend auf zum Himmel; den Bolzen und Pfeilen nach stürzten die Brüder mit geschwungenen Speeren. Schwankend, in der keuschen kühnen Brust einen blutigen Pfeil, trat ihnen die Schwester entgegen, breitete abwehrend die Arme aus und bat milde um Schonung für die arme Schaar. Vor der holden Erscheinung prallten die Pferde zurück, aber der Schwester Stimme drang nicht zu der Brüder Herzen; die blutig gestachelten Rosse sollten über die holde Schwester weg in die Winselnden mitten hinein. Aber die gewaltigen Hengste setzten in bäumenden Sprüngen neben dem in blutigem Golde glänzenden Fräulein weg und kein Huf berührte sie. Sie wankte den Wüthenden nach, die zur Jagd gegeißelten Hunde lockend, blutende Kinder ihnen entreißend, Speere aus den Brüsten der Mütter ziehend. Sie achtete ihr strömend Blut nicht, sie wollte dem Gräuel wehren, aber immer leiser ward ihre Stimme, immer wankender ihr Fuß, die Hunde, die fliehende Kinder im Dunkel des Waldes zerrissen, hörten ihre Stimme nicht mehr. Da hörte sie, wie der Pfaff an den Stamm der Eiche gelehnt, mit weithin hallender Stimme den Brüdern fluchte: Daß das hier vergossene Blut auf ihre Seelen kommen und auf denselben brennen solle von Ewigkeit zu Ewigkeit, und daß sie keine Ruhe im Grabe haben, sondern an jeder Weihnacht hier jagen und morden müßten, so lange der Brunnen fließe, so lange der Mond am Himmel wandle.

„Da wandte sie sich zu ihm hin mit sterbenden Schritten, starrend in blutigem Golde, und leise flehte sie: „O wende den Fluch, es sind meine Brüder; wende ihn, um Maria willen, der Himmelskönigin!“ und leise sank sie in die Knie, und leise sank ihr Haupt zur Erde, und leise flochten Engelein aus den kleinen rieselnden Blutstropfen blühende Rosenkränze, das sterbende Haupt umwindend. Da sprach der Pfaff: „Den Fluch kann ich nicht mehr wenden; das gesprochene Wort geht zu Gott und liegt in seiner Hand;

aber wenn die wüthenden Brüder in tausend Jahren auf ihrer wilden Jagd zehn verwilderte Männer trostlosen Weibern, weinenden Kindern wieder zuführen, zur Sühne der hier gemordeten Mütter und Kinder, so mögen sie eingehen in des Grabes Ruhe; das Fernere walte Gott." „Das aber ist mein Walten, verfluchter Pfaffe," brüllte Kuno, der wildeste der Brüder, und schleuderte seinen Speer mit sicherer Hand. Durchbohrt sank sterbend der Pfaff nieder neben das scheidende Himmelskind, es segnend mit dem heiligen Kreuz; dann kam der Tod und drückte leise ihnen die Augen zu; und des Herrn Engel trugen die Seelen der schuldlos Geschlachteten hinauf an den Ort, den ihnen der Herr bereitet hatte.

„Als ihr blutig Werk vollendet war und kein Lebendiger mehr athmete auf dem blutigen Platze, saßen die Brüder wieder hoch zu Roß und zogen heim in dumpfem Schweigen. Finster war es am Himmel geworden, schwarz war der Wald, hohl ging der Wind und von ferne her brauste der Sturm heran. Als sie den Burgweg auf zum Thore ritten, stand es offen, hintenan und sterbend daneben der gebundene Wächter. Als er ihnen Kunde gegeben, daß ihre niedere Magd mit ihrem Buhlen ihn erdolchet und mit all' ihren Schätzen beladen, geflohen seien in des Waldes Nacht, verschied er. Da flammte es in ihrem wilden Gehirn auf wie die Strahlen des jüngsten Gerichts; laut auf, daß das Schlößlein zitterte, heulten sie in Weh und Wuth, wandten die Rosse, hetzten die Hunde auf die neue Fährte, und jagten hintendrein mit Holla und Hussa, mit Peitschenknall und Sporenklang dem schlechten Wilde nach. Die Dirne und ihr Buhle erschracken, als sie hinter sich die wilde Jagd vernahmen; sie hatten so schnelle Rückkehr nicht erwartet, so schnelles Finden ihrer Spur. Mit Windeseile huschten sie seufzend und keuchend durch die Büsche graden Weges den Wald hinauf, dem Lindenhubel zu. Aber näher und näher kam ihnen die wilde Jagd, sie verließen in rascher Wendung den graden Lauf, eilten quer durch die Büsche, dann wieder den Wald hinab, glaubend, die Hunde zu täuschen. Aber müde Hunde lassen weniger sich täuschen, als frische. Die schreckliche Meute heulte immer näher an ihren Fersen, der wüthende Jagdruf drang immer wilder auf sie ein. Sie flohen mit Windeseile am Waldessaume den Bühleinschlag ab, aber immer näher kam

der Brüder Holla, der Rosse wildes Schnauben. Sie huschten über den Koppiger Weg, flohen die Wolfsteige nieder und fast unbewußt dem blutigen Brunnen zu, und an ihren Fersen schienen die Hunde zu hangen, in ihrem Nacken funkelten die Speere. Als die wilde Jagd, Hunde, Wild und Jäger zu einem Knäuel zusammengerollt, gestoben kam auf den blutigen Platz, da erleuchtete auf einmal ein gewaltiger Blitz den Ort, wie in Flammen stand der Wald, wie eingewurzelt plötzlich die ganze Jagd, und aus dem Boden heraus wuchs schwarz und ungeheuer eine Hand, faßte Wild, Jäger und Hunde zusammen, einem Büschel Grase gleich, — ein ungeheurer Schrei — dann verschwand die Hand in die Erde und schwarz und stille ward es wieder auf dem blutigen Platze. So soll am nächsten Morgen auf dem nächsten Hofe ein Kind erzählt haben, welches von Allen das Einzige war; das sich hatte retten können.

„Die Bürglenherren wurden nie mehr gesehen; leer stand ihr dunkles Schlößchen und verfiel allgemach. Aber im Frühjahr wurde es lebendig um den Brunnen herum. — Wenn die Sonne ihrer bräutlichen Erde die ersten freundlichen Blicke gibt, sprossen Blumen ohne Zahl um den Brunnen auf, wo des Fräuleins Thränen begraben liegen; und wie in goldnem Kleide glänzt der Brunnen weithin durch den Wald, gekränzt mit den goldnen Glockenblumen, der Kinder Freude. Und wo die Blutstropfen der Kinder fielen und begraben liegen weit herum in den Büschen, da sprossen Sträucher auf und mahnen mit den schwarzen Wachholderbeeren an die schwarzen vergossenen Blutstropfen der armen unschuldigen Kinder. Und im Frühjahr, wenn der Brunnen glänzt in seinem Golde, jubeln Kinderschaaren um den Brunnen, sich Kränze flechtend aus den schönen Glockenblumen; und im Herbste, wenn reif die Beeren werden, streichen Kinder durch die Büsche, zu sammeln die gleichen Wachholderbeeren; und und wenn die Kinder um den Brunnen jubeln, oder wenn sie durch die Büsche streifen, so soll unsichtbar in seinem goldenen Mantel das Fräulein in ihrer Mitte sein und sie hüten und wahren, und noch nie soll dort Einem Uebels begegnet sein.' Darum auch heißt der Brunnen Bachtelenbrunnen, wie dort die Glockenblumen heißen, und Wachholdereinschläge die darum liegenden Gehege. Aber wenn der Winter wieder kömmt und die heilige Weihnacht, dann sollen die Brüder

wieder reiten still und finster zur blutigen Jagd, sollen wieder morden und wieder jagen die Dirne und ihren Buhlen, Wald auf, Wald ab, und verschwinden in der schwarzen Hand am Brunnen. Neunhundert Jahre haben sie jetzt gejagt und darüber, und in einer alten Chronik sollen acht Geschichten stehen von verwilderten Männern, welche die wilden Jäger trostlosen Müttern, weinenden Kindern wieder zugeführt."

Lautlos waren Alle da gesessen, und bange preßte sich der Athem in jeder Brust, als der Alte endigte. Endlich rang sich Dursli's Stimme frei und bebend fragte er: „Also habe ich nicht geträumt, und ich bin der Neunte?" „Eine Sage habe ich Euch erzählt," entgegnete der zitternde Greis; „aber Alles, was auf Erden ist, ist Diener des Allerhöchsten; jeder Baum, jeder Stein, und jedes Blatt, das am Baume sich bewegt, und jedes Sandkorn, das vom Steine der Wind weht. So wird jedes Wort aus Menschenmund zu Gottes Wort, wenn er will, und muß dienen zu Bekehrung und Erweckung der Menschen. So macht er auch die Sagen, so lange er sie noch duldet, zu seinen Dienern, und sprengt mit ihnen verschlossene Herzen. Des Herrn Wege sind wunderbar, unerforschlich sind seine Rathschläge. Wie er die Einen sucht in der Sonne hellem Licht, oder mit seines klaren Wortes Kraft, kann er Andere suchen in wilder Sturmesnacht, mit dunkler Sage ahnungsvollem Grauen. Zeuget Deine Seele, daß Dich Gott gefunden, so grüble nicht; sorge nur, daß Du nicht wieder verloren gehst." So sprach der Greis, und wankte an seinem Stocke dem Bette zu.

Ergriffen von mächtigem Geisteswehen sprachen die Uebrigen nur einzelne Worte, drückten die Hände sich und gingen zur Ruhe.

Dursli konnte nicht schlafen, aber in seliger Ruhe dachte er noch lange in beglücktem Gemüthe an Gottes wunderbare Wege, und wie er in seiner Wundermacht mit Sturm und Regen, mit Weh und Graus Wunder schafft in den Herzen der Sterblichen; wie er verwandelt die Finsterniß in Licht, den Aberglauben in Glauben, des Unglaubens öde Steppen in blumenreiche Gefilde.

Und als er fühlte, wie über ihn der Schlaf entfalte seine Schwingen, dankte er noch innig seinem Gott für die Wunder seiner Wege und bat ihn: daß er für und für mit seiner mächtigen Hand seiner Schwachheit aufhelfen möge;

er ſelbſt aber wolle die Augen offen halten, und ihn erkennen bei Tag und Nacht. Er betete, daß er alle Männer, die mit ihm auf gleichem Wege gingen, erfaſſen möchte mit ſeiner Kraft und ſie wieder zuführen ihren jammernden Weibern, ihren verwahrloſten Kindern. Dann kam ſüßer Schlaf über ihn, und in ſüßem Frieden erwachte er, begrüßt von der Sonne Licht, vom ſonnigen Lächeln ſeiner Kinder.

Und Durſli hielt feſt am beſſern Leben. Die Sonne ging ihm alle Tage neu auf in ſeinem Herzen, darum nahte ſich auch alle Abend in ſanften Schwingen der ſüße Schlaf, und jeden Morgen erwachte er in ſüßem Frieden. Aber ehe er des Abends ſich vom ſanften Schlafe übermannen läßt, betet er für alle verwilderten Männer, die auf ſchlechten Wegen gehen, daß ſie Gott ihren weinenden Weibern, ihren unglücklichen Kindern wieder zuführen möge.

Und Gott will des guten Durſli's Gebet erhören, will die Sonne ſcheinen laſſen über der Erde und aufblühen laſſen ihre holden Kinder, will den Sturm ſauſen laſſen über die mit jeglichem Grauen behaftete Erde; will erfaſſen verwilderte Männer und ſie zuführen ihrem unglücklichen Hauſe; aber es müſſen die Männer aufthun ihre Augen und ſchauen des Herrn Liebe in der Sonne reichem Schein; ſie müſſen öffnen ihre Ohren und hören den Donner ſeines Wortes in wilden Wettern, müſſen in ihr Herz leuchten laſſen die Sonne der Liebe, donnern in denſelben ſein ſtrafend Wort, dann rettet ſie Gott, rettet ihnen Weib und Kinder.

„O, ihr verwilderten Männer! ſehet ihr nichts, höret ihr nichts? Gottes Sonne ſcheint, Gottes Donner rollen, es jammern die Weiber, es wimmern die Kinder; wann wollet ihr die Ohren aufthun, wann eure Augen öffnen? Wehe! wehe Allen! die erſt erwachen, wenn Gottes Gerichte donnern, wenn die Weiber ausgejammert, die Kinder ausgewimmert haben!"

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(Gebrüder Pierer.)